

Zeitschrift des  
Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Band 63

Jahrgang 1932











Mezzotinto Bruchmann

Grubenwand und Fischkelespitz vom Fischkelespitz aus

10904

Zeitschrift  
des Deutschen und Österreichischen  
Alpenvereins

(Jahrbuch)

Geleitet von Hanns Barth

Jahrgang 1932

Band 63

Mit dem mittleren Blatt der Karte der Zillertaler Alpen

(Abt. 8 Zillertal)

Innsbruck 1932

Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

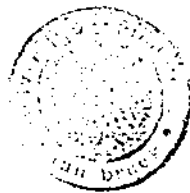
Für den Buchhandel

bei der J. Lindauer'schen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

Hergestellt durch F. Bruckmann AG. in München

(10. 907/63)

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt  
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten  
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und  
Inhalt ihrer Angaben



1932: Per.

Buch- und Kunstdruck  
sowie Herstellung der Klischees von F. Bruckmann AG., München  
Papier der München-Dachauer Papierfabrik AG., München

# Inhaltsverzeichnis

## Text:

	Seite
1. Otto Stolz, Innsbruck: Der deutsche Raum in den Alpen und seine Geschichte. . .	1
2. E. F. Hofmann, München: Theodor Trautwein . . . . .	37
3. Studienrat Professor Dr. Ludwig Lämmermayr, Graz: Die Eggstraße in den Alpen . . . . .	52
4. Dr. Hans Hartmann, München: Ranghendzönga 1931 . . . . .	62
5. Generalmajor a. D. Theodor von Lerch, Wien: Die ersten Winterhochturen in Japan . . . . .	73
6. Dr. Friedrich Ahlfeld, Marburg: Die Cordillera Quimsa Cruz . . . . .	79
7. Hugo Tomaschek, Wien: Bergfahrten im Kaukasus 1930 . . . . .	95
8. Dr. Ludwig Obersteiner, Graz: Der thessalische Olymp . . . . .	108
9. Rolf Richter, München: Südlarpatenfahrt 1931 der A.-B.-Sektion Hochland, München . . . . .	114
10. Dr. Willi Welzenbach, München: Die Nordwand der Aiguille des Grands Charmoz . . . . .	126
11. Toni Schmid †, München: Matterhorn-Nordwand . . . . .	137
12. Adolf Wihenmann, Pforzheim: Der Bergfranz des Sellrainer Gieiserschotals — rund um die Neue Pforzheimer Hütte — . . . . .	148
13. Hermann Einsele, München: Aus dem Reiche der „Sciora“ . . . . .	194
14. Engelbert Koller, Altnang: Das Höllengebirge . . . . .	211
15. Dr. Fritz Benesch, Wien: Der Ötztal . . . . .	221
16. Willy Mayr †, Innsbruck: Kühne Fahrten in den Zillertaler Alpen . . . . .	242
17. Hermann Wopfinger, Innsbruck: Eine siedlungs- und volkskundliche Wanderung durch Willgraten . . . . .	263
18. Gustav Ladner, Gmünd, und Mgstr. Frido Kordon, Waltendorf-Graz: Neues und Seltenes in der Ankogelgruppe . . . . .	289
19. Hans Ertl, München: Neue Bergfahrten in der Ortlergruppe (Königs Spitze und Ortler) . . . . .	300
20. Dr. Hans Kiene, Bozen: Neues aus dem Latemar . . . . .	314
21. Ing. Karl Folka, Brunn: Die Birkenkofelgruppe . . . . .	324
22. Hanns Barth, Prof. Karl Zursky † und Ing. Rolf Werner, Wien: Schifahrten in den Saalbacher Bergen . . . . .	347

## Bilder in Kupferdruck:

1. Grubenwand und Zischensferner vom Zischlespiz aus. Lichtbild von Adolf Wihenmann, Pforzheim . . . . .	Titelbild
2. Ranghendzönga über dem Salungtal. Lichtbild von J. Brenner, München . . . . .	66
3. Schkara, 5184 m, Nordpfeiler. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien . . . . .	96
4. Bild vom Piz Casnile auf Cima di Rosso, Monte Disgrazia, Monte Siffone und Torroneklamm. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	194
5. Der Ötztal von Osten. Lichtbild von Dr. Fritz Benesch, Wien . . . . .	220

	Seite
6. Biberg Alpe im Stillupptal. Lichtbild von Hanns Barth, Wien . . . . .	258
7. Hochalmspitze mit Guffenbauerrinnen und Großelendkees vom Schwarzbirn. Lichtbild von Mauritius Mayr, Klagenfurt . . . . .	298
8. Rautkofel, Schwabentkofel und Schwabenalpenkofel von der Langenalpe. Lichtbild von Ing. U. Frisch, Hohenstadt . . . . .	324

### Bilder in Kunstdruck:

1. Leggirbe (Pseudolegarve) auf Cardona-Alp im hintersten Val Caisis, St. Gallen, etwa 1970 m. Lichtbild von E. Bächler, St. Gallen . . . . .	57
2. Leggirbe am Osthange des Eisenhut bei Lurtach, etwa 1950 m. Lichtbild von Dr. F. Kämmermayr jun., Graz . . . . .	57
3. Leggirbe am Wege von der Kaseralpe zum Zirbitzkogel, etwa 1750 m. Lichtbild von Prof. Dr. Karl Petrasch, Graz . . . . .	58
4. Leggirbe am Wege von der Kaseralpe zum Zirbitzkogel, etwa 1850 m. Lichtbild von Prof. Dr. Karl Petrasch, Graz . . . . .	58
5. Sintolchu. Lichtbild von J. Brenner, München . . . . .	63
6. Rangschendzönga mit Zemugletscher. Lichtbild von J. Brenner, München . . . . .	64
7. Blick vom Lager X nach Osten. Lichtbild von Dr. Allwein, München . . . . .	64
8. Im Urwald des Zemutales, etwa 3400 m Höhe. Lichtbild von J. Brenner, München . . . . .	69
9. Auf dem Nordostsporn des Rangschendzönga, in 6100 m Höhe. Lichtbild von J. Brenner, München . . . . .	70
10. Siniolchu-Nadel. Lichtbild von H. Pircher . . . . .	70
11. Der Fuji-yama, 3770 m, der höchste Berg Japans. Lichtbild der National Ski Association of Japan . . . . .	75
12. Abfahrt von den Ichigo-Bergen bei Satata. Lichtbild der National Ski Association of Japan . . . . .	76
13. Der Ontake, 3500 m, der zweithöchste Berg Japans und der Tafegatate, der „Brennende Berg“ in den japanischen Alpen. Lichtbild der National Ski Association of Japan . . . . .	76
14. Illimani von Asiento aus . . . . .	81
15. Laramcotafsee mit Leon Jihuaña . . . . .	82
16. Utoromachuma-Gletscher mit Väterschnee . . . . .	82
17. Cerro San Juan (Altarani) und Huallatanisee . . . . .	91
18. Dschanga-Westgipfel, 5051, im Gewitter. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien . . . . .	92
19. Die Nordabstürze der Schhara und Dschanga-Gipfel. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien . . . . .	101
20. Im Aufstieg zur Dschanga. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien . . . . .	102
21. Wächten am Schhara-Ostgipfel. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien . . . . .	102
22. Einstiegsrampe zum Schhara-Nordpfeller. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien . . . . .	102
23. Der Nordpfeller der Schhara vom Dschanga-Anstieg. Lichtbild von Hugo Tomaschek, Wien . . . . .	102
24. Der Olymp. Ansicht von Süden. Lichtbild von Hanns Holdt, München . . . . .	111
25. Blick während der Kletterei am höchsten Gipfel des Olymp nach Süden (Pallmanastri, 2815 m). Lichtbild von Leopold Pravda, Graz . . . . .	111
26. Westabstürze der höchsten Olympgipfel. Lichtbild von Leopold Pravda, Graz . . . . .	112
27. Stefan (auch Thron des Zeus genannt), 2909 m, zweithöchster Gipfel des Olymp. Lichtbild von Leopold Pravda, Graz . . . . .	112
28. Höchster Gipfel des Olymp, Mitka, 2917 m. Lichtbild von Leopold Pravda, Graz . . . . .	112

	Seite
29. Fogarasher Gebirge: Kleiner Podragu- oder Podragel-See mit Podraguspitze. Lichtbild von J. Fischer, Hermannstadt . . . . .	117
30. Fogarasher Gebirge: Bergerspitze, Spleß-Bergercharte, Negroi, Caltunspitze, Serbota. Lichtbild von J. Fischer, Hermannstadt . . . . .	118
31. Fogarasher Gebirge: Corabia, 2402 m, Ucia mare, 2432 m, Bistea mare, 2526 m. Lichtbild von J. Fischer, Hermannstadt . . . . .	123
32. Fogarasher Gebirge: Laiti-Türme (Portita, 2229 m). Lichtbild von J. Fischer, Hermannstadt . . . . .	123
33. Fogarasher Gebirge: Blick von der Hirtenspitze (Negoigebiet) nach Westen gegen Hohe Scharte, Budislavul und Surulspitze. Lichtbild von J. Fischer, Hermannstadt . . . . .	124
34. Fogarasher Gebirge: Surulspitze. Lichtbild von J. Fischer, Hermannstadt . . . . .	124
35. Charnoz-Nordwand von der Crête des Charnoz. Lichtbild von Wehrli W., Klüberger-Zürich . . . . .	133
36. Aiguille de la République vom Bivak bei Punkt 3117 aus gesehen. Lichtbild von Dr. Willi Welzenbach, München . . . . .	134
37. Matterhorn. Lichtbild von Hans Huber, München . . . . .	143
38. Die Neue Pforzheimer Hütte im Winterkleid. Lichtbild von Adolf Wihenmann, Pforzheim . . . . .	144
39. Schigelände bei der Neuen Pforzheimer Hütte gegen Grubenwand und Zischkenferner. Lichtbild von Adolf Wihenmann, Pforzheim . . . . .	144
40. Auf dem Wege zur Neuen Pforzheimer Hütte: Rückblick vom unteren Gleierischtal gegen Paiderspitzen. Lichtbild von Adolf Wihenmann, Pforzheim . . . . .	153
41. Blick ins obere Gleierischtal mit Grubenwand und Gleierischferner. Lichtbild von Adolf Wihenmann, Pforzheim . . . . .	154
42. Nordgrat der Grubenwand und die Kraspesberge, vom Zischkenferner aus. Lichtbild von Adolf Wihenmann, Pforzheim . . . . .	154
43. Die Umrahmung des Gleierischfernens. Lichtbild von Adolf Wihenmann, Pforzheim . . . . .	171
44. Abendlicher Gipfelblick vom Südlichen Zwieselbacher Kofstogl nach Nordwesten. Lichtbild von Adolf Wihenmann, Pforzheim . . . . .	172
45. Das obere Kraspestal mit Haidentogl, Grubentarspitze und Kraspesferner. Lichtbild von Adolf Wihenmann, Pforzheim . . . . .	172
46. Soglio mit Badile, Cengalo und Scioragruppe. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	197
47. Dorfeingang von Soglio. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	197
48. Sciora di Fuori, Punta Pioda di Sciora und Lgo di Sciora. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	198
49. Scioragruppe von der Forcellette. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	198
50. Cavlocetsee und Pizzo dei Rossi. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	203
51. Punta d'Albigna. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	203
52. Bondasfaglettscher und Gemelli. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	204
53. Sciorahütte, Gemelli und Cengalo. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	204
54. Piz Balzetto vom Saffoprimaryera. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	209
55. Scioragruppe vom Wege nach Soglio. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	209
56. Im Ricciò: Blick auf Albignaglettscher. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	210
57. Fornoehütte. Lichtbild von Hermann Einsele, München . . . . .	210
58. Der Dachstein vom Hochledenberg im Hällengebirge. Lichtbild von J. Voglmayr, Alttersee . . . . .	215
59. Hällengebirge: Brennerin, Blick gegen Utter- und Mondsee und Schafberg. Lichtbild von J. Voglmayr, Alttersee . . . . .	216

	Seite
60. Höllengebirge: Kranabethfattel mit Gmundner Haus gegen das Tote Gebirge. Lichtbild von G. Voglmayr, Attersee . . . . .	216
61. Hintere Lormäuer und Otzcher vom Kaisertbron. Lichtbild von Dr. Fris Benesch, Wien . . . . .	229
62. Otzhergebiet: Bild von der Brei gegen Hochstadel und Gesäuseberge. Lichtbild von Dr. Fris Benesch, Wien . . . . .	230
63. Otzcher: Der Eingang zum Geldloch. Lichtbild von Dr. Fris Benesch, Wien . . . . .	230
64. Otzhergipfel vom Beginn des Rauhen Kammes. Lichtbild von Dr. Fris Benesch, Wien . . . . .	239
65. Im Großen Otzhergraben. Lichtbild von Dr. Fris Benesch, Wien . . . . .	239
66. Otzhergebiet: Erlaufsee vom Südausstieg auf die Gemeindealpe. Lichtbild von Dr. Fris Benesch, Wien . . . . .	240
67. Der Otzcher von der Brei (Süden). Lichtbild von Dr. Fris Benesch, Wien . . . . .	240
68. Großer und Kleiner Mörchner, Mörchnerschneld und Feldkopf (Sigmondspitze). Lichtbild der Photogrammetrie G. m. b. H., München . . . . .	249
69. Thurnerkamp, Großer und Kleiner Mörsee. Lichtbild der Photogrammetrie G. m. b. H., München . . . . .	250
70. Stangenspitze, Grüne Wand, Stillupfkees, im Hintergrund die Rieserferner. Lichtbild der Photogrammetrie G. m. b. H., München . . . . .	250
71. Persl. Lichtbild von Hermann Wopfner, Innsbruck . . . . .	267
72. Rolte. Lichtbild von Hermann Wopfner, Innsbruck . . . . .	267
73. Schusterlen. Lichtbild von Hermann Wopfner, Innsbruck . . . . .	267
74. Kalkstein. Lichtbild von Hermann Wopfner, Innsbruck . . . . .	267
75. Giese. Lichtbild von Hermann Wopfner, Innsbruck . . . . .	268
76. Silga. Lichtbild von Hermann Wopfner, Innsbruck . . . . .	268
77. Mitterwurze. Lichtbild von Hermann Wopfner, Innsbruck . . . . .	268
78. Jocher in der Burg (Kals). Lichtbild von Hermann Wopfner, Innsbruck . . . . .	268
79. Hölltorgrat vom Hölltorfögel. Lichtbild von Ing. Dr. Arthur Dröll, Bad Gastein . . . . .	293
80. Reebsee mit Steinbachkogel, Fischlerkaropf und Fischlerspitze. Lichtbild von Ing. Dr. Arthur Dröll, Bad Gastein . . . . .	294
81. Schneeiger und Auperer Hochalmspitzgipfel mit den Gussenbauerrinnen von der Jochspitze. Lichtbild von Walter Ratmeßnig, Radenthein . . . . .	294
82. Auperer Hochalmspitzgipfel mit der westlichen Gussenbauerrinne vom Großelendkopf. Lichtbild von Ing. Fris Drell, Klagenfurt . . . . .	294
83. Latemar: Nördlicher Gamsstall mit Westwand des Eggentaler Horns. Lichtbild von Karl Felderer, Bozen . . . . .	319
84. Latemar: Südlicher Gamsstall mit Cima di Valsorta. Lichtbild von Karl Felderer, Bozen . . . . .	320
85. Latemargruppe von Norden. Lichtbild von Lor. Fränzl, Bozen . . . . .	320
86. Zwölfertkofel, Paternkofel und Drei Zinnen vom Birkenhartel. Lichtbild von Karl Zobel, Brunn . . . . .	329
87. Dreishusterhaus mit Haunoldgruppe. Lichtbild von U. Jardini, Cortina . . . . .	330
88. Nördliche Bullcharte von Westen. Lichtbild von Ing. Karl Foltz, Brunn . . . . .	330
89. Neunerkofel und Südbösische Gantspitz vom Birkenhartel. Lichtbild von Karl Zobel, Brunn . . . . .	339
90. Zillertaler Alpen und Südlicher Haunold von der Vierten Koblalpeispitze. Lichtbild von Karl Zobel, Brunn . . . . .	339
91. Hoher und Ostlicher Haunold von der Vierten Koblalpeispitze. Lichtbild von Karl Zobel, Brunn . . . . .	340
92. Schwalbenkofel, Großer, Mittlerer und Westlicher Kautkofel vom Südlichen Bullkopf. Lichtbild von Josef Hosp . . . . .	340



	Seite
93. Bild vom Kohlmaislopf auf Hohen Tenn und Wiesbachhorn. Lichtbild von Hanns Barth, Wien . . . . .	349
94. Bild von der Kollingalm auf Hochkogel, Sonnberg, Medalkogel, Zwölfer und Penhab. Lichtbild von Hanns Barth, Wien . . . . .	350
95. Bild vom Reichendkogelanstieg auf Schattberg, Glemmer und Saalbachkogel. Lichtbild von Hanns Barth, Wien . . . . .	350
96. Reiterkogel vom Bärnkogel. Lichtbild von Hanns Barth, Wien . . . . .	359
97. Anfsihütte gegen Birnhorn. Lichtbild von Otto Barth † . . . . .	360
98. Anfsihütte gegen Anfskogel. Lichtbild von Otto Barth † . . . . .	360
99. Reiteralm gegen Penhab und Schusterkogel. Lichtbild von Hanns Barth, Wien . . . . .	360

### Bilder im Text:

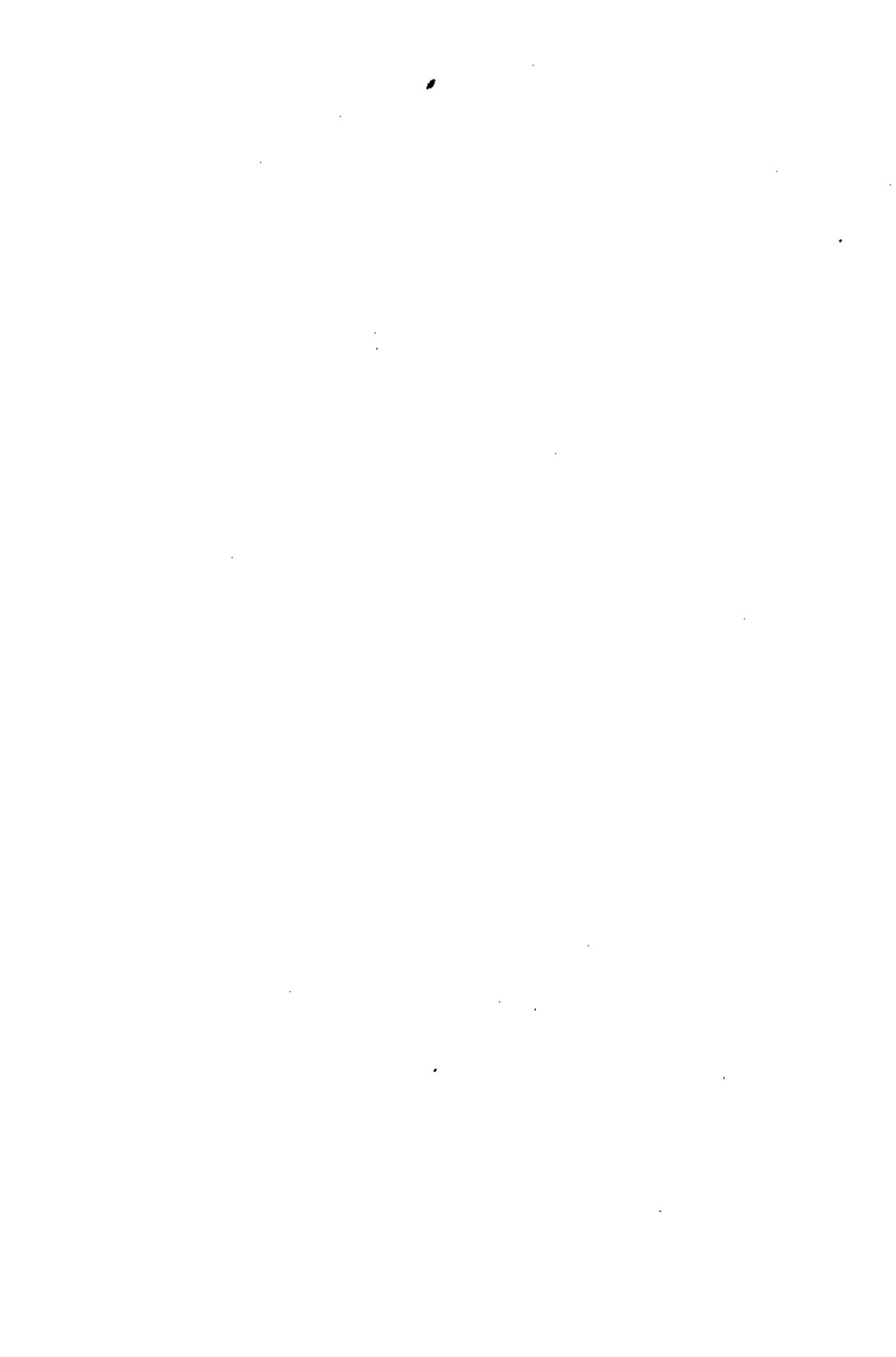
1. Übersichtskarte über die Ausbreitung der Volksstämme und Staaten in den Alpen östlich des Großen St. Bernhard . . . . .	zwischen S. 36 und 37
2. Bildnis Theodor Trautwein. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . . . .	39
3. Verbreitungskarte der Leggirbe . . . . .	61
4. Karte der Cordillera Quimsa Cruz . . . . .	83
5. Quimsa Cruz-Kette . . . . .	86/87
6. Kartenskizze der Korgaschlikette . . . . .	97
7. Kartenskizze von Schbara-Tau . . . . .	99
8. Kammverlaufsskizze Charmo3-Grépon . . . . .	129
9. Anstiegszeichnung der bisherigen Versuche und Besteigungen der Charmo3-Nordwand . . . . .	131
10. Matterhorn-Nordwand. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . . . .	139
11. Das Gebiet der Neuen Pforzhelmer Hütte, Kartenskizze . . . . .	151
12. Grundchartner. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . . . .	245
13. Die Siedlungen des Villgratentales. Kartenskizze . . . . .	276/77
14. Nordwand der Königs3pizze. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . . . .	303
15. Ortler-Nordwand. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien . . . . .	307
16. Die Birkenkofelgruppe. Kartenskizze . . . . .	327

### Beilage:

Karte der Zillertaler Alpen (mittleres Blatt) 1:25 000

Druck der Kartographischen Anstalt Freitag & Berndt, Wien

Bearbeitet von K. Finsterwalder und H. Rohu



# Der deutsche Raum in den Alpen und seine Geschichte

Von Otto Stolz, Innsbruck

## Inhaltsübersicht:

Die Alpen im deutschen Gesamtraum Seite 1. — Geographischer Überblick über den deutschen Alpenraum und dessen Südgrenze Seite 6. — Völker in den Alpen vor der Einwanderung der Deutschen Seite 11. — Die Anfänge der germanischen Landnahme in den Alpen Seite 14. — Die Ausbreitung der Alemannen in den Alpen (Schweiz, Vorarlberg, Allgäu) Seite 16. — Die Rätoromanen oder Ladinier Seite 20. — Die Ausbreitung der Bajuwaren (Bavarn) in den Alpen, besonders in Tirol Seite 22. — Die Ausbreitung des Deutschthums in Steiermark, Kärnten und Krain Seite 28. — Anmerkungen Seite 33.

## Die Alpen im deutschen Gesamtraum

Wie eines der Hauptgebirge Asiens das „Dach der Welt“ genannt wird, so könnte man die Alpen auch als das Rückgrat von Europa bezeichnen. Die Alpen sind — als Ganzes genommen — die Scheide zwischen den Witterungs- und Pflanzengebieten von Mittel- und Südeuropa mit all den geschichtlichen Folgererscheinungen dieser Grundtatsache. In den Alpen entspringen die größten Flüsse Europas, Donau mit Inn und Drau, Rhein, Rhone und Po, und ihre Firnkammern sichern diesen Wasserreichtum auch in der regenarmen Zeit. An die Alpen schmiegen sich manche der Ebenen, die für die Entwicklung der Kultur in Europa größte Bedeutung besitzen und bis heute zu den am dichtest bevölkerten Strichen des Erdtheiles zählen. In die Alpen sind seit den Anfängen der Geschichte alle großen Völkerfamilien und Nationen, die in Europa jemals aufgetreten sind, wenigstens mit ihren Ausläufern gekommen und haben sich hier niedergelassen, hier ist der Gürtel ihrer gegenseitigen Berührung, hier stoßen auch ihre Staatsgebiete aufeinander. Es ist, als ob sich alle diese Völker irgendwie einen Anteil an dem „Rückgrate Europas“ haben sichern wollen.

Von besonderer Bedeutung sind die Alpen für die Verbreitung der deutschen Stämme und der aus diesen hervorgegangenen deutschen Gesamtnation. Der Raum des deutschen Volkes ist im ganzen viereckig in der Mitte Europas gelagert, seine vier Außenseiten besitzen geographisch und in gewisser Hinsicht auch geschichtlich ihr besonderes Gepräge. Der nördliche und südliche Rand des deutschen Raumes wird durch sehr ausgesprochene natürliche Schranken gebildet, das Meer und die Alpen; der westliche und östliche Rand hingegen durch leichter zu überschreitende Bodengestaltungen, westlich durch vielfach flache Mittelgebirge, die nur südwärts in den Vogesen kammartig sich aufbauen, östlich durch weitgedehnte Ebenen. Es wäre aber geschichtlich unrichtig, kurzweg zu sagen, die deutsche Geschichte habe ihre stärksten Bewegungen gegen Westen und Osten, nach Norden und Süden aber verhalte sie sich starr. Die Geschichte der Völker wird wohl durch die natürlichen Bedingungen ihres Schauplatzes vielfältig beeinflusst, aber nicht eigentlich von ihnen geschaffen. Sondern der grundlegende Wirker der Geschichte ist das Wesen der Menschen und ihrer natürlich gewachsenen organischen Einheiten, der Völker oder Natio-

nen, ihre Veranlagung an Willenskraft, Geistesstärke und Leibesstärke, und zwar nicht nur vom Standpunkte des einzelnen Volkes aus, sondern ganz besonders in Verhältnis zu seinen Nachbarn. Die Entwicklung dieser Eigenschaften scheint allerdings vom Klima des Raumes, in dem die einzelnen Rassen und Völker ihre Jugendzeit verbracht und sich später aufgehalten haben, bedingt zu sein. Die Völker entwickeln sich keineswegs nur und immer in der Richtung des geringsten Widerstandes seitens der Natur oder ihrer Nachbarn, sondern sie streben mitunter mit Aufgebot großer Kräfte Räume an, die für sie schwerer zu gewinnen sind als andere, nur deshalb, weil ihnen diese wegen ihrer natürlichen und kulturellen Ausstattung besonders wertvoll und wichtig erscheinen. Auch kann die Kraft eines Volkes nach einer Richtung schon damit aufgezehrt werden, daß es der Ausdehnung seines Nachbarn Widerstand leisten, diese aufhalten muß, ohne dabei selbst neuen Raum zu gewinnen.

Der Ausdehnungsdrang eines Volkes äußert sich einerseits in Kriegszügen, Eroberungen, Herrschafts- und Staatengründungen, andererseits im Betrieb von Handel und Gewerbe und in Bewirtschaftung des Bodens. Ersteres ist oftmals, aber keineswegs immer, letzteres viel häufiger mit der Aneignung von Grund und Boden, der Beziehung fester Wohnsitze, mit Landnahme und Besiedlung verbunden. Die kriegerische und die wirtschaftliche Ausdehnung sind vielfach miteinander verknüpft, mitunter geht die eine oder andere allein vor sich. Fast alle Landnahmen, Neusiedlungen oder Kolonisationen von Dauerhaftigkeit sind aber durch Waffengewalt vorbereitet worden oder mußten zu einem späteren Zeitpunkte damit geschützt werden. Auch die rein kulturelle Außenwirkung der Völker ist meist irgendwie mit ihrer politischen und wirtschaftlichen Ausdehnung verknüpft.

Unter Volk verstehen wir eine Gemeinschaft von Menschen, die gleiche Abstammung, gleiche Grundanlage des seelischen und leiblichen Wesens, gleiche Muttersprache und gleiche Lebensart und geistige Bildung oder Kultur und von alledem ein lebendiges Bewußtsein besitzen. Die Gemeinsamkeit des staatlichen Lebens und des Wohnraumes muß für den Hauptteil des Volkes vorhanden sein, kleinere Glieder desselben können durch irgendwelche Umstände, Auswanderung oder Gewalt eines Nachbarn von ihrem Mutterstamme räumlich abgetrennt sein. Das Bewußtsein, etwas Besonderes und zugleich Gemeinsames im geschichtlichen Aufbau der Menschheit und ebenso für die Gegenwart und Zukunft derselben zu bilden, im allgemeinen Schicksal in ganz besonderer Weise aneinander gekettet zu sein — dieses für den einzelnen nicht immer ganz geklärte, aber doch zutiefst entscheidende Gefühl ist die wesentliche Voraussetzung für den Bestand eines Volkes. Das gemeinsame Wesen und die bleibende Art eines Volkes nennt man sein Volkstum. F. L. Jahn, der diesen Ausdruck vor gut hundert Jahren schuf, erklärt ihn so: „Volkstum ist das Gemeinsame des Volkes, sein innerwohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit.“ Als Volkszugehörigkeit bezeichnen wir mehr die äußere Zugehörigkeit des Einzelnen zu seinem Volke, als Volksart die innerliche. Für alle drei Begriffe sagt man auch Nationalität. Der Ausdruck Nation ist nämlich aus dem Lateinischen schon im 15. Jahrhundert in die deutsche Sprache zur Bezeichnung der europäischen Hauptvölker übernommen worden. Das Wort „Volk“ ist allen germanischen Sprachen ureigen, es bedeutet aber in alter Zeit nicht so sehr die Gemeinschaft des Volksstammes im Ganzen als überhaupt eine bestimmte Menschenmenge, etwa die Bewohner eines Gaues oder die Mannen eines Heerhaufens. Die althochdeutsche Bezeichnung für die stammliche, sprachliche und politische Volksgemeinschaft lautet vielmehr „Diot“, später „Diet“, doch ist dieses Wort dann abgekommen, es lebt nur noch in einigen Personennamen wie Dietrich fort und — in einer allerdings sehr bedeutungsvollen Beziehung — nämlich in dem Worte „deutsch“, althochdeutsch „diutisk“, theodisk“, d. h. dasjenige, was dem eigenen Volke besonders

eigentümlich und gemäß ist. Wenn wir also heute von einem „deutschen Volke“ sprechen, so ist dies eine Vereinigung zwar stammesmäßig nahe verwandter, aber doch nicht gleichbedeutender Ausdrücke zu einer neuen Einheit. Besteht auch das Volkstum und die Volksart in viel mehr als der Mutter- und Denksprache oder gar der Umgangssprache, so ist doch für deren statistische Erfassung diese das sicherste Merkmal, auch ist die Sprache keineswegs bloß ein äußeres Verständigungsmittel, sondern „des Volkes Seele lebt in seiner Sprache“ (F. Dahn).

Das Gebiet, das ein Volk kraft seines Lebens- und Ausdehnungsdranges sich gewonnen hat und behauptet, in dem es ständig wohnt oder siedelt, nennen wir sein Siedlungsgebiet, seinen Siedlungsraum oder auch kurzweg seinen Raum. Der deutsche Raum ist also jener Teil der Erdoberfläche, den das deutsche Volk sein Eigen nennt oder von rechtswegen sein Eigen nennen darf, oder wenn schon nicht das deutsche Volk als Ganzes, so doch eine ihrer deutschen Abstammung und Volksart bewusste Bevölkerung. (Diese vorichtige Formulierung empfiehlt sich wegen der Schweiz.) Das Volksgebiet deckt sich mit dem Siedlungsgebiet des Volkes. Will man betonen, daß der Boden oder die Landschaft, auf welchem ein Volk siedelt, dadurch eine besondere Eigenart erhält, so spricht man von dem Volksboden, z. B. dem deutschen Volksboden. Der Volksboden ist zugleich der Kulturboden des betreffenden Volkes, weil sich mit ihm die Kultur desselben fest verwurzelt hat. Volks- und Kulturboden sind demnach meist ein einheitlicher Begriff. Die Kultur eines Volkes kann sich, insbesondere in wirtschaftlicher Beziehung, aber auch auf Teile eines anderen Volkes mitteilen, besonders wenn diese von Streusiedlungen des ersteren Volkes durchsetzt sind, gleichgültig, ob diese später mehr oder weniger von dem anderen Volke aufgesogen worden sind. In diesem Sinne gibt es einen Kulturboden eines Volkes, der räumlich außerhalb seines Volksbodens liegt, geschichtlich aber mit ihm verknüpft ist, so wird z. B. Oberkrain oder Innerböhmen zum deutschen Kulturboden gerechnet<sup>1)</sup>.

Mit der Siedlung und Landnahme ist aber auch verknüpft die Bildung einer räumlichen Gemeinschaft zur Ausübung der höchsten Ordnungsgewalt, die Bildung eines Staates. Der staatliche oder politische Raum eines Volkes hat meist eine sehr weitgehende Beziehung zu seinem Siedlungsgebiet, aber selten decken sich beide restlos und vollkommen. Mitunter reicht der Staatsraum eines Volkes erheblich über seinen Volksboden hinaus und dann stehen Teile des Volksbodens eines anderen Volkes unter fremdvölkischer Herrschaft. Die Ansicht, daß eine „Nation“ einfach die Bevölkerung eines bestimmten Staates oder der diesen beherrschende Teil derselben sei, kann vor einer tieferen geschichtlichen Erfassung des Begriffes Nation als einer inneren Wesensgemeinschaft nicht bestehen. Um die in einem Staate herrschende Nation von Bevölkerungsgruppen anderer Muttersprache und Volksart, die in jenem wohnen, zu unterscheiden, bezeichnet man diese auch als Nationalitäten, sozusagen Nationen mit geminderter Selbständigkeit oder ohne staatliches Eigenleben.

Die Ausdehnung eines Volkes erscheint als die Folge einer ihm innewohnenden Kraft, die nach einer bestimmten Weltgegend oder Richtung durch längere Zeit und immer wieder erneut wirkt. Irgendwo kommt diese Kraft infolge eigener Erschöpfung oder Abwehr des Nachbarn zum Stillstande. Diese Ausdehnung kann sich rasch oder allmählich von dem ursprünglichen Gebiete eines Volkes aus über geschlossene Flächen vorschieben oder strahlenförmig in und über das Gebiet des Nachbarvolkes verteilen. Im ersteren Falle erweitert sich der geschlossene Hauptlokal des Volksgebietes durch neue feste Ränder, im letzteren Falle entstehen darüber hinaus mehr oder weniger entfernte Streuungen, inselartige Vorlagerungen, die immer noch kleine in sich geschlossene Räume von Gemeinden darstellen oder sich auch noch in den Gemeinden des fremden Volkes verteilen. Der geschlossene Raum und

dessen Ränder sowie die Streulagen sind das statische, die Richtungen das dynamische Moment in der Ausdehnung der Völker.

Der Hauptblock des Volkshodens ist der dem Volke allein und ausschließlich zukommende Anteil an der Erde, er bietet ihm Bestand, Sicherheit und Bedeutung im Wandel der Geschichte und im Verhältnis zu den andern ebenso ausgestatteten Völkern. Er ist dem einzelnen Volke sein Raum, sein Land, in dem es seine Eigenart ungestört durch äußere Kräfte entfalten kann. Hierzu ist nötig und naturgemäß, daß in diesem Raume die Staatsgewalt in den Händen von Angehörigen des eigenen Volkes liegt, in seinem Geiste und zur Förderung seiner Kultur geführt wird. Es erhöht im allgemeinen die Stärke des Volkes und des Volkstumes, wenn diese nationale Staatsgewalt sich über den ganzen Hauptblock desselben erstreckt, wenn also der Volkshoden und der nationale Staat, Volk und Reich räumlich sich decken. Wenn dies aus irgendwelchen geschichtlichen Gründen nicht der Fall ist, das Volksgebiet vielmehr staatlich irgendwie zerteilt ist, so ist es für die Wahrung des Volkstums noch immer erträglich, wenn wenigstens in den einzelnen Teilen die Staatsgewalt von Angehörigen des eigenen Volkstums ausgeübt wird, wie z. B. in Österreich und in der Schweiz im Verhältnis zum Deutschen Reich. Unerträglich und von dauernder Gefahr für das Volkstum ist es aber, wenn Randgebiete des Hauptblockes eines Volksgebietes staatlich von fremden benachbarten Völkern beherrscht und von diesen als Ausdehnungsgebiet für das eigene Volkstum behandelt werden, wie z. B. Elsaß, Deutschsüdtirol, Deutschböhmen, Westpreußen. Die dem Hauptblocke vorgelagerten Insel- und Streugebiete eines Volkes können nur selten — am ehesten, wenn sie Zugang zum freien Meere haben — mit dem Hauptblocke in staatlicher Verbindung bleiben. Daher sind sie dem guten Willen des Volkes, in dessen Hauptgebiet sie liegen und fremdvölkische Minderheiten darstellen, anheimgegeben, doch können politische Verhandlungen zwischen der Staatsgewalt des Muttervolkes und des fremden Volkes den Zustand erträglich gestalten. Diese Streu- und Inselgebiete sind die wahren und echten volklichen Minderheiten, im Sinne des Raumes an sich. Wenn Randgebiete des Hauptblockes eines Volkes unter fremde Staatsgewalt geraten — wie etwa Südtirol oder Elsaß, so sind das nationale Minderheiten nur im Sinne der wechselnden politischen und staatlichen Machtverteilung, nicht aber im Sinne der dauernden Ansiedlung und Kulturleistung, sie sind nur durch äußere Gewalt zu Minderheiten herabgedrückt und in dieser widernatürlichen Stellung festgehalten. In Deutschsüdtirol ist in Wahrheit das Deutschtum keine Minderheit, sondern der seit alters dort alleinherrschende und heimatberechtigte Stamm, die Italiener, die dort vor 1919 nur in geringer, und nachher infolge der Maßregeln der italienischen Regierung in größerer Zahl wohnen, bilden dort eine volkliche Minderheit aus junger Zuwanderung.

Alle diese allgemeinen Vorstellungen und Begriffe gewinnen wir aus der Betrachtung der Geschichte und des heutigen Standes der Ausbreitung der Völker, für uns insbesondere des deutschen Volkes. Eine nähere Erörterung der Ausbreitung desselben nach den vier Hauptrichtungen und vier Haupträndern des deutschen Volksgebietes ist im Rahmen dieser Abhandlung nicht geplant, es genüge für diese, wenn wir etwa das Jahr 900 zum Ausgang nehmen, folgende Feststellung. Nach Westen erfolgte zwar keine nennenswerte Veränderung des Volkshodens, wohl aber eine sehr bedeutende des Staatenraumes. Die deutschen Volks- und Kulturböden von Elsaß und Lothringen kamen unter die Herrschaft Frankreichs; Luxemburg hielt sich als kleiner Pufferstaat. Holland und Flandern, germanisch-fränkisch nach Volksart und Sprache, schufen sich eine eigene niederdeutsche Schriftsprache und damit gegenüber dem stammlich nahverwandten Deutschland einen selbständigen Bildungskreis; Holland ward staatlich selbständig und konnte seine volkliche Eigenart voll entwickeln.

Flandern aber, in staatlicher Verbindung mit dem wallonischen (französischen) Belgien, ringt um die äußere Betätigungsfreiheit seines germanischen Volkstums. Nach Osten ist eine sehr starke Erweiterung des deutschen Volks- und Kulturbodens gegenüber den verschiedenen slawischen und baltischen Stämmen erfolgt, geschlossen von der Elbe bis zur Memel im nördlichen Abschnitt, im südlichen von den Quellen des Mains bis zur March, von der Enns bis zur Raab, darüber hinaus in looser Ausstrahlung weit hinein in das polnische und ungarische Gebiet. Dem geschlossenen Volksboden entspricht hier auch die Ausdehnung des deutschen Staatenraumes, derselbe erfährt große Rückschläge im 15. Jahrhundert, Wiederherstellung im 17. Jahrhundert, neuerlichen Rückschlag im 20. Jahrhundert, womit auch Schwächungen der völkischen Ausbreitung verbunden sind. Der nationale Kampf wird hier mit äußerster Erbitterung geführt, nicht nur heute, sondern in Böhmen, wie schriftliche Zeugnisse darlegen, schon im 14. Jahrhundert. Sicherlich sind die Raumeränderungen im Osten am größten, im Westen kleiner, auf beiden Seiten mit vielen Kriegen begleitet, deren Blut- und Sachopfer kaum gegeneinander abzuwägen sind, die aber im Westen wohl langwieriger waren als im Osten. Nach Norden hat das Deutschtum im Wege der Hanza eine starke Handelsausdehnung gehabt, in Verbindung damit auch manche kriegerische Verwicklung, im 17. Jahrhundert dann das Übergreifen der schwedischen Macht auf das Ostseegebiet. Verschiebungen des Volks- und Kulturbodens sind aber nur auf der skandinavischen Halbinsel gegenüber den Dänen erfolgt, im ganzen genommen waren aber hier die politischen und kriegerischen Auseinandersetzungen verhältnismäßig rasch beigelegt. Im Süden sind, wie wir noch des Näheren sehen werden, die Veränderungen des deutschen Volksbodens seit dem 10. Jahrhundert im Vergleiche mit dem Osten geringfügig, nur vom Standpunkte der besondern Kenntnis und Vorliebe für die Alpen in die Augen fallend und beachtenswert. Am östlichen Abschnitt des Südrandes — Kärnten und Steiermark — sind die Veränderungen seit jener Zeit doch wesentlich bedeutender, als auf dem westlichen — Tiroler und Schweizer — Abschnitt. Überhaupt hat dieser östliche Abschnitt des deutschen Südrandes, der eben gegen Slaven gerichtet ist, in seinem geschichtlichen Werdegang mehr mit den Vorgängen der Ostrichtung gemein, als mit jenen der Südrichtung. Die, im ganzen gemessen, geringen Rückschläge für den deutschen Volksboden, besonders jene in der Insel- und Streulage, traten hier etwa hundert Jahre später ein als im Osten, nämlich erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die politisch-kriegerische Kraftentfaltung Deutschlands nach dem Süden war im Mittelalter — römisch-deutsches Kaisertum! — weit bedeutender als nach irgendeiner anderen Richtung. Seit dem 16. Jahrhundert ward sie allerdings nur mehr von Osterreich bestritten. Die Gewinnung des Staatenraumes war mit dem 10. Jahrhundert bereits abgeschlossen und erfuhr seit dem 16. Jahrhundert in den Alpen bedeutende Absonderungen (Schweiz, Osterreich), solche mit höchst empfindlichen völkischen Wirkungen im Jahre 1919.

Dies zur Beurteilung der Südrichtung und des Südrandes für den deutschen Raum im allgemeinen Verhältnis zu den andern Richtungen und Rändern desselben. Die Betrachtung der Geschichte des deutschen Raumes, insbesondere seines Zustandes nach außen, hat man seit 1919, als dem deutschen Volke so viele und auch an sich meist sehr wertvolle Grenzgebiete abgezungen worden, mit großem Eifer ausgenommen und dafür einen eigenen Ausdruck, „Grenz- und Auslanddeutschtum“ geprägt. In den Schriften, die darüber veröffentlicht wurden, scheidet man, wie bereits erwähnt, begrifflich das deutsche Volks- und Kulturbodengebiet und den deutschen Staatenraum. Zu letzterem rechnet man das Deutsche Reich, Osterreich in seiner ehemaligen Ausdehnung, und manche, nicht alle, die Schweiz. Es sind diejenigen Staaten, in welchen das deutsche Volk oder Teile desselben die Staatsgewalt entweder allein innehaben oder wie im ehemaligen Osterreich und in der heutigen Schweiz zum min-

desten in Gleichberechtigung mit anderen Nationen und mit einem entsprechenden Verhältnis der Bevölkerungszahl. Zwar sind diese drei Staaten rein staatsrechtlich gesehen gegeneinander Ausland. Vom vollklichen Standpunkt aus bezeichnet man aber als Auslandsdeutsche nur solche Angehörige des deutschen Volkstums, die staatlich einer nichtdeutschen, fremdvollklichen Staatsgewalt unterstehen. Weiters faßt man den geschlossenen Volks- und Kulturboden als eine von jeder staatlichen Grenze absehende Einheit und unterscheidet hier einen Innen- und Binnenraum, das Binnendeutschtum, von seinen Rand- oder Grenzländern, dem Grenzdeutschtum.

Beispiele hiesfür aus den Alpen sind: Deutschsüdtirol, das Tal von Tarvis, die deutschen Gemeinden am Südfuße des Monte Rosa, zählt man zum Grenz- und Auslandsdeutschtum. Die Gebirgskantone der deutschen Schweiz, Tirol (Nord- und Südtirol mit Rücksicht auf die geschichtliche und vollkliche Einheit des Landes Tirol), Kärnten und Steiermark betrachtet man als Gebiete des Grenzdeutschtums. Das Schweizer Mittelland, Vorarlberg, Salzburg und Oberösterreich zählt man aber bereits zum binnendeutschen Raum. Dennoch sind die Alpen als Ganzes als der Südrand des deutschen Volksgebietes aufzufassen. Mit dem Ausdruck „Deutsche Alpen“, der seit etwa 1840 aufgetommen ist, belegte man aber nur jenen Teil der Alpen, der staatsrechtlich damals zum Deutschen Bunde, also zu den Staaten Österreich und Bayern gehört hat, so Schaubach in seinem klassischen Werke „Die Deutschen Alpen“ (1844). Die Alpen der Schweiz, obwohl sie großenteils volksmäßig von Deutschen besiedelt sind, hat man eben wegen der staatlichen Sonderstellung der Schweiz in jene Bezeichnung nicht miteinbezogen. Diese war eben nicht streng volksmäßig (national), sondern staatlich (politisch) gemeint. Schließlich hat aus ähnlichen Rücksichten der im Jahre 1869 begründete „Deutsche Alpenverein“, der vom Anfange an über alle Länder des bis 1866 bestanden den Deutschen Bundes seine Tätigkeit erstrecken sollte, seit 1873 die Bezeichnung „Deutscher und Österreichischer Alpenverein“ angenommen und bis heute beibehalten. Ein im Jahre 1919 gestellter Antrag, den ursprünglichen Namen „Deutscher Alpenverein“ wieder anzunehmen, fand nicht die nötige Zustimmung.

### Geographischer Überblick über den deutschen Alpenraum und dessen Südgrenze

Einige Zahlen sollen uns einen Begriff von den Menschenmengen geben, um die es sich bei unserer Betrachtung handelt. Doch beruhen jene Zahlen nur auf Schätzungen, da ja der Alpenraum aus sehr verschiedenen staatlichen Gebieten sich zusammensetzt und die Zählungen alle nur auf solche zugeschnitten sind. Die Scheidung des Alpenraumes von den vorliegenden Ebenen und Hügelländern ist auch nicht genau vorzunehmen, sondern kann nur beiläufig angedeutet werden; sie wird im Norden und Süden durch je eine Linie gebildet, welche die am weitesten vorgeschobenen Erhebungen von etwa 1200 m Höhe miteinander verbindet<sup>2)</sup>. Alle Ortschaften und Siedlungen, die in den Tälern und Becken zwischen diesen beiden Linien liegen, werden zur Bevölkerung der Alpen mitgezählt.

Auf diese Weise erhält man für die gesamten Alpen, von den ligurischen Seealpen bis zum Semmering, eine Bevölkerung von etwa 8,3 Millionen Menschen. Hievon entfallen der Sprache und Volksart nach auf die Deutsche n 3,6, auf die Romanen 4,2 (und zwar auf die Franzosen 1,2, auf die Italiener 2,8, auf die Rätoromanen 0,2), auf die Slawen (Slowenen) 0,5 Millionen<sup>3)</sup>. Die Deutschen sind also im Alpenraum unter den geschlossenen Hauptnationen weitaus die größte. Zum Unterschiede von den Franzosen erstrecken sich die Deutschen über die West- und Ostalpen; dies gilt zwar auch von den Italienern, aber weil diese auf dem inneren Abfall des Alpenbogens sitzen, ist ihr alpiner Raum doch wesentlich kleiner als jener der Deut-



schen und nur der Umstand, daß manche Teile des südlichen Alpenrandes sehr dicht besiedelt sind, läßt die Italiener immerhin zu einer sehr beträchtlichen Anzahl, zur zweitgrößten Nation in den Alpen nach den Deutschen kommen.

Nimmt man den Teil der Alpen, in welchem die Deutschen siedeln, das ist also vom Oldenhorn und Matterhorn ostwärts, so stehen in diesem Abschnitt den 3,6 Millionen Deutschen auf der nördlichen nur etwa 2,5 Romanen, meist Italiener, und 0,5 Slawen auf der südlichen Seite gegenüber. Nehmen wir die Ostalpen — d. i. von der Furche Rhein—Spfinggen—Lira ostwärts — allein, so haben wir hier (nach Krebs) etwa 2,3 Millionen Deutsche gegenüber 1,9 Millionen Romanen und 0,5 Slawen, zusammen 4,7 Millionen<sup>4)</sup>. Hinsichtlich der engeren Stammeszugehörigkeit der deutschen Bevölkerung in den Alpen entfallen auf die *Al em a n n e n* oder *Sch w a b e n* 1,5 Millionen, auf die *B a i e r n*, die ja auch die gesamten österreichischen Alpenländer bevölkert haben, 2,1 Millionen. Die deutsche Bevölkerung der Westalpen ist ausschließlich alemannischer Abkunft und Mundart, in den Ostalpen nur jene in Vorarlberg, Allgäu und Graubünden östlich des Rhein (mit etwas über 200 000 Einwohner), in allen anderen Ländern aber vorwiegend bajuvarischer Abstammung und ausschließlich bajuvarischer Sprachzugehörigkeit. Doch hat in Kärnten, Steiermark, Ober- und Niederösterreich das deutsche Volkstum, wie wir noch näher hören werden, auch ostgermanische, gotische Überreste und später auch fränkische Einschübe in sich aufgenommen.

Das Verhältnis der Alpen als Südrand des gesamten deutschen Raumes zu diesem im Ganzen ergibt sich so: Die Bevölkerung des letzteren wird auf 78 Millionen geschätzt, die des Südrandes auf 3,6 Millionen; dieser umfaßt also etwa ein Zwanzigstel der Gesamtzahl des geschlossenen siedelnden Deutschstums<sup>5)</sup>. Bei den Volkszahlen der Alpen ist im Verhältnis zu deren Flächenausdehnung aber stets zu berücksichtigen, daß in den Alpen sehr weite Gebiete nur ganz dünn oder gar nicht besiedelt sind, daher die *Siedlungsdichte* im ganzen gering ist, nämlich im Durchschnitt mit Einrechnung der ganz unbewohnten Hochgebiete 25 Menschen auf 1 *km*<sup>2</sup>, mit Abzug dieser 50 auf 1 *km*<sup>2</sup>, in den breiten Haupttälern bis zu 100 auf 1 *km*<sup>2</sup>. Die mittlere Siedlungsdichte des geschlossenen deutschen Volksgebietes (mit Einrechnung aller unbewohnten Flächen desselben) beträgt 112 Menschen auf 1 *km*<sup>2</sup>, jene des Deutschen Reiches 133; die mittlere Siedlungsdichte einzelner deutscher Länder ist in äußersten Fällen wie Ostpreußen 60 Einwohner auf 1 *km*<sup>2</sup>, Rheinland 295, Staat Sachsen 333. Rein dem Flächenraume nach sind also die Alpen als Siedlungsgebiet für das gesamte deutsche Volksgebiet von geringerer Bedeutung als andere Teile des gesamten deutschen Volksgebietes.

Allein diese rein quantitative Beurteilung wird berichtigt durch die qualitative Betrachtung der Alpen, wie wir sie bereits im einleitenden Absatz angedeutet haben. Ganz besonders wertvoll erscheint heute dem deutschen Volke sein Eigenbesitz an den Alpen wegen der landschaftlichen Eigenart derselben, die allerdings erst seit etwa hundert Jahren voll entdeckt, zu einem geistigen und körperlichen Jungbrunnen für das gesamte deutsche Volk geworden ist. Es bedeutet für dessen Ungehörige nicht etwa bloß eine äußerliche Erleichterung, sondern auch eine innerliche Vertiefung der Freude am Bergland, daß dieses zugleich *Heimatboden* des eigenen Volkes ist, daß es mit anderen Worten auch „Deutsche Alpen“ gibt.

In der geographischen Grundgestalt der *Alpen* hat der *deutsche Raum* eine sehr in die Augen fallende *Lage*. Er beginnt nämlich von Westen her zwar nicht genau, aber ungefähr an jener Stelle, wo die Alpen in ihrem Streichen die Süd-Nord-Richtung verlassen und in die West-Ost-Richtung übergehen. Dieser Bug liegt an der Pafsurche des Großen St. Bernhard, der deutsche Raum beginnt ziemlich nahe östlich davon am Oldenhorn in den Berner und am Matterhorn in den Walliser Alpen, un-

gefähr bei  $7^{\circ} 30'$  östlicher Länge (von Greenwich) und erstreckt sich bis zur Linie Semmering—Mur bei ungefähr  $15^{\circ} 30'$  östlicher Länge. Dieser nach Osten gerichtete Flügel der Alpen besitzt eine Länge von rund  $700 \text{ km}$  und eine durchschnittliche Breite von  $240 \text{ km}$ , während der nach Süden gerichtete Teil der Alpen — vom Großen St. Bernhard bis ans Ligurische Meer — ungefähr  $300 \text{ km}$  lang und  $180 \text{ km}$  breit ist. In jenem also viel größeren Ostflügel der Alpen liegt der deutsche Raum hauptsächlich auf deren nördlicher Abdachung und nur in zwei Abschnitten, nämlich mit dem Wallis (oberstes Rhonetal) und mit Südtirol (Etschtal) greift er bedeutender auf die Südwest- und Südadachung der Alpen über. Die südliche Spitze des ersteren Abschnittes liegt mit den deutschen Gemeinden auf der Südseite des Monte Rosa in einer Breite von  $45^{\circ} 40'$ , jene des letzteren Abschnittes mit Salurn auf einer Breite von  $46^{\circ} 10'$ . Der erstere Abschnitt umfaßt aber ein im ganzen dünn besiedeltes Hochalpengebiet (mit etwa  $40\,000$  deutschen Einwohnern), der letztere zwischen Gebirge tief eingesenkte Haupttäler mit in deren Sohle südlichem Pflanzenwuchs und verhältnismäßig dichter Besiedlung (etwa  $230\,000$  deutsche Einwohner). Die Punkte, an denen die Grenze des deutschen Siedlungsraumes in den Alpen am weitesten nordwärts zurückgeschoben sind, liegen im Rheintal knapp südlich von Chur bei  $46^{\circ} 45'$  nördlicher Breite, im Jantal bei Martinsbrud am Nordende des Unterengadin etwa  $5'$  weiter nördlich und am Kronplaz bei Bruned im Pustertal etwa  $5'$  weiter südlich. Im Mittel bewegt sich also die Südgrenze des geschlossenen deutschen Siedlungsraumes in der nördlichen Breite von  $46^{\circ} 30'$ . Die Länge der größten Vorsprünge dieses Grenzverlaufes nach Süden beträgt — im Meridian, gerade in der Nord-Süd-Richtung also gemessen — im Rhone-Rhein-Abschnitt vom Wildstrubel bis Gressoney am Südfuße des Monte Rosa bei  $90 \text{ km}$ , vom Gotthard bis ebendorthin bei  $115 \text{ km}$ ; im Etsch-Abschnitt vom Kronplaz südlich Bruned bis Salurn bei  $75 \text{ km}$  und im Drau-Abschnitt von der Karnischen Kette bis zum Predil bei  $15 \text{ km}$ . Da der ganze Verlauf jener Grenze des deutschen Siedlungsraumes in den Alpen eine Länge von  $700 \text{ km}$  Luftlinie hat, sind auch die beiden größten dieser Vorsprünge in der Querrichtung im Verhältnis zur Längsrichtung ziemlich unbedeutend, betragen weniger als ein Zehntel der letzteren.

Der romanische Raum umfaßt einerseits den gesamten südlichen Teil der Alpen, der, wie vorermähnt, vom Matterhorn südwärts bis zum Ligurischen Meer reicht. Franzosen und Italiener bewohnen diesen Teil, aber die Wasserscheide zwischen den beiderseitigen Staaten bildet für die Sprachenverteilung nicht durchaus die Grenze, sondern die Bevölkerung des oberen Vostatales, das sich ostwärts zur Poebene öffnet, ist wie jene des westlich angrenzenden Savoyen nach Sprache und Abstammung galloromanisch oder französisch. Im anderen Hauptteil der Alpen, vom Matterhorn und Odenhorn ostwärts, siedeln die Romanen als südliche Anrainer der Deutschen hauptsächlich auf der Südadachung der Alpen und nur mit einem verhältnismäßig kleinen Abschnitte, nämlich in Graubünden, greifen sie auch auf die Nordseite über. Doch sind die Bewohner desselben (etwa  $38\,000$ ) keineswegs Italiener, sondern ihrer Sprache und auch ihrem Gefühle nach durchaus selbständige Rätoromanen. Nur durch diese reicht also das romanische Element an die vorermähnten südlichen Punkte der deutschen Sprachgrenze bei Chur, Martinsbrud und Bruned. Der italienische Siedlungsraum bleibt durchwegs auf die Südadachung der Alpen beschränkt. Seine nördlichsten Punkte sind der St. Gotthard und der Splügen im Rheingebiet, das Stillfer Joch, der Kreuzberg und Pontafel im Etsch-Drau-Gebiet in einer durchschnittlichen nördlichen Breite von  $46^{\circ} 30'$ .

Der slawische Anteil an den Alpen liegt im Südosten derselben, die am weitesten nach Norden vorgeschobenen Punkte des zur Mehrheit von Slawen besiedelten Gebietes liegen am Südufer des Wörther Sees und an der Drau bei Lavamünd auch

wieder in einer nördlichen Breite von  $46^{\circ} 35'$ , der am weitesten nach Westen vorgeschobene Punkt dieses Gebietes am Fadensee bei Villach bei  $13^{\circ} 58'$  östlicher Länge.

Der geschlossene deutsche Raum in den Alpen hat naturgemäß eine Grenzlinie gegen die südwärts anstoßenden romanischen und slawischen Räume. Diese hat im Verhältnis zu den Gebirgszügen einen zum Teil ziemlich verwickelten Lauf, im ganzen eine Länge von ungefähr  $1200 \text{ km}$ , in der Luftlinie — vom Oldenhorn im Westen bis zu den Windischen Büheln an der untern Mur im Osten — ungefähr  $700 \text{ km}$ . Diese ganze Grenzlinie zerfällt in mehrere (s ü n f) A b s c h n i t t e, die sowohl geographisch wie geschichtlich irgendwie einheitlich sich darstellen. Wir können dieselben daher am besten nach den politischen Ländern und nach den Hauptflußgebieten benennen, welche auf deutscher Seite in die betreffenden Abschnitte fallen. Dieselben sind:

1. Der A l t - S c h w e i z e r oder der R h o n e - S a a n e - A a r e - R e u f - A b - s c h n i t t<sup>1)</sup>. Er reicht vom Oldenhorn im Westen bis über den Gotthard ostwärts und hat infolge seines starken Vorspringens nach Süden eine Länge von  $250 \text{ km}$ , in der Luftlinie  $120 \text{ km}$ . Des näheren zieht dieser Grenzabschnitt des deutschen Volksbodens vom Oldenhorn in den Berner Hochalpen über deren Hauptkamm ostwärts bis zum Wildstrubel, südwärts quer über das Rhonetal bei Leuf, über den Kamm des Schwarz- und Weißhornes (an der Westseite des Wipptales) zum Matterhorn, an dem Südfuße des Monte-Roja-Stodes, des Simpton und Ofenhornes herum auf die Wasserscheide des Gotthardstodes bis zum Piz Ravetsch. Auf deutscher und zwar alemannischer Seite liegen hier die Kantone Bern, Wallis und zwar das deutsche Oberwallis, und Uri an, auf romanischer zuerst bis zum Matterhorn der Kanton Wallis mit dem französischen Unterwallis, dann das Königreich Italien mit dem französisch bevölkerten Aostatal und dem italienisch bevölkerten Sesia- und Locetal. Die staatliche Grenze zwischen der Schweiz und Italien liegt vom Matterhorn ostwärts, abgesehen vom Simplonstrüß genau auf der Wasserscheide der Walliser Hochalpen, deckt sich also infolge der südseitigen Wasser Siedlungen nicht mit der Grenze des deutschen Volksbodens. Mit dem Oberwallis hat also hier dieser einen beträchtlichen Anteil an der Südwestabdachung der Alpen. Die Bevölkerung des Aostatales ist nach Sprache und Volksart aufs engste mit jener von Savoyen, auf der Westseite des Alpenhauptkammes, verwandt und ist daher der südfranzösischen Volksart zuzurechnen. Bis 1859 war ja Savoyen mit der lombardischen Grafschaft Piemont staatlich verbunden, ersteres wurde damals an Frankreich abgetreten, das Aostatal aber blieb politisch bei Piemont und damit beim Königreich Italien. Dessen Regierung sucht hier heute die französische Mundart der Bevölkerung zugunsten der italienischen Staatssprache zurückzudrängen. Dies sei hier nur nebenbei bemerkt, da wir uns näher nur mit der deutschen Ausbreitung in den Alpen befassen wollen<sup>2)</sup>. — Auf der Westseite dieses Abschnittes geht die Grenze des deutsch bevölkerten Kantons Bern gegen den romanischen (französischen) Kanton Waadt vom Oldenhorn nordwärts quer über das Reuschthal, den Stod der Gummluh und das oberste Saanetal zum Ruthstod, von hier ab, nun den Kanton Freiburg in seinen deutschen und romanischen Anteil scheidend, über das Sauntal und den Voralpenzug der Berra südlich vor Freiburg, im ganzen bei  $50 \text{ km}$  Luftlinie.

2. Der B ü n d n e r - oder R h e i n - J u n n - A b s c h n i t t reicht vom Piz Ravetsch westlich des St. Gotthard ostwärts bis zur Dreisprachenspitze am Ortler und hat infolge seiner Ausdehnung nach Norden eine Länge von  $220 \text{ km}$ , in der Luftlinie von  $130 \text{ km}$ <sup>3)</sup>. Des näheren zieht die Grenze dieses Abschnittes vom Piz Ravetsch zum Oberalppaß, weiter an der Nordseite des Rheintales über den Kamm der Glarner Alpen oder Tödiplatte bis zur Ringelspitze westlich Chur, überquert hier das Rheintal, umzieht das Schanfigg und Davos auf deren Süd- und Ostseite über die Albula-Platte bis zur Silvretta, geht dann über deren Hauptkamm bis zum Piz Mondin, quer

über das Inntal bei Martinsbruck, von hier südwärts über den Piz Lad und die Sesvennalette, quer über das Münstertal bei Taufers und hinauf über den Piz Ciavallatsch und zur Dreisprachenspitze am Stillfer Joch. Das deutsche Volkstum ist hier wieder alemannisch, das anstoßende rätoromanisch, doch schieben sich im Hinterrheintal, besonders am Splügenpaß, eingesprengte deutsche Gebiete bis an die italienische Volksgrenze vor. Politisch verläuft die Volksgrenze daher meist im Innern der Schweiz, vom Rheintal ostwärts sogar im Innern des Kantons Graubünden, in welchem die deutsche und rätoromanische Sprache und Volksart zu ziemlich gleichen Teilen Anteil haben. Nirgends tritt in diesem Abschnitt der deutsche Volksboden auf die Südseite der Alpen, auch nicht der rätoromanische, der vielmehr auf die obersten Quelltäler des Rheins und Inns sich verteilt. Es ist doch sehr bemerkenswert, daß die Quellen dieser beiden stärksten nordseitigen oder deutschen Alpenflüsse im altromanischen Lande liegen. Nur die Oberläufe der Nebenflüsse des Rheins im Elsaß und Lothringen liegen auch noch im romanischen und zwar französischen Sprachgebiete.

3. Der Südtiroler oder Etsch-Eisacktaler Abschnitt reicht von der Dreisprachenspitze am Ortler ostwärts bis zu den Dreizinnen in den Dolomiten und mündet mit seiner dreieckigen Ausbiegung nach Süden 250 km, in der Luftlinie 130 km<sup>9)</sup>. Von der Dreisprachenspitze zieht dieser Grenzabschnitt südostwärts über den Hauptkamm der Ortlergruppe bis zur Abzweigung des Ultner Kamms, quer über den obersten Ronsberg zur Mendelkette, über diese zum Horraut, quer über das Etschtal südlich von Saturn, auf den Kamm zwischen dem Etsch- und Avisiotal und (mit Abweichung gegen dieses bei Ultrei) nordwärts über jenen Kamm zum Latemar und Rosengarten, quer über das Grödental zu den Weißlerispitzen und Peitlerkofl, quer über das Gaderthal zum Kronplatz und zur Rotwand, ober Schluderbach quer über das oberste Nienztal zu den Dreizinnen. Von der Dreisprachenspitze, die nach dem dortigen Zusammentreffen des rätoromanischen, italienischen und deutschen Sprachgebietes den Namen hat, trennt die angegebene Grenze bis zum Latemar Deutsche vorwiegend bairischer Abkunft von Italienern (Lombarden) und italianisierten Ladinern (im Rons- und Fleimstal), vom Latemar bis zu den Dreizinnen Deutsche von ihrer Sonderart noch bewußten Ladinern, die also hier in den Dolomiten wie in Graubünden eine Art Puffer zwischen den beiden Hauptnationen bilden. Nirgends reicht eine so dichte deutsche Siedlung in den Alpen so weit nach Süden wie hier im Etschabschnitt und noch weiter südwärts gehen deutsche Volksinseln ins Bergland östlich von Trient und nördlich von Vicenza. Vom 13. Jahrhundert bis 1918 ging jene Volksgrenze durch das politische Gebiet der Grafschaft Tirol, deckte sich höchstens hier mit Gerichts- und Verwaltungseinteilungen derselben. Seit 1919 schneidet sie umgekehrt durch das Gebiet des italienischen Staates und zwar der Provinzen Bozen und Trient.

4. Der Abschnitt von Osttirol-Oberkärnten oder der Drau-Gail-Abchnitt von den Dreizinnen bis zum Predilpaß, ungefähr 150 km lang<sup>10)</sup>. Er zieht ziemlich geradlinig vom ersten Punkte zum Kreuzbergpaß und weiter über den Hauptkamm der Karnischen Alpen, die Wasserscheide zwischen Drau einer- und Piave und Tagliamento andererseits, bis zum Raßfeld, von hier quer über das Kanaltal bei Pontafel, hinauf auf den Nordoststeiler der Julischen Alpen über den Wischberg und zur Konfinspitze am Predil, so das Kanal-, Raibler und Tarviser Tal noch zum deutschen Gebiet einschließend. Das Kanaltal entwässert sich durch die Fella nach Süden zur Adria, stellt also einen kleinen Übergriff deutschen Volksbodens auf die adriatische Abdachung der Alpen dar. Einige kleine deutsche Volksinseln liegen auch noch auf der Südseite der Karnischen Alpen. Bis Pontafel ist diese Grenze zwischen deutschem und italienischem, z. B. furlanischem Volksboden seit alters auch die politische Grenze zwischen Tirol und Kärnten und damit Österreich einerseits und Friaul und Venetien, bzw. Italien andererseits; von Pontafel bis zur Konfinspitze war sie

es bis 1919, heute liegt sie infolge der Besitznahme des Kanal-Tarviser Tales durch Italien in dessen nordöstlicher Staatsgebietsede. An der Konfinspitze (südwestlich des Predil) endigt die Scheide zwischen dem deutschen und romanischen Volksboden und beginnt jene zwischen dem deutschen und slawischen Volksboden, es ist hier also ein Richtpunkt erster Ordnung für die vollkliche Verteilung des Alpengebietes.

5. Der östlichste Abschnitt der Südgrenze des deutschen Volksbodens ist jener von Unterkärnten und Untersteiermark oder der Drau-Mur-Abschnitt, an den auf eine Länge von 200 km das slawische (slowenische oder windische) Siedlungsgebiet stößt<sup>11)</sup>. Er beginnt an der vorerwähnten Konfin- oder Schichtelspitze in den Julischen Alpen und zieht über den Predilpaß und den Mangart, dem nördlichsten Hauptgipfel der Julischen Alpen, von hier östlich Weißenfels quer über das oberste Savetal und hinaus auf den Ofenberg, den westlichen Ansat der Karawanken, über deren Kamm ostwärts bis zum Mittagskogel, von diesem hinab ins Draubeden östlich Villach und von hier durch dessen Mitte südlich des Wörther Sees und der Stadt Klagenfurt, dann so ziemlich der Drau entlang bis zur Mündung des Lavanttales und weiter über den Pohruck und am nördlichen Rande der Windischen Bühel an die untere Mur bis östlich von Radfersburg. Nirgends ist hier die Sprachen- und Volkstumsgrenze im Gelände scharf ausgeprägt, es liegen nord- und südwärts der Drau Gemeinden mit einer größeren oder geringeren Mehrheit oder Minderheit deutscher oder windischer Volksart. Überdies befinden sich auch weiter südlich im mehr geschlossenen slawischen Siedlungsraume größere deutsche Inseln, besonders Städte und Märkte. Auch ist die kulturelle Durchsetzung des slawischen Gebietes durch deutsche Einflüsse hier besonders stark. Da also die vollklichen Scheidelinien keine auffallende natürliche Ausprägung besitzen, hielt sich die staatliche Grenze nicht an jene, sondern hatte ihren eigenen Verlauf über den Hauptkamm der Karawanken weit nach Osten. Auch 1919 vermochte das Land Kärnten die natürliche und kulturelle Einheit des Draubedens — abgesehen von dessen südöstlicher Ede — auch im politischen Sinne zu wahren. Hingegen ist damals in der Steiermark deutscher Volksboden südlich der Mur und im Marburger Draubeden vom südslawischen Staate weggenommen worden.

### Völker in den Alpen vor der Einwanderung der Deutschen

Das deutsche Volkstum ist in den Alpen nicht vom Unbeginn der Geschichte an nachzuweisen, sondern erst nach dem Abschluß einer Hauptepoche derselben, nämlich des Altertums, also seit dem 6. Jahrhundert nach Christus. Wenn das nun auch schon fast eineinhalb Jahrtausende her ist, so muß dennoch die Tatsache, daß das deutsche Volkstum erst seit damals in den Alpen einheimisch geworden und hierbei andere Volkstümer aufgezogen hat, sehr beachtet werden. Wir müssen daher auch einen Blick auf die Bevölkerung der Alpen vor jener Zeitspanne, vor der Einwanderung der Deutschen werfen.

Unsere Erkenntnis der Ur Geschichte ergibt sich hauptsächlich aus den Funden von Gerätschaften der damaligen Menschen. Aus der älteren Steinzeit, die mit den letzten Stufen der Eiszeit in den Alpen zusammenfällt, haben wir aus diesen nur vereinzelte Spuren in den Höhlen der Bärenjäger. Erst mit der jüngeren Steinzeit, die nach dem letzten Rückgang der großen Vereisung einsetzt, werden die urgeschichtlichen Funde auch im Innern der Alpen zahlreicher und noch mehr in der Bronzezeit, die etwa mit dem 2. Jahrtausend vor Christus beginnt. Hierbei zeigen sich Zusammenhänge zwischen dem Kulturbesitz in den Alpen mit jenem in den nördlich und südlich vorgelagerten Ebenen, ja mitunter auch ein Überschreiten des Alpenhauptkammes, sowie insbesondere ein Vorschreiten der Kultur von Osten her in die Alpen hinein. Dank solcher Beziehungen haben sich schon damals in den Alpen eigenständige Kulturen entwickelt, so jene der Inntaler Urnenfelder in der Bronzezeit und die noch viel bedeut-

jamere Hallstattkultur in der älteren Eisenzeit. Beide knüpfen sich an die Ausbeutung von Bodenschätzen, Kupfer und Salz. Die im Schweizer Vorland entstandene Latènekultur der jüngeren Eisenzeit ist durch die Kelten auch in die Ostalpen verbreitet worden<sup>2)</sup>).

Über die ethnographische Zugehörigkeit dieser ältesten Bevölkerung der Alpen können wir nur mittelbare Erkenntnis gewinnen aus den Angaben römischer Schriftsteller und Inschriften aus den letzten Jahrhunderten des Altertums. Diese erwähnen nämlich Namen von Völkern, die in den Alpen gewohnt haben, von Flüssen und Ortschaften in denselben und diese Namen weisen bei näherer sprachwissenschaftlicher Untersuchung auf gewisse Zusammenhänge, die andererseits sich auch wieder aus einer vergleichenden Betrachtung der vorgegeschichtlichen Gebrauchs- und Schmudgegenstände ergeben. Demnach können wir sagen, daß die ältesten geschichtlich und mit eigenen Namen fassbaren Völkerschaften von Südeuropa auch in die Alpen ihre Ableger gesendet haben, nämlich die Ligurer und die Etrusker, beide vor- oder nichtarischer Herkunft, ferner die der arischen oder indogermanischen Völkersfamilie angehörigen Italiker, Illyrier und Kelten. Etrusker und Illyrier sind vornehmlich die Träger der Bronzezeit in den Alpen, die Kelten jene der ersten Eisenzeit. Die Gewinnung von Bodenschätzen, Kupfer, Eisen und Salz haben anscheinend einen besonderen Anreiz zur Besiedlung der Alpen damals geboten, und die Entwidlung der ersten alpenländischen Sonderkulturen veranlaßt, worüber hier nicht näher gesprochen werden kann. Die Ligurer und Etrusker sind gerade von Süden, von Italien her in die Alpen gekommen, die Illyrier von Südosten und haben sich westwärts etwa bis zu den Quellen des Inn und der Etsch verbreitet. Die Kelten sind wohl erst infolge ihrer großen, im 6. Jahrhundert vor Christus von Westen nach Osten gerichteten Bewegung in die Alpen gelangt und zwar einerseits von den Ebenen der Rhone und des Po, andererseits von jenen des Rheins und der Donau aus. Hierbei erfolgten Vermischungen zwischen den neu einwandernden Scharen und den früheren Bevölkerungen, doch treten auch später zur Zeit, als die Römer die Alpen ihrem Reiche einverleibten, in gewissen Teilen derselben bestimmte Volksarten und Sprachen geschlossen hervor. So hatte damals in den Alpen östlich der Quellen der Drau und der Salzach das keltische Volk der Noriker ethnographisch und politisch über die ältere illyrische Bevölkerung die Oberhand errungen, es bestand hier im ersten Jahrhundert vor Christus ein geschlossenes Königreich Noricum. Hinsichtlich des Volkes der Taurischer, das in demselben Gebiete damals genannt wird, ist es nicht bestimmt, ob es als illyrisch oder keltisch zu betrachten ist. Räter nannten die Römer das Land an den Oberläufen der Etsch, des Inns und des Rheins, doch scheint dieser Name ursprünglich sich nur auf einzelne Stämme etruskischer Herkunft und Sprache im unteren Etschtale bezogen zu haben und dann nach Norden vorgeschoben worden zu sein. Für die als Räter bezeichneten Stämme, die an der obersten Etsch, am Eisack und am Inn innerhalb der Alpen gesessen waren, wie für die Venosten (davon später der Binschgau seinen Namen hat), die Isarkern am Eisack, die Breonen im Innthal, die Genauern in Oberbayern, die Bennonetern im Rheintal u. a. ist am ehesten illyrische Abkunft anzunehmen, für die Vindelicier, die im Vorlande bis zur Donau siedelten, keltische und ebenso für die Helvetier, die in der heutigen mittleren Schweiz bis zum Jura saßen.

Die Anthropologie, welche die heutige und auch die ältere Bevölkerung nach Körperbau, Schädelform und Färbung sondert, hat in den Alpen das Vorkommen aller vier Hauptklassen von Europa festgestellt. Eine dieser Rassen wird als die „Alpine“ bezeichnet, weil in manchen Teilen der Alpen wie der Mittelgebirge ihre Kennzeichen, runde Schädel, untersehter Wuchs und dunkle Färbung besonders auffallen. Man meint, daß dieser Rasse die älteste Schichte der alpinen Bevölkerung angehört und von dieser aus durch Vermischung sich bis in unsere Zeit fortgepflanzt hat.

Die alpine Rasse wird jetzt auch als „ostlich“ bezeichnet (Günther). Der mediterrane, mittelmeerische oder westliche Typus, langköpfig, klein und dunkel ist für die Alpen weniger charakteristisch, wohl aber trifft dies für den *dinarischen* Typus zu, der kurze, scharfprofilirte Köpfe, hohen Wuchs und dunkle Färbung aufweist und wohl durch die Illyrier in die Ostalpen gebracht worden ist. Der *nordische* Rassentypus, langschädlig, groß und blond, der in den Alpen nicht selten ist, ist durch die Germanen, vielleicht auch durch die Kelten dorthin gebracht worden. Wie sonst stimmt auch in den Alpen die Verbreitung des Volkstums und der Sprache nicht unbedingt mit jener der Rassenmerkmale überein, in den deutschen Teilen der Alpen kommen die genannten Rassentypen vermischt vor, allerdings ist das Mischungsverhältnis in den einzelnen Talgebieten oft ein besonderes und weist damit auf gewisse geschichtliche Zusammenhänge in ihrer Bevölkerung<sup>11)</sup>.

Die *Römer* sind verhältnismäßig spät an die Eroberung der Alpen gegangen, erst nachdem sie vorher alle Randländer des Mittelmeeres ihrem Reiche einverleibt hatten. Im letzten Jahrhundert der Republik haben sie wohl die Stämme am Südsuß der Alpen unterjocht, auch mit dem Königreich Noricum einen Schutzvertrag abgeschlossen. Den *Cimbem*, dem ersten germanischen Volke, das geschichtlich nachweisbar durch die Alpen nach Süden gezogen ist, sind die Römer bereits im Innern der Alpen bei Noreia (nördlich Klagenfurt) und bei Trident im Jahre 113 vor Christus mit bewaffneter Hand, allerdings erfolglos, entgegengetreten, erst auf den Schlachtfeldern Italiens erlag jener erste Germanensturm den Legionen Roms. Auch die Eroberung Galliens durch Cäsar war von Süden von der Mittelmeerküste, nicht von Italien über die eigentlichen Alpenpässe her erfolgt. Die *Helvetier*, die keltischen Bewohner der heutigen Schweiz, unterwarf Cäsar von Westen, von Gallien her im Jahre 58 v. Chr. Der Versuch seines Unterfeldherrn, von dorthier auch das oberste Rhonetal oder Wallis zur Gewinnung des nächsten Zuganges nach Italien zu befehlen, scheiterte aber vorläufig und erst Kaiser Augustus hat dieses Gebiet zusammen mit den Ostalpen der römischen Herrschaft einverleibt. Helvetien haben die Römer auch der Provinz Gallien (Belgica) zugeteilt, hingegen das Wallis, damals „Alpes Poeninae“ genannt, und das obere Tessin, die „Alpes Lepontinae“, vorerst der Provinz Rätien. Erst zu Beginn des 3. Jahrhunderts wurden die Alpes Poeninae zusammen mit den Alpes Graiae, dem späteren Savoyen, zu einer eigenen kleinen Provinz der Westalpen erhoben. Das Gebiet der Schweiz ist also schon zur Römerzeit ebenso wie das der Ostalpen niemals mit Italien in einem unmittelbaren verwaltungspolitischen Verbande gestanden, sondern mit dem nordwestlichen bzw. nördlichen Hauptgebiet des Römischen Reiches<sup>12)</sup>.

Kaiser Augustus hat um das Jahr 15 v. Chr. auch das Gebiet der Ostalpen und die Ebenen nördlich derselben bis zur Donau — zum Teil unter heftigem Widerstand der dort einheimischen illyrischen und keltischen Stämme — unterworfen und zur dauernden Abwendung und Sicherung des Römischen Reiches nach Norden diesem in Gestalt zweier neuer Provinzen einverleibt. Die Provinz *Rätien* umfaßte das Talgebiet des oberen Rheins, des Inn und der oberen Etsch, nordwärts bis zur Donau, ihre Südgrenze gegen Italien lief vom Gotthard westwärts zuerst über die Hauptwasserscheide zwischen Rhein und Inn einer- und Ticino und Udde andererseits, dann aber über den Kamm der Ortlergruppe an die Etsch bei Meran und von da quer über das Sarntal nach Klausen am Eisad und in die Dolomiten. Erst südwärts jener Orte gehörte das Etschtal zu Italien. Daß die Römer selbst ihre nördliche Grenzprovinz Rätien so weit über den Hauptkamm der Alpen, den Brenner, auf deren südliche Abdachung übergreifen ließen, ist mit Rücksicht auf die spätere politisch-nationale Gestaltung dieses Gebietes besonders bemerkenswert. Ostwärts stieß Rätien an die Schwesterprovinz Noricum an, die nähere Grenze ist nur entlang des Unterlaufs des Inns

ficher überliefert, im Innern der Alpen lag sie in der Nähe des Ursprunges des Zillers und jenseits des Alpenhauptkammes an der Mündung des Pustertales in das Eisacktal. Die Südgrenze von Noricum ging über den Kamm der Karnischen Alpen, also auf der Wasserscheide zwischen der Drau und den Flüssen der Adria, die Ostgrenze am Ostfuß der Alpen, die Nordgrenze entlang der Donau<sup>14)</sup>.

Die Römer haben das gesamte Alpengebiet nicht nur unter eine einheitliche Staatsgewalt gebracht, sie haben ihm auch eine gewisse kulturelle Gleichartigkeit vermittelt, wie sie dies in allen Teilen ihres weiten Reiches getan haben. Eine gewisse physische Zuwanderung von neuen Einwohnern aus Italien hat wohl auch in die Alpenprovinzen stattgefunden, aber irgendwie bestimmt läßt sich ihre Menge im Verhältnis zur alten Bevölkerung nicht abschätzen. Die römische Staatsgewalt ließ über die wichtigsten Alpenpässe Straßen bauen und längs derselben erstanden kleinere Verkehrsorte (Stationes) und größere Städte (Municipia), im Innern der Alpen letztere allerdings nur in geringer Zahl, nämlich Chur in Nätien, Trient, bereits zu Italien gehörlig, in Binnennoricum Agunt (bei Trient), Teurnia (im Drautal bei Spital) und Virunum (im Gurktal), Juvavum an der Stätte des späteren Salzburg. Deren Einwohner, Händler und Handwerker, stammten wohl zum Teil aus dem Süden, zum Teil aus der Gegend selbst, hier in diesen größeren Orten wurde zuerst die römische (lateinische) Sprache vorherrschend und drang von hier aus auch in der ländlichen Bevölkerung ein, diese wurde unter dem Einfluß der politischen und kulturellen Überlegenheit der Träger dieser Sprache romanisiert. Auch die Heranziehung der alpenheimischen Bevölkerung zum römischen Militärdienst hat in diesem Sinne mitgewirkt, ebenso die christliche Kirche, die seit dem 3. Jahrhundert auch in den Alpen eigene Bistümer errichtet und mit der Zeit auch die Landbevölkerung erfaßt hat. Daß landwirtschaftliche Kolonien von ausgedienten Soldaten aus anderen Gegenden des Römischen Reiches oder Landgüter (Villen) von begüterten Römern auch in den Alpen angelegt wurden, darauf weisen manche Ortsnamen und Baureste. Ferner deuten manche Nachrichten dahin, daß infolge der Wirkungen der Völkerwanderung aus dem offenen Donauegebiete und aus Italien reiche Leute in die Alpen geflüchtet und sich dort niedergelassen haben. Jedenfalls hat im 6. Jahrhundert, als die Germanen in die Alpen einrückten, deren bisherige Bevölkerung durchwegs ein provinziell gefärbtes Latein als Umgangssprache gesprochen, die Vorläuferin des heutigen Rätoromanisch; jene Bevölkerung betrachtete sich teils als „Romani“, d. h. als Bürger des Römischen Reiches oder als Nachkommen von solchen, teils brach mit dem Untergang des weströmischen Kaisertums das ältere Stammesgefühl wieder hervor, so gerade bei den Breonen im Inn-Eisack-Gebiete.

Im ganzen ist festzuhalten: Die Alpen sind mit ihren nördlichen Vorländern am Ende des Altertums in das römische Weltreich, das die Zusammenfassung des Mittelmeergebietes bedeutet hat, einbezogen gewesen, sie stehen im Banne von Kräften, die dort im Süden Europas ihren Ausgangspunkt hatten. Diese Machtverteilung findet nun ein jähes Ende durch das Andrängen der Germanen von Norden her. Durch drei Jahrhunderte brachte das Römische Reich die Kraft zur Gegenwirkung auf, schließlich aber unterlag es; weniger über die Alpen selbst, die schon damals als ein von Gott gewollter Schutz Italiens gegen Norden empfunden wurden, als mit Umgehung derselben im Osten und Westen brachen die germanischen Völker ins Mittelmeergebiet ein und führten die Auflösung des weströmischen Imperiums herbei.

### Die Anfänge der germanischen Landnahme in den Alpen

Die Reiche, welche die germanischen Völker, die Ostgoten und Langobarden, in Italien und die Burgunder im südöstlichen Gallien im 5. und 6. Jahr-



hundert begründet haben, griffen mit ihren Gebieten wieder von Süden in die Alpen ein. Das ostgotische Reich hielt noch Rätien und Noricum in Abhängigkeit von Italien, die Langobarden haben wenigstens den Südfuß der Alpen, abgesehen vom Etschgebiet oberhalb Bozen, beherrscht, die Burgunder die westliche Außenseite der Westalpen. Allein diese Germanenvölker verteilten sich in Gruppen über die wichtigsten Städte und besten Landstriche in den Ebenen ihrer Reiche, höchstens noch mit kleinen Besatzungen zum Schutze der Grenze und damit auch in die Alpen. Überall waren aber diese germanischen Kerne von einer weit zahlreicheren und kulturell-technisch in mancher Hinsicht überlegenen romanischen Bevölkerung umgeben, vermischten sich mit ihr und nahmen schließlich die romanische Umgangssprache an, verloren dadurch die germanische, deutsche Muttersprache und damit auch das Bewußtsein ihrer besonderen germanischen Volksart. Bei den Langobarden Oberitaliens war dieser Vorgang bis ins 10. Jahrhundert entschieden. So haben diese germanischen Völker auch in den Alpen kaum die dauernde Festsetzung und Erhaltung einer deutschen Bevölkerung bewirkt. Die frühere Geschichtsforschung war zwar darüber anderer Ansicht. So hat man die deutschen Sieben und Dreizehn Gemeinden im Gebirge nördlich Veronas für Abkömmlinge von versprengten Cimbem und Goten gehalten. F. Dahn und manche andere Gelehrte nahmen an, daß die Bauern des deutschen Etschlandes zwischen Bozen und Meran von Ostgoten abstammen, die von deren Königen dort zum Schutze der Grenze zwischen Italien und Rätien angesiedelt worden seien. Die Mundart und die körperliche Erscheinung dieser Bevölkerung, sowie die Erhaltung des gotischen Sagenschatzes wurden als Beweis hierfür angeführt, jedoch betrachtet die neuere Forschung die Mundart des deutschen Etschlandes gleich der des übrigen Tirols als dem bairischen Stamme gemäß. Für die obere Steiermark wird ebenfalls auf Grund volkskundlicher Beobachtungen behauptet, daß sich dort seit der Völkerwanderung Splitter von Goten erhalten und mit den später eindringenden Bajuwaren verschmolzen hätten. Die Deutschen des oberen Wallis (Zermatt) hielt man früher für Nachkommen von Burgundern, die in diesem höchsten Winkel ihres Reiches die deutsche Muttersprache erhalten hätten, heute weist man sie auch wieder auf Grund der Mundart den Alemannen zu<sup>18)</sup>.

Also nicht von Italien her hat das deutsche Volkstum vom Innern der Alpen wirklich ausgiebig und dauerhaft Besitz ergriffen, sondern ausschließlich von Norden her. Die beiden germanischen Stämme der Alemannen oder Schwaben einerseits und der Bajuwaren oder Baiern andererseits, der Abstammung nach sehr nahe miteinander verwandt, dennoch nach Mundart und Wesensart auffällig genug voneinander geschieden, die mit ihrer Hauptkraft im 5. und 6. Jahrhundert in den Ebenen nördlich der Alpen sich festgesetzt haben, sind dann von dort aus ins Innere der Alpen vorgestoßen und haben sich auch hier angestiedelt. Ihnen verdanken wir es also, daß das Deutschtum an den Alpen mit einem breiten geschlossenen Raume Anteil genommen hat und heute noch besteht.

In der Hauptsache besitzt die Vorbewegung der beiden genannten deutschen Stämme in die Alpen viel Gleichartiges. Die Alemannen und die Bajuwaren sind Zweige der juedischen Hauptgruppe der Westgermanen und stehen sich unter allen deutschen Stämmen gegenseitig am nächsten. Beide haben sich erst im Laufe der großen Völkerwanderung seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. zu neuen Volkseinheiten gebildet und in der Form eines Stammesherzogtums eine straffere staatliche Organisation erhalten. In dieser haben sich Alemannen und Bajuwaren in den ehemaligen Nordprovinzen des Römischen Reiches die Niederlassung erzwungen. Die ältere romanisierte Bevölkerung war hier zahlenmäßig so in der Minderheit und kulturell so wenig überlegen, daß die germanische Volksart und Muttersprache der neuen Ansiedler sich voll behauptet und die romanische Vorbevölkerung, soweit sie überhaupt nicht aus

dem Land verdrängt worden war, bald vollständig aufgezogen hat. Von den Ebenen aus haben dann Alemannen und Bajuwaren das Innere der Alpen besetzt und auch hier ihre Sprache und Volksart zur Geltung gebracht, obwohl hier die romanische Bevölkerung stärker gewesen ist als in der nördlichen Ebene. Allein der unmittelbare Zusammenhang mit dieser und damit mit dem Hauptgebiet der Siedlung jener Volksstämme hat es ermöglicht, daß die erste kriegerische und siedlerische Besitzergreifung des Alpengebietes auch später immer wieder Nachschub an frischen Kräften des deutschen Volkstums erhalten und sich bis zur vollen Germanisierung des Landes durchgesetzt hat; nur in einigen mehr abseitsliegenden Talgebieten hat sich das alte romanische Volkstum auch im politischen Machtbereiche jener deutschen Stämme behaupten können. Wenn also diese Grundzüge der Germanisierung der Alpen im ganzen gleichartig sind, so hat sich diese doch in gewissen räumlichen und zeitlichen Abschnitten verschiedenartig vollzogen und das soll hier noch näher dargelegt werden.

### Die Ausbreitung der Alemannen in den Alpen (Schweiz, Vorarlberg, Allgäu)

Als der geschichtliche Kern des Volksstammes der Alemannen oder Schwaben gilt in der jetzigen Forschung das suebische Volk der *Semnonen*, das zu Beginn der christlichen Zeitrechnung zwischen Elbe und Oder, etwa im Gebiete der späteren Mark Brandenburg gesessen hat. Während andere Stämme der großen suebischen Völkergruppe schon damals nach Süden und Westen über den Main und Rhein gezogen sind, taten dies die Semnonen erst im 3. Jahrhundert und erscheinen unter einem neuen Namen als *Alamannen* oder *Alemannen* im Gebiete südlich des Mains bis gegen den Rhein und bedrohen ständig die dortige Grenze des Römischen Reiches, ja brachen mehrmals nach Gallien und selbst nach Italien ein. Der Name wird wortgemäß gedeutet als „Alle Mannen“, d. h. aus verschiedenen Teilen zusammengesetzte neue Gemeinschaft. Damals und in der Folgezeit wird das Volk auch als „*Suevi*“ oder „*Suebi*“ gemäß seiner Abstammung benannt, der Name des ehemals größeren Muttervolkes verengerte also seine Beziehung auf einen besonderen jüngeren Zweig desselben, auch dessen Land wird gleichbedeutend als *Alemannia* und *Suevia* bezeichnet. Letzteres Wort wandelt sich dann später in *Schwaben* und hat sich dann noch mehr verengert auf jenen Teil des Alemannenvolkes und -landes, der östlich und nördlich des Rheins liegt. Dem Ursprunge nach sind aber Alemannen und Schwaben als etwas Einheitliches anzusehen. Um 450 n. Chr. war es den Alemannen gelungen, jenseits des Rheins in dem von ihnen sogenannten *Alisaf* oder *Elisaf* und im Lande der alten Helvetier, der späteren *Schweiz*, sich niederzulassen. Von den Franken im Norden bedrängten Alemannen gewährte der Ostgotenkönig Theoderich um das Jahr 500 Aufnahme im nordwestlichen Rätien, im heutigen *Allgäu* und nördlichen *Vorarlberg*. Das nordwärts wesentlich verkleinerte Gebiet der Alemannen kam damals unter die Oberhoheit der Franken, ihr Staatswesen gewann jetzt innere Festigung unter einem einheitlichen Stammesherzogtum und bestimmte Grenzen nach außen: westwärts gegen die Burgunder reichte dieses bis an den Jura und an die obere Aare und Saane, ostwärts gegen die Baiern bis an den Lech und den Arlberg und im Süden bis auf den nördlichen Hauptkamm der Schweizer Alpen. Im Westen gegen das Gebiet der Burgunder ist in Verbindung mit politischen Vorgängen eine zweimalige Vorbewegung der alemannischen und damit deutschen Siedlung festzustellen, erstmals vom 6. bis 9. Jahrhundert von der Aare bis zur Senne und zum Simmental, dann im 11. Jahrhundert bis zur Saane<sup>17)</sup>.

Freilich fehlt eine nähere geschichtliche Kunde über die älteste Ausbreitung der Alemannen im eigentlichen Alpengebiet der Schweiz, die ersten Ortsnamen werden

für dasselbe seit dem 8., in größerer Zahl erst seit dem 12. Jahrhundert angeführt. Die ältesten dieser Erwähnungen für besonders bekannte Gegenden und Orte sind etwa: in den *Waldstätten* Urania (Uri) erstmals zum Jahre 753, einzelne Orte dortselbst wie Burgilla (Bürglen) und Silana (Silenen) 857; Swittes (Schwyz) 972; für Unterwalden um 900 Chussenacho (Rüsnacht), Alpenacho (Alpnach), Sarnono (Sarnen); Clarona (Clarus) um das Jahr 1000, das Kloster Meinradszell seit 934, später auf Einsiedeln umgetauft. Der Grenzstreit zwischen diesem und der Gemeinde Schwyz führte schon im 12. Jahrhundert zur Beurkundung mit Ungabe von mannigfachen Berg- und Bachnamen, ausgetragen wurde jener vor dem Gericht des deutschen Königs ausdrücklich nach dem Rechte der Alemannen oder Schwaben, welchem Stamme eben beide Streitteile angehörten<sup>19</sup>). Im Gebiet von *Appenzell* sind um 830 Herisowa (Herisau) und Huntwilare (Huntwil) als erste Orte erwähnt, bald nachher auch schon die *Alpe Semptis* (Säntis). Als die Kirche von Appenzell (*cella abbatis*) selbst im Jahre 1061 errichtet wurde, war dieser Ort laut der darüber ausgefertigten Urkunde eine „*Neurodung*“, aber manche der umliegenden Siedlungen und Almen schon benannt<sup>20</sup>). Im *Berner Oberland* werden die höheren Salgemeinden meist erst seit dem 12. Jahrhundert erwähnt, so Grindelwald, Halsli, Siebental (Simental), dessen Ausgangsort Spiez am Thuner See aber schon 762, Ofteig und Saanen an der äußersten Westede des deutschen Siedlungsgebietes. Merkwürdig ist die Benennung von *Interlaken*: Eine Urkunde von 1133, die wie alle zu jener Zeit in lateinischer Sprache abgefaßt ist, sagt, daß der Ort „*inter lacus vulgariter Madon*“, in der deutschen Volkssprache also *Matten* heiße. Aber nicht dieser Name blieb dem Orte, sondern dessen deutsche Einwohner machten aus „*Inter lacus*“ ein „*Znder- oder Hinderlappen*“. Später griff man aber wieder auf *Interlaken* zurück<sup>21</sup>). Die meisten dieser Erwähnungen von Orten im Schweizer Gebirge beziehen sich auf Besitzungen, die dort Stifter aus dem schwäbischen oder später schweizerischen Vorlande von weltlichen Grundbesitzern erworben haben, dasselbe können wir ja auch in *Tirol* hinsichtlich der bayerischen Klöster feststellen. Bis zum nördlichen Hauptkamm der Schweizer Alpen reichten auch die *Gaue* aus dem Flachlande wie der *Thurgau*, *Zürichgau*, *Nargau*. In jenen Jahrhunderten hat sich also die friedliche Durchdringung des *Berner Oberlandes* und der *Waldstätte* seitens der Deutschen vollzogen, wobei die Überreste der romanisierten *Arbevölkerung* aufgesogen wurden. Daß solche vorhanden gewesen, zeigen auch hier *vorddeutsche* Wurzeln in manchen Orts- und Flurnamen und *Gachausdrücken* der *Umwirtschaft*. In den allerdings erst viel später ausgezeichneten *Sagen* hat das Volk der *Urkantone* seine Herkunft aus dem *germanischen Norden* festgehalten.

Von der Nordseite der Alpen, dem *Berner Oberland*, sind seit dem 10. Jahrhundert *alemannische* Siedler über die Pässe, besonders die *Grimsel*, hinübergestiegen ins oberste *Rhonetal* und dessen Seitentäler und haben hier seit damals und in weiterer Ausdehnung noch später die deutsche Landschaft des *Oberwallis* geschaffen. Die *Grafschaft Wallis* war von den *Königen von Burgund*, deren Reiche sie angehörte, dem *Bischof von Sitten* (Sion) übertragen worden und von diesem und dessen *Vasallen* waren offenbar den *Alemannen* die *Niederlassung* in den damals nur sehr dünn bevölkerten obersten Tälern der *Rhone* gestattet worden. Um das Jahr 1280 wird der *kirchliche Sprengel* des *Oberwallis* bereits kurzweg als „*Decanatus Theutonico-*rum“, der Deutschen also, bezeichnet. Seit 1415 haben die sieben deutschen *Großgemeinden* oder *Zenten* des *Oberwallis* gegenüber jenem *Bischof* und den *Grafen von Savoyen*, die das *Wallis* unter ihre Herrschaft setzen wollten, die *Landesgewalt* in ihrem Gebiet und auch im *romanischen Unterwallis* an sich gebracht und diese ihre Stellung durch ein *dauerndes Bündnis* mit den *Schweizer Eidgenossen* gesichert. Das war auch mit einer weiteren Ausdehnung der deutschen Siedlung und Sprache im Gebiete von *Leuk* und selbst von *Sitten* verbunden. Als aber im 19. Jahrhundert der *Kanton Val-*

lis eine neue Verfassung erhielt, geriet in dieser das deutsche Oberwallis seiner geringeren Bevölkerungszahl gemäß auch politisch in die Minderheit, und seither wich das deutsche Element bis gegen Leuf wieder zurück. Insbesondere wirkte die schweizerische Bundesbahn, die für das Wallis von Genf aus geleitet wird, französisierend<sup>21</sup>). Heute beträgt die Bevölkerungszahl des geschlossenen deutschen Oberwallis bei 36 000, sie hat Schule und Verwaltung in deutscher Sprache. Damit ist also der deutsche Volkshoden und zwar in geschlossener Landverbindung mit dessen Hauptgebiet auf der Nordseite der Alpen auf deren Südwestabdachung vorgeschoben worden. Teile der Alpen, die landschaftlich heute zu den großartigsten derselben gerechnet werden, die Südseite der Berner Alpen und die Walliser Alpen, in deren Mitte das berühmte Zermatt liegt, sind auf diese Weise deutsches Heimatgebiet geworden. Der höchste Gipfel desselben, der Monte Rosa, hat zwar auch im deutschen Schrifttum nur diesen von der italienischen Seite stammenden Namen, bei den eingewohnten deutschen Bewohnern heißt er Gornhorn, während für sein Gegenstück, das Matterhorn, dem M. Cervin der Romanen, der erstere deutsche Name sich allgemein eingebürgert hat.

Diese deutsche Bevölkerung der obersten Walliser Täler, daher *Walser* genannt, hat in der Besiedlung und der Bewirtschaftung hochgelegener Alpenfäler, in Viehzucht und Milchwirtschaft also, eine besondere Erfahrung und Übung sich angeeignet und ist seit dem 12. Jahrhundert aus ihrer Heimat in verschiedene andere Alpentäler, die bisher nur als Weidegebiete genutzt wurden, zur Anlage ständiger Siedlungen, von den Grundherren und Landesherrn jener herbeigerufen worden. Auf diese Weise haben sich die deutschen Walser, die in den Urkunden entweder kurzweg „*Teutonici*“ oder *Walser* genannt werden, in bemerkenswerter Weise nach Osten und Süden zu ausgedehnt und insbesondere zur Bevölkerung der alpinen Hochlagen beigetragen<sup>22</sup>). Auf der Südseite der Walliser Alpen, mit der Nordseite durch Hochpässe verbunden, entstanden auf diese Weise im Lysstal, einem Seitenaste des Val *Uosta*, die deutschen Walsergemeinden *Gressoney*, *Kirchen* (St. Jean) und *Iffime*, im Tal der *Sesia* die Gemeinden *Uagna* und *Mafuna* (Macugnaga), im obersten Tal der *Rosa* die Gemeinden *Pommat*, *Wald* und *Gurin* (Bosco), noch weiter südwärts schon gegen den Langensee zu die Gemeinden *Rimella* und *Ornavassero*; diese Gemeinden unterstanden seit alters der Staatsgewalt von Piemont und Mailand, haben dennoch die deutsche Muttersprache wenigstens für den Hausgebrauch bewahrt, obwohl die in Amt, Schule und Kirche recht wenig günstig behandelt und den Leuten die italienische Staatsprache aufgenötigt wird. Zwischen diesen Gemeinden liegt dann noch jene von *Simpein*, die aber politisch zum Kanton Wallis gehört und daher unter deutscher Verwaltung steht. Alle diese Walser Gemeinden auf der italienischen Seite betragen einige tausend Einwohner. Die Walser haben ferner nach Osten über die Furka seit dem 13. Jahrhundert Neusiedler entsendet, nämlich nach Graubünden und Vorarlberg.

Im *Rheintal* ob dem Bodensee vermochte die alemannische oder schwäbische Landnahme schon bald nach 500 vorzudringen und zwar vorläufig bis zur Landmark des *Kunnenberges* bei *Böhis*. An den Rheingau (*Rhingowe*), der sich mit dem am frühesten erwähnten Orten *Brigancia* (*Bregenz*, bereits römisch), *Lustenovo* (*Lustenau*), *Torrenburen* (*Dornbirn*) bis hierher ausdehnte, schloß sich ostwärts der *Albegowe* (d. h. *Alpgau*), später *Aligäu* an, das am weitesten nach Nordosten zu liegende alemannische Alpengebiet, von dessen ältesten Ortschaften einzelne zuerst im 9. Jahrhundert erwähnt werden, wie *Nordhovun* (aufgegangen in *Sonthofen*), *Stoufun* (*Oberstaufen*), *Fiskine* (*Fischen* an der oberen *Iller*)<sup>23</sup>). Das *Rheintal* oberhalb *Böhis*, der südwestliche Teil der römischen Provinz *Rätien* also, bildete bis ins 9. Jahrhundert auch weiterhin eine eigene Provinz mit *Chur* als Hauptstadt, daher meist *Churätien* genannt, das zwar seit 536 auch unter die Oberhoheit des frän-

tischen Reiches gelangte, in Verwaltung, Recht und Siedlung aber romanisch geblieben war; das romanische Haus der Viktoriden besetzte damals die Stelle eines Bischofs von Chur und eines Präses, d. i. eines weltlichen Vorstandes der Provinz. Südwärts reichte diese Landschaft Churrätien bis auf den Alpenhauptkamm, ostwärts umfaßte sie noch das oberste Inntal, das Engadin bis zur Finstermünz und das oberste Etschtal, den Vinschgau (Wallis Venusta). Karl der Große hat aber im Jahre 806 die Stellung des Präses über Churrätien abgeschafft und dessen Gewalt einem fränkischen Grafen übertragen. Seit der Teilung der fränkischen Monarchie im Jahre 829 kam Churrätien als eigene Grafschaft mit dem Herzogtum Schwaben unter das deutsche Reich der Karolinger; diesem als dem mächtigsten Zweige derselben sollte der Zugang nach Italien über die Pässe des Rheintales damit gewahrt werden. Seit 916 werden die beiden Grafschaften Unter- und Oberrätien (die Scheide war bei der Landquart) den Herzogen von Schwaben unterstellt und von diesen selbst oder anderen schwäbischen Grafen verwaltet. Auch kirchlich ist seit 847 das Bistum Chur, das bisher zum Erzbistum Mailand gehört hatte, dem deutschen Erzbistum Mainz zugeteilt worden, auch ein Zeichen der Loslösung dieses Gebietes von seiner früheren Richtweisung nach Süden.

Mit und seit jenen Änderungen drang das alemannische Element durch Verwaltung, Grundherrschaft und Siedlung auch in Churrätien ein und setzte dessen Germanisierung südwärts bis über die Stadt Chur hinaus durch. Die ältesten Erwähnungen von alemannischen Ortsnamen sind für diesen Teil des Rheintales, der heute ostseitig zu Vorarlberg und Nöckfenstein, westseitig zur Schweiz gehört, aus dem 9. Jahrhundert, wie Rangwila (Rantweil) neben dem bald nachher verschollenen romanischen Vinoma, Rantinas (Rötis), Feldkircha (Feldkirch), Frastina (Frastanz), Nanzingas (Nenzing), Doringas (Schlringen), Pludone (Bludenz) u. a. im Illtale, das damals Wallis Drusiana, später wegen der hier lange haltenden Romanen der Walgau hieß. Auch im Rheintal aufwärts werden damals bereits die meisten größeren Orte genannt, wie Scana (Schaan), Buchs, Senegannis (Sargans), Flumina (Flums), Ragaces u. a. In den Urkunden aus jener Zeit und Gegend werden oft die „Alemanni“ und „Romani“ ausdrücklich voneinander geschieden oder sind an ihren Rufnamen zu erkennen, so daß man eine gewisse Statistik beider Volkstümer, die damals untereinander vermischt hier gehaust haben, aufstellen kann<sup>24</sup>). Auch an der heutigen Ortsnamengebung kann man das längere Fortleben des Rätoromanentums und seine Aufsaugung durch die schwäbische Siedlung im heute deutschen Rheintale oberhalb Feldkirch feststellen, ebenso im schon erwähnten Walgau. Im innersten Teil desselben, im Montavon ist die romanische Volkssprache erst nach dem 16. Jahrhundert zur Gänze erloschen<sup>25</sup>).

In das Haupttal des Rhein sind diese Alemannen meist vom Norden her eingewandert. In die abseits gelegenen Hochtäler wurden von den Grundherren ebenfalls alemannische *W a l s e r* aus dem Wallis, also vom Westen her über die Pässe berufen, so in den oberen Prättigau, nach Davos, in das große und kleine Walsertal in Vorarlberg, letzteres bereits in das Allgäu und damit zur Donau sich öffnend. Galtür im obersten Paganau und damit im Inngebiet ist die am weitesten nach Osten vorgeschobene Walsersiedlung, die als solche urkundlich sicher nachzuweisen ist. Da diese Walserkolonien mit den Haupttälern deutscher Siedlung und Landesgewalt unmittelbar zusammenhingen, haben sie leichter und entschiedener als ihre Brüder auf der Südseite der Walliser Alpen ihre deutsche Volksart wahren können und zu deren Verbreitung im Innern der Alpen sehr wesentlich beigetragen. Das zog sich bis ins 16. Jahrhundert hin. Im Gericht Klosters im Prättigau haben noch im Jahre 1489 die Romanen bei der österreichischen Regierung, der damals diese Gegend unterstand, durchgesetzt, daß der Amann des Gerichtes abwechselnd aus den welschen und deutschen Bewohnern desselben genommen werde<sup>26</sup>). Heute wird dieses Gebiet als ausschließlich deutsch angegeben.

Neben anderen stammeskundlichen Erscheinungen, wie Hausbau, Brauchtum und geistige Veranlagung ist vor allem die Sprache ein besonderes Merkmal auch des alemannischen oder schwäbischen Stammes. Das Gebiet der *alemannischen Mundarten* wird nach dem Auftreten gewisser sprachlicher Merkmale wieder in Sondergebiete eingeteilt. Das Berner Oberland und das obere Wallis bilden das Gebiet des Hochalemannischen, in diesem das obere Wallis wieder eine besondere Unterart, auch das Höchstalemannisch genannt, die Urkantone, das obere Rheintal (der Schweizer- und Vorarlberger Seite), das Jura und der Bregenzer Wald sind wieder besondere Unterteilungen des Mittellalemannischen, dieses und das Hochalemannisch bilden zusammen das Südalemannische im Gegensatz zum Nordalemannischen und Schwäbischen. Diese räumlichen Untergruppen der Mundart entsprechen wohl gewissen geschichtlichen Stufen der Landnahme und Besiedlung, wenn auch die inneren Gründe dieses Zusammenhanges wissenschaftlich noch nicht klargestellt sind<sup>27)</sup>.

Auf die geschilderte Weise ist der nördliche Teil des alten Churrätien deutsch geworden. Im Gebiete oberhalb Chur, im sogenannten *Hochrätien* haben wohl einige Seitentäler, das Rheinwald-, Val-, Safiental und der Heingenberg durch Aufnahme von *Walsern* seit dem 12. Jahrhundert deutsche Besiedlung erhalten. Im übrigen Hochrätien, dem heutigen Kanton Graubünden, im Vorder- und Hinter- rheintal und im Engadin hat sich aber die *romansische* Volksart und Sprache behauptet, doch wird deren geschlossenes Gebiet durch die letzterwähnten deutschen Täler keilförmig voneinander getrennt und so erreicht auch hier die deutsche Siedlung den Hauptkamm der Alpen und die Nachbarschaft zum italienischen Gebiet.

### Die Rätoromanen oder Ladinier

Wie die Rätoromanen in der Schweiz und in Graubünden von der alemannischen Siedlung allmählich zurückgedrängt worden sind, habe ich soeben kurz dargelegt. Seit 1860 bis heute ist die Zahl der Rätoromanen in der Schweiz mit 38000 Menschen fast gleich geblieben, im Verhältnis zur deutschen Bevölkerung der Schweiz von 1,7 auf 1,17% zurückgegangen. Im Kanton Graubünden bilden die Romanen 35%, die Deutschen (mit 49 000 Einwohnern) 47%, die Italiener (mit 18 000) 17% der gesamten Bevölkerung. In manchen rätoromanischen Gebieten, wie im Engadin nahm in den letzten Jahrzehnten die deutsche Minderheit infolge des Fremdenverkehrs beträchtlich zu<sup>28)</sup>.

Die Romanen selbst und die angrenzenden Deutschen bezeichnen die Sprache der ersteren als „*romontsch*“, „*romaunisch*“ oder „*ladin*“, worin die älteren Ausdrücke „*romanus*“ und „*latinus*“ fortleben. Auch die alte Bezeichnung „*Rätien*“ für die Landschaft als Ganzes ist geblieben, auch als sich dort an Stelle der politischen Gewalt der Grafen und Bischöfe die Bünde freier Gemeinden erhoben, der spätere Kanton Graubünden. Erst die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts hat für die Romanen dieses Gebietes die Bezeichnung „*Rätoromanen*“ gewählt. Ihre Sprache nimmt nach Ansicht der bedeutendsten Sprachforscher unter den romanischen, d. i. den Tochtersprachen des Latein eine eigene selbständige Stellung ein, unbeschadet der geringen Zahl ihrer Angehörigen. Gegentwärtig versuchen allerdings italienische Gelehrte das Rätoromanische als einen italienischen Dialekt hinzustellen, doch ist der politische Hintergrund dieser wissenschaftlichen These unverkennbar, Italien möchte die Rätoromanen als seine verirrtten Kinder und deren Gebiet für sich in Anspruch nehmen. Gene selbst lehnen aber wie früher auch heute diese Bemutterung entschieden ab<sup>29)</sup>. Auch der Laie wird, wenn er einen romanischen Text vor sich hat, die Empfindung haben, daß diese Sprache mehr ist als eine bloße Abart des Italienischen, es erinnert eher an das Spanische und hat mehr als das Italienische manche Eigenheiten des Lateinischen bewahrt. Die Rätoromanen der Schweiz besitzen vollständige sprach-

liche Selbständigkeit in Schule und Art und auch eine nicht unbeträchtliche ältere und besonders lebende Literatur. Gleich den Ladinern in Südtirol ähneln die Rätoromanen der Schweiz in ihrer mehr schwerblütigen, aber gefasteten und standhaften Wesensart mehr der deutschen Alpenbevölkerung als der italienischen, ebenso in ihrer Neigung zu talerschaftlicher Absonderung. Ulrich Campell aus dem Unterengadin, der um 1570 als erster Rätoromane die Besonderheit seines Volkstums und seiner Muttersprache, von ihm einfach als rätisch bezeichnet, hervorgehoben hat, gibt ohne Widerspruch die Meinung der Lombarden oder Italiener wieder, daß die Rätier oder Graubündner wegen der Rauheit ihrer Sprache und der Art ihrer Sitten den Deutschen (Germani oder Teutones) zuzurechnen seien<sup>20</sup>). Auch später und heute neigen die Rätoromanen und Ladinler der Schweiz und Tirols in allgemein kultureller Hinsicht, sowie in ihrem wissenschaftlichen Bildungsstreben mehr zur deutschen als zur italienischen Seite, die Kenntnis der deutschen Sprache ist bei ihnen sehr verbreitet. Sie wissen, daß ihre nationale Eigenart von den Deutschen geachtet und nicht bedrängt wird, während die Italiener sie möglichst sich angleichen und höchstens als eine landschaftliche und mundartliche Besonderheit gelten lassen wollen.

Volllich und sprachlich sehr nahe verwandt mit den Romanen von Graubünden sind, wie schon angedeutet, die Ladinler in Südtirol (vgl. unten S. 25), sprachlich auch die Furlaner in Friaul am Südostruße der Alpen am Sonzo und Tagliamento. Daher bezeichnet man auch alle drei Gruppen als Rätoromanen oder Ladinler, jene in der Schweiz auch als die westliche, jene in Tirol als die mittlere und jene in Friaul als die östliche Gruppe derselben. Das ist nur sprachwissenschaftlich gedacht, geschichtlich paßt der Name Rätoromanen nur auf die Ladinler von Graubünden und Tirol, weil nur diese Gebiete zur alten Provinz Rätien gehört haben. Daher hat man in letzter Zeit auch dafür den Ausdruck „Alpenladiner“ vorgeschlagen, um die sprachliche und alpine Zusammengehörigkeit jener drei Bevölkerungsgruppen gegenüber den Italienern kennzuzeichnen. Im Gegensatz zu Rätien haben sich im Bereiche der östlichen Nachbarprovinz Noricum keine Romanen erhalten. Die Furlaner sind kulturell und vor allem politisch niemals so hervorgetreten wie die Ladinler Graubündens und Tirols, sie stehen in dieser Hinsicht bereits in viel stärkerer Abhängigkeit vom Italienerstum. Der weitaus größere Teil der Furlaner siedelt in der Ebene und im Hügelland südlich der Alpen mit Udine als Mittelpunkt und das ist wohl ein Hauptgrund, warum trotz ihrer ziemlich großen Zahl — der italienische Sprachforscher Ascoli schätzte im Jahre 1873 dieselbe auf über 400 000 — ihre Einschmelzung in den allgemeinen italienischen Bildungskreis und noch mehr in das entsprechende Staatswesen heute als vollzogen gelten kann. Für die Furlaner im Gebirge könnte man daher auch etwa 100 000 veranschlagen, während die schweizerischen Rätoromanen nach der genauen Volkszählung bei 40 000, die tirolischen Ladinler bei 25 000 Einwohner betragen<sup>21</sup>).

Die Rätoromanen bilden also geschichtlich die Überbleibsel einer durch die Verbreitung der Deutschen eingeengten und zerstückelten, einstmals größeren Bevölkerungsschichte sprachlicher Eigenart. Geographisch sind sie heute als vereinzelt kleine Raumstücke im Innern der Alpen zwischen die Verbreitungsgebiete der Deutschen und der Italiener eingeklemmt, an jene nordwärts und seitlich, an diese südwärts anstoßend. In Graubünden liegen sie aber nur auf der nördlichen Abdachung der Alpen, in Tirol, wo die Deutschen selbst stark auf die südliche übergreifen, auf dieser.

Während die geschlossene Sprachgrenze zwischen Deutschen, Rätoromanen und Italienern in der Schweiz seit dem Ende des Mittelalters keine Veränderung mehr aufweist, hat in den letzten Jahrzehnten die streuartige Niederlassung von Italianern in der deutschen Schweiz stark zugenommen. Im Jahre 1910 zählte man dort bei 100 000 Italienischsprachige, also rund 4 v. H. der gesamten Bevölkerung, von

welchen der größte Teil aus Reichsitalien stammt. Es sind das etwa nicht Bauarbeiter, die sich nur vorübergehend dort aufhalten, solche werden, da die Zählung im Dezember stattfindet, in diese meist nicht einbezogen, sondern es sind Fabriksarbeiter und Handwerker, auch kleine Händler, die sich in den deutschen Orten mit ihren Familien dauernd ansässig machen. Der größte Teil derselben fällt allerdings auf die Industriegebiete der nördlichen Schweiz, nur ein geringer auf die alpine Innerschweiz. Auch in Vorarlberg finden wir solche neue Niederlassungen von italienischen Fabriksarbeitern, so in Bludenz, also einem Orte von ausgesprochen alpiner Lage, und in Kennelbach bei Bregenz, bei 35 v. H. der Gesamtbevölkerung, in ganz Vorarlberg bei 6000, das sind 5 v. H.<sup>21)</sup>.

### Die Ausbreitung der Bajuwaren (Baiern) in den Alpen, besonders in Tirol

Das Volk der Bajuwaren oder Baiern betrachtet man heute allgemein als eine Fortsetzung des suebischen Volkes der Markomannen. Dieses war im 1. Jahrhundert n. Chr. von der unteren Elbe in das bisherige Gebiet der keltischen Bojer, das nach diesen Bava, Bojehemum, später Böhmen hieß, eingewandert und hatte sich von hier aus mit verwandten Stämmen südwärts bis zur Grenze des Römischen Reiches, der Donau, ausgebreitet und diese dann vielfach bedroht. Seit Anfang des 6. Jahrhunderts werden erstmals die Bajuwaren, auch Baiwaren, als Bewohner der Ebene südlich der Donau zu beiden Seiten des Inn, westwärts bis zum Lech und ostwärts bis zur Enns erwähnt. Da der Name der Markomannen schon vorher verschwindet, Bajuwaren die aus Bava Stammenden bedeutet, diese durch ihre Personennamen als unbedingt germanisch sich darstellen, Böhmen dann von Slawen besetzt erscheint, nimmt man an, daß diese Bajuwaren eben nichts anderes sind als die Abkömmlinge der Markomannen, die ihren Sitz in die erwähnten Teile der Provinzen Nätien und Noricum verlegt haben. Vermutlich haben sie hierbei Überreste von ostgermanischen Völkern, die in der Völkerwanderungszeit länger oder kürzer an der Donau gewohnt haben, wie der Rugier, Heruler und Ostgoten in sich aufgenommen<sup>22)</sup>. In der Ebene jener Gebiete finden sich außer den Namen der größeren Flüsse und Ortschaften keine Namen vordeutscher Wurzel, hier hat also die bajuwarische Landnahme die ältere romanische Bevölkerung wohl ziemlich gewaltsam verdrängt. Am Rande der Alpen und in denselben ist das anders. Im Inntal hinauf bis zur Mündung des Ziller und im Gebiet der Salzach sind die örtlichen Eigennamen vordeutscher Wurzel noch sehr spärlich, aber um so zahlreicher treten sie im Inntal oberhalb der Mündung des Ziller bis zur Finstermünz und im Eisacktal jenseits des Brenners und im Etschtal auf. Daraus ist zu schließen, daß die Besitzergreifung dieses Teilgebietes der Alpen durch die Baiern später als deren Niederlassung auf der Ebene und auch unter anderer Behandlung der früheren Bevölkerung erfolgt ist.

Nach den allerdings spärlichen geschichtlichen Nachrichten haben die Bajuwaren unter der Führung ihrer Stammesherrn in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, vermutlich nachdem die Langobarden in Italien eingebrochen waren und die von den Goten und den Byzantinern über das Alpengebiet bisher ausgeübte Herrschaft nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte, dieses erobert. Am das Jahr 560 wird noch der rätoromanische Stamm der Breonen als Herr des Gebietes am mittleren Inn und am Eisack erwähnt, bald nachher ist aber dieses Gebiet, das spätere Tirol, unter die Botmäßigkeit der Baiern gelangt. Nachweisbar um 590 beherrschten die Baiern bereits die Gegend von Trien, hatten also den Brenner bereits überschritten, drangen sofort auch in das Pustertal ein, um 610 kämpften sie mit den Slawen und Avarn vor Agunt (bei Trien), worauf etwas westlich davon, in der



Gegend von Untras die Grenze zwischen dem Herzogtum Baiern und Kärnten festgelegt wurde. Um 680 besteht ausdrücklich eine Grafschaft der Baiern im Etschtal um Bozen und bildete den südseitigen Abschluß ihres Reiches gegen die Langobarden, deren Herzogtum Trient durch das Etschtal nordwärts so weit hinauf gereicht hat. Auch Maja (Meran) finden wir um das Jahr 710 in der Gewalt der bairischen Herzoge. Bei dieser Ausdehnung des bairischen Herrschaftsgebietes in den Alpen ist besonders sein Übergreifen auf die Südbachung derselben zu beachten. Hier hat auch die bairische Herrschaft und Siedlung die alte Südgrenze der Provinz Rätien, die bei Klausen nördlich Bozen gelegen war, überschritten, das Bozner Beden hatte zur Römerzeit bereits zu Italien gehört und verblieb auch weiterhin kirchlich unter dem Bistum Trient, das dem Metropolitanverbände von Aquilea und damit des östlichen Oberitalien angehörte. Das Bistum Brigen ist aber über Weisung des Kaisers Karl des Großen um das Jahr 800 von diesem Verbände getrennt und dem Erzbistum Salzburg als der Metropole Baierns gemäß der politischen und nationalen Zugehörigkeit seines Sprengels zugewiesen worden. Für die Zugehörigkeit des Oberinntales hinauf bis zur Finstermünz zu Baiern sprechen wohl einige Nachrichten aus dem 11. Jahrhundert und vorher, zweifelhaft ist dies hinsichtlich des Winschgau's, des obersten Teils des Etschtales, vielmehr wird von ihm im 10. Jahrhundert ausdrücklich gesagt, daß jener eine Grafschaft Rätiens gebildet habe, welche Landschaft damals dem Herzogtum Schwaben unterstanden hat. Das churrätische Recht galt später noch im Winschgau und kirchlich zählte derselbe bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts zum Bistum Chur, das Oberinntal hingegen, soweit wir zurückschauen, zum Bistum Brigen. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts ist aber der Winschgau durch sein Grafenhaus, eben die Grafen von Tirol, allein mit Grafschaften des bairischen Herzogtums im Etsch-, Eisack- und Inngebiete in neue raumpolitische Verbindung getreten. Der oberste Teil des Inntales, das Engadin, ist von den Baiern weder politisch noch siedlerisch erfaßt worden, und blieb daher durchaus rätoromanisch. Es fällt dies auf, weil sonst die ganze Talfurche des Inn dem bairischen Stammesgebiet einverleibt worden ist und der Inn als der größte, jenem allein angehörige Fluß bezeichnet werden kann. Die Baiern haben eben viel stärker den Drang empfunden, sich vom mittlern Innthal aus gerade nach Süden zu über den Brenner auszudehnen, als nach Westen in das innerste Alpengebiet<sup>23)</sup>.

Für die Beurteilung der Herkunft der deutschen Bevölkerung in dem eben erwähnten Raume kommt auch deren Mundart in Betracht, die man nach ihrem heutigen Zustande aufnehmen kann und die andererseits auf die alten Stammesgeschichtlichen Zusammenhänge zurückweist. Die Mundart von ganz Deutschtirol — abgesehen von dessen Nordwestende, dem Außerfern — wird von der Sprachwissenschaft als bairisch bezeichnet, und zwar wird nach gewissen wichtigen Erscheinungen die Mundart des Etsch- und Eisacktales, sowie die des Inntales von der Finstermünz bis gegen Jenbach zur Untergruppe des Südbairischen gerechnet, ebenso wie die Mundart des Werdenfeller Landes im Kreise Oberbayern und die der Länder Kärnten und Steiermark. Die Mundart im nordöstlichen Tirol, von Jenbach ostwärts gehört enger zusammen mit jener im angrenzenden Oberbayern und Salzburg und wird als mittelbairisch bezeichnet. Die Scheide in der Gegend von Jenbach begegnet uns also in mundartlicher Hinsicht ebenso wie für die geringere und stärkere Erhaltung rätoromanischer Elemente, für die Grenze zwischen den Bistümern Brigen einer-, Freising und Salzburg andererseits und für die alte Gau- und Grafschaftseinteilung des Herzogtums Baiern, dürfte daher mit dem Hauptabschnitte des Eindringens der Baiern in das Innere der Alpen längs der Brennerlinie zusammenhängen<sup>24)</sup>. Im Oberinntal, das mit Schwaben über den Fern und Arlberg unmittelbare Verbindung hat, und im Winschgau, das wieder vom Oberinntal aus über den Reschen nahe zu erreichen ist, erfolgte zwar ein

allmähliches Einsiedern schwäbischer Elemente, aber das war doch nicht so stark, daß die Mundart der dortigen Bevölkerung ihr bairisches Grundgepräge verloren hätte.

Die Ansiedlung der Baiern in diesem Alpenraum südwärts bis einschließlich Bozen wird, sobald überhaupt Urkunden für jenen erhalten sind, d. i. seit dem Ende des 8. Jahrhunderts, bewiesen durch die deutsche Formung und zum Teil auch Wurzel der Ortsnamen, sowie durch die Personennamen dort ansässiger Grundbesitzer. So werden schon zu jener Zeit urkundlich erwähnt Salzpurch an der Stelle des römischen Zubavum, mit vielen kleineren Orten zu beiden Seiten der Salzaha, der Pongau und der Pinzgau mit Salbest (Saalfelden) und Cella (Zell a. S.); Hal (später Reichenhall) mit ausdrücklicher Angabe, daß damals hier die Gemeinsprache (vulgariter) die deutsche gewesen ist; Perchtersgadern erst um 1100; im Salzkammergut Maniseo (Mondsee), Utarseo (Uttersee), Antraha (Unterach), Trunseo (Traunsee), Iscula (Ischl), Loupa (Lautzen), Hal (Hallstatt), alle bereits vor und um 900, seit 1100 weiter östlich Windischgersten, Pirn u. a.<sup>29</sup>).

Im später tirolischen Innthal erscheinen ebenfalls schon im 8. bis 10. Jahrhundert folgende Ortsnamen mit der vollen althochdeutschen Endung: Caostein (Ruffstein), Episa (Ehbs), Lantekampfa (Langkampfen), Raffeld, Riute (Reith bei Rattenberg), Prislech (Priglegg), Cilarestal (Zillertal), Wisinga (Wiesing), Suates (Schwaz), Fonapa (Bomp), Muelles (Mils), Abzanes (Absam), Loura (Laur), Wiltina, das römische Velvidena, später Wilten, Omeras (Umras), Dugumenes (Urams), Stupeia (Stubai), Materia (Matrei), schon zur Römerzeit unter demselben Namen genannt; im Oberinntal Cyresla (Sirl), Fluringa (Flauring), Oparinose (Oberhofen), Amiste (Imst), Fliet, Bruttes (Prux), Rudres (Rauders). Auch die altdeutschen Namen für die Gawe „Inetal“ (das untere Innthal) und „Poapintal“ (das obere Innthal) sind seit dem 8. Jahrhundert überliefert. Im Pechtal erscheinen zuerst Breitenwanch, an der Loisach Larinmos (Lermoos), Planse, Germarelove (Garmisch), an der Isar Scaringe (Scharnis), Sevelt, Walhogoi (Walgau), Legarinseo, Slierseo.

Südlich des Brenner werden als älteste Orte genannt: Wipitin, daraus später Wipptal, verdeutschte aus dem römischen Vipitenum; Stilves, Selves; im Nurihtal, verdeutschte aus Norica vallis, Prizina (Prizen), Siusi (Seis), Bellis (Böls), Bilandres, Ritena (Ritten), Bauzanum (Bozen), Sorilan (Serland), Mellita (Möbten), Sarentin (Sarntal); im Pustertal Ushovun (Ushofen bei Bruned), Ragouwa (Ragen ebenda), Dietenheim, Phallanga (Pfalzen); im Vinschgau, später Vinschgau, verdeutschte aus dem rätischen Stammesnamen der Venosten, Majes (Mais), Mairania (Meran), Passyr (Passeier), Slandres (Schlanders); Leunon (Lana) seit 1100, Epan, früher Appianum, Kalthari (Kalter), Tramine (Tramin), Salurn<sup>30</sup>).

Auch in das Gebiet südlich von Bozen, also in dem nördlichen Teil des ehemals langobardischen Herzogtums Trient, sind seit dem 9. Jahrhundert deutsche Grundherrn und wohl auch Bauern dieser Volksart gekommen, eine zu Trient im Jahre 845 geschriebene Urkunde bringt überhaupt zum ersten Male den Ausdruck „Lentoneici“, d. h. Deutsche zum Unterschied von „Langobardi“, die vermutlich damals bereits romanisiert waren. Als der Baiernherzog Tassilo im Jahre 769 zu Bozen mit Hilfe des Bistums Freising das Kloster Innichen im östlichen Pustertal gründete, bezeichnete er als dessen besondere Aufgabe, die damals dort angrenzenden Slawen zu bekehren, womit wohl auch ein vollkommener Unterschied zum damals bereits bairischen Pustertal gemeint war. Für das Gebiet von Trient, dem heutigen Osttirol, das in alter Zeit aber zu Kärnten gehört hat, werden erstmals Ortschaften und Grundbesitzer mit auffallend deutschen Namen im 11. Jahrhundert in den Schenkungsbüchern des Hochstiftes Prigen genannt.

Sehr viele bairische und auch einige schwäbische Hochstifter und Stifter hatten im

Inntale und insbesondere in der Weingegend des Etschtals seit alters grundherrlichen Besitz, was auch auf die Stammesverbreitung hinweist, während außer Trient kein einziges lombardisches Stift im Etschgebiete oder *Lavis* begütert war. Jener politische und grundherrliche Zusammenhang bewirkte einen ständigen Nachschub deutscher bäuerlicher Bevölkerung zur ersten bairischen Landnahme und damit alsbald ein völliges Überwiegen derselben über die ältere rätoromanische, die schließlich ganz in jene eingeschmolzen worden ist. Hierbei sind die älteren Siedlungen ständig erweitert, zahlreiche neue Rodungen und Einzelhöfe angelegt worden. Während die Hauptgemeinden und auch die Fluren vielfach Namen vordentscher Wurzel haben, sind jene der Höfe meist deutsch, was die Volkszugehörigkeit ihrer ersten Begründer andeutet. So war die volle Germanisierung des Inn-, Eisack- und Etschtals — abgesehen von den gleich zu erwähnenden Ausnahmen — im 13. Jahrhundert abgeschlossen, die Behauptung, die heute von italienischen Gelehrten versucht wird, daß dieses ganze Gebiet bis ins 16., ja nach einigen bis ins 18. Jahrhundert deutsch und romanisch gemischt-sprachig gewesen sei, widerspricht den Tatsachen der geschichtlichen Überlieferung und ist nicht viel mehr als ein freilich sehr fadenscheiniger Versuch, die jetzige Herrschaft Italiens über Deutschsüdtirol zu rechtfertigen“).

Mitunter werden in Urkunden des 10. bis 12. Jahrhunderts für das bairische innere Inntal, Eisacktal und Etschtal bei Meran Leute, besonders unfreie mit ausgesprochen romanischen Vornamen angeführt und daher ist für diese anzunehmen, daß sie noch die romanische Muttersprache gesprochen haben. Während die Stammesbezeichnung der Breonen im 9. Jahrhundert ganz verschwindet, werden — allerdings nur selten — für das Inn- und Eisacktal im 10. bis 12. Jahrhundert manche Leute und Höfe ausdrücklich als „latini“, d. h. romanisch oder ladinisch bezeichnet. Dann hört das allerdings ganz auf, die *Ladiner* erscheinen nun im Eisackgebiet auf jenen Raum in den Dolomiten eingeschränkt, den sie später und heute dort noch haben. Die von ihnen bewohnten Täler Gröden, Enneberg, Umpezzo, Buchenstein und Fascha (Evas) stoßen rückwärts über gut gangbare Soche aneinander, nach außen aber öffnen sie sich teils und zwar nordwärts an das deutsche Eisack- und Pustertal, südwärts an das italienisierte Cadore und Fleimstal. Diese tirolischen Ladinier — im ganzen bei 25 000 Einwohner — betrachten sich ähnlich wie jene von Graubünden (s. oben S. 20 f.) als eine eigene Nationalität, wollen nichts von einem Aufgehen in die italienische Nation wissen und hielten stets gute Landesgemeinschaft mit den Deutschtirolern. Die österreichische Regierung ist allerdings dem ladinischen Sondergefühl wenig entgegengekommen und hat sie, um die Verwaltung zu vereinfachen, zu den Italienisch-Tirolern gerechnet. Die heutige italienische Regierung sucht natürlich auch jene Empfindungen der Ladinier zurückzudrängen. Sprachwissenschaftlich wird auch die Bevölkerung des nördlichen Nonsberges als ladinisch betrachtet, allein das bei den Bewohnern der vorerwähnten Täler vorhandene ladinische Sondergefühl ist auf Seite der Nonsberger nie so bestimmt geäußert worden als bei den ersteren. Doch haben auch die Nonsberger, wie die Bewohner anderer Bergtäler Welschtirols, an der Verteidigung Tirols gegen italienische Angriffe stets treu und wader zur Sache Tirols und Österreichs, die hier auch jene des Deutschtums gewesen ist, gestanden. Im oberen Winschgau hat sich im Anschluß an das Engadin die romanische Sprache neben dem Deutschen auch bis ins 17. Jahrhundert erhalten, ist aber dann hier hauptsächlich infolge der politischen Trennung beider Gebiete vollständig erloschen.

Die Ausdehnung der deutschen Siedlung im alpeninnern Inn- und Etschgebiete war im Rahmen und unter dem Schutze des bairischen Stammesherrtums erfolgt. Dieses verlor zwar seither durch Einwirkung der deutschen Kaiser seine unmittelbare Gewalt über jenes Gebiet und an seine Stelle traten die beiden bischöflichen Fürstentümer von *Brigen* und *Trient*. Trient wurde dadurch aus seiner bisherigen

staatlichen Zugehörigkeit zum Königreich Italien gelöst und dem Königreich Deutschland im engeren Sinne zugeteilt, auch waren die Häupter beider Bistümer, wie schon früher, deutschen Adelsgeschlechtern entnommen, ebenso die von ihnen eingesetzten Vögte, d. h. weltlichen Schutzherrn und Grafen sowie auch in Trient viele der anderen ritterlichen Vasallen. Solcher Abkunft waren auch die Grafen von Tirol, die von der Gegend von Meran ausgehend, im Laufe des 13. Jahrhunderts das Innthal oberhalb des Ziller, das Eisack- und Pustertal und das Etschtal südwärts über Bozen noch weit hinaus bis Lavis unter einer Landesherrschaft vereinigten und so die Grafschaft Tirol schufen. Die Bischöfe von Brigen und Trient verloren dadurch die Gewalt über einen großen Teil ihrer Gebiete, der von Trient besonders über den deutschen, beide blieben aber kraft der Vogtei oder Schutzgemeinschaft mit der Grafschaft Tirol staatsrechtlich verbunden. Dieselbe hatte auf Grund der bisherigen Entwicklung und Besiedlung ihres Gebietes durchaus deutsches Gepräge und hat weiterhin die Aufgabe einer Grenzwehr am Südrande des deutschen Volksgebietes mit Erfolg wahrgenommen. Seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird statt der bisher wie überall auch in Tirol üblich gewesenen lateinischen Sprache für die Urkunden die deutsche Sprache verwendet und jene innerhalb der nächsten hundert Jahre aus diesem Gebrauche ganz verdrängt<sup>29)</sup>. Zu jener Zeit beginnt in Südtirol auch die Niederschrift deutscher Dichtungen und führt über die ritterlichen Sängerkünste des 13. Jahrhunderts zu Hans Wintler von Bozen und Oswald v. Wolkenstein und zu den Aufzeichnungen der deutschen Heldenlieder der Nibelungen, Gudrun und Dietrich von Bern und der ältesten deutschen Bühnenspiele in den Städten Südtirols. Alles Denkmäler eines vollstättigen deutschen Sprachgeistes, der aus dem durch die Siedlung geschaffenen deutschen Volksboden emporgesprossen war.

Auch nach der Mitte des 13. Jahrhunderts hat der allmähliche Zustrom von deutschen Einwanderern ins Weinland südlich von Bozen andauert und die weitere Festigung des Deutschtums bis hinab zum Eis (Avisio) bewirkt. Außer dieser Vorschübung des geschlossenen deutschen Volksgebietes nach Süden hat sich auch noch weiter südwärts im Etschtale und seinen ostseitigen Gebirgen eine deutsche Insel- und Streusiedlung in dem sonst romanischen Lande ausgedehnt. Wir finden in den Städten Trient, Rovereto (Rovreit), Riva (Reiff), Borgo (Bürgen), mindestens seit dem 14. Jahrhundert einen mehr oder weniger beträchtlichen Anteil deutscher Einwohner, meist Handwerker und Geschäftsleute. Weiter entstanden auf den Höhen östlich des Etschtales — dorthin gerufen von den Landes- und Grundherren zur Rodung und Behauung des bisher unbewohnten Waldlandes, sowie zur Holzgewinnung und zum Betriebe von Bergwerken — deutsche Neusiedlungen, ganze Gemeinden, so seit dem 12. Jahrhundert im Fersental, auf den Hochfläcken von Pineid, Rundschein (Roncegno), Lafrun (Lavarone), Lusern, Vielgreit (Folgaria), im Lemtal (Serragnolo) und Brandtal (Ballarsa), diese alle noch östlich von Trient und Rovereto im politischen Bereiche von Tirol—Trient<sup>30)</sup>. Noch weiter südwärts, im Berglande oberhalb Verona und Vicenza entstanden — erstmals nachweisbar seit dem 10. Jahrhundert — noch größere Verbände deutscher Siedlung, die Sieben oder Dreizehn Gemeinden (Romau), erstere mit Asiago (Schläge), letztere mit Erbezgo als Hauptort. Um das Jahr 1800 werden diese letzteren Siedlungen in Welschtirol auf über 10 000 deutschsprachige Einwohner geschätzt. Die Mundart aller dieser Siedlungen ist bairisch, wenn auch infolge der örtlichen Absonderung mit sehr altertümlicher Färbung und demgemäß wird auch die Herkunft ihrer Begründer aus Baiern und Deutschtirol angenommen. In den älteren Urkunden vom 10. bis 14. Jahrhundert heißen die Leute dieser Gemeinden stets einfach Deutsche (Germani oder Theutonici), später ist bei den italienischen Gelehrten die Meinung aufgekommen, daß sie Überbleibsel der Cimbern oder auch der Goten seien und die erstere Meinung ist

auch ganz in das Bewußtsein dieser deutschen Bevölkerung selbst übergegangen, so daß sie sich allgemein als *Simberrn*, ihre Mundart als zimbrisch bezeichnen. In dieser sind sogar seit 1600 gedruckte Schriften, insbesondere ein Katechismus erschienen<sup>40</sup>).

Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts hat diese Vorbewegung der deutschen Siedlung längs der Etschlinie nach dem Süden ihren Höhepunkt erreicht, dann tritt hierin Stillstand und bald auch ein gewisser Rückschlag ein, der im Grunde durch die Kirchenspaltung in Deutschland und durch das Erwachen des italienischen Nationalgefühles infolge des Humanismus bedingt ist. Die Durchführung der Gegenreformation in Tirol veranlaßte nämlich die Ausweisung von protestantisch gesinnten Deutschen aus den Grenzstrichen und hinderte die weitere allmähliche Zuwanderung aus dem deutschen Innern, die früher auch noch im 14. und 15. Jahrhundert stets stattgefunden hat. Dafür wurde die Zuwanderung von Italienern aus dem Süden von der tirolischen Regierung unbedenklich freigegeben, obwohl deutsche Stadtgemeinden wie zum Beispiel Bozen dagegen sich aussprachen. Insbesondere war im 16. Jahrhundert in den Grenzgebieten ein großer Mangel an katholischen Geistlichen deutscher Volkzugehörigkeit, an deren Stelle traten nun dort Italiener, welche die deutsche Sprache in der Seelsorge und Schule zurückzudrängen suchten. Die deutschen Gemeinden im Bozner Etschland haben mit Erfolg dagegen angeknüpft, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts war auch jener Mangel dort behoben, aber in den deutschen Inselgemeinden weiter südwärts war bis zu jener Zeit die Verwelschung in der Seelsorge und Schule schon weit fortgeschritten, da dies auch von der bischöflichen Oberbehörde in Trient begünstigt wurde. Auch hinsichtlich der politischen und der Gerichtsverwaltung waren jene Gemeinden in Welschtirol meist, in Venetien durchwegs, von Ämtern abhängig, deren Inhaber selbst Italiener waren und die Italianisierung von sich aus betrieben. So ist die deutsche Sprache in jenen Inselgemeinden immer mehr auf die Stufe einer bloßen Haus- und Bauernsprache zurückgedrängt worden und starb im Laufe des 19. Jahrhunderts auch als solche in den meisten jener Gemeinden immer mehr ab, nur im Fersental und auf Lufarn hat sich auch jene dank der neueren Fürsorge für das deutsche Schulwesen erhalten. Auch in einigen Orten der Sieben und Dreizehn Gemeinden, wie in Schläge (Asiago), Roan, Roß (Rozzo) und Gießen (Ghiazza) konnte sich, trotzdem diese politisch und wirtschaftlich stets mit Venedig verbunden waren, die deutsche, zimbrische Hausprache bis zur Gegenwart erhalten, für den schriftlichen Gebrauch ist diese allerdings vom Italienischen verdrängt worden. Am Südrande der geschlossenen deutschen Sprachgebiete im Etschtale, in den Gemeinden und Gerichten Lavis, Königsberg, St. Michael, Kronmeh, Nischholz (Novere) sind vom 17. bis 19. Jahrhundert die deutschen Grundbesitzer durch zuwandernde Italiener verdrängt oder selbst italianisiert worden. So hat sich seit damals die Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebietes bei Salurn festgelegt. Aber selbst in den Gemeinden, die nördlich davon bis gegen Bozen und Meran in der Tiefe des Etschtales liegen, sind welsche Kleinpächter und Landarbeiter im Dienste von Grundherren — teils von Trientnern, die Güter von den bisherigen deutschen Hofbesitzern angekauft haben, aber auch von deutschen Großgrundbesitzern — herbeigezogen worden und bildeten allmählich fremdnationale Minderheiten in jenen schon lange ganz deutsch gewordenen Orten, da das Ordinariat von Trient für sie auch hier italienische Geistliche einzustellen trachtete. Seit etwa 1840, besonders seit 1860 machte sich auf Seite der in Nord- und Südtirol geistig führenden Kreise eine Gegenwirkung geltend, schließlich hat auch die österreichische Regierung, die lange genug diese auch für sie keineswegs gleichgültigen Veränderungen nicht beachtet hat, ihren Einfluß aufgeboden. Einerseits wurde nun angeordnet, daß in den alten deutschen Sprachinseln in Welschtirol, wo die Bevölkerung noch die deutsche Muttersprache hatte, in dieser die Seelsorge und Schule geführt werde und in den Gemeinden im Etschtale nördlich Salurn der Unterricht so

erteilt werde, daß er nicht absichtlich zur Erhaltung der italienischen Nationalität der neuen Zuwanderer führe, sondern zu deren Angleichung an die deutsche Grundbevölkerung. Die deutschen Schutzvereine haben seit etwa 1890 diese Einwirkungen erfolgreich verstärkt. Im Jahre 1910 wurden nur in einigen wenigen Gemeinden in der Etschniederung mehr als 20 v. H. Einwohner mit italienischer Umgangssprache angedeuten, in der Stadt Bozen betrug damals dieser Anteil etwa 10 v. H., in den übrigen tirolischen Städten noch weniger, in den Landgemeinden nördlich von Bozen war er ganz verschwindend<sup>14)</sup>. In den Industrieorten des alemannischen Alpengebietes, der Schweiz und Vorarlberg, war diese neueste Zuwanderung italienischer Arbeiter weit aus stärker (s. oben S. 21 f.).

Seit der Befestigung Südtirols durch Italien im Jahre 1919 ist die alte Stellung des Deutschtums in diesem Lande einer harten und schweren Probe überantwortet. Die italienische Regierung hat alle nur erdenklichen Mittel ergriffen, um das Deutschtum in Südtirol in ähnlicher Weise zu erdroffeln, wie dies in den kleinen deutschen Inselformen in weiteren Süden der Alpen geschehen ist. Die deutschen Einwohner, die nicht in Südtirol selbst geboren waren, wurden von der Staatsgewalt ausgewiesen, die dort geborenen geistigen Arbeiter, die im Staatsdienst beschäftigt waren, ins italienische Sprachgebiet versetzt, möglichst viele italienische Beamte, Angestellte und Truppen ins Land gebracht. Für das öffentliche Leben wurde der alleinige Gebrauch der italienischen Sprache vorgeschrieben, ebenso für den Unterricht der Jugend, wodurch deren deutsche Muttersprache auf eine bloße Hausprache ohne höheren geistigen Vermittlungswert herabgedrückt und dem deutschen Nachwuchs italienisches Kulturbewußtsein eingepflanzt werden soll. Bei der letzten Volkszählung, die zu Ende 1931 die italienische Regierung in Deutschsüdtirol veranstaltete, ergaben sich trotz verschiedener Willkürlichkeiten rund 200 000 Bekenntnisse für die deutsche Nationalität<sup>15)</sup>.

Im ganzen ist beim Abschnitte Tirol zu beachten, daß in keinem andern Teile der Alpen der deutsche Volksboden so ausgiebig auf deren Südbachung übergreift als eben hier. Es handelt sich hierbei um einen Raum von 7400 qkm und rund 230 000 Einwohner deutscher Volkszugehörigkeit, die eben das deutsche Südtirol zählt; die an Größe zunächst stehende deutsche Siedlungsgemeinschaft auf der Südseite der Alpen, das obere Wallis, macht etwa nur ein Siebentel von jener Deutschsüdtirols aus. Freilich greift auch nirgends sonst in den Alpen ein nach Süden gerichtetes Tal so weit, mit verhältnismäßig so geringem Gefälle und demgemäß großem Flächenraum nach Norden wie das Etsch- und Eisacktal, nirgends sind der Alpenhauptkamm und dessen Pässe so weit nach Norden gerückt wie an den Ursprungspunkten jener Täler, am Reschen und am Brenner. Daher greift auch hier der Typus des mitteleuropäischen Pflanzentwuchses mit besonders breitem Raume auf die Südseite der Alpen, erst im Breden von Bozen beginnt die ausgesprochene Herrschaft des südeuropäischen Typus in Klima und Pflanzentwuchs. Im Abschnitt Tirol befinden sich auch die größten deutschen Städte, die wirklich im Innern des Gebirges liegen, Innsbruck, Bozen und mehrere kleinere. Von inneralpinen Tälern hat wohl nur das Rheintal von Rankweil aufwärts eine ähnliche Besiedlungsdichte, aber die hier gelegenen Städte sind doch wesentlich kleiner als die erstgenannten. Weiter ostwärts ist an größeren Städten nur noch Villach vom Gebirge allseits umgeben, während Klagenfurt und Salzburg bereits weiter entfernt nur am Rande desselben liegen.

### Die Ausbreitung des Deutschtums in Kärnten, Steiermark und Krain

Das nördliche Noricum östlich der Enns und der Süden dieser Provinz wurden seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts von ostgermanischen Völkern mehr oder weniger vorübergehend besetzt, die, von Osten kommend, auf dem Zuge nach Italien

hier halt gemacht haben, von den Ostgoten, Rugiern, Herulern und dann auch von den Langobarden. Nachdem letztere 568 nach Italien aufgebrochen waren, wanderten unter dem Schutze der Awaren slawische Stämme längs der Drau und Mur von Osten her in das Gebiet ein. Von den Germanen wurden sie *Wenden* oder *Winden* genannt, was wohl die *Weidenden*, d. h. die mit Viehherden herumziehenden bedeutet. Die räumliche Ausdehnung der Wenden in den Ostalpen ersieht man aus der Verbreitung der örtlichen Eigennamen, besonders Berg-, Tal- und Flußnamen, die slawische Wortwurzeln haben. Wir finden solche nicht nur im ganzen Salgebiet der Drau und Mur bis zu deren und ihrer Seitentäler Ursprung, sondern, allerdings erheblich seltener, auch in den oberen Teilen der südlichen Seitentäler der Donau, wie der Salzach, Enns, Traisental. Die jetzige Forschung nimmt aber nicht an, daß jene slawischen Hirtenstämme die alleinigen Bewohner dieser Gebiete geworden sind, sondern daß in diesen beträchtliche Reste der vorerwähnten ostgermanischen Völker sitzen geblieben sind, was allerdings nicht durch schriftliche Nachrichten, sondern durch vollstündliche Erscheinungen, besonders Hausbau und Personennamen angedeutet wird. Ob diese Germanenreste den Slawen hotmäßig geworden sind oder ob beide Völkerteile gewissermaßen nebeneinander hausten, kann nicht festgestellt werden. Von der romanisierten Urbevölkerung sind im östlichen und südlichen Noricum viel weniger Spuren erhalten geblieben als im westlichen und vor allem in Nätien, im späteren Kärnten und Steiermark finden sich nur ganz wenige örtliche Eigennamen romanischer Wurzel. Obwohl hier größere römische Städte gewesen sind als in Nätien und die Ausgrabungen stellenweise reiche Überreste römischer Denkmäler ergaben, haben die Slawen und Awaren, vielleicht auch die Ostgermanen die romanische Bevölkerung Norikums viel härter mitgenommen als die Bajuwaren hier im westlichen Teile Norikums und in Nätien. Erst ganz im Westen des Draugebietes haben die heute tirolischen Gemeinden *Unras* und *Kals* eine wirklich stärkere Schichte an Ortsnamen romanischer Herkunft. Auch der alte Landschaftsname *Noricum* verschwindet, nur aus gelehrter Erinnerung werden vom 9. bis 12. Jahrhundert in lateinischen Schriften die *Baiern* auch *Noriker* genannt, weil sie eben einen großen Teil der ehemaligen Provinz beherrschten.

Für das südliche Norikum kommt seit dem 7. Jahrhundert der Name *Carinthia*, daraus später *Kärnten*, auf, der von einigen Forschern illyrisch oder keltisch von anderen slawisch — von *Gora*, d. h. *Berg* — gedeutet wird. Zur selben Zeit werden dort slawische Fürsten genannt, um 750 suchten diese, neuerdings von den Awaren bedrängt, beim *Baiernherzog Tassilo* Hilfe. Das brachte Kärnten erstmals in politische Abhängigkeit von *Baiern* und, nach dessen Einfügung ins fränkische Reich, von diesem in verstärktem Maße. Kärnten wurde nun eine Provinz des Frankenreiches und seit 868 wurden die letzten slawischen Stammesfürsten entfernt und an deren Stelle Grafen deutscher Abkunft dort eingesetzt. Als *Baiern* nach dem Aussterben der Karolinger wieder ein selbständiges Herzogtum wurde, blieb Kärnten mit ihm vereinigt, 976 aber auch dieses zu einem eigenen Herzogtum des deutschen Reiches erhoben, dessen Führung nunmehr ausschließlich Angehörige deutscher Fürsten- und Adelshäuser erhielten. Der östliche Teil von *Karantaniën*, an der mittlern Mur, wurde seit der Karolingerzeit zum Schutz gegen Awaren und Ungarn als „*Kärntner Mark*“ eingerichtet, deren Graf gewann dann auch die Grafschaftsgewalt im oberen Murtal, *Ennstal* und im *Traungau* mit dem Sitze in *Steier* und im Jahre 1180 wurde schließlich dieses ganze Gebiet unter dem Namen „*Steiermark*“ zu einem eigenen reichsunmittelbaren Herzogtum des deutschen Reiches erhoben, dies alles durch Verfüzung der deutschen Könige und Kaiser als Träger der Reichsgewalt.

Seit dem 8. Jahrhundert war auch die Christianisierung der bis damals heidnischen Bewohner Kärntens und zwar vom bairischen Erzbistum Salzburg aus unternommen

und auch dadurch dem kulturellen Einfluß des Deutschtums in jenem Lande die Bahn eröffnet worden. Der politischen und kirchlichen Abhängigkeit von Baiern und dem Frankenreich folgte auch in Kärnten die *deutsche Siedlung* auf dem Fuße. Die bairischen Hochstifter Salzburg, Freising, Brigen, Regensburg und Bamberg, dann die im Lande selbst von Salzburg begründeten Bischofsstühle Gurk, Lavant und Seltau, zahlreiche Stifter sowohl in Baiern wie solche, die in Kärnten und Steiermark selbst begründet und ebenfalls mit deutschen Geistlichen besetzt wurden, ferner die meist aus bairischen und fränkischen Geschlechtern nach Kärnten gekommenen Grafen und niederen Vasallen und Ritter erhielten von den Herzogen und deutschen Königen weiten grundherrlichen Besitz und führten zu dessen Bebauung in großer Zahl Bauern aus ihren Heimatländern herbei, und zwar nicht ausschließlich aus *bairischen*, sondern zum Teil aus *fränkischen* Gebieten, stammten ja die älteren Herzoge von Kärnten mehrfach aus fränkischen Geschlechtern und hatte das fränkische Hochstift Bamberg in Kärnten besonders großen Besitz. Bald wurden dann auch deutsche Märkte und Städte im Lande begründet. Durch diese Zuwanderung, die von Westen durch das Ennstal und das Pustertal, von Norden über die Tauernpässe erfolgt ist, wurden in Verbindung mit den im Lande noch vorhandenen ostgermanischen Überresten die Slawen im ganzen nördlichen Teil von Kärnten und Steiermark in die Minderheit gedrängt und infolge ihrer kulturellen Unterlegenheit national aufgezogen<sup>40</sup>).

Eine Haupttatsache ist hierbei stets zu beachten: Während im Rhein-, Inn- und Etschgebiet die deutsche, alemannische oder bairische Siedlung sich unmittelbar über die antike Bevölkerungsschicht — romanisierte Illyrier und Kelten — gelegt hat, ist ostwärts davon im Drau-, Mur- und Ennsgebiete die deutsche Siedlung aus einer *dreisachen* ethnologischen Grundlage, nämlich der illyro- und keltoromanischen, slawischen und germanischen erwachsen. Die volkstümliche Eigenart der Länder Kärnten und Steiermark gegenüber jener von Tirol und Salzburg geht in der Hauptsache auf diesen Unterschied zurück.

Orts- und Personennamen, deren urkundliche Erwähnung in jenem Raume mit dem 9. Jahrhundert einsetzt, zeigen das Vordringen der deutschen Siedlung an. In Kärnten sind die frühesten schon im 9. und 10. Jahrhundert erwähnten Orte: Bilah (Billach), Weride (Wörth am See), Millstat, Trahove (Drauhofen, Maria Rain), Belah (Oberfellach), Malontina (Malta bei Gmünd), Friesach, Welschiricha (Feldkirchen), Gurka (Gurk), Gurktala, Selsach (Selttschach), Sol (Sollfeld), Astarawizza (Ostertwis), Trubsna (Trigen), Crivina (Griffen), Labenda (Lavant), Laventmundi (Lavamünd); dazu die Grafschaften Lurn (das obere Drautal), Junetal (Jauntal, das untere Drautal) und Friesach; im Iseltal (Isala regio) erscheinen um 1100 außer Luenzina (Lienz) Lophirich (Desseregg), Virige (Virgen), Pregrat, Matrei. Die Städte Kärntens treten seit dem 12. Jahrhundert auf wie Ehlagenvurt, Volchenmarkt, Traburch (Drauburg), Bleiburch, Gemunde u. a.<sup>41</sup>). Für Obersteiermark finden wir zuerst seit dem Ende des 9. Jahrhunderts die Namen der Täler und Gaue oder Grafschaften wie Liupinatal (das Murtal bei Leoben), Andrimatala (weiter aufwärts), Lungowvi (der Lungau, der oberste zu Salzburg dann gekommene Teil des Murtales), als älteste Ortschaft Pruka (Bruck a. M.), die Flüsse Nuora (Mur) und Moriza (Mürzt); um das Jahr 1000 Rotenmanum in valle Palta (Paltental), Judinburch<sup>42</sup>), das Ennstale (Ennstal), Adamunta (Admont), Dussa (Lussee). Wie überall in den Alpen verdichtet sich auch hier seit dem Ende des 12. Jahrhunderts das Netz der Siedlungsnamen für kleinere Orte, Weiler und Höfe sehr rasch, insbesondere dank der Überlieferung der Urbare, d. i. der *Blüterverzeichnisse* der Grundherrschaften. Bis in diese Zeit werden mitunter in später reindeutschen Gebieten von Steiermark und Kärnten „slawische Hüfen“ und entsprechende Personennamen genannt, später aber nicht mehr, im westlichsten Teile des alten Herzogtums Kärnten, im Gebiete von Lienz



zuletzt im 11. Jahrhundert. Die sprachwissenschaftliche Untersuchung der Ortsnamen slawischer Wurzel und deren deutsche Formung kann uns sagen, wann in einem Gebiete die deutsche Sprache sich durchgesetzt hat und die slawische erloschen ist. So hat man dies für das Lienzer Becken schon für das 11. Jahrhundert, für die oberen Iseltäler für das 13. festgestellt. Die Bezeichnung „Windisch-Matrei“ wird erstmals zu Anfang des 14. Jahrhunderts verwendet, der Bergname „Venediger“ dürfte ebenfalls mit dem Volksnamen der alten Veneter, der später vielfach mit den Wenden verwechselt wurde, zusammenhängen<sup>49</sup>).

Nur in U n t e r k ä r n t e n hat sich das windische Volkstum und dessen Sprache in größerer Ausdehnung erhalten, nämlich östlich von Villach und südlich von Klagenfurt im Draubeden bis auf die Höhen der Karawanken, über die die Landesgrenze zieht. Strichweise ist in diesem Gebiet das Windische gegenüber dem Deutschen in der Mehrheit oder allein herrschend, strichweise ist es umgekehrt, insbesondere in den Orten mit Bergbau und Industrie, wie Ferlach und Eisentappel. Man kann nachweisen, daß in den ersteren Gebieten Siedlungen, die früher deutsch waren, infolge ihrer Umgebung windisch geworden sind, andererseits ist in der Gegend von Klagenfurt auch in der neuesten Zeit die deutsche Sprache vorgeedrungen. In ganz Kärnten ist vom Jahre 1850 bis 1910 der verhältnismäßige Anteil der Einwohner mit deutscher Umgangssprache von 70 auf 79 v. H. gestiegen, im Jahre 1910 waren es 302 000 gegenüber 80 000 Slowenen. Freilich ist gerade in Unterkärnten Umgangssprache und Nationalität nicht durchwegs übereinstimmend<sup>50</sup>). 1919 forderten die Südslawen die Zuteilung der Nordseite der Karawanken und des ganzen Klagenfurter Beckens zu ihrem Staate, das konnte dank des Widerstandes der deutschen und vieler windischer Kärntner vereitelt werden. Es wird immer ein Ehrentitel für Kärnten sein, daß seine Bevölkerung und seine leitenden Kreise in jener Zeit der Verwirrung und der Rat- und Tatlosigkeit in anderen deutschen Ländern die Abwehr gegen die ins Land eindringenden südslawischen Banden ins Werk gesetzt, dadurch das Recht der Abstimmung erwirkt und bei dieser selbst schon in der stark von Slowenen bevölkerten südlichen Zone eine Mehrheit für das Verbleiben bei Kärnten und Österreich erzielt haben. Nur die Südostecke des Landes, das Miestal und Unterdrauburg (mit 12 000 windischen und 3 000 deutschen Einwohnern) mußte ohne Abstimmungsrecht den Südslawen geopfert werden.

Durch jedes, von den Großmächten geduldetes Zugreifen gewann der südslawische Staat in der südlichen M i t t e l - S t e i e r m a r k auch den äußersten Rand des geschlossenen deutschen Volksbodens an der unteren Mur bei Abfall und Radkersburg und das Draubeden von Marburg und Pettau, in dem die Deutschen mit 40 000 Einwohnern mindestens die Hälfte der Bevölkerung bildeten und wie in Unterkärnten auch zahlreiche Windische für ein Verbleiben bei Steiermark bzw. Österreich gestimmt hätten. Der österreichische Staat hatte hier seine Südgrenze über das Bacherngebirge, eine Wasser- und Verkehrscheide (bis zu 1500 m Höhe) südlich der Drau, beansprucht. Der südslawische Staat, der hier die Herrschaft antrat, hat die Deutschen, die bisher in jenen Städten wie im weiter südlich gelegenen Gail die Mehrheit gebildet haben, aller nationalen Rechte beraubt, und infolge Abwanderung und wohl auch Änderung des nationalen Bekenntnisses ist hier seither die deutsche Mehrheitsstellung verloren gegangen. Doch gehört dieses Gebiet bereits dem äußeren Rande, nicht dem Innern der Alpen an<sup>51</sup>).

Jene Einbeziehung Kärntens und der Steiermark in den deutschen Raum steht in engstem geschichtlichen Zusammenhang mit der Errichtung der b a i r i s c h e n O s t m a r k ostwärts der Enns, die erstmals um das Jahr 800 durch Kaiser Karl den Großen und neuerlich seit 955 durch Kaiser Otto den Großen, begründet, 200 Jahre später zu einem selbständigen Herzogtum des deutschen Reiches erhoben wurde. Damit war die höchst bedeutsame Vorschübung des deutschen Raumes zu beiden Seiten der Donau bis zur

March und Leitha gegeben. So wurden hier wie in der östlichen Steiermark alle, auch die äußersten Ausläufer der Ostalpen (Wiener Wald, Wechsel- und Leithagebirge), sowie die Ebenen zwischen ihnen der deutschen Siedlung zugeführt, ein erhebliches Stück über die alte römische Provinz Noricum hinaus und in das Gebiet der Nachbarprovinz Pannonien hinein. Die siedlerische Raumbewinnung ist auf deutscher Seite hier der staatlichen sogar bedeutend vorausgeeilt, indem im Westen des Königreiches Ungarn ein ziemlich breiter Rand deutscher Siedlung erwuchs, in seinen Anfängen bereits auf die Karolingerzeit zurückgehend, das heutige **Burgenland**.

Wir betrachteten bisher den Ostalpenraum südwärts von den nördlichen Kalkalpen bis zur Hauptkette der Karnischen Alpen und der Karawanken, die Einnahme dieser ausgedehnten Bedenlandschaften durch die deutsche Siedlung. Auf der Südseite der letzterwähnten Gebirgszüge hat jene verhältnismäßig nur geringen dauernden Gewinn erreicht, so daß uns heute im ganzen jene Gebirgszüge als eine einfache geographische Südgrenze des deutschen Raumes erscheinen. Aber das war nicht immer so scharf ausgeprägt wie heute, in einem kleinen Abschnitte ist aber auch heute noch jene Grenze freilich in nur geringer Tiefe unterbrochen. Vom Ursprung der Rienz an den Dreizinnen bis zur Senke von Tarvis war der Kamm der Karnischen Alpen seit jeher die Scheide zwischen Noricum und Karantanien (Kärnten) einerseits und Italien und dessen Markgrafschaft Friaul andererseits. Hier sind wegen der Grenzlage nach Osten langobardische Heermannen vielleicht in größerer Zahl angesiedelt worden, seit 952 haben die deutschen Kaiser die Mark Friaul den Herzogen von Baiern und seit 976 jenen von Kärnten unterstellt, die höheren und niederen Adel deutscher Abkunft als Vasallen und Grundherren ins Land gebracht haben. Auch das Patriarchat Aquileia, das 1077 die Grafschaftsgewalt erhielt, war noch lange meist mit Würdenträgern deutscher Herkunft besetzt. Die Grafen von Görz, die im östlichen Friaul seit dem 12. Jahrhundert die Landeshoheit erwarben, haben in gleicher Weise auch über deutsche Gebiete in Oberkärnten (Curngau) und Pustertal geherrscht und das Einbringen deutscher Elemente in Friaul und Istrien ebenfalls begünstigt. So finden wir nicht nur auf den Adelsitzen, sondern auch unter den Bürgern der Städte Friauls im Mittelalter zahlreiche Deutsche, in Görz, der Hauptstadt jener Landesfürsten und seit 1500 eines österreichischen Kronlandes, auch bis in unsere Zeit. Die untertänige bäuerliche Bevölkerung war hier allerdings stets romanisch und zwar furlanisch (s. oben S. 21) oder slowenisch. Bäuerliche Ansiedler deutscher Nationalität sind in dieser Grundmasse bald wieder aufgegangen, nur drei Gemeinden, die nahe dem karnischen Hauptkamm liegen und durch Deutsche aus den nordwärts benachbarten Gebieten von Tirol und Kärnten besiedelt wurden, haben bis heute die deutsche Hausprache bewahrt. Es sind das die Gemeinden **Bladen** (ital. Sappada) und **Sauris** (Sauris), von St. Lorenzen im Gailtal über das **Bladenjoch** erreichbar, und die Gemeinde **Sischlwang** (Simau) am Südfuße des **Plöckenpasses**. Ferner die viel weiter südlich gelegene Gemeinde **Deutschnuh** bei Tolmein im **Honotal**™).

Viel bedeutsamer war die Einbeziehung des **Kanaltales** in den deutschen Raum. Dieses doppelseitige Paßtal, das sich west- bzw. südwärts mit der Fellaß zur **Udria**, ost- bzw. nordwärts mit der **Gailth** zur **Drau** entwässert und die Hauptorte **Pontafel**, in der Mitte **Tarvis** und dahinter im Gebirge **Raißl** enthält, gehörte samt dem **Willacher Beden** ursprünglich zu Friaul, seit 1014 bekam das Hochstift **Bamberg** durch kaiserliche Verleihung die Gerichts- und Grundherrschaft darüber und vermittelte dann seine Angliederung an das Land **Kärnten**. Die bambergische Verwaltung hat in das von Slawen nur dünn besiedelte Tal von **Tarvis** anscheinend erst seit dem 14. Jahrhundert Deutsche zum Betrieb von **Bergbau** und **Schmieden** gebracht, dann ergriffen diese auch **Verkehrsgewerbe** und **Landwirtschaft** und gewannen die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung, laut der Zählung von 1910

wohnten im Kanaltal 5600 Deutsche und 1500 Slowenen. Damit war der Nordfuß der Julischen Alpen dem deutschen Siedlungsraum angegliedert, und der unmittelbare Zusammenhang mit dem deutschen Gebiet von Villach hergestellt<sup>33</sup>). Das Königreich Italien hat 1919 das wichtige Pafßgebiet zwischen Fella, Drau und Save besetzt und sucht, wie überall in den von ihm beherrschten Gebieten deutscher Siedlung, deren angefallene deutsche Sprache zu unterdrücken.

Am Predil ober Raibl hört die Grenze zwischen der deutschen und der romanischen Siedlung auf und beginnt jene zwischen der deutschen und slowenischen. Die Karawanken und ihr Kamm, die Wasserscheide zwischen Drau und Save bildet nun die politische Grenze zwischen den Ländern Kärnten und Krain. Krain hat seit dem 10. Jahrhundert als eine Mark des Herzogtums Kärnten eine gewisse Selbständigkeit gewonnen und ist nach der Vereinigung mit dem südlich gelegenen Gebiete am Karst im 14. Jahrhundert ein eigenes Herzogtum geworden. Obwohl slawisch bevölkert, ist auch in Krain die gesamte Grundherrschaft in die Hand deutscher Adelige und Stifter übergegangen. Im alpinen Teil von Krain im obersten Sametal hat seit dem 11. Jahrhundert insbesondere das Hochstift Freising um Weihenfels und Bischoflad ausgedehnte Herrschaften erworben, auf denen es laut seiner Urbare deutsche Bauern angesiedelt hat; auch der Bergbau hat hier die Einwanderung von Deutschen befördert. Das Hochstift Brixen besaß die Herrschaft Velbes. Allein in einigen Jahrhunderten sind diese Neusiedler infolge ihrer Umgebung größtenteils slowenisiert worden, nur die Gemeinde *Weihenfels*, die bereits jenseits der flachen Wasserscheide der Save liegt, ist bis zur Gegenwart deutsch geblieben. Die Städte und Märkte Krains sind auch fast durchwegs von Deutschen begründet worden und lange haben diese in der Einwohnerschaft jener die Oberhand behauptet. Da die Grundherren Geistliche und Adel, durchwegs und die Städte größtenteils deutsch waren, haben alle größeren Orte und Schlösser in Krain deutsche Namen erhalten, obwohl die Landbevölkerung schon im 16. Jahrhundert, wie ausdrücklich aus jener Zeit mitgeteilt wird, auch in Oberkrain durchaus die windische Sprache gehabt hat. Doch wird von demselben Gewährsmann berichtet, daß die Bauern in Oberkrain sich „nach Art und Eigenschaft der Deutschen halten“, also ein Hinweis auf die deutsche Einwanderung und Kulturübertragung auch im Bauernstande<sup>34</sup>).

Erst seit 1880 verloren die Deutschen in Krain infolge der slowenisch-nationalen Bewegung unter der Landbevölkerung und in den Städten die Mehrheit in den politischen Vertretungen, die bisher auf Adel und höheres Bürgertum zugeschnitten war. Um 1910 betrug die Zahl der deutschsprachigen Einwohner Krains — abgesehen von der großen Sprachinsel Gottschee mit 18 000 Einwohnern, die aber bereits im Karstgebiet liegt — 10 000, darunter 7000 in der Hauptstadt Laibach, die übrigen in den oberkrainischen Industrieorten Apling, Neumarkt und Domschale. Als sich Krain im Jahre 1918/19 unter der Bezeichnung „Slowenien“ dem jugoslawischen Staate anschloß, war es zwar ein stark mit deutscher Kultur gedüngtes Gebiet, aber es befand sich in diesem keine Gemeinde mit deutscher Mehrheit. Denn die einzige solche Gemeinde, das schon genannte Weihenfels am Save-Ursprung, hat wegen seiner verkehrsgeographischen Lage Italien für sich beansprucht und mit seinem Tardiser Gebiet vereinigt. Ebenso wie in der vom südslawischen Staate besetzten Südsteiermark ist auch im ehemaligen Krain das Deutschtum schwerer Bedrückung ausgesetzt<sup>35</sup>).

### Ende des ersten Teiles

*Der zweite Teil, der die geschichtliche Eigenart der deutschen Kulturarbeit und Staatenbildung in den Alpen behandelt, wird im nächsten Bande dieser Zeitschrift erscheinen.*

## Anmerkungen

Hier sollen denjenigen Lesern, die sich mit den in der Darstellung berührten Fragen eingehender beschäftigen und die meine Behauptungen näher nachprüfen wollen, die hiezu von mir verwendeten literarischen Behelfe, Bücher und Abhandlungen mitgeteilt werden. Doch führe ich von diesen nur die wichtigsten und dem Erscheinen nach jüngsten an, von denen aus auch die übrige einschlägige Literatur erschlossen werden kann. Für allgemeine Tatsachen der Geschichte und Geographie, die aus jedem Handbuch zu entnehmen sind, gebe ich keine Belege an.

<sup>1)</sup> Grundlegend für alle diese Fragen das Sammelwerk von R. E. von Loesch, Volk unter Wäldern (1925), besonders die hier enthaltene Abhandlung von A. Penz, Deutscher Volks- und Kulturboden (mit Karte).

<sup>2)</sup> Solche Höhenstufenarten für die Ostalpen s. bei R. Krebs, Die Ostalpen (1928) Bd. 1, S. 41 und 45.

<sup>3)</sup> Die Zahlen nach Otto Lehmann, Die Besiedlung d. österr. Alpen (im Sammelwerke von Leitmeier, Die Alpen, 1928) S. 256 ff., ferner W. Günther, Die Alpenländer, Gesellschaft (1930) S. 167 (nach Bernhardt) und E. Martonne, Les Alpes (1926), S. 123. Alle diese Autoren geben die Gesamtziffer der Bevölkerung übereinstimmend auf 8,3 Mill. an, abweichend von den andern aber Martonne die Zahl der Deutschen in den Alpen auf 4 Mill.; das ist aber entschieden zu hoch gegriffen in dem Sinne, daß zu weite Gebiete des deutschen Alpenvorlandes mit einbezogen sind. Eine ältere Abhandlung von Ludwig Reumann, Die Sprachgrenze in den Alpen 1885 (in Frommels Sammlung von Vorträgen) hat keine absoluten, sondern relative Zahlen für die nationale Verteilung des Alpenraumes, die aber wesentlich anders sind als bei den vorerwähnten Autoren, nämlich 34 v. H. Deutsche, 26 v. H. Italiener, 25 v. H. Franzosen, 10 v. H. Slowenen, 2 v. H. Furlaner, 0,5 v. H. Rätoromanen.

<sup>4)</sup> Norbert Krebs, Die Ostalpen (1928) Bd. 1 S. 222 gibt für die Sprachenverteilung in den gesamten Ostalpen keine Zahlen, wohl aber S. 294 f. Zahlen der Bevölkerung überhaupt in den natürlichen Teilgebieten der Ostalpen und aus diesen habe ich die oben mitgeteilten Ziffern gezogen. (Hier auch eine Karte der Besiedlungsdichte mit Hervorhebung des unbewohnten Gebietes sowie der nördl. u. südl. Randlinie der Ostalpen.) — In obiger Aufstellung von zusammen 4,7 Mill. sind nur die Bewohner des wirklich alpinen Teiles des Ostalpengebietes begriffen. Für die Bewohner des Vorlandes nördlich der Alpen von Salzburg, Ober- und Niederösterreich und für die Ebenen am östlichen Rande der Alpen, das Wiener und mittelsteirische Becken berechnet Krebs 1,9 Mill., für die Stadt Wien außerdem ebensoviel, für den italienischen Südalpenrand 1,2 Mill. und für das schwäbisch-bayerische Alpenvorland müßten wohl auch noch 1 Mill. eingerechnet werden. In diesem Sinne kommt für das gesamte Ostalpengebiet eine Bevölkerungszahl von über 8 Mill., samt Wien von 10 Mill. zusammen.

<sup>5)</sup> W. Winkler, Statist. Handbuch f. d. ges. Deutschum (1927) berechnet für dieses einen Raum von 700 000 qkm mit 78 Mill. Einwohner.

<sup>6)</sup> Ich führe nun die genaueren kartographischen Darstellungen über die Grenze und Verteilung der Sprachen- und Volkstumsgebiete in den Alpen an: Für die westl. u. mittl. Schweiz das Schweizer Geograph. Lexikon Bd. 5 (1908) S. 65; Beilage zu Zimmerli, Die Deutsch-franz. Sprachgrenze in der Schweiz (1899); Wohnenberger, Die Mundart d. d. Waller (1913).

<sup>7)</sup> R. Michels, Italien von heute (1930), S. 210. — Gröbner, Grundriß der roman. Sprachen (2. Aufl.) Bd. 1, S. 717 ff.

<sup>8)</sup> Schweizer geograph. Lexikon Bd. 2, S. 424, mit Karte.

<sup>9)</sup> Stolz, Ausbreitung des Deutschums in Südtirol Bd. 1 (1927) geschichtl. Karte. Schwalm, Karte des Volks- und Kulturbodens von Tirol im Probeheft für das Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschums (Probeheft 1932).

<sup>10)</sup> Wutte, Sprachenkarte von Kärnten in der Carinthia Jg. 114 (1924); Wutte, Kärntner Heimatatlas (1925).

<sup>11)</sup> Wutte wie Anm. 10. Ferner Krebs, Die Ostalpen Bd. 2, S. 251; Puschin, Die Zerreißung der Steiermark (1921); R. Sieger, Die neuen Grenzen in den Alpen (Österreich) in Zeitschrift d. Alpenvereines 1923, S. 89—114.

<sup>12)</sup> S. die Artikel Alpen, Schweiz, Österreich in Eberts Lexikon der Vorgeschichte (1924 f.); Ranke, Die vorgegeschichtl. Bewohner d. Alpen in St. d. D. u. O. Alpenvereines 1899; Menghin, Urgeschichte der Ostalpen im Sammelwerk von Leitmeier, Die österr. Alpen 1928; L. Franz, Vorgesich. Leben in den Alpen (1929).

<sup>13)</sup> Über die genannten Völker unterrichteten gut die betreffenden Artikel in Eberts Lexikon der Vorgeschichte (1924 f.), ferner die betreffenden Abschnitte in den Landesgeschichten der Schweiz (Dierauer, Händliker, Geograph. Lexikon d. Schweiz Bd. 5, 1903, S. 316 ff.), von Vorarlberg (Helbok 1926), Salzburg (Widmann 1907), Steiermark (Pirchegger 1920), Kärnten (Falks 1928), Nieder- und Oberösterreich (Wancsa 1905); für Tirol: F. Stolz, Die Urbewohner Tirols (1893), J. Egger, Die Barbareneinfälle in die Provinz Rätien Urch. öst. Gesch. Bd. 90 (1901), D. Stolz, Ausbreitung d. Deutschums in Südtirol (1927).

<sup>14)</sup> O. Reche, Die Bevölkerung der österr. Alpen im Sammelwerk v. Leitmeier, Die Alpen 1928. Krattschek, Anthropologie im Sammelwerk Haberlandt, Österreich (1928). Wolff, Die Rassenfrage in den Alpen in Mitt. d. D. u. S. Alpenvereins 1931, S. 208 f.

<sup>14a)</sup> F. Stähelin, Die Schweiz in der Römerzeit (2. Aufl. 1931) S. 102, 149, 157, 246. Dieses Werk stellt gegenüber den betreffenden Abschnitten in den allgemeinen Landesgeschichten der Schweiz (wie oben Anm. 13) den neuesten Stand der Forschung dar.

<sup>16)</sup> J. Jung, Die roman. Landschaften d. röm. Reiches (1881) S. 314 ff. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern (1887). Ramsauer, Die Alpen im Altertum St. d. D. u. S. Alpenvereins 1901. Die einschlägigen Abschnitte in den in Anm. 13 erwähnten Landesgeschichten. — Daß die Provinz Noricum westwärts bis zur Mündung des Pustertales in das Eisacktal (Mühlbacher Klause) gereicht hat, bewies ein erst vor kurzem dort gefundener römischer Metlenstein (R. Mayr im Schlern 1927, S. 211 ff.). Neuerdings zusammenfassend Reisch, D. österr. Alpenländer zur Römerzeit bei Leitmeier, Die österr. Alpen 1928. R. Heuberger, Rätien (1932 im Erscheinen), worin gegenüber den älteren Werken von Planta und Jung die neueren Funde und Forschungen zur Geschichte des alten Rätien dargestellt sind.

<sup>16)</sup> Über die Frage der Goten in Tirol s. J. Egger im Urh. f. öst. Gesch. 90, S. 214, in Steiermark unten Anm. 44, die Eimären unten Anm. 40. — A. Schiber, Das Deutschtum im Süden der Alpen (St. d. D. u. S. Alpenvereins 1902 u. 1903) vertritt besonders weitgehend die Auffassung, daß die deutschen Siedlungen südlich des Alpenhauptkammes Reste der in Italien einzelmals zur Herrschaft gekommenen Goten und Langobarden seien, doch wurde jene wegen unzureichender Begründung von der Fachwissenschaft abgelehnt.

<sup>17)</sup> L. Schmidt, Gesch. d. germ. Völker (1909) S. 187 ff. Hopp, Reallex. d. german. Altertumskunde Bd. 1 S. 57 ff. (Muz 1913). Landesgeschichten der Schweiz wie oben Anm. 13, besonders Bachmann im Schweizer Geograph. Lexikon Bd. 5, S. 77 und Stähelin, Schweiz zur Römerzeit (1931) S. 309 f.

<sup>18)</sup> Eine vortreffliche, mit Urkunden belegte Siedlungsgeschichte der Urschweiz bringt das Buch von W. Dösl, Die Anfänge der Eidgenossenschaft (1891) mit geschichtl. Karte. Schweizer, Das Habsburgische Urbar v. 1300 in den Quellen zur Schweizer Gesch. Bd. 14 u. 15, bringt gesch. Erklärungen zu den vielen Orten der Innerschweiz, über welche sich dieses Urbar erstreckt, ferner eine genaue Karte derselben.

<sup>19)</sup> Sellweger, Gesch. v. Appenzell Bd. 1 u. Urkundenbuch hiezü Bd. 1 (1830).

<sup>20)</sup> Schweizer, Habsburg. Urbar a. a. D. 14, S. 472, 478. Schweizer Geograph. Lexikon bei den betreffenden Orten.

<sup>22)</sup> Simmerli, Die deutsch-französl. Sprachgrenze i. d. Schweiz 3, S. 88 ff.

<sup>22)</sup> Die ziemlich ausgedehnte Literatur über die Walser, deren Herkunft, Wesen und Verbreitung ist zuletzt zusammengefaßt bei Bohnerberger, Die Mundart der deutschen Walser (1913) mit guter Karte; ferner im Walser Heft der Vorarlberger Zeitschrift „Heimat“ 6. Jg. (1925) S. 5 u. 6. L. Meyer, Zermatt in alter Zeit, Jahrbuch d. Schweizer Alpen-Club 1922. Bei den Walsern im Seitatal — Alagna — in Schweizer Monatsheften 10 (1930) S. 129—142. G. Giordani, La colonia tedesca di Alagna-Valsesia e il suo dialetto (1927).

<sup>23)</sup> Helbok, Gesch. von Vorarlberg (1925) S. 13 ff. u. Register hiezü. L. Baumann, Gesch. d. Allgäu (1883) Bd. 1 S. 172 f. mit Karte.

<sup>24)</sup> Planta, Das alte Rätien (1872) S. 354, 372, 395 u. 518 ff. Joh. G. Meyer, Gesch. d. Bistums Chur (1907) S. 117 f. — Über das nähere Verhältnis zwischen Romanen und Deutschen im Rheintal im 9. Jh. s. O. Baldauf, Reichsgut in Unterrätien (1930) S. 83 ff. mit Karte.

<sup>25)</sup> Helbok, Gesch. von Vadans (1922) S. 26; Fuh, Die Mundart von Südvorarlberg (1925) S. 1.

<sup>26)</sup> M. Mayr in St. d. Ferdinand. 1902 S. 331 f. Die Schriften über die Siedlung der Walser in Graubünden und Vorarlberg wie oben Anm. 22.

<sup>27)</sup> L. Fuh, Die Aleman. Mundart (1931) mit Karte.

<sup>28)</sup> Geograph. Lex. d. Schweiz Bd. 5, S. 90 f. u. Bd. 2, S. 424 mit guten Karten der Sprachverteilung. Sartorius, Die Germanisierung der Rätoromanen in der Schweiz (1900).

<sup>28)</sup> Raetus, Raetoroman. Selbständigkeitswille in Schweizer Monatsheften 8 (1928) S. 243 ff. G. Camillischegg, Italiener und Ladin in Südtirol in Tir. Heimat S. 2 (1922) S. 29 ff. mit Beziehung auf Schriften der schweizerischen Linguisten Haberg und Fuh über die Stellung des Bündner-Romanischen. Die italien. Auffassung bei Battisti, Popoli e Lingue nell Alto Adige (1931) bes. S. 192 ff. Eug. Singer, Die Rätoromanen als Volkstum in der St. Nation und Staat 5. Jg. (1931) S. 98 ff.; G. Demont, Die Ladin in Tirol und Triaul (1919).

<sup>29)</sup> Campell, Historia Raeliae in Quellen z. Schweizer Gesch. Bd. 8, (1887) S. 599.

<sup>30)</sup> Gartner, Handbuch der rätorom. Sprache und Literatur (1910), bespricht die Ver-

breitungsgebiete der vorerwähnten drei Gruppen. Der Vorschlag „Alpenladiner“ von Steinberger in *Zt. f. Ortsnamenf.* 3, S. 223 ff.

<sup>21)</sup> U m m a n n, *Die Italiener in der Schweiz* (1917) mit genauer Karte. *Krebs, Länderkunde d. österr. Alpen* (1913) *Bd. 1*, S. 263. *Fint, Heimatkunde (Wirtschaftsleben) von Vorarlberg* (1931) S. 105.

<sup>22)</sup> Über die Anfänge und Ausbreitung der Baiern f. am besten *Rieglers Geschichte Baierns Bd. 1* (2. Aufl. 1927). *Hoops, Reallexikon d. d. Altertumskunde* 1, S. 156 (Muz 1913); *Schmidt L., Gesch. d. german. Völker* (1909) S. 178 ff.

<sup>23)</sup> O. Stolz, *Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol* (1927 f.) *Bd. 1* S. 38 ff., *Bd. 3* S. 17 u. 101 ff.

<sup>24)</sup> J. Sch a h, *Die tirol. Mundart St. d. Ferd.* *Bd. 47* (1903) mit Karte.

<sup>25)</sup> W i d m a n n, *Gesch. Salzburgs Bd. 1* S. 115 ff. *Schiffmann, Das Land ob der Enns* (1922), stellt die Anfänge der Besiedlung dieses Landes durch die Bajuwaren an der Hand der Ortsnamen dar; die urkundl. Nachweise für diese in den Urkundenbüchern für Salzburg (von Hautthaler u. Martin) und für Österreich ob der Enns.

<sup>26)</sup> Stolz, *Polit. histor. Landesbeschreibung v. Nordtirol Arch. öst. Gesch. Bd. 107*, enthält am Beginn der Abschnitte für die einzelnen Gerichte die ersten urkundl. Erwähnungen für die in jenen gelegenen Gemeinden. Für Südtirol O. Stolz, *Ausbreitung des Deutschtums Bd. 2 u. 3. Für Oberbayern Bitterauf, Die Traditionen d. Hochstiftes Freising.*

<sup>27)</sup> W o p f n e r, *Deutsche Siedlungsarbeit in Südtirol* (1926). O. Stolz, *Gesch. Folgerungen aus Orts- und Hofnamen in Tirol St. f. Ortsnamenforschung Bd. 7* (1931) S. 55 ff.

<sup>28)</sup> Stolz, *Deutschtum in Südtirol Bd. 1—3* (1927—32).

<sup>29)</sup> Stolz, a. a. O. *Bd. 1* S. 83 u. 158 ff., *Bd. 2* S. 308 ff.

<sup>30)</sup> Letzte Zusammenfassung von O. Deuerling, *Vom Deutschtum im Gschwinkelel in Oberitalien* (1929, Sa. aus dem *Nornenbrunnen* 2. Jg.). *A. B a h, D. Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien* (1901). *Wissenschaftl. Beihfte z. d. Alpenforschung* 3. H. (1919).

<sup>31)</sup> Stolz, *Ausbreitung d. Deutschtums in Südtirol Bd. 1* S. 135—205; *Bd. 3* S. 202 ff.

<sup>32)</sup> Letzte Zusammenfassung zur Südtiroler Frage der Gegenwart von R. H e n n e r s - d o r f 1926 u. im *Taschenbuch d. Grenz- und Auslandsdeutschtums* (1927), ferner *Sin-geller, Die Wahrheit über Südtirol* (1926/27).

<sup>33)</sup> Simon P i r c h e g g e r, *Die slav. Ortsnamen im Märzgebiet* (1927); *R. Schiffmann, Das Land ob der Enns* (1922), doch geht er in der Zuweisung slawischer Namen zu weit, vgl. *Reibel Carinthia* 1924, S. 115. *Widmann, Gesch. Salzburgs Bd. 1* (1907) S. 78 ff. *Vanessa, Gesch. Nieder- und Oberösterreichs Bd. 1* (1905) S. 106 ff.

<sup>34)</sup> *A. Jaksch, Gesch. Kärntens* (1928) S. 73 f. *H a u f e r, Die alte Gesch. Kärntens* (1893) S. 106 f. *W e r a m b, Ostgerman. Spuren in Steiermark St. d. hist. Ver. f. St. Bd. 15* (1917) S. 37 ff.

<sup>35)</sup> *H. Pirchegger, Gesch. d. Steiermark, Bd. 1* (1920); *Jaksch, Gesch. Kärntens Bd. 1* (1928).

<sup>36)</sup> *Krones, Die deutsche Besiedlung d. östl. Alpenländer* (1889); *Pirchegger, Gesch. d. Steiermark Bd. 1* S. 106, 256 u. 402 ff.; *Wutte, Deutsche u. Slowenen in Kärnten in ihrem geschichtl. Verhältnis in Carinthia* 109. Jg. (1919) S. 1 ff.

<sup>37)</sup> *Leffiaf, Die Kärntner Ortsnamen in Carinthia* 112. Jg. (1923) S. 1 ff. bringt geschichtl. Belege und sprachl. Erklärung der wichtigeren Ortsnamen. *Jaksch, Monum. Carinthiae* (1896 ff.) *Jnder, K ä m m e l, Die Anfänge d. Lebens in Österr.* (1879) S. 264.

<sup>38)</sup> *J a h n, Steier. Ortsnamenbuch* (1893). *W o p f n e r, Die landesfürstl. Urbare der Steiermark* (1910) mit Karte und gesch. Erklärungen der zahlreichen in jenen erwähnten Orte. *W i f f m a n n, Die Besiedlung d. Ennstales* (1927).

<sup>39)</sup> Stolz, *Gesch. v. Osttirol* (1925) S. 148 f. *B r a n d e n s t e i n, Siedlungsgesch. v. Osttirol in der Festschrift d. D. Alpenvereins Prag* (1930) S. 229—245.

<sup>40)</sup> *Wutte in Carinthia* 1919 S. 6 ff. u. 1924 S. 87 ff.; *Wutte, Heft Kärnten im Taschenbuch des Grenz- u. Auslandsdeutschtums* (1929).

<sup>41)</sup> *R. Steger, Die neuen Grenzen in den Alpen in d. St. d. D. u. Ö. Alpenvereins* 1923 S. 105 ff.; *Krebs, Ostalpen* 1, S. 226 f.

<sup>42)</sup> *W e r u n f t h, Österr. Reichsgesch.* (1912) S. 483 ff. u. 498. *E z ö r n i g in St. d. D. u. Ö. Alpenvereins* 1878 S. 247 f. u. 1880 S. 360. *Krones, Besiedlung d. Alpenländer* S. 117 ff.

<sup>43)</sup> *Wutte in den Erläut. z. Histor. Atlas d. öst. Alp.* 1, 4, S. 58 u. 227 ff. *G s t i r n e r, Zul. Alpen in St. d. D. u. Ö. Alpenvereins* 1900 S. 416 ff.

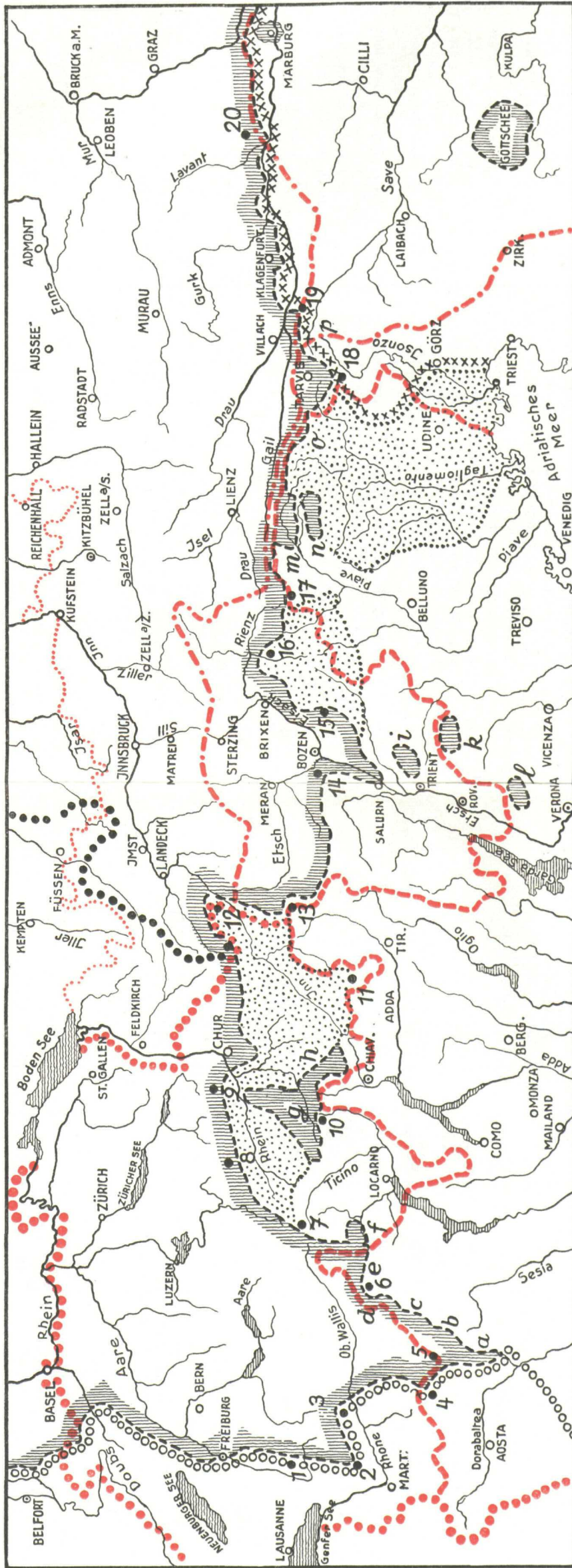
<sup>44)</sup> *Hauptmann in den Erläut. Hist. Atlas* 1, 4 (Krain) S. 454 ff. *Dimich, Gesch. Krains* (1879) *Bd. 2* S. 303, *Bd. 4* S. 54 u. 64. *Krones, Besiedlung der Alpenländer* S. 164.

<sup>45)</sup> *U b r i a t i c u s, Die Deutschen in Südslawien im Taschenbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums* (1929).



# Übersichtskarte

über die Ausbreitung der Volksstämme und Staaten in den Alpen östlich des Großen O. t. Bernhard



- A. Grenzen des Volksbodens und der Sprachgebiete (Schwarze Linien).**
- ▬ = Grenze und Ausbreitung des deutschen gegen das romanische (französische, italienische, rätische) und gegen das slawische Gebiet.
  - ⋯ = Grenze und Ausbreitung des rätischen gegen das italienische und gegen das slawische Gebiet.
  - = Grenze des französischen (savoyen) bzw. im Süden des slavischen gegen das deutsche bzw. italienische Gebiet.
  - × = Grenze des slavischen (slowenischen) gegen das deutsche u. gegen das romanische Gebiet.
  - = Grenze des alemannischen (oder schwäbischen) gegen das bairische (oder bairisch-österreichische) Stammesgebiet.
- B. Grenzen der Staatsgebiete (rote Linien).**
- = Grenze der Schweiz gegen Italien, Grenze Österreichs geg. Italien bis zum Jahre 1919.
  - = Grenze Österreichs gegen Italien und gegen Jugoslawien, Grenze Italiens gegen Jugoslawien seit dem Jahre 1919.
  - = Grenze Frankreichs gegen Italien und die Schweiz.
  - = Grenze der Schweiz gegen Frankreich, das Deutsche Reich und gegen Dänemark.
  - = Grenze Österreichs gegen die Schweiz bis 1919 bzw. heute.
  - = Grenze zwischen Österreich und dem Deutschen Reich (Bayern).
- C. Einzelne deutsche Grenz- und Inselformen.**
- I. Im Wallis:**
- a = Gressoney, Yffinge.
  - b = Aignas (Land).
  - c = Macugnaga (Makuna).
  - d = Simpein.
  - e = Pommat (Formazza), Unterwalden.
  - f = Grin (Bosco).
  - g = Nals, Rheinwald, Gafien.
  - h = Aosta.
- II. In Graubünden:**
- i = Ferretal (Flouris, Hilsleit, Palai).
  - k = Lusen und Eieben Gemeinden.
  - l = Dreizehn Gemeinden.
  - m = Bladen (Sappada).
  - n = Babre (Sauris).
  - o = Lischwang (Tinau).
  - p = Weissenfels.
- III. In Tirol:**
- 1 = Kufstein, Summitsch.
  - 2 = Döbrihorn.
  - 3 = Wölfsbrunn.
  - 4 = Mattershorn.
  - 5 = Monte Rofa.
  - 6 = Döbrihorn.
  - 7 = St. Gotthard, Piz Rabersf.
- III. Abschnitt Tirol:**
- 13 = Stiffersjoch, Dröler.
  - 14 = Henegat, Mädel.
  - 15 = Hofengarten.
  - 16 = Kronplatz.
  - 17 = Dreijinnen, Kreuzberg.
- IV. und V. Abschnitt Kärnten und Steiermark:**
- 17 = Kreuzberg, Karn. Kette.
  - 18 = Witschberg, Prebit, Manhart.
  - 19 = Mittagstegel, Karanmanten.
  - 20 = Südbretzberg, Pöfßrad.
- D. Berge und Pässe, die die Abschnitte der deutschen Volksgebietsgrenze bezeichnen.**

# Theodor Trautwein

Von E. F. Hofmann, München

1831! Zu Stuttgart trauerte Karl Friedrich Trautwein, der Göglinger Seifensiederssohn, der als Professor an der Mädchenanstalt im Katharinenstift lehrte. Die Gattin war gestorben, die zarte Sophie Fhler, der er im lustigen Karneval 1820 den Herd bereitet hatte! Das Familienregister meldet die Kinder dieser Ehe:

Zahl	Namen	Geburt zu Stuttgart	Tod
1	Karl Josef	27. November 1820	
2	Sophie Pauline	1. Januar 1823	
3	Sophie Marie Christine	17. Mai 1825	8. September 1828
4	Adolf	31. Januar 1830	3. Juni 1830.

Vom zweiten Suben genas die Frau nicht mehr. Der Witwer saß vereinsamt im nun so öden Haus. Es brauchte wieder eine Herrin. 1832, im Mai, freite er zum andernmal, Marie Anna Rosina zur Gilgen, genannt Christ. Ihre Mutter stammte aus Luzern, sie selber aus Bremgarten im Schweizerischen Amte Bern. 1801 geboren, war sie nur wenig älter als die tote erste Frau. Am 19. Dezember 1833 kam Theodor zur Welt, das einzige Kind dieser zweiten Ehe. Sein Vater war ein ausgereifter, besonnener Mann, die Mutter jugendlich heiter, strahlend in Gesundheit — gute Mitgift für den Kleinen, den man vier Wochen nach der Geburt in die Stiftskirche zur Taufe nach evangelischem Ritus trug. Zu Paten standen Großmutter Judith Fhler, deren Tochter Margarete Wapfänger, Realschullehrersgattin in Ludwigsburg, und für die Christliche Seite Generalarzt v. Wastimmer als Onkel. Sonst weiß man nichts von Giltenscher Verwandtschaft. Theodor wurde in Liebe aufgezogen. Es gab keinen Unterschied zwischen den Geschwistern. Man sparte, hielt das bißchen Geld zusammen und fühlte sich zufrieden im engen Rahmen bürgerlicher Häuslichkeit, die abließ nach vollgenutzter Stundeneinteilung. Der Knabe besuchte Volks- und Lateinschule und brachte stets beste Noten. Selbstverständlich, daß er einmal studieren würde! Der Älteste wollte zum Waffendienst, wurde 1842 als Infanterieleutnant „an Ulm übergeben“, nahm aber schon 1844 seinen Abschied. Unruhe im Blut, wanderte er in die Ferne — nach Amerika. Anfangs schrieb er viel, dann spärlich. Endlich setzten seine Briefe aus. Theodor wahrte von ihm als Erinnerung den Eindruck mächtig treibender Sehnsucht in die weite Welt. Die Schwester blieb daheim, dem Leben entgegenblühend, derweil Theodor im Stiffigymnasium aufstieg, alljährlich einen Preis errang und sogar eine Klasse überspringen durfte. Er war gewandt und klug, nicht überwild, eher bedächtigt, überlegen nach Art der Spätgeborenen, denen geschwisterliche Gleichaltrigkeit fehlt. Heranreifend in die Fragen seines eignen Ichs, drängend nach Wissenschaft und Zukunft, spielten seine Träume um Universität und einstige Berufswahl. Zwar flossen die Einnahmen knapp, das mußte er. Doch war er Sparfamkeit gewohnt, hatte die Gabe, keine Minute zu vergeuden und brannte in leidenschaftlicher Lernbegier. Ja, es würde gehen, mit Leichtigkeit. So dachte er.

Und dann kam alles anders. Der Bruder kostete Geld. Der Vater kränkelte und brauchte Urlaub. Revolutionsstaumel durchbrauste das Land, Teuerung und Wirtschaftskrisen mit sich führend. Die Not abzuwehren, mußte das Studium abgebrochen



werden. Nach den Ferien sollte der Gymnasiast von der siebten Klasse weg zu einem befreundeten Buchhändler in die Lehre kommen. Verfürt hörte Theodor zu. Nicht studieren dürfen! Die schönsten Hoffnungen zerschlagen! Er bäumte sich nicht auf dagegen. In schweigendem Troß nahm er dies Los auf sich. Nie verwand er, daß man ihm damals, 1848, die Tür zur höhern Bildung verschloß. Kaufmannslehrling! Sein Herz schrie auf in Verzicht und früherer Bitterkeit. Was fragt ein Fünfzehnjähriger nach Sinn und Grund, wenn ihm ein höchster Wunsch verweigert wird! Wie konnte er auch wissen, daß die Wendung nötig war, ihn weise vorzubereiten und einzuschulen für das Später. Ungern war er in der Lehre, unfroh nahm er 1852 das lobende Zeugnis in Empfang, mit der Absicht, vom nun winkenden Verdienst ein Nachstudium zu erzwingen, ganz aus eigener Kraft. Ob es gehen möchte? Nein, es ging nicht. 1853 verschied der Vater, allzurast. Nun fehlte der fleißige, unermüdlche Ernährer. Die Seinen blieben in kümmerlichen Verhältnissen zurück. Das Pflögshaftsgericht bestellte Onkel Waghinger zum Vormund. Dieser tat, was ihm möglich war, ordnete, verfügte, beriet die Hinterbliebenen. Geldlich beizustehen, vermochte der schlecht besoldete Mittelschullehrer nicht. Doch verschaffte er der Witwe Gelegenheit, durch Privatunterricht die lärgliche Pension zu erhöhen. Theodor begrub sein innerstes Wünschen und Sehnen. Um ihre Verwirklichung hätte die Mutter darben müssen. Das durfte nicht sein. Mündig geworden, ging er besserer Bezahlung zuliebe als Buchhandlungsgehilfe zu Oldenburg nach Bonn am Rhein. Die angesehenene, vorzüglich geleitete Firma mit ihren ausgedehnten Beziehungen warf ihn gleich mitten in den Vollbetrieb, der durch seine Vielseitigkeit anregte und neue Kenntnisse sicherte. — 1855 verheiratete sich die Schwester Sophie nach Berlin, mit dem preußischen Ministerialsekretär Hesse. Man feierte die Hochzeit in Stuttgart ohne den Bruder. Er war in Amerika verschollen.

Nun hauste Frau Trautwein allein. Ihr Einziger konnte sie nicht zu sich nehmen. Bitter empfand er wiederum die Armut, die ihn am Äugel hielt. Wie gern hätte er die Mutter geschont und verhätschelt! Was ihn bewog, Bayern zuzustreben, ist unbekannt. „Am 18. Februar ist Theodor Trautwein erstmals hier angekommen und wurde als Gehilfe bei Buchhändler Sauer, Kaufingerstraße 29, eingetragen.“ So ein alter Münchner Einwohnerbogen von 1858! Nüchtern klingt das, wie's eben ist, wenn einer seinen Posten wechselt und zum nächsten Brotherrn übergeht. Fremd und einsam, geldlich beschränkt, mußte sich der Ankömmling eingewöhnen. Wer konnte ahnen, daß der aufgeschossene, linksch bescheidene Mensch trotz seiner wortkargen Herbheit bestimmt war, urdeutsches Land urdeutschem Heimatvolk aufzuschließen und ein Mittelpunkt zu werden in der geistigen Beweglichkeit der bayerischen Königsstadt.

Hierher also hatte er getrachtet! Der erste Anblick der Residenz im schimmernden Schneeschmuck entzückte, die Klar mit den weißglühenden, vereisten Ufern begeisterte ihn. Klar in fernem Blau zeichnete sich der Jadenrand des Gebirges in der kalten Winterluft. Bergel! Wo immer Theodor sie sah, grüßte er in ihnen das mütterliche Geburtsland. Die Liebe für sie wachte in seinem Blut. Seine spätere alpine Leistung, seine Sicherheit alpinen Denkens und Entscheidens entsprang diesem ursprünglichen Verständnis für die Bergnatur. Er brauchte niemand, der ihn dazu entflamnte. Dies Angeborene führte ihn unfehlbar, triebhaft zuweilen. Vielleicht war er deshalb unwillkürlich der Stätte zugereift, die als sein Wirkungsfeld bereitet wartete, wenn er auch keiner von jenen war, die in dunklem Spüren verborgene Zusammenhänge sehen. Früh, mit 24 Jahren, war er bereits eingedrungen in den Bannkreis seines einstigen Schaffens. Bewährt im Kampf der Existenz, vorausgeeilt durch praktische Erfahrung, hatte er greifbar nah die Bahn vor sich. Wie unnützlich war sein Gram der Lehrkingszeit und unnützlich ebenso das Zögern vor dem Sauerischen Hause und seiner schlichten, sachlichen Front, die sich schmal, doch kraftvoll in die Kaufingerstraße schob. Von oben spiegelten blanke Fenster der Familienräume. Unten, nah dem Fußsteig waren hinter den



Bildnis: Theodor Trautwein

Auslagscheiden der Buchladen und die Leihbibliothek, mit breiter Beschriftung erkennbar gemacht als „Lindauerische Buchhandlung und Verlag, Inhaber Karl Sauer“. Nach rückwärts zogen sich die Lager. Sie mündeten mit dem Kontor auf Hof und dicke Gewölbebogen. Dorthin schauten die Stuben der Angestellten, kleine, trauliche Zimmer. Der winklige Auschnitt war umgrenzt von altertümlichen Holzlauben, wie sie sich in Altmünchener Häusern so gern um die Innenhöfe kuschelten, dem Baukennner ein löst-

liches Bild. Gediegene, rührige Geschäftigkeit waltete rundum. In sie würde der Stuttgarter mitaufgenommen werden. Unter Fachleuten galt das. War doch der Betrieb tonangebend im Münchner Buchwesen, das er neben den Altgründungen „Schobler-Berg-Huber“, „Heinrich-Adlermann“, „Heinrich-Hübbschmann“ und „Hibler-Lentner“ seit 1625 getragen hatte, teils in wechselvollem Geschick<sup>1)</sup>. Hauptgeschäftsführer war Nebelen, die Leihbibliothek unterstand Frobenius.

Voll ernster Pflichtbereitschaft kam der Neuling in dies Haus. Er diente ihm treu, gab ihm seine Energie, sein reiches Können, weitsehende Gedanken und Pläne. Er durchlebte Sorgen und Erfolge des Geschäfts, still an seiner Stelle waltend wie ein guter Geist, ehrenhaft in jedem Wort und Federstrich. Das Haus belohnte mit starken Gegenwerten. Seine Mauern umhüteten erstes Kämpfen, erste Erfolgshaft, ersten Ruhm, der sich an Trautweins Namen heftet. Aus dem Altbesitz kaufmännischer Tradition vermittelte es vertiefte Geschäftskennntnis und Gewandtheit, Beziehungen nach überallhin und erschloß aus dem Reichtum seiner Buchbestände ungeahnte Wissensschätze. Langsam leitete es den Mann an einen Platz, der seinen Fähigkeiten und seines Herzens Drängen entsprach und gab ihn schließlich dorthin frei. Sie waren eng verbündet in unmerkbarem Pakt, Trautwein und der schmucklose Bau. Längst ist beider Leib zerfallen, der eine vermodert, der andere aus technischen Erwägungen zerstört und umgewandelt. Doch beider Seele lebt, untrennbar geeint in der Erinnerung an jene Gemeinschaft, aus der die Größe schöpferischer Tat geworden ist.

Anfangs litt Theodor an wildem Heimweh. Allzu ernst und gemessen dünkte ihm sein jetziger Aufenthalt. Da war die dunkle Schreibstube, war im dritten Stock sein Hinterstübchen. Der düstere Hof engte ein. Nur über die Dächer glitt der Auszug ins Weite, Sehnsucht aufzupeitschen. Die süddeutsche Art stach ab gegen die sonnige Heiterkeit am Rhein. Dort wanderte man alle freie Zeit hinaus in die Natur. Die behäbige Geselligkeit der Münchner begriff der Stuttgarter nicht. Ihn trieb's davon. Sein Bergblut frischte sich dabei auf. Alles Sorgen und Grübeln wich von ihm, wenn er draußen umherstreifte, offenen Auges, bewegten Gemüts. Etwas ergriff ihn an der bayrischen Landschaft und ihren stillen Winkeln, von wenigen noch beachtet in ihrer Eigenart. In heimlicher Freude schritt er dahin, nichts um sich als die wunderbare Ruhe dieser Erde. So wurde er vertraut mit ihrem Zauber. Die erste Urlaubswoche reiste er ins Partnachtal. Er sah die Zugspitze, maß prüfenden Blicks ihre mächtigen Flanken und fühlte sich irgendwie bei ihr daheim<sup>2)</sup>.

1860 starb unerwartet der Geschäftsherr ohne Nachkommen. Alles trauerte. Was würde werden? Bange Nächte schreckte Trautwein die Gefahr einer Klündigung. Gehen müssen, wenn verkauft wurde? Nun hatte er sich eingelebt und würde ungern scheiden. Seine Angst schlug ins Gegenteil um. Des Verstorbenen Schwager, Karl Schöpping in Düsseldorf, erwarb den gesamten Münchner Betrieb und übergab seine Buchhandlung in Düsseldorf an Nebelen. Frobenius verblieb, wie bisher, in der Leihbibliothek. Trautwein rückte als Nebelens Nachfolger in den Vertrauensposten des ersten Gehilfen, der Geschäftsführung demnach, empor. Ein gewaltiger Schritt voran! Überhaupt änderte sich allerlei. Schöpping brachte neben seinem lebhaften, warmblütigen Temperament die Fröhlichkeit einer Familie mit. Das vorher so ernste Haus füllte sich mit Kinderlachen und Getöse. Oft, als das Rudel heranwuchs, sah sich Trautwein Neid daran. Auch ihm schwebte als Phantom vor, Weib und Kind zu haben. Er durfte nicht daran denken. Noch war die Mutter in der Fron des Brot-

<sup>1)</sup> Dr. Pius Dirr, Buchwesen und Schrifttum im alten München, Verlag Knorr und Hirth, München, und Professor Dr. Trautmanns Forschung über die Firma Lindauer.

<sup>2)</sup> 1853 war sie sportlich erstiegen worden von Diepold, Fendl, Blesing, Rebhan und Trenkl, alle aus der Münchner Turnerschaft. Karl Sauer, ein eifriger Sportsmann, hatte gelegentlich von dem „Bravoursstück“ erzählt.

erwerbs. Er hatte kein Geld, sie daraus zu erlösen. Verzichten! Es war wie damals, 1848, als er erfuhr, was das Wort besagt. Niemand zeigte er seine Not. Sein Mund verschloß, wonach das Herz begehrt. Unentwegt, peinlich genau, tat er seine Pflicht — straffe Selbstzucht des Charakters, der sich schmerzlich dareinschid, wenn das Glück vorübergeleitet. „Armut ist das schwerste Laster“ (Trautwein). Die scharfe Fassung dieser harten Wahrheit war sein Ergebnis aus dem schweigend niedergerungenen Fordern an sich selbst. Das zweite Opfer, nicht umsonst! Ein Ehestand in geldlicher Kümmerlichkeit wäre vorzeitiger Schiffbruch für dieses Mannes Zukunftswerk gewesen, das sich dicht herangeschoben hatte.

Er wanderte — in jeder Freizeit, abseitig vom Verkehr, wanderte in die Vorebene, an die südbayrischen Seen und den Alpen zu, über die Grenze nach Tirol, zog über Berg und Tal, stieg unbegangene Pfade, ruhte auf Felsenbänken oder im Schatten kühler Wälder, genoß entzückt die Pracht der Berge und laugte hungrigen Auges alle Schönheit in sich ein. Auf abgelegenen Almten, in Berggehöften, Emden, Weilern, unbekanntem Dörfchen hielt er Einkehr, sprach mit den Ansfässigen, erfuhr von ihren Sitten, ihren Ansichten, ihren Nöten. Seine lebenswürdige, trocken witzige Art machte sie zufräulich. War er ja tagaus, tagein gewohnt, mit Fremden umzugehen. Die dauernde Berücksichtigung jeder Einzelheit, die nüchterne Berechnung und Abschätzung aller Vor- und Nachteile hatten ihn zum vorsichtigen Beobachter und klar denkenden Praktiker erzogen. Er richtete sich nach den Tatsachen, verlor sich nicht an idealistischen Unmöglichkeiten und bewahrte sich daneben warmes Fühlen und unbesiegliches Urteil. Anspruchslos in seinen Bedürfnissen, körperlich angestrengt, doch nicht abgebraucht, eifern ausdauernd, frei von hemmendem familiärem Anhang, war er unbedingt befähigt, für die seltsame Form eines Doppelberufs, bei dem er Praxis und Ideal völlig gleich im Maß zu verteilen hatte, sollte nicht eines am andern leiden, dem Ganzen zum Schaden. Wie Trautwein vermochte, diese feinste innere Abstimmung in sich zum schwingenden Akkord zu bringen — volle zwei Jahrzehnte hindurch — war eine psychologische Meisterleistung. Nie wäre sie gelungen ohne die Vorübung opfergewohnter Selbstverleugnung. Sie war die Hauptursache, warum ihm jedesmal der gedankliche Endsieg zufiel oder ihm Menschen herbeirief, die Bewirklichungsmacht besaßen, wo er, äußerlich beschränkt, nur Ansporn, Rat, heißes Wünschen und Mitarbeit bieten konnte.

Ludwig Steubs Bayrisches Hochland war erschienen, 1860. Trautwein, dem durch die laufenden Geschäftseingänge keine Neuveröffentlichung entging, las bewundernd. Durchglüht von Begeisterung, wollten die werbenden Schilderungen den heimischen Alpenbesucher zuführen. Er kannte den Verfasser und sein Bestreben, aus der Gleichgültigkeit gegen das Gebirge aufzurütteln<sup>1)</sup>. Das Buch würde sehr gefallen, Steubs Vorhaben wahrhaft unterstützen, aber für seine Absicht nicht ausreichen. Ganz andere Hilfsmittel waren nötig, den Bergen zu ihrem Recht zu verhelfen. Wandernd hatte sich Trautwein in ihr Wesen versenkt. Warum sprang er nicht ergänzend ein? In seinem Zimmer häuften sich die Notizen, lose Blätter freilich. Man brauchte sie nur zu sichten, planmäßig aufzureihen und — ein Führer wäre fertig. Er könnte viele Kleinorte nennen, die bisher ein Dasein verbitterter Zurücksetzung fristeten und in Gleichgültigkeit übersehen wurden. Es gab einige Gebrauchsführer durch Bayern. Sie waren teils veraltet oder ungenau, desgleichen alle Ostalpenführer. Diese behandelten das kleine Bayern nur als knappe Untergruppe, sahen sich dazu fortwährend überholt durch geographische und frühalpine Forschung. Sogar Baedeker mit seinem weltbekanntem Reiseverlag kam in den Berichtigungen nicht mehr nach. Jedes der Handbücher frankte an einer Fülle von Irrtümern und schaltete bestimmte Höhenlagen fast aus. Ein ein-

<sup>1)</sup> Dr. U. Dreyer, Ludwig Steub, Oberb. Archiv 60, I., München.

wandsfreier, den Tatsachen entsprechender Führer durchs bayrische Hochland war dringend nötig. Schöpping widersprach. Wer würde einen solchen kaufen, der sein Meißengewicht aufs abseitige Gebirge verlegen wollte. Trautwein beharrte auf seinem Plan. Er könnte eine Heimatmission erfüllen, wo doch Deutschland zu einem Siebtel Besitzrecht an den Alpen zustand. Nichts versing. Schöpping wiederholte seine Absage. „Also auf meine Kosten!“, erklärte sein Geschäftsführer. Dazu aber mußte er sparen und abwarten. Er tat es, arbeitete bis tief in die Nächte, sammelte Stoffliches und Kenntnisse. Fünf Jahre rang er um sein Werk. Dadurch wuchs es in seine Zeit hinein, Schritt um Schritt, wie sich Zug um Zug der Alpinismus entfaltete.

1862 gründeten Ruthner, Grohmann, Moisisovics und Somaruga aus Helferswillen und Entdeckerdrang zu Wien den österreichischen Alpenverein. Seit 1863 lag sein Jahrbuch im Lindauerischen Laden auf. Es war eine hervorragende Leistung, das hinreichende Bekenntnis der großen Idee: „Nähert die Berge den Menschen!“ Ganz das gleiche wünschte, erhoffte, erstrebte Trautwein. Sofort leitete er eine schriftliche Aussprache ein und war von da an für Bayern des Verbandes eifriger Sachwalter. Seinem Gedanken diente, von ihm empfangen. Im Geiste erkämpfte er Höhenstiege und schwing am Schreibpult das Sehnen nieder, daß es ihn nicht hinausriß auf Fels und Firn, wie die andern, Glücklicheren, deren Namen er in der alpinen Erstliteratur las. Mit dem und jenem suchte er Verbindung und erbat sich Mitteilungen für sein Taschenbuch. Bereitwillig gab man Auskunft. Das Material schwoh an für eine gediegene Veröffentlichung zu Weihnachten. 1865 brachte Trautwein seinen „Wegweiser durch Südbayern, Nordtirol und die angrenzenden deutschen Teile Salzburgs“ heraus. Das Verlagsrecht gehörte dem Verfasser. Der Dienstherr „übernahm die Kommission“.

Gemessen am damaligen Stand des einschlägigen Fachschrifttums, war der Führer vorzüglich, mit seiner lebendigen Anordnung, der Güte und Genauigkeit des Stoffs, den ausgefeilten Sätzen. Nach außen ein unscheinbares Büchel, 145 eng bedruckte Seiten, ist sein Inhalt ein Dokument des Frühalpinismus. Die Geld- und Münztabelle mit ihrer Währungseinteilung weist die deutsche Länderzerrissenheit. Die Ratschläge im Eingang erzählen davon, wie der Tourist sich ausrüstete, verköstigte, Herberge, alpine Begleitung und Wegziele fand. Der Haupttext, in 48 Einzelabschnitten nach den verschiedensten Richtungen zusammengefaßt, ermunterte zu genußreichen, selbständigen Wanderungen durch das Land, seine Reize bis ins kleinste kennen und würdigen zu lernen. Die Schlusstarte mit ihrer Namenleere unerforschter Strecken barg die stumme, unverhüllte Aufforderung, hier Lücken auszufüllen. Die Mahnung konnte nicht mißverstanden werden. Das war Theodors Überzeugung. Im gleichen Jahr, da man Thurmwieser, den bergsteigerischen Vorkämpfer, zur letzten Ruhe bettete, eröffnete der Münchner Buchgehilfe den bayrischen Bergen eine Zukunft. Die Allgemeinheit dankte ihm. Kräftigste Zustimmung kam ihm aus den alpinen Kreisen. Ruthner sandte ein schmeichelhaftes Schreiben. Andere folgten. Bestellungen, Ankündigungen, Anfragen, rückständige Nachrichten liefen ein. Das Büchlein wurde gern gekauft und bedingte eine Neuauflage, ehe der Verfasser mit den Ergänzungen nachgekommen war. Wie gut jetzt, daß er nicht geheiratet hatte. Für ihn allein genügte seine Einnahme. Die Mutter war seit kurzem festbesoldete Lehrerin am Katharinenstift in Stuttgart. Der Sohn durfte wagen, die Auslage einzubüßen. Glücksgefühl durchströmte ihn ob des Entdeckerreichtums besetzter Kleinforschung, die er gewonnen und festgehalten hatte. Die Umstände verweigerten ihm alpinen Heldendienst in stürmischen Erstlingsstreifen. Nun aber sah er einen anderen Weg, den Bergen zu nutzen. Ihn wollte er weiterhin beschreiten. Schon ward ihm das ehrenvolle Angebot, sich an der Zweitausgabe von Schaubachs „Deutsche Alpen“ zu beteiligen. Der Auftrag galt für lange und wurde bezahlt. Das Schwerste war überwunden. Der Wegweiser fing an, früher als üblich sich zu lohnen. Er blieb Trautwein eng verbunden bis in die letzten Lebensstage. Sein Schrittmacher

und Gefährte, eröffnete er ihm die alpine Laufbahn. Herrlich zwang diese ihn zu harter Arbeitsheize und hob ihn so empor zu einem Bannerträger der alpinen Bewegung.

Er ward für seinen Alpenverein. Den Bayern besagte dieser nichts. Die hochturlistische Bedeutung jener Jahre schob sich aus der Schweiz mit ihrem tollkühnen Weilenmann nach Osterreich herüber, wo ein Simon, Ruthner, Sonklar, Payer, Grohmann, Moissjovics, Specht, die Gefolgschaft bildeten. In England rüstete Lutett mit seinen Freunden zur ruhmvollen Hochgebirgstreife. Der Lienzner Egid Pegger schrieb ins Kaiser Wirtsbuch seine Wegbaubitte, die Stübl auf den Plan rief. Pfandler aus Innsbruck mit ein paar Tiroler Gesinnungsgenossen durchstieg den umliegenden Felsenwall. Zu Vent wirkte Senn heimatslos für sein Dhtal. Gleiches Wollen und Streben flammte in ihnen allen. Es lodte Helfer um Helfer herbei, die Bergwelt ihrer Versunkenheit zu entkleiden. Im Kreis der Wiener Betreuen aber keimte innere Spaltung. Nie hätte Trautwein geahnt, daß seines Lebens Gang durch diesen Zwist die Wendung nach aufwärts erskähre.

Krieg im Land! Deutschland wider Osterreich, 1866! Die Grenzen schlossen sich, da Nord gegen Süd, Bruder gegen Bruder die Waffen schliff. Der Verkehr ward gedrosselt. Aus Borarlberg hatten Viehhändler die Rinderpest eingeschleppt, eine Geißel für die Bauern. Da sie in ganz Nordtirol herrschte, sperrte sich Süddeutschland drakonisch vor ihm ab. Einjam lagen wiederum die Berge, ihre letzte Abwehrkrift, ehe der hochalpine Wettreigen einsetzte, in den als erster Bayer Karl Hofmann ungestüm einsprang. Er und Trautwein fanden sich durch einen Einkaufszusatz zu schnell ausblühender Freundschaft. Nun hatte Theodor einen, der mit ihm dachte, plante und half. Gemeinjam gelang alles besser. Sie besprachen ihre Ergebnisse und Beobachtungen, verabredeten im Wechsel für die Augsburger Abendzeitung und andere Blätter Werbeschilderungen über das Gebirge. Aus Turnern und Bergsteigern bildeten sie die Münchner Uralpinistenrunde. Sie hielt ihre Wochenabende in aufgeregter Anteilnahme an allen Forschungsereignissen, nutzte die selbstgestiftete Bibliothek, eiferte sich gegenseitig an und beugte sich dem Urteil ihres Ältesten, Trautwein, der diese Gemeinde junger Tollköpfe unmerklich, aber sicher lenkte.

Einer der liebsten Turengesährten war ihm neben Gutberlet der Münchner Buchhändler Waisenbauer, ein ausgezeichnete Fuhgänger. Mit ihm durchquerte Theodor Tirol von Nord nach Süd, 1867, als er seinen Wegweiser neu bearbeitete, um diesmal Innsbruck, Bozen und Meran einzufügen. Im Oberdhtal besuchten sie Franz Senn. Alle Ueberredung bot dieser auf, die beiden zu Mitschöpfem eines geeigneteren Bergverbands zu gewinnen — vergeblich. Trautwein dünkte das Abschwenken von den Wienern ein Verrat. Aus tiefster Verlassenheit hatte er sich in ihre Mitgliedschaft geflüchtet, Unerkennung und schriftstellerische Erleichterung gefunden, tat am Jahrbuch mit, besah des Prääsidenten Vertrauen und wurde als „Mandatar“ in die Verhältnisse eingeweiht. Rein, Undank und Treubruch beging er nicht. Die drei Männer trennten sich ohne Herzensannäherung.

1868! Geoplast Keil, der Glodnerpionier, litt elendes Siechtum. Andere mußten nun für ihn einspringen. In Tirol lag Senns Erschließungswert zur Hälfte abgerundet da. Jägers „Turist“ wetteiferte literarisch mit dem „Jahrbuch“. Der Osterreichische Alpenverein frankte an innerem Hader. Stübl war in Briefwechsel mit Karl Hofmann, Trautwein mit Lampart. Sie wußten alle voneinander. Jeder kannte die Mitspieler auf der riesenhaften Bühne mit ihren ersten Kulissen aus Hochwäldern, Gletscherbrühen und Felsgetümm. Theodors erweiterter Wegweiser erchien, daneben Amthors Tiroler Führer und Baedekers Reisehandbuch durch die Alpen.

„Im Vorjahre wußte ich noch wenig über die beiden ersteren. Will Baedeker sich durch Amthor und noch mehr Trautwein überflügeln lassen? Im Interesse des Herrn Trautwein und der Turistenwelt wäre es sehr wünschenswert, seinem ausgezeichneten Buch einige Rärtchen beizufügen, namentlich jener Gebiete, die man auf den Gesamtarten meist falsch verzeichnet findet, wie z. B. Zillertaler-, Ortler-, Adamello-, Presanellagruppe, Stubai etc.“

So der Prager an Hofmann im November 1868! Der Brief begründete zwischen Stüdl und Trautwein eine warme Freundschaft, die sich auf Gleichartigkeit in Wesen und Schicksalslauf stützte. Sie wurde der alpinen Bewegung von größter Tragweite, weil sie dem stürmenden Draufgängertum von dazumal — auch gegen Grohmann und die Münchner Berggrunde — die eindämmende Waage hielt. In seelischem Austausch, verursacht durch Reil und Theodor, ergab sich in den gleichen Wochen die auslodernde Kameradschaft Lampart-Hofmann, das jugendliche Gegenpaar, als sich die Geburt des Deutschen Alpenvereins vorbereitete. Seinen geistigen Urheber, Kurat Senn, in den Bund einzubeziehen, bedurfte es eines traurigen Anlasses. Über den Opfertod des treuen Zyp<sup>1)</sup> hinweg reichten sie sich die Hand zur Schöpfungstat. Wie sie sich vollzog, wird oft erzählt, auch, daß im traulichen Hinterstübchen des Lindauerischen Hauses die Vorbesprechungen und die vorläufige Geschäftsverteilung stattfanden. Weiß man aber, in welchem Zwiespalt der Gefühle sie Trautwein stürzten? Wie Stüdl dachte er weniger an Trennung von Wien, als an Ergänzung und Angleichung, um mit verdoppelter Tatkraft dem Ziele nachzukommen: „Nähert den Menschen die Alpen! Allzuviel lag dort noch im argen. Ein Jahrzehnt durchwanderte er sie nun. Verwildert, ungenutzt, meist gemieden statt gepflegt, waren sie aller Naturgewalt preisgegeben. Dauernde Frühlings- und Herbstüberschwemmungen versumpften oder vermurten bis ins Vorgebiet, wohin die Weglosigkeit häufig reichte. Das wäre mit technischen Mitteln doch zu beheben! Was hatte der Wenter Priester in seinem Tal erzwungen! Und wie oft hatte er, Theodor, mit Hofmann erörtert, wo überall man Steigspuren ausbauen, abschüssige Stellen sichern, Bachstege verbessern, Herberge errichten, die Gegend markieren sollte! Eine Menge verfallener Alm- und Holzhütten gehörte wieder in Betrieb. Fremdenzufluß würde die Vieh- und Milchwirtschaft, damit den Wohlstand heben, das herbere Klima die Nerven erholen. Des Gebirges starre Einsamkeit käme zum Verschwinden. Die unsinnigen Gerüchte schlofen ein, die ihm allerlei Schwierigkeiten andichteten. Die Bergbauern plagten sich zu sehr um ihr Dasein und wurden unwirksam, wenn man ihre Not so gar nicht erfaßte. Es war dringende Zeit, sie aus ihrer Abschließung zu lösen. Ruffner mit den Seinen war das noch nicht gelungen. Ob eine Gegenpartie es vermochte? Genau so konnte sie die Feindseligkeiten verschärfen, der Sache zum Schaden. Theodor war ein ausgereifter Mann, hatte mehr Einblick als andere und war lang gewohnt, alles abzuwägen. Stüdl dachte ähnlich, nur impulsiver. Die andern bestürmten, vor allem Hofmann. „Wir müssen den Alpen helfen. Das ist unsere Pflicht!“ Dem Stuttgarter fiel schwer, mit seinem Gewissen ins reine zu gelangen. — Die Isar überflutete und zerstörte die neue Stauanlage. Da stimmte er zu. — Er hatte gewählt und warf von da ab alle ihm verfügbaren Kräfte auf das gemeinsame Werk. — Am 9. Mai 1869 bildete sich der Deutsche Alpenverein, bildete sich die Sektion München.

Nach außen hin bestand der neue Zweckverband. Nach innen mußte er sich noch gestalten. Kann man je dem Unkundigen dartun, wie Trautweins Stellung zu ihm war und wie er beigezeichnet hat, diese Organisation mit deutschem Wesen zu durchdringen, vergeistigt zu erhalten, seinen Kern zu wahren und ihn vor aller seelischen Bedrohung zu sichern? Er war Hüter und Wächter hinter der Rampe, ein ungefangter Vermittler, Vertrauensmann und Eingeweihter, der „namenlose Handlanger“, wie er sich manchmal bezeichnete. Verehrt, gesucht, herbeigeholt, zurückgeschoben und doch gewürdigt, war er Mitkämpfer an Alpinismus, Sektions- und Vereinsgeschichte. Mit welchem Arbeitsheroismus hat er diesem Dreibegriff gedient, mit welcher Tiefe der Überzeugung ihm seine Opfer gebracht! Niemand seiner Zeit, nicht einmal der enge Geistesfreund Stüdl, ahnte ihren vollen Umfang. Solche Größe stiller Tat bleibt immer der

<sup>1)</sup> Zyprian Granbichler, von Gölden, der als Gletscherführer bei Senns Hochschöbergang am 8. November 1868 aus Überanstrengung starb.

Forschung Nachkommender vorbehalten. Schön und erschöpfend in einem war dies Wirken, ein hassendes Nebeneinander unter der Knute eisernen Fleisches. Der Firma untertan, mit, für und durch Verein und Berge bestimmt, zerrte es Trautwein hin und her. Es gaulelte ihm die Hoffnung beruflicher Selbstständigkeit vor und zog die Erfüllung weit hinaus, trieb ihn begeisternden Zielen zu und ließ ihm nie die volle Ernte. Jede gewaltige Idee braucht solche Bahnbrecher, die in Geduld und stummer Ausdauerbereitschaft Überlasten auf sich nehmen. Es muß wohl sein, daß sie dann halb im Schatten stehen, weil die Wärme ganzer Belichtung zu früh ermüden möchte.

Die Aufrufe des Deutschen Alpenvereins waren erlassen, seine Statuten vervielfältigt, die Vorstanderschaft zusammengesetzt. Man sieht in ihr meist nur den äußern Ehrenschein und nicht das Können, die Mühe und Verantwortung, die damit verbunden sind. Trautwein zählte auch als Konservator zum Ausschuß, hatte teil an allen Sitzungen, Vermittlungen, der Korrespondenz usw., kurz der Masse strenger Erstarbeit. Wie die Andern war er mit Lust und Freude bei der Sache, soweit es sein Geschäft erlaubte und dankte es Schöpping, daß er ihm liebenswürdigstes Entgegenkommen bewies. Ein Hauptgewicht des ersten Jahres ruhte auf den Publikationen. „Wurden sie gut, anregend, umrissen sie die alpine Frage neuartig, dann beglaubtigten sie den Wert der Vereinsgründung und kristallisierten die Berechtigung ihrer Pläne vor der Welt. Theodor, der gediegene Fachmann mit seiner literarischen Erfahrung und den reichen buchhändlerischen Beziehungen hatte die Schriftleitung inne — ein wichtiges Amt. Wer es verwaltet, hält ein Stück Herz des Vereins in Händen, hört und regelt mit an seinem Pulsschlag. Trautwein kann nie genug gedankt werden, daß er von Anbeginn der Schriftleitung urdeutsches Eigengepräge aufgedrückt hat. Die junge Begeisterung jener Epoche brachte er in wunderbare Verschmelzung mit der Reife geläuterter Erkenntnisse. So machte er die Zeitschrift zum Kulturverkünder, zum Brennpunkt alpiner Fragen, schuf in ihr einen Wissensquell, der heute ein geschichtliches Forschungsdenkmal bildet und legte darein seinen eigenen Sinn des Gründungsgedankens: Zusammenhalt der deutschen Stämme in Erschließungsforge für die Alpen. Nur ein Jahr war vorerst dem bescheidenen Mann gegönnt, nach außen hin verantwortlich (als Redakteur) zu zeichnen. Die Erinnerung an das bisher entbehrte Glück freier Betätigung überfonnte ihn. Karl Hofmann mit seinem unverwüßlichen Frohmuth half. Unter immer neuen Einfällen entstanden die Vereinshefte, 3—4 alljährlich waren in zwangloser Folge vorgelesen. Diese Form des Erscheinens wünschte Theodor vor allem. Sie ermöglichte die dringend nötige Verständigung der Mitglieder und entsprach dem Leitsatz lebendiger Beweglichkeit, sicherte sonach Vereinszukunft. München mußte den Fehler des Jahrbuchs vermeiden. Lang nach den Reisemonaten versandt, hinkte es in Bescheidenheiten und Beeinflussung nach. Es stempelte zur Vergangenheit, was alpiner Sturm und Drang, also Gegenwart gewesen wäre. Der bayrische Sachwalter (Trautwein), setzte gerade rechtzeitig redaktionell befruchtend ein. Er war unter jenen Berufenen, die dem Zweitabschnitt fortschreitender Fachliteratur die Wege ebneten.

Der Band galt als Ereignis mit dem Namensklang der Mitarbeiter, dem Schatz an Abhandlungen, Reise-, Vereins- und Führerberichten, der Trautweinschen Bibliographie<sup>1)</sup>, den vielen hochalpinen Neumeldungen und den vorzüglichen Kartenbeilagen. In Ehren konnte die Zeitschrift vor dem österreichischen Rivalen bestehen. Sie war und blieb ein Schoßkind des Alpenvereins, umworben von Druckorten und Verlagen. Ihrem Eingangsschriftleiter wurde sie zum Symbol nie begradenen Wünschens. An sie kammerte er sein Bangen und Hoffen, da langer Redaktionsstreit sie umkreiste. An den Mißhelligkeiten von 1865 wurzelnd, umwogte dessen Auslodern als gefährliche

<sup>1)</sup> Da er diese bis 1889 fortsetzte, schuf er mit ihr eine Zusammenstellung von bedeutendem Wert.



Krise treueste Bergkameradschaft, bis der Treffer Trautwein zusiel. Vor der klaren Ruhe seiner Persönlichkeit zerfladerte zuletzt der Hader.

Noch war es nicht soweit, als 1869 die Vereinstätigkeit mit innerm Aufbau und Sektionsbildung anhub. Die Hochspannung dieser Jahre sieberte im Forschungseifer der Jungen, die dem Entdeckerium körperlich und geistig gewachsen waren. Rund ein Jahrzehnt älter als die Sektionsjugend, war Trautwein zeitlich über sie hinaus. Ein Gipfelsürmer war er nicht, konnte er als Verkünder naturbereiten Wanderns nicht sein. Ihm gelangen zahlreiche Besteigungen, Fels- und Gletscherübergänge, Pässe, mühselige und langwierige Touren. Vorstehende Ersterfolge, die hier einzugliedern wären, sind von ihm nicht zu melden<sup>1)</sup>. Gemäßiggt in allem, war er Vertreter der Durchschnittstouristik und sprach für die, denen Außergewöhnliches unerreichbar ist. Durch sachte Beeinflussung hinderte er, daß die Münchner Vereinigung zur Domäne Auserwählter würde, was leicht hätte kommen können. Sein hervorragendes Verdienst ist, wie er der Allgemeinheit die alpine Bewegung zulenkte. Mit Sachlichkeit verwies er auf das Naheliegende, klaubte aus Taufenderlei das Nützliche heraus und bot es als Andeutung, Wink, Rat, zarte Mahnung. Er besürwortete das Vorgelände und erbat seiner Sektion zu Zugspitzblod und einem Arbeitsfeld in den Tauern die Tegernseer und Schlierseer Gegend zur Betreuung. Im Sinne eindringlicher Werbung baute er mit Hofmann das Vortragswesen (des Vereins) auf und übernahm mit ihm und Lampart die Presseangelegenheiten (Berichte, Verständigungen, Anzeigen usw.). Wie man das Wort entfendet, so fasset es in den Lesern. Es muß gut geprägt gewesen sein, weil es so nachhaltig einwirkte. Senn und Stüdl sprang er bei, das Führerwesen zu organisieren, eine Zeit- und Nervenbeanspruchung. Er überbrückte aufkommende Verstimmung, milderte aufbrausende Raschheit, vermittelte geschäftliche Beziehungen. Seine Größe war selbstlose Kleinhilfe. Unterschätze man sie nicht! Werden und Entfaltung hängt oft am Geringen und da die Sektionsvorstandtschaft zugleich den ersten Hauptauschuß bildete, lag die Urgestaltung des Vereinscharakters in diesem wichtigen Jahr zu München 1869/70.

Der Deutsch-Französische Krieg brach aus. Karl Hofmann folgte dem Waffenruf und fiel im Feld. Vorbei die sonnige Gemeinschaftsarbeit, zu Ende dies lachende Vorwärtssürmen, das den ersten Buchgehilfen mitgerissen hatte! Er trauerte tief und schmerzlich. Unter Hochstetters Vorstiß kam das „Präsidium“ nach Wien, ein Entgegenkommen für die dortigen Mitglieder. Die Redaktion fiel an Moissjovics. Man muß wissen, wie die Dinge lagen. Viele Bergsteiger gehörten beiden Alpenvereinen an, die anderen waren, wenn nicht gleichgültig, in zwei Lager geschieden. Zeitschrift und Jahrbuch standen in „Konkurrenz“. Das letzte hatte zeitweilig Moissjovics betreut (er war im „Redaktionskomitee“). Die Münchner Richtung lief anders, freier, in sie konnte er noch nicht eingelebt sein. Trautwein sollte beratend unterstützen. Auf ihm ruhte viel der Arbeit, erschwert durch die Entfernung. Eingreifendes Verfügungsrecht hatte er nicht. Allerlei blieb liegen oder mußte flüchtig erledigt werden, seiner Genauigkeit ein Greuel. Wenn nur die Zeitschrift nach München käme! Sonst triumphierte Ruthner. Theodor dachte an Stüdl's Jugendfreund Karl Haushofer, Münchens Hochschullehrer, der als Sohn des großen Malers sehr kunstverständig erzogen war, und schrieb in seiner Besorgnis nach Prag: „Rede doch Haushofer zu, daß er die Redaktion übernimmt. Moissjovics scheint allzusehr beschäftigt.“ „Und warum nicht Du

<sup>1)</sup> Unter die hervorgehobenen Touren zählt der Abstieg vom Confinale (Ortlergruppe) über den Manziensee zur Malga di Forno, dann das Sertenzoch erstmals von der Westseite mit Senn, Dr. Benedikt und Alois Ennemoser und der umworbene unmittelbare Übergang von Prägraten ins Rimmler Adental, den Trautwein als Erster einer Benedigerbesteigung abschloß. Seitdem ist die Strecke vielbegangen. Hauptächlich ihr zulieb erkland die Warnsdorfer Hütte, wie Richter angibt.

selber?" war die Gegenfrage. So gerne wäre Trautwein der „Redakteur“! Er konnte nicht. Das Amt war unentgeltlich. Schon 1869/70 zahlte er der Firma eine Abfindung als Entschädigung für den starken Zeitentgang. Ein zweites Mal bräute er die Summe nicht auf. „Zeitschrift übernehmen um 300 fl. jährlich. C. U.“<sup>1)</sup>, telegraphierte Grohmann. Der Gebetene schwankte. Die alpine Sache winkte. Sie lodte Rang, Freiheit, begeisternde Tätigkeit vor Augen. Das Geschäft legte Veto ein. Sagte er zu, gewährte er vielleicht die Kündigung. 13 Jahre hier angestellt! Da wechselt man nicht so schnell. Durfte er das überhaupt? In trübten Nachtstunden saß er rechnend und grübelnd. Wenn er schriftstellernd durchhielt? Zeitungsbeziehungen hatte er. Der Führer warf allmählich ab. Hart kämpfte er mit sich. Ja und Nein rang in seiner Seele. — Die Mutter! Eine Greisin, 70 Jahre und noch im Verdienen! Da beugte er sich der Pflicht. „Das Glück fällt heut nicht mehr vom Himmel“ (Trautwein an Stüdl). Haushofer war bereit, zu „redigieren, wenn Trautwein ihm beistünde“. Der willigte ein, dem Ideal und vielfachen Bitten zuliebe. Die Mithilfe freute ihn und lohnte ihm geistig<sup>2)</sup>. Wenige waren so wie er von allen Strömungen und Ereignissen unterrichtet.

Der Gegensatz der zwei alpinen Vereine war ein Urding. Kein Annäherungsversuch fruchtete. In Wien lehnte man ab. Die Einigung mußte trotzdem sein, der Sache wegen. Konnte das Präsidium sie nicht erreichen, so wollte Trautwein mit Stüdl den Frieden vermitteln. Die Zuverlässigen wußte er so gut wie die Zweifler und Widerfacher. Für sie gehörte ein moralischer Druck. Dann mochte es gehen. Bewundernswert, wie alles klappete! Vorerst verschickte er die beiden Aufforderungen:

Der Unterzeichnete erklärt sich mit der, von den Herren J. Stüdl, Prag, und Th. Trautwein, München, unterm 15. April erlassenen Erklärung einverstanden und wünscht diese seine Überzeugung in der Jahresversammlung des D. Alpenvereins zur Geltung gebracht.

April 1873.

Hochgeehrter Herr!

In der Voraussetzung, daß Sie als Mitglied beider Vereine die Fusion des Osterreichischen und Deutschen Alpenvereins lebhaft wünschen, laden wir Sie ein, Ihr Einverständnis mit beiliegender Auserung zu erklären, welche der am 16. folgenden Monats stattfindenden Jahresversammlung des Osterreichischen Alpenvereins unterbreitet werden soll. Untraglichen und Vertretung von Stimmen nicht Anwesender ist bekanntlich unzulässig. Da die Zeit bereits drängt, so ersuchen wir Sie, anliegendes Blankett unterzeichnet mit Wendung der Post direkt an

Herrn J. U. Specht, Wien

zu senden; es wird dafür gesorgt werden, daß unsere Bestrebungen zur Geltung kommen.

Mit Hochachtung!

J. Stüdl.

Th. Trautwein.

Zugleich reiste er für den Anschlußgedanken, überredete, überzeugte. Er zog Mengen auf seine Seite. Zeit, Verhältnisse, verfähnlichere Stimmung, kluge Gegenseitigkeitsversprechungen taten das Ihre. Die Fusion ward Sat, beschlossen zu Bludenz 1873. Die Nachverhandlungen gebaren wohl heftige Innenstürme. Außerlich war die Verschmelzung vollzogen. Widerstand der Einzelnen würde verebben.

Endlich ging, durch Theodor bewogen, die Mutter in Pension. Er konnte ihr das Ausruhen verschöner. Es ging aufwärts mit seinen Einnahmen. Zu ihm zog sie nicht. Das Har Klima war ihr zu rauh. Was sah er ein. Nur tat weh, sie nie für sich zu haben.

Der Alpenverein baute. Er steigerte sich zur Großartigkeit der Leistung, je weiter er sich mit Wegen und Hütten ins Gebirge vorschob. Sektion München eröffnete 1873 an der Zugspitze die neugeriichtete Anorrhütte. Tief unten lag das Partnachthal, aus dem sich Trautweins einsames Heimweh sehnsüchtig emporgerungen hatte. Nun stand

<sup>1)</sup> Centralauschuß.

<sup>2)</sup> Beider Gemeinschaftsarbeit war glücklich. Die Bände jener Jahre bauten auf Haushofers Betreiben die kartographische Seite großzügig aus.

er dem Felsenriesen auf halber Höhe, als 2. Sektionsvorstand mit am Feste feiernd. Nebel überzogen und verweigerten ihm, weiter aufzusteigen. — Als Bauwart trat er nicht hervor. Immer aber wußte er günstige Hüttenplätze, nötige Wegenlagen, Markierungen, Geländeverbesserungen. Auf ihn geht der Weg über Bodenschneid—Stümpflinger Joch<sup>1)</sup> zurück und er betrieb die Payerhütte am Driller (in den Sabaretta-wänden)<sup>2)</sup> als Ehrensache — zwei Beispiele aus der Vielheit. Lange betreute er die Berge zwischen Isar und Inn. Herzenswunsch war ihm, ein Unterkunftsbaus im Kaiser. Es sollte die Hauptaufgabe für 1877 werden. Sektion München hat es nie gebaut. Unlösbare Platzschwierigkeiten verleiteten ihr den Plan<sup>3)</sup>.

Der Wegweiser beanspruchte seinen Verfasser. Systematisch gliederte er Gruppe um Gruppe ein, Südtirol, Steiermark, Kärnten, Krain, Dolomiten, dann Oberitalien mit seinen Städten, eine bislang unbekannte Neuerung. Aberall wußte man von Trautwein als dem Schöpfer des besten alpinen Handbuchs. Waelder und andere Reiseverlage machten große Anstrengungen, Standzuhalten. Irrtümer und Mängel verschwanden aus den Führern. Die Wanderlust stieg. — Der richtige Kartograph fehlte, der Trautweins Werk bildlich miterleben würde. In Immenstadt wohnte Anton Waltenberger, Bezirksgeometer, Allgäuerschließer, Gründer der Immenstädter Sektion. In Lamparts Verlag (dem ersten alpinen) gab er seine Führer heraus, gute Bücher. Sie überschnitten sich vielfach mit denen zu München. „Burgfrieden zu schaffen“ (Eugen Waltenbergers Ausspruch) vermittelte Lampart eine Zusammenkunft zwischen den beiden. Sie wurde der Keim zu jener tiefinnern Freundschaft, wie das Glück sie besonderem Fortschritt gern beschert. Sie paßten wunderbar zusammen in Auffassung und Lebensweise. Ohne Meinungsverschiedenheit umgrenzten sie ihre Schaffensgebiete und trafen sich oft, als Anton nach München befördert wurde. Sie arbeiteten ineinander, beeinflussten sich auch stilistisch. Nie hätten sie denken können, daß dies Zusammenklingen je erkalten möchte<sup>4)</sup>.

Der Verein ließ die „Mitteilungen“ erscheinen, Arbeitszuwachs. Haushofer wurde redaktionsmüde. Was nun, wenn er zurücktrat? Wien trachtete nach den Veröffentlichungen. Sonderströmungen gingen hin und her. Petersen und der C. U. zu Frankfurt wachten. Die Einigkeit durfte nicht gefährdet sein. Stüdl bangte um den Frieden. Und Trautwein, der gegebene Nachfolger, verlangte: Der Schriftleiter muß beamtet, d. h. bezahlt werden, unabhängig von der Generalversammlung, aber nicht durch sie, sondern durch den „Centralausschuß“ anstellbar. Seine eigenen Bedingungen seien: Vertrag auf 10 Jahre, ungeteilte Schriftleitung (Zeitschrift und Mitteilungen), volle Freiheit in literarischen Entschlüssen, Nebenkosten für Büro, Gehalt 2000 M. — großzügige Vorschau eines Fachmannes! Dazu müßten Statuten abgeändert werden. Das unterstand der Generalversammlung. Die Sache regte auf. Grohmann war in Geldnöten. Auch er hatte den Alpen viel geopfert. Er kam als Bewerber in Betracht. Stüdl vermittelte, erkundigte sich, beschwichtigte. Die Hoffnung zuckte in dem Buchhändler auf. Doch noch frei werden durch und für den Alpinismus? „Was tut Wien? Was sagt Grohmann? Was wird die Generalversammlung beschließen?“ Er bestürmte Prag um Nachricht, gab Vorschläge redaktioneller, geschäftlicher Natur, wahre Schätze uns Heutigen. Frankfurt schwieg. Die Hauptversammlung 1875 ließ alles ungeklärt. Haushofer blieb, um in seiner vornehmen Weise jede Janfursache zu beheben. Enttäu-

<sup>1)</sup> Sechzig Jahre Turner-Alpenkränzchen, Festschrift 1932, München.

<sup>2)</sup> E. F. Hofmann, Bergvater Stüdl's Leben. Prager Festschrift, Prag 1930.

<sup>3)</sup> Um 1897 griff das Turner-Alpenkränzchen, das Trautwein zu seinen Ehrenmitgliedern zählte, auf Babenstubers Drängen den Plan auf und verwirklichte ihn mit der Gruttenhütte an der Half.

<sup>4)</sup> E. F. Hofmann, Anton Waltenberger, ein Heimatkartograph der Alpen. Alpine Monatshefte, München 5 (1932), Heft 4.

schung! Der arme Trautwein! Nichts ward diesem Mann verliehen ohne die Hemmung bitterer Wartestrift, die er in schweigendem Verzicht durchmaß.

1876 brach an. Keil entschloß nach seinem Siechtum. Die Redaktionsverhandlungen wogten auf und ab. Haushofer erklärte sich leidend. Was jetzt? Frankfurt schwieg. Grohmann, wohl gekränkt, ließ nichts von sich hören. „Du mußt mir helfen“, bat Trautwein seinen Stüdl. Es ging wie bei der Fusion. „Eines muß den Anfang machen.“ Der Kampf war schwer und tat wehe. Denn er prallte an engstes Freundschaftsempfinden. Auch Grohmann hoffte und wartete. „Als Redakteur ist Ihler vorgezogen mit 1200 fl. Gehalt.“ Es klingt wie Hohn, daß dieser Name, der Theodor zur Taufe mitgeleitet hatte, nun gegen ihn von alpiner Seite gestellt wurde. „Das ist Verrat! Ich trete aus!“ Da ließ man Ihler fallen. — Frankfurt schlug vor: Haushofer behält nach außen hin das Amt. Trautwein hat die tatsächliche Redaktion. Empört lehnte dieser ab. „Habe ich nicht lange genug für den Ruhm anderer geschafft? Namenloses Handlangertum!“ München und Prag sammelten Stimmen zu der Frage. Für 9. September war die Generalversammlung angesetzt. Mitte Juli war von Grohmann noch keine Seile an den Münchner gelangt. War ihm das leid! Im August bestieg er die Zugspitze; endlich zum erstenmal in seinem Leben, zwang sein Fuß den höchsten deutschen Gipfel — Theodors Lebenshöhe! Auf der Versammlung zu Bozen kam der Entscheid: „Trautwein übernimmt die Schriftleitung, ungeteilt, bei 2400 M. Gehalt, Verpflichtung auf 3 Jahre.“ Halb gestiegl Durch die Generalversammlung wohl „entschädigt“, doch nicht frei. Er mußte im Geschäft verbleiben, da ihm die Abhängigkeit von den Beschlüssen wechselnder Generalversammlungen nicht zusagte. Mit Schöpping vereinbarte er, Aushilfen zu stellen. Für die Wordurchsicht zahlte er einen Korrektor. Mit Grohmann redete er sich im Pustertal aus, Stüdl dankte er innig und dann atmete er glücklich auf. Er war wieder Führer der Veröffentlichungen (wie 1869/70), auch vor den anderen. Was er aus ihnen gemacht hat, lese man in den Bänden. Mit freiem Stolz bekannte er: „Die Zeitschrift ist sicher seit 1877 mein eigenes Werk.“ Hier ist nicht Raum. Sonst wäre es gut, seine Ansichten über die „Mitteilungen“, des Vereines Schmerzenskind, in Kürze darzulegen. Sie sind aufschlußreich. War er ja tätig an der Umformung und Leitungstrennung der „Vereinspublikationen“. — Wie er aussah? Man hätte ihn für einen Journalisten halten können, halb Stubengelehrter, halb Wandervogel in seinen Gedanken, immer umgeben von Büchern, Karten, Zeichnungen, Manuskripten, Korrekturen, Geschäftsbriefen, ständig in Beziehung zu Alpinisten, Künstlern, Wissenschaftlern, Schriftstellern und Berühmtheiten aller Stände. Immer auch war er in Heze, abgeradert, besorgt um Verein, Sektion, Führer, Hütten, Weg und Sieg, leicht vernachlässigt in der Kleidung, etwas Sarkasmus auf den Lippen. Trautweins Wissen war so ausgedehnt, daß man ihn von weither um Rat ersuchte. Das Lindauerische Umwesen wurde durch ihn zur alpinen Geisteszentrale. Daß auch die Firma ein wenig nuznieße, hat es wohl seinen Schützling 1876 nicht gleich entlassen.

Sein alpinest Werk stand. Jetzt durfte er ziehen. Das Haus band ihn nicht mehr. Zum 1. Februar 1881 nahm ihn Generaldirektor Halm<sup>1)</sup> als Assistent, Kassier und Rechnungsführer in die Staatsbibliothek zu München. Freil. Beamtet im Staat. 2000 M. Ration legte er glatt auf den Tisch, in Ehren erworben, ganz aus sich selbst. Wie glücklich er war! — Um diese Tage wurde zu Altegloßstein Buchhändlersfrau Magdalena Irnbacher Witwe. Mit des Mannes Sohn aus erster Ehe, Josef (Irnbacher, geb. 1870), zog sie zu ihren Eltern, den Münchner Wasseraufsichtersleuten Franz Xaver und Josefa Schneider. Die Karten weissagten eine Zweitheirat, Ruhm und Rind. Die Kleinbürgerlichkeit der Familie wartete auf dies Märchen. In der Januarhälfte

<sup>1)</sup> Er hatte bei Bibliothekseinkäufen Trautweins reiche Kenntnisse und buchhändlerische Eigenschaften schätzen gelernt.

1884 ent schlummerte Frau Trautwein. Mitte Februar wählte Sektion München den Sohn zum zweiten Vorstand. Noch einmal übernahm er die altgewohnten Geschäfte und wob in seiner stillen Weise mit am Vereinsgeschehen, das in bewegtem Drängen mit Opposition und Neuplänen anstürmen wollte.

„Ihre Vermählung beehren sich anzuzeigen Theodor Trautwein, k. Sekretär a. d. k. Hof- und Staatsbibliothek, Magdalena Trautwein, geb. Schneider. München, den 11. März 1884“.

Trauzengen waren Buchhändler Friedrich Karl Müller und Obergeometer Waltenberger, nur dem Freund zuliebe gekommen. Wochen der Warnung waren vorausgegangen. „Sie ist nicht Deiner Bildung! Sie taugt nicht für Dich!“ Der Verlobte schwieg. „Zu alt, 43 Jahre!“ Der Bräutigam lächelte. „Wir werden Kinder haben. Die Karten sagen's.“ Er war „eingespinnen in den okkulten Spuf“ (Waltenberger).

„Mit meiner Verheiratung habe ich allen Grund zufrieden zu sein. Ich besitze ein Weib, das mir alle guten Eigenschaften einer Frau mit in die Ehe gebracht hat, Tugend, Häuslichkeit, ökonomischen Sinn, guten Humor und ein einfaches Wesen. Es geht alles ruhig seinen Weg und ich danke Gott für dieses unverdiente Glück, das er mir geschenkt hat.“ Das erzählte der Verheiratete nach Prag 1884.

Und wieder Arbeit! Lampart ward Trautweins Verleger. Der Ostalpenführer, das Standardwerk alpiner Reiseliteratur<sup>1)</sup>, tat seinen Siegeszug um die Welt und trug ein, ebenso der „Führer durch München“, den sein Verfasser aus den „Morinischen Spaziergängen“ zum unentbehrlichen Taschenbuch für Fremde gemacht hatte<sup>2)</sup>. Das Darben war vorüber. Gelegenheitschriftstellerei betrieb er kaum noch trotz des reizenden, wihigen Stils. Man lernt ihn kennen, wenn man alte Tages- und Bergsteigerzeitungen durchblättert. Der andere Mensch tritt da entgegen, aussprühend in Spott, warm im Gemüt, ergriffen von Fels- und Gletscherpracht. Abhandlungen, wie Kaiser, Kofangruppe und Bayrischer Voralpenzug haben von dieser Eigenart an sich. — Trautwein litt an Magenverengung; Schreibtschrankheit. Die Operation gelang, 1888. Vom Bett redigierte er die Zeitschrift (die „Mitteilungen“ leitete Emmer). Ab 1888 bekleidete er keine Ämter mehr. Die Frau wollte ihn daheim. Zurückgetreten! Es fällt jedem schwer, wenn er's auch nicht zugibt. Seit 1869 war er an Verein und Sektion mitbestimmend tätig gewesen, lange, inhaltsreiche Zeit. Um was alles hatte er sich doch kümmern müssen, um Hütten, Wege, Führer, Register, Verzeichnisse, Gesellschaftsabende, Vorträge, Ausflüge, Suche von Vereinsräumen, Bildung von Sektions- und Hauptausschüssen, von Versammlungen. Er errichtete einen „Lesetisch“, einen alpinen Fragekasten, war in der topographischen Kartenkommision, erreichte den Anschluß an den Karpathenverein (1882), plagte sich um ein Archiv mit Bildersammlung-Ausschnitt seines bunten VIELERLEI. Und die Sitzungen alle, von denen er selten eine veräußerte Feindseligkeit vermied er. Mit freundlicher Erinnerung durften Namen um Namen ihn umstehen, die Großen und die Schar der Kleinen. Wollte er sie aufreihend nennen, er fände sie nicht zusammen, so viele waren ihrer<sup>3)</sup>. Die Opposition schreckte ihn nicht mehr, sie mußte sein, damit nicht erstarre, woran er mitgeschaffen hatte. Schön war zu beobachten, wie alpines Denken auch die Jungen durchdrang. Worum er sich vordem so heiß bemühte, sah er nun erreicht. Sein Bergland hatte die ärgste Not von sich gestreift. Belebt durch Wege und Hütten, ward es mehr und mehr in den Verkehr genommen und wuchs den Menschen ans Herz. In der Bibliothek ging's vorwärts. Er stand für 1892 vor dem ersten Sekretär

<sup>1)</sup> Es blieb ein lebendiges Buch, da es sachlich wie technisch fortschritt, sich in Maßen und Namensgebung dauernd anpaßte und beste Karten für Haupt- und Nebengefälle bot.

<sup>2)</sup> Aus Lamparts Nachlaß erkaufte Ebling (Wien-Innsbruck) die Waltenbergerschen und Trautweinschen Führer und verlegte sie bis zu seinem Tod im Weltkriegsende. 1920 erwarb Bergverlag Rother (München) deren Rechte und Bestände. Der schlechten Wirtschaftslage wegen stoden derzeit die Neuauflagen. Doch ist der Führer durch München in Bearbeitung und für den heurigen Büchermarkt vorgezogen.

<sup>3)</sup> Einzelne aus der Fülle zu nennen, wäre nicht gerecht. Wer ihm näherstand, wußte, daß er echte, gute Kameradschaft hielt.

(Rang des heutigen Bibliothekars). 1890 vermachte er seiner Frau testamentarisch sein ganzes Hab und Gut. Aus unnennbarem Fleiß errungen, lag für sie ein Sparvermögen auf der Bank. Der Bruder blieb verschollen. 1891 ward er für tot erklärt.

Theodor war müde, alzhörig. Noch trug er 1893 ein letztesmal vor. Altes und Neues aus Tirol — mit gewohntem Wit, merkbar aber gealtert. Die Freundesrunde lüchelte sich. Barth in Wien starb, Lampart fand ein jähes Ende, zwei, deren Ringen das seine gewesen. Haushofer fühlte sich leidend und gab den Vorsitz an Oberhammer<sup>1)</sup> ab. Noch blieben Stüdl und Waltensberger, der eine fern zu Prag, der andere verschweicht. Es war kein Bruch, nur schmerzende Entfremdung, ein Überdunkeln schönsten Zusammenhalts durch Frau Magdalenas Entgegenstehen. Kinder hatte sie dem Gatten nicht gegeben. Der Traum war leis vorbeigeglitten als unnützlich genährte Hoffnung. Der eingebrachte Stieffohn mit seiner handwerklichen Veranlagung, begehrte nicht nach Studium. Dafür entwickelte sich der junge Karl Schöpping zum Vergliebhäber. Freundliche Beziehung verband die zwei Männer bis zum Schluß.

Das Silberfest des Vereins und seines Münchner Zweiges wurde vorbereitet. Der Gründer erlebte es nicht mehr. Erhitzt betrat er an Johanni die Kaiserklamm, tat einen kalten Trunk, kehrte fiebernd heim und verschied an Lungenentzündung am 29. Juni 1894. Die Wanderfahrt war aus. Mitten aus Führerkorrekturen und Bibliotheksamt genommen, ein wenig abgezehrt und atemlos gemacht von all den Mühen seiner Erden-tage, lag er ausgebahrt. Neben der Schwester hinterließ er als einzige Unverwandte die Witwe, seine brave, gute Hausgenossin. Das war sie ihm. Ihres Mannes Wert hat sie wohl nie verstanden und nie, mit welchem Blickempfinden der Zugehörigkeit er an seinen Mitschaffenden hing. Groß war der Kreis, der um ihn trauerte. Kurz vor Allerseelen hielt die Sektion München einen „Ehrenabend“ für den Heimgegangenen. Im Januar hernach begrub man Karl Haushofer. Beider Männer Sterben liegt eng beieinander, genau so wie ihr Wirken. — 1911 ward Frau Magdalena neben den Mann gebettet. Umschattet von der Baumschönheit des kleinen Münchner Nordfriedhofes, scheint die Stätte so recht für einen, der Einsamkeit auch noch im Tode liebt. Auf dem Spitzingjattel grüßt hart am Weg die Trautweintafel<sup>2)</sup>. Seit mehr als einem Menschenalter beglückt ihre felsummauerte Schrift alpine Dankbarkeit. Sie gab dem Namen jene Freiheit, die sein Träger in enger Daseinshaft entbehrte. Jetzt ist um ihn die weite Bergwelt, die ihn getröstet, wenn er zu tief hineingriff in die Arbeitslast des Lebens.

Meine Quellen waren: Akten im Bayerischen Kultusministerium zu München, Briefe und Literatur aus Alpenvereinsbibliothek wie Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek, Einträge und Berichte der Alpenvereinssektion München, Angaben der Münchner Polizei, des Münchner Vestaltungs- und Ständesamtes, des Stuttgarter Registrarsamtes. Persönliches wurde mir erzählt durch Frau Architekt Lindauer und die Herren Oberinspektor Holz, Oberbibliotheksrat Dr. Hartig, Josef Mall, Erzellenz v. Pfaff, Kommerzienrat Schöpping (Lindauer-sche Buchhandlung), Professor Trautmann, Obervermessungsrat Waltensberger. Nach überallhin herzlichsten Dank, besonders auch Herrn Bibliotheksdirektor Dr. Dreyer und Herrn Dr. Leuchs für ihre immer gleiche Gefälligkeit, und Herrn Generalstaatsanwalt Sotter für seine lebenswürdige Vermittlung! Das so gewonnene Material gab mit den von mir gesammelten Erinnerungen, Briefen und Aufzeichnungen aus der eigenen Familie und frühern Mitteilungen des nun toten Altmeisters Stüdl dies kurzgefaßte Lebensbild. Es steht im engsten Zusammenhang mit meinen Veröffentlichungen Franz Senn, Karl Hofmann, Bergvater Stüdl in den Zeitschriften 1928 und 1930 und der Prager Festschrift 1930. Denn wie den andern Gründern, will die alpine Geschichte auch Trautwein treues Gedächtnis wahren. Wir Heutigen sollen um Geschick und Wirken dieses Mannes wissen, wenn das kommende Jahr seinen hundertsten Geburtstag bringt.

<sup>1)</sup> Geologe, neben dem Trautwein seine letzte Vorstandschafft in der Sektion (1884—1886) inne hatte.

<sup>2)</sup> Besitztum von den Sektionen München und Turner-Alpenkränzchen.

# Die Legzirbe in den Alpen

Von Studienrat Professor Dr. Ludwig Lämmermayr, Graz

(Mit einer Kartenskizze und 4 Aufnahmen)

## I. Die Auffindung von Legzirben in den Alpen

Wenige nur von den Hunderttausenden, die alljährlich die Alpenwelt durchstreifen, werden wissen, daß es auch von der Zirbe (*Pinus cembra* L.), diesem königlichen Baume der Hochregion, in den Alpen eine — allerdings recht selten auftretende und darum fast unbekannt geliebene — Form mit darniederliegendem Wuchse gibt, deren Stamm und Äste, erst der Unterlage angeschmiegt, dann im Bogen aufstrebend, die bekannte Wuchsform der Legföhre (*Pinus montana* Mill.), den *Krummholztypus*, in so vollendeter Weise widerspiegeln, daß selbst ein gewiegter Botaniker im ersten Augenblicke irre wird und einen Legföhrenbusch vor sich zu haben glaubt, bis ihn die zu fünfzehn gebüschelten Nadeln eines Besseren belehren. Zweifellos waren solche „Legzirben“ den Einheimischen schon von langer Zeit her bekannt, aber bis in die neueste Zeit nahm die wissenschaftliche Forschung keinen Anlaß, sich damit näher zu beschäftigen, obwohl die Botaniker schon längst wußten, daß es im nordöstlichen Asien außer der Baumsform der (sibirischen) Zirbe auch eine Strauchform derselben gibt, die „Krummholzgirbe“, auch „sibirische Legarve“ oder „Kedronik“ genannt, welche dort ausgedehnte, ganz an unser Krummholz erinnernde Bestände bildet. Noch im Jahre 1893 sagt der um die Botanik verdiente Franziskaner Professor J. Gremblich in seiner Abhandlung: *Der Legföhrenwald*<sup>1)</sup> mit Bezug auf die sibirische Legzirbe: „In unseren Gegenden läßt sich eine solche Art des Wachstums nirgends beobachten; buschförmiger Wuchs und kriechende Wachstumsrichtung ist bei unserer Zirbe völlig ausgeschlossen.“ Erst der Schweizer Forscher M. Rickli kam, allerdings nur zögernd und allmählich zu einer anderen Ansicht. Noch 1905, als er auf eine Umfrage nach dem eventuellen Vorkommen von Legzirben in der Schweiz von verschiedenen Seiten bejahende Antworten erhalten hatte, glaubte er erst genauere Beschreibungen und Abbildungen derselben abwarten zu müssen, schloß aber immerhin die Existenz solcher Legzirben, die er wegen ihres vereinzelt auftretens als „Verbiß-Urven“ auffaßt, nicht aus<sup>2)</sup>. Als aber bald auch Skizzen und photographische Aufnahmen eingingen und Rickli selbst (1906) im Wallis Gelegenheit hatte, knieholzartige Urven zu beobachten, mußten allerdings seine Zweifel dahinschwinden<sup>3)</sup>. Rickli gebraucht zur Charakterisierung dieser Wuchsform anfangs bald die Bezeichnung „Legföhrenartig entwickelte Urve“, „Legarve“, „Pseudolegarve“, später nur mehr letzteren Ausdruck, um damit zu betonen, daß die sibirische Legarve und die alpine Legarve wohl auseinandergehalten werden müßten. Gleichwohl halte ich an der Bezeichnung „Legzirbe“ auch für die alpine Form fest, da ich damit in erster Linie die mit der Legföhre sowohl wie mit der sibirischen Legzirbe gleichsinnig verlaufende Wuchsform, also eine typische *Ron-*

<sup>1)</sup> Programm des Obergymnasiums in Hall in Tirol, 1893, S. 25/26.

<sup>2)</sup> Rickner-Löw-Schroeter, Lebensgeschichte der Nadelpflanzen Mitteleuropas, 1908. Bd. I, 1, S. 260.

<sup>3)</sup> Rickli, Die Urve in der Schweiz, Neue Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, Zürich 1909, Bd. 40, S. 390.

vergenz-Erscheinung kennzeichnen will, wobei die Frage nach der gleichen oder verschiedenen Entstehungsursache, wie nach dem systematischen Werte der sibirischen und alpinen Leggirbe vorläufig offen bleiben soll. Rikli erwähnt in dem oben genannten Werke Leggirben von 20 verschiedenen Standorten in der Schweiz, welche sich auf die Kantone Graubünden (8), Tessin (2), Schwyz (1), Wallis (4), Waadt (1), Bern (1), Uri (1), Glarus (1), St. Gallen (1) verteilen. Einige von Riklis Bildern ermöglichen eine anschauliche Vorstellung von diesen Leggirben, besonders das von der Gardonaalp im hintersten Val Calfeis (St. Gallen), das mit gütiger Erlaubnis Dr. Riklis nach einer von Professor Dr. R. Petrasch-Graz hergestellten Kopie diesem Aufsatz beigegeben ist<sup>1)</sup> (Abb. 1).

Schon 1920 konnte ich auf dem Zirbizkogel in Steiermark, auf seiner Südostabdachung gegen Obdach typische Leggirben — als erste in den österreichischen Ostalpen aufgefunden — feststellen, welche, was die Vollkommenheit ihres Krummholz-Typus betrifft, die von Rikli beschriebenen Exemplare weitaus in den Schatten stellen. Ich habe diesen Fund in der Österr. Botan. Zeitschrift 1925, S. 19—21, veröffentlicht und genau beschrieben. Im Jahre 1930 beobachtete Dr. J. Gäyer (Szombathely) im Schobergebirge bei Lienz in Osttirol eine typische Leggirbe<sup>2)</sup>. Im Sommer 1931 nun, konnte ich mit Unterstützung durch den Hauptausfluß des D. u. S. Alpenvereins, einer Angabe, die mir vor Jahren Schüler machten, nachgehend auch auf dem Eisenhute und auf dem Kilnprein bei Turrach, in weiterer Ausdehnung meiner Nachforschungen auch im obersten Rotgüldentale im salzburgischen Lungau, endlich am Polinik bei Oberveßlach in Kärnten Leggirben auffinden. Raum von meiner Reise zurückgekehrt, empfang ich von Dr. Gäyer die Mitteilung, daß auch er im Sommer 1931 abermals Leggirben, und zwar in der Umgebung von Krafaudorf bei Murau in Steiermark, aufgefunden habe. Und kurz vor Niederschrift dieser Zeilen endlich (1932) berichtete mir Prof. Dr. J. Furlani (Wien), daß er am Westhange des Hochwehfelds (Steiermark) auf Leggirben gestoßen sei. So hat sich also in überraschend kurzer Zeit die Zahl der bekanntgewordenen Leggirben-Standorte in den österreichischen Alpen ungeahnt vermehrt, sie erstreckt sich bereits auf Steiermark, Salzburg, Kärnten, Tirol. Da die Zirbe aber auch in Oberösterreich, Vorarlberg und Niederösterreich (hier allerdings nur ein Standort!) vorkommt, ist es sehr wahrscheinlich, daß bei weiteren Nachforschungen auch wenigstens in den beiden erstgenannten Ländern Leggirben aufgefunden werden dürften, die bisher übersehen bzw. für Legföhren gehalten wurden.

## II. Standortverhältnisse, Wuchsform und Entstehung der Leggirbe

Leggirben können, wenn wir zunächst Riklis Angaben folgen, innerhalb der ganzen Breite des Bestandesgürtels der Zirbe vorkommen, sind also nicht an eine ganz bestimmte Höhenlage innerhalb desselben gebunden. Als höchster Standort wird von

<sup>1)</sup> Val. im übrigen Hegi, Illustrierte Flora von Mitteleuropa, S. 106: „Die Leggarbe, ähnlich der Legföhre, ist in den Alpen selten, dagegen häufig im Norden“ (Hegi hält also die sibirische und die alpine Leggarbe nicht auseinander!), sowie aus dem Aufsatz von Prof. Dr. F. Wierhapper, Zirbe und Bergkiefer in unseren Alpen, Zeitschrift des D. u. S. A.-V. 1915 und 1916, S. 5. „In den Alpen finden sich nur selten und fast stets vereinzelt Individuen knieholzartiger Zirben. Diese sind wahrscheinlich ausnahmslos unter dem Einflusse besonders ungünstiger Verhältnisse, wie Lawinen, Steinschlag, Viehverbiß usw. entstandene ‚puttierte‘ Exemplare der gewöhnlichen, baumförmigen Zirbe“ (Wierhapper nimmt für die Leggarbe im allgemeinen dieselben Entstehungsurachen an wie Rikli; doch unterscheidet letzterer immerhin „Verbiß-Arve“ und „Pseudoleggarbe“). Meine Vermutung, daß solche Leggirben wohl auch in den Ostalpen anzutreffen sein dürften, bestätigte sich bald.

<sup>2)</sup> Mitt. d. Deutschen Dendrolog. Ges. Nr. 42, 1930, S. 358.



Rikli 2380 m, als tieffter 1580 m angegeben. Doch treten sie unverkennbar häufiger in der Nähe der oberen Verbreitungsgrenze des Baums, als an seiner unteren auf! Die Exposition (Himmelslage) des jeweiligen Standortes gibt Rikli nur in drei Fällen, mit W, O und S, bzw. SW-Lage an. Die Bodenform wird von ihm in sieben Fällen mit der Bezeichnung: „Felsköpfe“, „sehr exponierte Felsen“, „felsiger Hang“ charakterisiert. Viermal wird der jeweilige Standort als „lawinengefährdet“ bzw. „in einem Lawinengange gelegen“ bezeichnet. Als Substrat wird dreimal Protogingneis und je einmal Quarzit, Rauchwadolomit, Kreidekalk, Schrattenkalk angeführt. Mit Ausnahme von zwei Fällen, wo Rikli von kleinen „Gruppen“ oder „Kolonien“ spricht, handelt es sich stets um vereinzelt auftretende Legzirben. Die Wuchsform wird nur in zwei Fällen näher charakterisiert und zwar S. 201 (Legzirbe im Wallis): „Der Hauptstamm ist bis auf einen halben bis höchstens 2 Fuß hohen Strauch abgebrochen und oft ganz mit Moos und Flechten überwuchert; aus seiner Basis entspringen 4—6 annähernd gleich starke, niederliegend-auffsteigende Äste, welche über den Felsen hängen, so daß ein ganz legföhrenartiges Bild zustandekommt“; ferner S. 325 (Legzirbe der Sardonaalp, vgl. Bild): „Ein flachgeneigter Weidehang, von einer 20 m hohen Felspartie abgeschlossen. Um äußersten Rande dieser Felsen wurzelt die mit ihren Ästen 2,5—3 m vollständig waagrecht über den Fels hinausragende Legarve; alle Äste sind nach NW, N und O gerichtet. Der Stamm ist kaum 2 dm hoch, 1 dm hoch, an seinem oberen Ende, entspringen schlangenartig gewunden die horizontalen oder über den Felsen hinunterhängenden Äste, deren Enden wiederum etwas bogig nach oben gerichtet sind. Drei Äste biegen sich am äußersten Außerlande plötzlich aus der Horizontal- in die Vertikallage um; sie tragen kleine, unvollkommen ausgebildete Zapfen. Auch im Astwerk dieser Legarve ist der Einfluß des Windes nicht zu verkennen.“ Rikli faßt (S. 390) die von ihm an Legarven gesammelten Beobachtungen in folgenden Sätzen zusammen: „Die Pseudolegarve tritt immer nur vereinzelt, nie in Beständen auf und zwar besonders in Lawinengängen und Steinschlägen oder in ganz offenen Hochlagen. Der Hauptstamm ist kurz über dem Boden abgebrochen, eine Reihe von Seitenzweigen entwickelt sich dann annähernd gleich stark, alle Äste sind mehr oder weniger niederliegend-auffsteigend. Die Pseudolegarve ist fast immer steril. Sie ist eine korrelative „Katastrophenform“, ein Reaktionstypus, dessen Abweichung vom Normaltypus (aufrechte Zirbe) durch mechanische Kräfte, wie Lawinen und Steinschlag, die zum Wipfelbruch führen, bewirkt wird, worauf eine legföhrenartige Weiterentwicklung einsetzt.“ Noch näher präzisiert Rikli die Entstehung der Pseudolegarve S. 100/101, wenn er sagt: „Da, wo die Waldgrenze durch Lawinen oder Steinschlag oder infolge Waldverwüstung, durch Weidegang usw. stark herabgedrückt ist, kann vorgehobener, oft aus Pseudolegarven gebildeter Nachwuchs noch 150 m oberhalb der letzten, jetzigen Hochstämme der Zirbe angetroffen werden. In diesen oft überaus steilen, von Schneerutschungen heimgesuchten Rufen und Abhängen wird die junge Urve, wenn sie nicht vorher eingeht, gezwungen, einen legföhrenartigen Habitus anzunehmen.“

Gäyers in Osttirol aufgefundenene Legzirbe wuchs in etwa 1600 m Höhe (briefl. Mitteilung) auf einem abgestürzten Steinblöcke und bildete einen dichten, halbrunden Strauch von etwa 1,5 m Breite und 1 m Höhe, der vom Grunde an in eine Reihe verschiedenartig gewundener, knorriger Äste aufgelöst war und das typische Bild einer freistehenden, allseits entwickelten Legföhre bot. Gäyer bemerkt dazu, daß in diesem Falle, ebenso wie bei den von mir am Zirbitzkogel aufgefundenen Legzirben die Ursache dieser Wuchsform nicht bekannt sei, diese Wuchsform das Individuum aber dauernd beeinflusse.

Am Eisenhut bei Surrach fehlen Legzirben dem Westhange völlig, finden sich aber auf der steilen, zum Diesingsee herabziehenden Ostabdachung vereinzelt an

mehreren Stellen zwischen 2000 und 1900 *m* Seehöhe. Sie wachsen ausnahmslos auf kleinen Felsstöpfen, oder am äußersten Rande kleiner Rasenbänder, unter denen die Felswand jäh abbricht, meist in Gesellschaft der Grünerle (*Alnus viridis*). Ihre photographischen Aufnahmen bereiteten unter diesen Umständen große Schwierigkeiten. In einem Falle — Standort ein berastes, nach oben durch einen kleinen Felsenvorsprung geschütztes Band — war an der Leggirbe der Rest eines in 50 *cm* Höhe über dem Boden abgebrochenen Hauptstammes deutlich erkennbar, dessen Verzweigungen teils sofort die Vertikallage annahmen, teils aber erst horizontal wuchsen und dann bogig in die Vertikallage sich aufrichteten, so daß ein zum größten Teile hangwärts sich ausbreitendes, niedriges Gebüsch entstand. Hier handelte es sich zweifellos um eine durch Stein Schlag oder Laminen entstandene, „putierte“ Leggirbe. In einem zweiten Falle aber — Standort ein Felsblock unterhalb einer Wand — war der Hauptstamm vom Anfange an darniederliegend, nicht abgebrochen, zunächst in einer Länge von 23 *cm* dem Felsen dicht angeschmiegt, dann 15 *cm* weit frei horizontal über den Rand des Blockes in die Luft ragend und mit seinem Ende sich bogig aufrichtend. Das ganze Verzweigungssystem war nur talwärts gerichtet (Abb. 2). In einem dritten Falle, wo eine Leggirbe — neben einer aufrechten Zirbe — am Rande einer kleinen Felswand wuchs, bog sich gleich oberhalb seiner Ursprungsstelle der Hauptstamm nach unten, so daß er in einer Länge von gut 1 *m* parallel mit der Felswand herabhing und erst mit seinem Ende sich wieder im Bogen aufwärts wendete. Alle diese Standorte sind im Frühjahr sicherlich stark lawinengefährdet; doch findet man hier auch noch in 2150 *m* Seehöhe vereinzelte hochstämmige, im Schutze hoher Felswände stehende Zirben. Auch am Kilnprein suchte ich im Aufstiege — über das Rosetin-Alpenhaus und die Kuppe des Geigers — nach Leggirben vergeblich. Wohl aber fand ich vereinzelte derselben, als ich von der Vorkuppe des Gipfels (Punkt 2358 *m* der Spezialkarte) in südlicher Richtung — gegen den oberen Steinbachgraben — in ein mit Blockgemirr erfülltes Kar abstieg, dessen Grund von einem Legföhrengebüsch erfüllt wird, dem vereinzelte hochstämmige Zirben entragen. Neben den letzten, baumförmigen, in 2130—2140 *m* Höhe stehenden, hochstämmigen Zirben wuchsen, auf Felsblöcken, auch zwei Leggirben mit kurzem, erst dem Felsen angeschmieggem Hauptstamm der dann ein Stüd frei über den Blockrand hinaus horizontal in die Luft ragte und sich am Ende wieder bogig aufrichtete. In den Kessel gehen sicherlich im Frühjahr zahlreiche Lawinen ab und seine winterliche Schneedecke ist von großer Mächtigkeit und langer Dauer. Im obersten Rotgüldental, im Aufstiege vom unteren zum oberen Rotgüldenensee sah ich vereinzelte Leggirben auf kleinen Felswänden — in Ostexposition — in einer Seehöhe zwischen 1850 und 1900 *m*. Ihr Habitus glich völlig jenem der eben beschriebenen vom Kilnprein. Auch dieser Standort ist lawinengefährdet.

Am Polnik bei Oberbellach konnte ich, im Aufstiege von der Polnikhütte zum Gipfel in 1980 *m* Seehöhe auf einem isolierten Felsblock neben einer hochstämmigen Zirbe auch eine Leggirbe — in Westexposition — feststellen. Ihr Stamm lag erst in einer Länge von 15 *cm* dem Fels an, bog dann am Rande des Blockes fast in einen rechten Winkel nach unten ab, verlief sodann etwa 1,5 *m* vertikal herabhängend, parallel der Blockwand und richtete sich am Ende wieder bogig auf. Eine versuchte photographische Aufnahme mißlang wegen der Ungunst der Witterung.

Über die Leggirben bei Kralaudorf nächst Murau schreibt mir Dr. Gäyer (1931): „Im Mühlbachgraben oberhalb Kralaudorf beobachtete ich zwischen 1800 und 2000 *m* eine ganze Reihe von Leggirben. Der beiderseitige, steile Hang des Grabens war in dieser Höhenstufe von geschlossenem Walde besetzt, der aber von Menschenhand angegriffen und dann von den Naturgewalten ganz verwüstet wurde. Es liegen stellenweise die faulenden Stämme wie Zündhölzer am Hange hingebreitet. Hier und da sehen noch ältere und jüngere Zirben mit aufrechtem Stamme, auffallend groß ist aber

die Zahl der Leggirben mit niederliegenden, dann aufwärts strebenden Ästen ohne Stammbildung. Bei mehreren konnte ich feststellen, daß sie aus dem Stammgrunde abgeschlagener Bäume entsprossen sind, bei anderen aber wieder fand ich keine Spur eines früheren Stammes. Die Lage ist immer hangabwärts, so daß hier offensichtlich Schneedruck und Lawinen die Wuchsform bedingen und einen Stamm nicht oder nur ausnahmsweise aufkommen lassen.“ Zapfen sah Gäyer an den dortigen Leggirben nicht, obwohl gerade 1931 die Zirbe ganz besonders reichlich fruchtete.

Bezüglich der Leggirben am Hochwechsell teilte mir Dr. Furlani nur mit, daß er solche am Westhange, gegen das Feistritzal, etwa 100 m unterhalb des Schutthauses, an der Waldgrenze in einer Zahl von ungefähr 50 Stück, beobachtete. Über die Wuchsform äußert er sich nicht näher.

Abichtlich stelle ich die Beschreibung der von mir am Zirbiskogel aufgefundenen Leggirben an den Schluß. Sie standen, in Höhenlagen von 1820 bis 1980 m, in Ost- oder Südost-Exposition auf mäßig geneigtem Hange im Schutze niederer Felswände und an allen kam es, ohne daß irgendeine auf Lawinen, Steinschlag oder Viehverbiß zurückzuführende Verstümmelung zu bemerken gewesen wäre, überhaupt von vornherein nicht zur Bildung eines Hauptstammes, vielmehr erhob sich stets über dem Boden eine größere Anzahl ungefähr gleichwertiger Äste, maximal bis 1,6 m Höhe, deren untere Teile vielfach dem Boden anlagen oder in geringer Höhe parallel liefen, während die Enden im Bogen sich nach aufwärts wandten. In geringer Entfernung von diesen Leggirben stehen auch aufrechte, hochstämmige Exemplare. — Vergleicht man alle im vorigen angeführten Angaben miteinander, so ergeben sich, was Standort und Wuchsform der Leggirben betrifft, einerseits vielfache Übereinstimmungen, andererseits aber auch große Unterschiede. Gemeinsam ist den weitaus meisten Fällen eine ausgesprochene Ungunst des Standortes, wie sie durch die Hochlage (Nähe der oberen Verbreitungsgrenze), Steilheit des Hanges, Lawinengefahr und Steinschlag bedingt ist. Für die Leggirben des Zirbiskogels allerdings treffen diese Momente kaum zu. Daß an solchen, ausgesprochen ungünstigen Standorten die Zirbe, wie schon Rickli sagt, gezwungen ist, sich anzupassen bzw. den legföhrenartigen Wuchs anzunehmen, unterliegt wohl keinem Zweifel. Aber ich kann Rickli nicht beipflichten, wenn er die Ansicht vertritt, daß ausnahmslos die Zerstörung des Hauptstammes (Wipfelbruch) der eigentlichen legföhrenartigen Entwicklung der Zirbe vorangehe, d. h. daß alle Leggirben primär aus „putierte“ Zirben hervorgehen sollen! Es ist doch ebenfogut denkbar, daß gleich von Anfang an der kurze aufrechte Hauptstamm der jungen Zirbe durch den Schneedruck in eine schiefe bis horizontale, der Unterlage angeschmiegte, talwärts gerichtete Lage gebracht wird und seine weitere Verzweigung ebenfalls in diesem Sinne vor sich geht!<sup>1)</sup> Dadurch entsteht die einstämmige, im ersten Teile ihres Stammlaufes der Unterlage angedrückte, dann frei in die Luft hinausragende, oder auch ein Stück am Felsen lotrecht herabhängende, immer aber mit ihren Enden sich wieder bogig aufrichtende Form der Leggirbe, eine vollkommene Parallele zu der auch nicht seltenen einstämmigen Form der Legföhre! Was die mehrstämmigen Leggirben betrifft, so muß man, wie es scheint, zwei Formen derselben unterscheiden: Solche, die noch einen Rest des zerstörten Hauptstammes erkennen lassen (diese Feststellung dürfte freilich oft, wenn der Rest von Mulm und Vegetation bedeckt ist, oft schwer fallen!), die also aus „putierten“ Zirben hervorgegangen sind — und andere, bei denen von Anfang an kein aufrechter Hauptstamm vorhanden war und deren Entstehungsursache vorläufig ganz im unklaren ist. In diese Kategorie scheinen mir mindestens die Leggirben des Zirbiskogels zu gehören. Sie repräsentieren einerseits die vollkommene Analogie zu

<sup>1)</sup> In einer neuerlichen Zuschrift (1931) gibt übrigens Rickli diese Möglichkeit bereits zu!



Abb. 1. Legzirbe (*Pseudolegarve*) auf Cardona-Alp im hintersten Tal Calfeis, St. Gallen, Schweiz, etwa 1970 m



Abb. 2. Legzirbe am Osthange des Eisenhut bei Turrach, Steiermark, etwa 1950 m



Abb. 3 Legzírbe am Wege von der Kaseralpe zum Zirbißkogel, Steiermark, etwa 1750 m; freier Rücken



Abb. 4. Legzírbe am Wege von der Kaseralpe zum Zirbißkogel, Steiermark, in 1850 m Höhe

den mehrstämmigen, allseits sich ausbreitenden Legföhren und zeigen andererseits mit dieser Wuchsform auch eine weitgehende, auffällige Übereinstimmung mit der sibirischen Legzirbe. So wenig ich den geringsten Zweifel in die Angabe (brieflich) Riklis sehe, daß er allseitig entwickelte Legarven auf Felsblöcken oder an relativ geschützten Stellen in der Schweiz nirgends sah, so sehr muß ich — auf Grund meiner Beobachtungen am Zirbitzkogel und Gayers Beobachtung in Osttirol — feststellen, daß es unzweifelhaft solche gibt. Möglicherweise kommen eben zwei verschiedene Entstehungsursachen bei der Bildung der alpinen Legzirbe in Betracht: äußere, durch die Ungunst des Standorts bedingte Einwirkung, — was wohl für die Mehrzahl der Fälle zutrifft, — oder aber eine innere, nicht näher bekannte Ursache, welche dort anzunehmen ist, wo eine Einwirkung von Außenfaktoren nicht nachweisbar ist. Oder mit anderen Worten: Die alpine Legarve kann, wie Rikli will, eine „Katastrophenform“ sein, sie kann aber auch, wie ich glaube, fallweise eine spontane Wuchsform repräsentieren!

### III. Alpine Legzirbe und sibirische Legzirbe

Rikli steht auf dem Standpunkte, daß die alpine Legzirbe bzw. „Pseudolegarve“ und die sibirische Legzirbe scharf auseinander gehalten werden müssen und begründet dies folgendermaßen: Die alpine Pseudolegarve ist eine korrelative Katastrophenform, tritt immer nur vereinzelt auf, ist fast stets steril und vererbt ihre Wuchsform nicht, die sibirische Legzirbe hat eine andere Entstehungsursache (welche, wird allerdings nicht gesagt!), bildet dichte Bestände, fruktifiziert reichlich und behält auch in der Kultur ihre Wuchsform, welche erblich fixiert ist, bei (1909, S. 381, 382, 390). Demgegenüber möchte ich folgendes feststellen: Das vereinzelt Auftreten der alpinen Legzirbe ist allerdings die Regel, welche aber zahlreiche Ausnahmen erleidet. Rikli selbst spricht gelegentlich von kleinen Gruppen oder Kolonien derselben, das ist aber doch schließlich ein Ausdruck der Fähigkeit, bzw. ein Ansatz zur Bestandesbildung! Ob daraus ein Bestand wird, hängt in erster Linie davon ab, ob am Standorte eine natürliche Verjüngung durch Samen stattfindet, weiter von den Terrainverhältnissen und von der Konkurrenz. Daß die alpine Legzirbe sehr selten fruchtet, ist richtig. Sind Zapfen vorhanden, so enthalten sie (Rikli brieflich) schlechtentwickelte und nicht keimfähige Samen. Ob letzteres ausnahmslos zutrifft, scheint mir bei der absoluten Seltenheiten der Zapfen an alpinen Legzirben wohl noch näherer Untersuchung zu bedürfen. Daß an lawinengefährdeten Steilhängen ein Legzirbenbestand kaum aufkommen wird können, ist selbstverständlich, wobei noch zu bedenken ist, daß gerade an solchen Stellen zwei andere bestandbildende Holzgewächse, die Grünerle (auf Urgeflein) und die Legföhre (auf Kalk), da sie diesen Verhältnissen besser angepasst sind, der Legzirbe schärfste Konkurrenz machen! Aber selbst wenn, bei Versuchen mit keimfähigen Samen, sich herausstellen sollte, daß die alpine Legzirbe ihren Habitus in der Kultur nicht beibehält, könnte man dies immer noch dahin deuten, daß ihre Wuchsform eben eine — im Vergleich zu jener der sibirischen Legzirbe — junge Bildung ist, wie die Zirbe in den Alpen ja überhaupt (im Vergleich zur sibirischen Baumzirbe), da sie aus ihrem sibirischen Hauptareal ja erst am Anfange der Eiszeit in die Alpen einwanderte, daß es also bei der alpinen Legzirbe eben noch nicht zu einer erblichen Fixierung ihrer Wuchsform, welche wohl eine Einwirkung von sehr langer Dauer voraussetzt, gekommen ist. Daß eine einheitliche Auffassung aller alpinen Legzirben als „Katastrophenformen“ derzeit nicht möglich ist, habe ich schon früher dargetan. Es bliebe noch die Frage zu erörtern, ob nicht, wenigstens fallweise die Ursache der konvergenten (gleichsinnigen) Entwicklung von alpiner und

sibirischer Legzirbe, — vor allem hinsichtlich der Wuchsform — die gleiche sein könnte, gleichgültig, ob es sich dabei um eine äußere oder innere Beeinflussung handelt?

Soweit es nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung möglich ist, zu überblicken, wird die sibirische, baumförmige Zirbe im allgemeinen östlich des 120° ö. L. von der sibirischen Legzirbe vertreten, deren Ureale sich also mehr oder weniger anschließen. Letztere ist in Japan, in der Mandschurei und in einem Teile des nord-östlichen Sibiriens ein ausgesprochener Gebirgsbaum, der sich an der oberen Baumgrenze einstellt. Doch geht sie auf Kamtschatka, Sachalin und anderwärts auch bis zum Meeresniveau herab. Man kann also, wenn man die Karte betrachtet, sagen, daß die baumförmige Zirbe in Asien östlich des 120° ö. L. 1. an der Polargrenze, 2. an der Baumgrenze, 3. im äußersten Osten des Zirbenareals überhaupt von der sibirischen Legzirbe vertreten wird, d. h. überall dort, wo die Standortbedingungen für die baumförmige Zirbe ausgesprochen ungünstig werden oder mindestens nicht mehr optimale sind. Daß speziell zwischen den Standortverhältnissen der sibirischen Legzirbe an der Baum- wie an der Polargrenze — und jenen der alpinen Legzirbe weitgehende Analogien bestehen, wird man wohl nicht in Abrede stellen können! Daß die baumförmige sibirische Zirbe aber auch im äußersten Osten zu einem Strauch herabsinkt, ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß sie dort, z. B. in Kamtschatka, auf Sachalin, Jesso, Nippon und den Kurilen in den Bereich eines ozeanischen Klimas mit kalten Sommern und viel Nebel kommt, was ihr keineswegs zusagt. Denn die baumförmige Zirbe ist ein an ein ausgesprochen kontinentales Klima angepaßtes Holzgewächs, in dieser Hinsicht das Gegenstück zu der ein relativ ozeanisches Klima und daher den Westen des Alpenzuges bevorzugenden baumförmigen Bergföhre, die bezeichnenderweise, wie Bierhapper<sup>1)</sup> betont, ihrerseits im kontinentaleren Ostflügel der Alpen nur mehr als Strauch (Legföhre) auftritt! Aus diesen Erwägungen heraus erscheint es mir keineswegs als ausgeschlossen, daß sibirische und alpine Legzirbe wenigstens dort, wo ihnen die Ungunst des Standortes gemeinsam ist, auch gemeinsam, äußere Entstehungsursachen haben können. Freilich, eine „Katastrophenform“ im Sinne der Pseudolegarven Kiklis ist die sibirische Legzirbe heute im großen und ganzen wohl nicht mehr, — aber sie kann doch einmal aus einer solchen hervorgegangen sein — und — lokal — vielleicht noch heute hervorgehen, während andererseits auch bei ihr eine Entwicklung aus inneren Ursachen fallweise ebensogut denkbar ist, wie bei der alpinen Legzirbe. Wir wissen eben in dieser Hinsicht über die Wuchsform der sibirischen Legzirbe noch viel zu wenig, speziell nicht, ob auch bei ihr die hier geschilderten verschiedenen Typen, wie sie bei der alpinen Legzirbe auftreten, sich wiederholen. Die Schwierigkeiten werden noch dadurch gesteigert, daß manche Forscher, z. B. Weißner<sup>2)</sup> auf Kamtschatka zwei, nach Zapfen deutlich verschiedene Zwergkiefern (*Pinus pumila* Rgl — und *Pinus cembra nana* hort) unterscheidet. Auch die gegenseitige Urealabgrenzung der sibirischen Baumzirbe und sibirischen Legzirbe ist keineswegs eine völlig gesicherte. Die beigegebene Kartenskizze stellt eine Kombination der Verbreitungskarte der Zirbe in Richter-Loew-Schroeter (S. 245, Fig. 125) und der Karte der Verbreitung der sibirischen Legzirbe (*Pinus pumila* Rgl) aus Hultén<sup>3)</sup> dar. Doch greifen beide Ureale stellenweise sicher ineinander über, da z. B. in Kerner-Hansen<sup>4)</sup> im Umrlande baumförmige sibirische Zirbe und sibirische Legzirbe als nebeneinander vorkommend und zwar erstere in Höhen zwischen 1700—2200 m, letztere oberhalb 2200 m, angeführt werden. Auch Hultén deutet eine Überkreuzung beider Ureale

<sup>1)</sup> S. B. 3. 1914, S. 373.

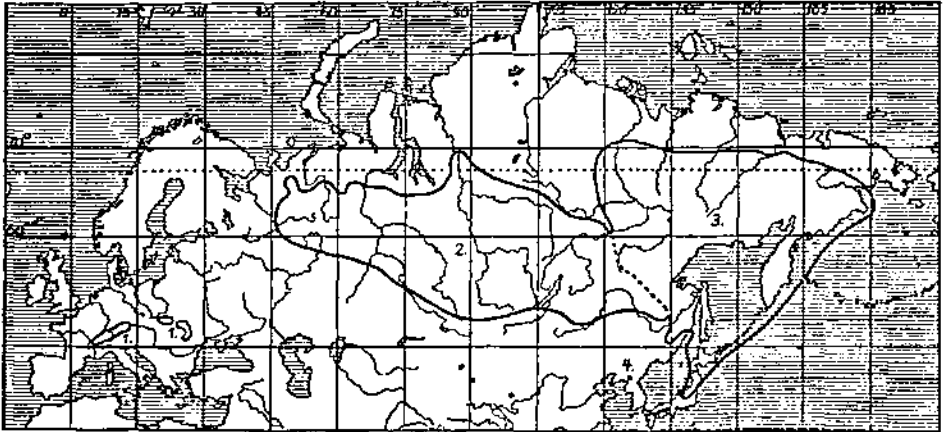
<sup>2)</sup> Mitteil. der Deutschen Dendrolog. Ges. 1911, S. 169, und 1912, S. 158.

<sup>3)</sup> Pflanzen-Ureale 1926 I., S. 2, Karte 19.

<sup>4)</sup> Pflanzenleben, S. 292 und 294.

im Osten des Arealcs der baumsförmigen sibirischen Zirbe an. Über den systematischen Wert der alpinen Leggirbe enthalte ich mich absichtlich eines abschließenden Urteils, da ein solches verfrüht wäre. Gehen ja doch auch bezüglich der Auffassung der sibirischen Leggirbe die Meinungen der Forscher auseinander! Nikli faßt sie als eine besondere Unterart (Subspecies) der Art Zirbe auf, Vierhapper bezeichnet sie als vicariierende (stellvertretende) Sippe der ostsibirischen Zirbe, Hultén dagegen als eigene Art (*Pinus pumila* Rgl.). Jedenfalls wird es zur Klärung der Sachlage sowohl bei der alpinen, wie bei der sibirischen Leggirbe noch eingehender weiterer Untersuchungen und Beobachtungen bedürfen. Immerhin glaube ich mit diesen Ausführungen gezeigt zu haben, daß es in der Pflanzenwelt unserer Alpen noch mancherlei zu erforschen gibt, wozu auch der schlichte Bergfreund sein Scherflein beizutragen berufen und willkommen ist.

**Nachtrag:** Am 17. Juli 1932 unternahm ich, von Prof. Dr. Petrasch begleitet, nochmals eine Exkursion auf den Zirbitzkogel, von Obdach aus, um die Leggirben oberhalb der Kaiseralpe aufzunehmen (vgl. Bild Nr. 3 und 4!). Es wurde bei dieser Gelegenheit festgestellt, daß in einem Falle der Standort der Leggirbe ein vollkommen ebener, freier Rücken war (Bild 3), in einem zweiten Falle ein kleines, fast ebenes, von einem Felsblock überhöhtes Plateau (Bild 4). Von einer Lawinengefahr kann in beiden Fällen keine Rede sein. An der Leggirbe des letztgenannten Standortes, sowie an einigen benachbarten Leggirben waren gutentwickelte Zapfen (sowie männliche Blüten) in größerer Zahl anzutreffen. Meine schon früher geäußerte Ansicht, daß es sich hier um keine „Katastrophenformen“ handeln könne, erfährt dadurch nur eine weitere Stütze.



#### Erklärung der Karte

- 1 = Alpin-karpathisches Areal der baumsförmigen Zirbe (*Pinus cembra* L.)
- 2 = Asiatisch-sibirisches Areal der baumsförmigen Zirbe (*Pinus cembra* L.)
- 3 = Areal der ostasiatischen Leggirbe (*Pinus pumila* Rgl.)
- 4 = Isoliertes Vorkommen der ostasiatischen Leggirbe in Korea ●

Kombiniert nach Kirchner, Loew-Schroeter und Hultén. (Pflanzenareale, 1926, I, S. 2, Karte 19)  
Die Abgrenzung von 2 gegen 3 ist unsicher (---)



# Rangchendzönga 1931

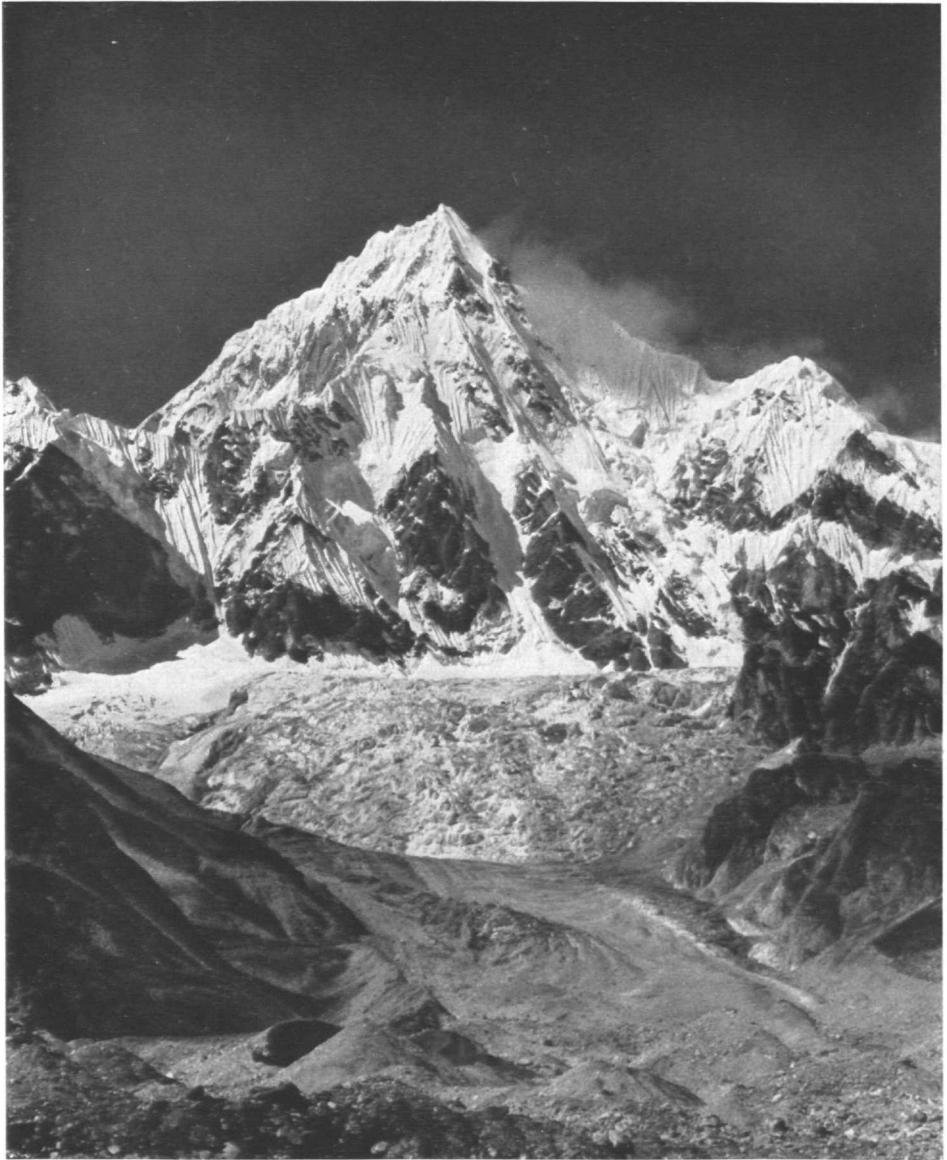
Bericht über die deutsche Himalajakundsfahrt

Von Dr. Hans Hartmann, München

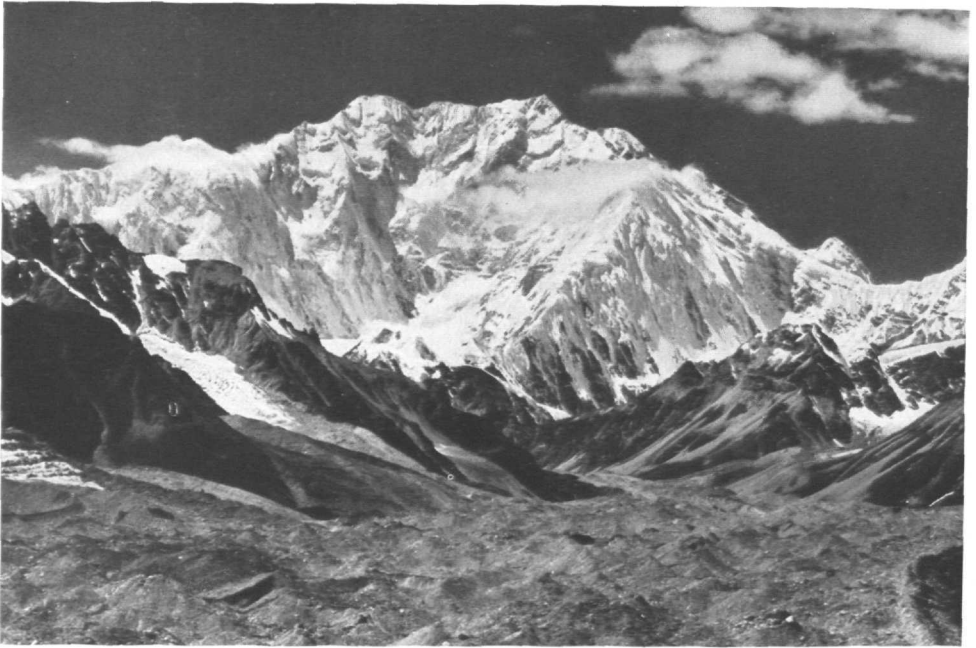
Noch immer trotz der Scheitel unserer Erde dem Ansturm der Menschen. Hoch stehen die eisgepanzerten Achttausender des Himalaja über den Wolken, als gehörten sie zu einer anderen, uns unerreichbaren Welt. Bis in ihre nächste Nähe gelang es vorzubringen, doch ihre Gipfel sind undbetreten geblieben. Um so mehr fordern sie den Bergsteiger heraus sich mit ihnen zu messen, seien die Schwierigkeiten noch so groß und die Wunden, die diese Berge zu schlagen vermögen, noch so tief. Besonders dem jungen Bergsteiger, der in heimatlichen Bergen sich alpine Erfahrung und bergsteigerisches Können erworben hat, gilt diese Herausforderung, gerade in einer Zeit, wo die äußere Gebundenheit groß und die zur Verfügung stehenden Mittel klein sind. Daß man trotz aller Schwierigkeiten und Widerstände nach höchsten Zielen greifen kann und muß, das haben Paul Bauer und seine Mannschaft auf der ersten Deutschen Rangchendzönga-Expedition im Jahre 1929 gezeigt. Es wurde damals — wie auch in diesen Blättern zu lesen ist<sup>1)</sup> — über den außerordentlich steilen Nordostsporn des Rangchendzönga, der aber den lawinensichersten Zugang zum Gipfel darstellt, eine Höhe von 7400 m erreicht. Gewaltige Schneefälle, es fielen in 24 Stunden 2 m Neuschnee, zwangen hier zur Umkehr. Im Jahre 1930 versuchte die Internationale Himalajaexpedition unter Führung von G. O. Dyhrenfurth einen besseren Weg zum Gipfel durch die Nordwestflanke des Berges zu finden. Sie wurde aber in 6200 m Höhe an einer sehr lawinengefährlichen Eisbarre zur Umkehr gezwungen.

Für die Männer, die im Jahre 1929 den einzigen einigermaßen sicheren Zugang zum Gipfel des Rangchendzönga erforscht und ihre Erfahrungen an ihm gesammelt hatten, war es selbstverständlich, daß sie den Berg von neuem angehen würden, sobald sich die Gelegenheit dazu bot. Der Organisator und Führer der ersten Expedition, Paul Bauer, sammelte sich einen Kreis von neun Männern, um im Jahre 1931 einen neuen Ansturm auf den Rangchendzönga über den Nordostsporn zu wagen. Fünf von ihnen gehörten der erprobten Mannschaft von 1929 an: Dr. Eugen Allwein, Peter Aufschnaiter, Julius Brenner, Wilhelm Fendt und Joachim Leupold. Vier Junge kamen neu hinzu: Hans Hartmann, Hans Pircher, Hermann Schaller und Dr. Karl Wien. Sie alle entstammten dem Freundeskreis des Akademischen Alpenvereins München und waren durch seine Bergsteigerschule gegangen. Jeder bekam seinen Fähigkeiten entsprechend eine besondere Aufgabe zugeteilt. Dr. Allwein als Mediziner versah den Posten des Expeditionsarztes. Brenner als Photograph hatte auf die lichtbildliche Ausbeute der Expedition besonders zu achten. Dr. Wien als Physiker hatte die Aufgabe neben meteorologischen Beobachtungen das Gebiet nördlich vom Rangchendzönga photogrammetrisch zu vermessen und ich sollte mich der Untersuchung physiologischer Fragen in großen Höhen widmen, während andere mehr für die technische Abwicklung der Expedition zu sorgen hatten. Ende Mai verließ der Haupttrupp unter der Führung Bauers Europa. Allwein und ich konnten erst Mitte Juni

<sup>1)</sup> Zeitschrift vom Jahre 1930, S. 1 ff.



Blick auf den Einioldhu



Kangchendzönga mit Zemugetischer



Blick vom Lager X nach Osten. In der Tiefe der Zemugetischer und der Ausläufer des Nordostspornes. In der Mitte der Siniolchu, rechts der Simvu, hinten Parbhunri, Chumolhari

nachfolgen, da uns der Beruf nicht eher frei ließ. Dank der bis ins Kleinste gehenden organisatorischen Vorbereitung von seiten unseres Führers und der außerordentlichen Unterstützung von seiten der Engländer war es möglich, die Zeit für die endgültige Zusammenstellung der Expedition in Indien auf ein Minimum zu beschränken. Bereits am 27. Juni verließ die letzte Trägerkolonne Dardschiling und am 6. Juli stießen auch die beiden Nachzügler, Allwein und ich, zum Haupttrupp, nachdem wir den Weg von Neapel bis Latscheng — das ist die letzte Siedlung in 2800 m Höhe am Fuß der Ranghendjüngagruppe — in 21 Tagen zurückgelegt hatten. Drei Tagemärsche oberhalb von Latscheng wurde in 4370 m Höhe auf der orographisch linken Seite des Zemugettschers das Standlager mit einem großen Proviantdepot errichtet. Es war derselbe Lagerplatz, der zwei Jahre vorher ausgebaut worden war und dessen dicke Unterstandsmauern wir ebenso wie die Teilnehmer der Internationalen Himalajaexpedition, die das Lager vor einem Jahr passiert hatten, noch gut erhalten vorfanden. Warm und trocken wohnte man in den niederen Unterständen, deren Wände aus Rasenstüden und deren Decken aus Zeltbahnen bestanden, wenn es draußen auch täglich regnete und stürmte. Es wurde viel aus- und umgepackt, ganze Depots von Proviant und Ausrüstungsgegenständen wuchsen hier scheinbar aus dem Boden. Von den über 200 bisher benötigten Trägern wurden jetzt 30 für die Hochlager ausgesucht und ausgerüstet, 20 zum Pendelverkehr zwischen Latscheng und dem Standlager bestimmt, der Rest wurde entlassen. Wenige Tage später wurde in 5140 m Höhe zwischen den Moränenblöcken des Zemugettschers das Lager VI errichtet und jetzt begann die eigentliche Arbeit am Berg. Der Weg durch den Eisbruch hinauf zum oberen Zemugettscher wurde gebahnt. Die Erreichung des folgenden Lagers VII in den Felsen der Zemuflanke des Nordostsporns bot große Schwierigkeiten, da die Wände — sei es wegen der frühen Jahreszeit mit ihrem niederschlagsreichen Monsun oder wegen der abnormen Wärme, die dieses Jahr noch bis Ende August hier oben herrschte — stark von Lawinen und Steinschlägen bestrichen wurden. Für einen Aufstieg zum Adlerhorst, so war das Lager VII wegen seiner luftigen Lage am Fuß eines riesigen Felssturms schon vor zwei Jahren getauft worden, kamen deshalb nur die Morgenstunden zwischen 5 und 8 Uhr in Betracht. Am 19. Juli wurde in aller Frühe das Lager VII in 5660 m Höhe bezogen, drei Tage später der Nordostsporn von Allwein und Pircher in etwa 6000 m betreten. Der Weg vom Adlerhorst hinauf zum Nordostsporn und über den äußerst exponierten und mit Türmen besetzten Grat zur nächsten Schneeterrasse, auf der das Lager VIII errichtet werden sollte, machte uns viel zu schaffen. Es ergab sich wegen der großen Steinschlaggefahr, die eine Begehung der Wandzone zwischen Adlerhorst und Grat nach 10 Uhr vormittags bereits verbot, die Notwendigkeit, auf einem der steilen Grattürme ein provisorisches Lager zu errichten, von dem aus der Weg über den Grat weitergebaut wurde. Heftige Niederschläge — nasser Schnee und teilweise sogar Regen — erweichten die Schneehauben und Firnruppen am Grat und zerstörten immer wieder unsere Weganlagen. Nur langsam kamen wir vorwärts. Die dauernde Nässe brachte eine Erkältungskrankheit zum Ausbruch, die bei Herren und Trägern die Runde machte. Allwein erkrankte an Ischias, bei den Trägern grassierte Mumps. All das warf uns für kurze Zeit ins Lager VII zurück, wo wir uns drei Ruhetage gönnen mußten. Dann begann die Arbeit wieder. Am 1. August zogen Bauer und ich zum Gratlager hinauf; Pircher, Schaller und Wien folgten in zwei Tagen. Am 8. August waren wir so weit, daß der Weg zum Lager VIII für Träger — bei entsprechender Seilsicherung durch uns — gangbar war. Tags darauf sollte der Umzug hinauf erfolgen. Wien und ich hatten bereits die Terrasse des Lagers VIII, 6300 m, erreicht, als 100 m tiefer in einer steilen Eisrinne ein stürzender Träger unseren Hermann Schaller mit zur Tiefe riß. Niemand weiß genau, wie es zu dem Unglück kam, da Schaller und der Träger im Augen-

blick vor dem Sturz den Blicken von Bauer und Pircher, die nur 40 m entfernt standen, durch eine Firnrippe verborgen waren. Möglich ist, daß der Träger unaufgebordert nachgegangen und gerutscht war, bevor Schaller einen zuverlässigen Sicherungsstand eingenommen hatte; wahrscheinlich hat ein kleiner Schneerutsch, wie sie ab und zu durch die Eisrinne hinabsegelten, den Sturz ausgelöst; jedenfalls führte er unaufhaltsam hinab bis zum Gletscher. Es war eine schwere und lange Nacht, die wir in 6200 m Höhe auf dem Grat ohne Zelt und Unterschlupf dicht unterhalb der Absturzstelle verbringen mußten, dann ging es so schnell wie möglich hinab. Vorerst galt unsere erste Sorge den gestürzten Kameraden.

Auf einer Felsinsel, die 5400 m hoch mitten im oberen Zemugletscher aus dem Eis ragte, betteten wir Hermann Schaller und den Träger Pasang zur letzten Ruhe. Ein mehr als 3 m hoher Steinmann zeigt weithin sichtbar ihre einsame Ruhesstätte an, und der Berg, dem sie ihr Leben geopfert haben, hält zu ihren Häupten die Wache.

Dieses Unglück war für den weiteren Verlauf unserer Expedition von schwererer Bedeutung, als wir damals ahnten. Wohl waren wir uns darüber einig, daß es unsere Pflicht sei, die gefährliche Arbeit am Berg fortzuführen. Daß etwas passieren konnte, das hatte jeder von uns gewußt, bevor wir die Fahrt zum Kangchendzönga angetreten. Diese ernststen Gedanken hatten wir alle erwogen und unsere Entscheidungen waren längst gefallen. Jeder von uns, der mit Ernst und Begeisterung am Weg zum Kantich arbeitete, wäre, wenn sich sein Schicksal hierbei erfüllen sollte, mit dem letzten Wunsch gefallen, die anderen möchten das Ziel erreichen. So auch unser Schaller. Oder sollte sein Opfer umsonst und für uns nur ein Vorwand sein, unserer Pflicht und harten Aufgabe auszuweichen? — Wir mußten weiter! Es fiel uns nicht leicht, nicht nur, weil wir nun einen unserer Besten verloren hatten und uns die Träger aus Angst nicht mehr über die Steilabbrüche des Grates folgen wollten, sondern vor allem, weil wir an der Verantwortung gegenüber unseren Angehörigen in der Heimat jetzt fast zu schwer zu tragen hatten.

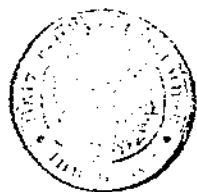
Erst am 24. August — 15 Tage nach dem Unglück — erreichten wir endgültig das Lager VIII. Der Weg war inzwischen weitgehend zerfallen. Das außerordentlich warme Wetter hatte aus den Ende Juli noch relativ sicheren Schneehauben, Wächten und Eisgebilden am Grat trügerische, erweichte Schneeformationen geschaffen, deren Überküstung nur mit größter Geduld und Vorsicht gelang. Für den Weg vom Adlerhorst durch die Flanke hinauf zum Grat, den wir bei guten Verhältnissen in einer Stunde zurücklegen konnten, brauchten wir jetzt über 10 Stunden. Mittags brach man in den erweichten Schneehauben, die der scharfen Felskante des Grates aufsaßen, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hin durch. Meter für Meter mußte die trügerische Schneeauflage mit ihren oft mehr als 5 m hohen Aufbauten und Wächten abgehackt werden, bis ein außerordentlich zerplitterter und mit Eis zusammengebackener Fels zutage trat, der leider in der Sonne nur allzu schnell seine anfängliche Festigkeit verlor. Die Träger, teilweise durch Krankheit unfähig gemacht, teilweise durch das Unglück unsicher geworden, waren fast ausnahmslos für das gefährliche Gelände am Nordostsporn nicht mehr zu brauchen. Mit der größten Mühe gelang es uns, drei für den Weiterweg zu gewinnen. Diese blieben trotz aller Bemühungen neue Kräfte vorzuschieben, die einzigen, die uns über die Steilabbrüche des Grates folgten.

All das erschwerte unser Vorwärtkommen und war schuld daran, daß wir erst am 24. August das Lager VIII in 6300 m Höhe beziehen konnten. Es schneite zwar heftig, als wir die Schneeterrasse des Lagers erreichten und der anstrengende und exponierte Weg vom Gratlager herauf, der uns dicht an der Absturzstelle unserer Kameraden vorbeiführte, wo noch der Pidel unseres gestürzten Trägers unter uns in den Felsen der Semufanke hing — all das war getwis nicht dazu angetan, uns fröhlich zu stim-



Mezzofino Brudmann

Kangchendzönga über dem Talungtal



men. Aber trotzdem fiel es wie ein Brud von uns, als wir nun endlich nach den vielen Tagen auf dem Grat und im Gratlager, wo man nie einen Schritt ohne peinlichste Vorsicht hatte ausführen können, eine weite Schneefläche vor uns sahen, die uns seit Wochen als Ziel vorgeschwebt hatte. Hier im Lager VIII bauten wir die erste Eishöhle, die aber anfangs nur wenig benutzt wurde, da es im August auch hier oben im Zelt noch warm genug war.

Zwischen Lager VIII und Lager IX türmte sich der Grat in mehreren großen Eistürmen im ganzen 300 m auf. Dieses Gratstück hatte im Jahre 1929 die größten technischen Schwierigkeiten geboten und sein Unbild hatte uns „Neulinge“ schon im Lager VI, von wo man es im Profil sehen kann, mit Staunen und Erwartung erfüllt. Noch mehr wuchs unser Staunen, als wir den Eis- und Schneetürmen zuleibe rückten und selbst Bauer, der uns jeden einzelnen Turm, den wir zu erwarten hätten, nach seiner Erinnerung an die Verhältnisse von vor zwei Jahren genau beschrieben hatte, kein einziges dieser Gebilde mehr identifizieren konnte. So groß waren die Veränderungen, die hier in den beiden letzten Jahren erfolgt waren. Nur der letzte große Abbruch von etwa 80 m Höhe, über dem das Lager IX errichtet werden sollte, entsprach etwa dem früheren Zustand. Diese gewaltigen Veränderungen, die in den tieferen, mehr felsdurchsetzten Abschnitten des Grates auch schon aufgefallen waren, sind wohl eine Folge der großen Niederschlagsmenge und der starken Temperaturschwankungen, die die Ostseite des Kangchendzönga auszeichnen. Acht Tage lang hatten wir, Bauer, Pircher, Wien und ich abwechselnd, bis wir den Weg über die Abbrüche hinauf zum Lager IX gangbar gemacht hatten. Ein Eisturm, der bei einer Höhe von etwa 20 m mit riesigen, überhängenden und eiszapfendurchwachsenen Schneebalkonen dem Grat wie ein großer Pilz aufsaß und sich nicht umgehen ließ, konnte endlich nach dreitägiger schwerer Haderarbeit überlistet werden. Wir haben diesen Turm „Teufelsturm“ getauft. In jener Zeit — Anfang September — schneite es etwa fünf Tage fast ohne Unterbrechung, was uns aber nicht hindern durfte, unseren Weg täglich weiter vorzutreiben. Am 4. September zogen wir über die Eistürme hinauf ins Lager IX, 6600 m. Der Grat verbreiterte sich jetzt zu einem Rücken, der aus weiten Hängen mit Pulverschnee bestand, die stellenweise von einer Eisbarre unterbrochen wurden. Nachdem wir im Lager IX eine große Eishöhle gebaut und den Weg höher hinauf vorbereitet hatten, brachen wir am 10. September zum Lager X auf, wo wir erst lange nach Sonnenuntergang bei großer Kälte unsere Zelte in einer windgeschützten Schneemuße in 7200 Metern aufstellen konnten. Bauer, der inzwischen vom Lager VIII mit seinem Träger Gami ins Lager VI hinabgegangen war, um den Nachschub zu überprüfen und frische Kräfte von der Etappe heraufzubringen, stieß am 12. September im Lager X wieder zu uns. Allwein und Aufschneider kamen mit ihm herauf. Allweins Ischias hatte sich inzwischen im Lager VI gebessert und Aufschneider, der wochenlang als Lagerhalter im Adlerhorst die schwierige Aufgabe gehabt hatte, fast täglich beladene Träger den Weg zum Gratlager zu führen und den Nachtransport zu leiten, war jetzt dort entbehrlich. Vom Lager VI aus hatten Allwein und Brenner in der Zwischenzeit einen Absieger auf den Sugarloaf-Peak, etwa 6500 m, unternommen und dabei wertvolles photographisches Material gesammelt. 6 Mann: Allwein, Aufschneider, Bauer, Pircher, Wien und ich waren jetzt im Lager X versammelt, dazu unsere Träger: Gami, Reddar und Pemba. Obwohl uns über 6000 m nur diese drei gefolgt waren, standen wir jetzt mit unserer vollständigen Ausrüstung und mit Proviant für gut 14 Tage hier oben in 7200 m Höhe. Wenn uns auch manchmal die Rucksäcke zu schwer und unseren drei tapferen Trägern die Lasten zu groß erschienen waren, jetzt fühlten wir stolz, daß nun die Steilzone des Kangchendzönga mit all ihren Schwierigkeiten hinter uns lag, und daß wir alles, was wir brauchten, hier oben bereit hatten, um den entscheidenden Vorstoß gegen den Gipfel zu führen.



Am 15. September war der Weg hinauf zum Lager XI über ein letztes Volkwerk, einen steilen Eisturm, hinweg gangbar gemacht worden. Tags darauf zogen Wien und ich hinauf. Eine kleine Eishöhle bildete hier in 7650 *m* Höhe unsere Wohnstätte. Wie erwähnt, benützten wir schon vom Lager VIII ab Eishöhlen, die sich bei zunehmender Höhe und sinkender Temperatur mehr und mehr bewährten und hier oben im Lager XI, wo nachts Temperaturen bis zu  $-30^{\circ}$  auftraten, auf die Dauer geradezu lebensnotwendig waren. Früh weckte uns am 17. September die Sonne, deren starkes Licht hellblau durch die Wände unserer engen Eishöhle hereinschien. Kalt war es, als wir uns aus unserem Schlaffack geschält hatten und vor den Eingang der Höhle traten. Ein Bild, wie wir es schon so manches Mal hier oben staunend gesehen hatten, bot sich uns. Drunten im Tal dem Verlauf des gewundenen Zemugletschers folgend brodelten die Nebel. Bis zu einer Höhe von etwa 6500 *m* hatten sie alles in ein graues Meer verwandelt, dessen Oberfläche in der Sonne glänzte. Und aus diesem Meer ragten vom Licht der aufgehenden Sonne übergossen die Berge des Himalaja. Alle, die wir sehen konnten, lagen tief unter uns: Und direkt gegenüber, fast zum Greifen nahe, der geschwungene Gratverlauf der Twins, 7120 *m*, deren eifige, mit zahllosen Rannelierungen versehene Westwand abweisend zu uns herüberschaute. Dahinter der stark vergletscherte Jongsong-Deak, 7459 *m*, weiter der steilschuppige Tent-Deak, 7342 *m* und die Berge der Nordkette. In der Mitte des talaus gerichteten Gesichtsfeldes stand die ebemäßige Pyramide des Siniolchu, 6895 *m*, dessen Ruf, der schönste Berg der Erde zu sein, auch von diesem hohen Standpunkt aus gesehen nicht übertrieben erschien. Dann der langgestreckte Gebirgsktod des Simvu, 6816 *m*, hinter dem die scharfe Felspitze der Siniolchu-Nadel, 6500 *m*, aus dem Nebel gerade noch herausragte. Weit draußen am Horizont die Silhouetten des Rangchenjau und Pawhuni. Nur wenn wir zurückschauten, dann mußten wir den Blick heben, wenn er nicht von weiten, die Sonne reflektierenden Schneehängen geblendet werden sollte, und dort leuchtete dann eine breite Gipfelpyramide auf, die hoch über allem anderen ringsum stand: der Hauptgipfel des Ranghendzönga, 8600 *m*.

Nach einem kurzen Frühstück und nachdem uns die Sonnenstrahlen etwas aufgewärmt hatten, verließen wir das Lager XI. In vier Stunden drangen wir über weite Hänge mit tiefem Pulverschnee und über ein viele hundert Meter langes, fast horizontales Gratstück zur steilen Firnspitze des Sporngipfels vor. Der Sporngipfel, der den höchsten Punkt des von uns begangenen Nordostgrates bildet, und der in einer ungefähr 60 *m* tieferen Scharte an einem vom Nordgrat herabziehenden Hang sein Ende findet, ist etwa 7950 *m* hoch. (Zwei Anaeroidmessungen: am 17. IX. 7940 *m*, am 18. IX. 8000 *m*.) Von hier aus konnte man den Verlauf des Nordgrates bis zum Hauptgipfel genau überschauen. Er schien keine ernstlichen technischen Schwierigkeiten zu bieten. Dagegen endete der Gratverlauf unseres Nordostsporns direkt an einem etwa 150 *m* hohen Steilhang, der den Zugang zum Gipfelgrat des Ranghendzönga bildete. Dieser Hang befand sich zur Zeit in einem außerordentlich ungünstigen Zustand, was die Schneebefestigkeit anbelangte, und schien sehr lawinengefährlich zu sein. Eine etwa 50 *cm* dicke Pulverschneeschicht lag einer festgefrorenen Firnunterlage Loder auf und war an vielen Stellen schon abgerutscht, an anderen drohte sie es zu tun. Für heute mußten wir umkehren, ohne den Hang näher untersuchen zu können, es wäre sonst zu spät und kalt geworden. Noch ein Blick auf die Berge im Umkreis, die alle tief unter uns lagen — den Everest konnten wir nicht sehen — und hinüber über den Nordfattel auf die hügeligen Weiden Nepals. Für wenige Minuten zerrissen die Nebel, die den Gipfel unseres Berges einhüllten, und vor uns stand das Ziel. Zum Greifen nah! Langsam und ohne Worte stapften wir über den horizontalen Schneegrat und die weiten Hänge zurück zum Lager.

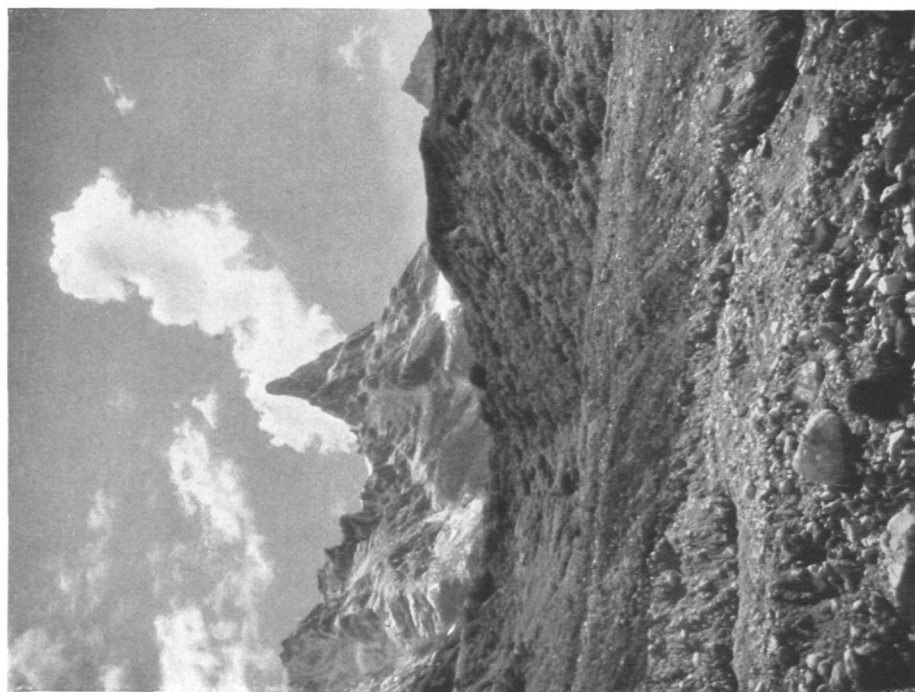
Am folgenden Tag brachen Allwein, Pircher und Wien auf, um im geplanten



Im Urwald des Zennutales (etwa 3400 m Höhe)



Auf dem Nordostforn des Rangchendzönga (in 6100 m Höhe)



Gintokhu-Nadel

Lager XII — oberhalb des Steilhanges — eine Eishöhle zu bauen. Bauer hatte wegen Überanstrengung seines Herzens im Lager X zurückbleiben müssen, und auch ich mußte meinen Füßen, die ich mir etwas angefroren hatte und mit denen ich nicht in die Schuhe kam, im Lager XI einen Rasttag gönnen. Allwein und Wien kamen mit der Nachricht zurück, daß der Hang, der den einzigen Zugang zum Gipfelgrat des Kangchendzönga bildete, zur Zeit wegen großer Lawinengefahr unangreifbar sei. Schwer war der Gedanke, daß der Berg uns hier oben so nahe dem Ziel und nach Überwindung so großer Schwierigkeiten mit einer Waffe schlug, der gegenüber wir machtlos waren. Das Hindernis, die ungünstige Schneebeschaffenheit des Hanges, hätte sich gewiß mit der Zeit von selbst beseitigt. Entweder wäre der ganze Hang abgerutscht, oder die Schneefschichten wären allmählich miteinander verboden und fest geworden, aber wir konnten nicht warten. Wir mußten die großen Schneefälle fürchten, die um diese Zeit zu erwarten waren und die vor zwei Jahren der Expedition einen Rückzug aufgezwungen hatten, der das Äußerste verlangt hatte. Der Ausgang eines solchen Rückzuges über tiefverschneite Hänge und Grate von hier oben aus, wäre nicht vorauszusagen gewesen. Außerdem kann man sich in einer Höhe von über 7500 m nicht beliebig lange aufhalten. Wenn auch unser Stoßtrupp durch einen sechswöchentlichen Aufenthalt in über 6000 m optimal an die Höhe angepasst war, und unsere Steigegegeschwindigkeit bis zu 8000 m noch etwa die Hälfte des in unseren Alpen üblichen betrug, so darf man doch nicht vergessen, daß wir über 40 Tage lang fast ohne Rasttag unsere schweren Rucksäcke getragen und anstrengende Eisarbeit geleistet hatten, und daß dadurch unsere Kraftreserven stark angegriffen waren. Wohl hätten wir einen Gipfelsturm, bei dem alles auf eine Karte gesetzt werden darf, ausführen können, aber ein langes Abwarten in diesen Höhen verlangt, wenn es überhaupt möglich ist, unverbrauchte Kräfte. Nach all diesen Überlegungen blieb uns nur die Umkehr, der Verzicht auf den letzten Erfolg, denn ein sofortiger Angriff auf den Hang wäre sinnlos und unverantwortlich gewesen und die anderen Möglichkeiten fielen von selbst aus. 600 m unterhalb und 1800 m horizontal vom Hauptgipfel des Kangchendzönga entfernt traten wir den Rückzug an.

Am 19. September trafen Allwein, Ruffschnaiter und Pircher noch im Lager IX ein, wo sie Bauer die bittere Nachricht von der Umkehr brachten. Einen Tag später verließen auch Wien und ich unsere Eishöhle im Lager XI, in der wir 4 Nächte zugebracht hatten. Alles befand sich auf dem Rückweg. Der 22. vereinte den ganzen Stoßtrupp wieder im Adlerhorst und am 24. trafen wir im Lager VI mit den Männern der Etappe zusammen, für die damit eine bange Wartezeit beendet wurde. Hier verbrachten wir noch einige Rasttage, deren wir alle dringend bedurften, und hier erlebten wir auch zum erstenmal, seitdem wir Sikkim betreten hatten — seit ungefähr hundert Tagen — einen Tag ohne jeden Niederschlag. 24 Stunden ohne Schnee- oder Regenfälle, das ist auf der Ostseite des Kangchendzönga eine Seltenheit, wo die warmen, wasserdampfgesättigten Winde vom Indischen Ozean kommend sich abkühlen und verdichten, und so den Anlaß zu außerordentlich zahlreichen Niederschlägen bilden. Es ist verständlich, daß dieser erste wirklich schöne Tag seit über 3 Monaten für uns ein Feiertag war.

Am 27. September stiegen wir nochmal vom Lager VI aus zur Felsinsel im oberen Zemugetischer hinauf, um am Grab der gestürzten Kameraden eine Gedenktafel anzubringen, die inzwischen aus Kalkutta eingetroffen war. Wir nahmen Abschied vom Rantsch und von den Freunden, die bei ihm geblieben waren.

Der Rückzug nach Darbshilling wurde von verschiedenen Gruppen auf getrennten Wegen zurückgelegt, um noch möglichst viel von Sikkim kennenzulernen. Leopold und Ruffschnaiter erklimmen mit drei Trägern vom Grünsee aus den Podon-La, 5820 m, und zogen dann entlang der tibetanischen Grenze über den Lungna-La und Donkha-

La weiter durch das Latjungtal nach Tjungtang. Allwein und Pircher überschritten am 1. Oktober als erste den Simvufattel, 5500 m, und stiegen durch ein etwa 25 km langes Tal — Passanram-Tal —, das noch keines Europäers Fuß betreten hatte, nach Südosten ab. Sieben Tage kämpften sie hier mit dem Dschungel um 15 km zurückzulegen. Wir anderen, die wir nicht mehr fähig waren, größere Extraturen zu machen (Bauer hatte eine Herzinsuffizienz, Fendt einen Paratyphus und ich war durch kleine Erfrierungen an meinen Füßen gehindert), wir zogen langsam durch das herblich-bunte Zemtal hinaus. In Mangan trafen wir uns alle wieder, nur Karl Wien bewohnte noch zusammen mit seinem treuen Träger Pema ein Zelt in der Nähe des Grünsees, von wo aus er seine Expeditionen zur photogrammetrischen Aufnahme des Zemtalschergebietes<sup>1)</sup> unternahm. Das gute, sonnige Herbstwetter erleichterte und beschleunigte die Vermessungsarbeiten und hielt an, bis wir uns am 19. Oktober alle in Darbschiling wieder vereinten.

Ein letztes Mal glaubten wir hier, dem Kangchendzönga noch gegenüber zu stehen, während sein Gipfel wieder 75 km entfernt über den Nebeln der Täler leuchtete. Als Symbol der makellosen Reinheit, des unerreichbaren Zieles, stand er da. Auch uns ist er unerreichbar geblieben — wie allen bisher — drum haftet sein Bild um so fester in der Erinnerung. Aber er hat uns mit dem Glauben entlassen, daß menschliche Energie und kameradschaftlicher Opferwille auch dort droben den Sieg erringen werden.

<sup>1)</sup> Die genauen Höhenangaben können erst an Hand der Karte gemacht werden, die auf Grund der stereophotogrammetrischen Aufnahme Dr. Wiens hergestellt wird. Sie wird dem im Verlag Knorr & Hirth erscheinenden Expeditionsbericht beigegeben.



# Die ersten Winterhochturen in Japan

Von Generalmajor a. D. Theodor von Lerch, Wien

Das japanische Hochgebirge war bis zur Jahrhundertwende noch wenig bekannt, geologisch nur teilweise durchforscht.

Nur einzelne Berggipfel wurden im Sommer besucht, auf denen „im Winter die Götter wohnen“. Nur Männern zugänglich, für Frauen verboten.

Auch jetzt noch wandern Pilger von den Tempeln im Tale aus in Scharen durch den Hochwald, über die herrlichen Haras — die Hochalmen Japans —, erklettern steile, schlecht gesicherte Pfade in weißem Pilgergewand, mit großem Strohhut und festem Pilgerstab. Nachts tragen sie Fadeln. Pilgergefänge ertönen — monotone Weisen — und in den Urwäldern des Nordens Blodengeläute, um die Bären zu verschrecken. Vor Tagesanbruch müssen sie auf der Spitze sein, dort wo der einfache hölzerne Altar, der heilige Schrein steht. Die Sonnengöttin Amaterasu, die Stammutter Japans, erhebt sich über die nächtlichen Berge, überschüttet das Land der aufgehenden Sonne mit ihrem Glanz. Die Pilger sinken in Gebet zu Boden. „Hart ist der Weg zu den Göttern, aber voll Segen —.“

Der fromme Japaner soll vor allem einmal in seinem Leben auf dem heiligen Fuji-san gewesen sein, wie der Moslem in Mekka. Natürlich im Sommer; denn im Winter verwehren die Götter den Zugang zu den heiligen Stätten.

Im heißen Jahreszeit besucht der Japaner die Täler des Hochgebirges. Es zieht ihn zu den rauschenden, klaren Bächen, zu den heilspendenden, zahlreichen heißen Quellen, den „Onsen“. Da sitzt er geruhsam — im Yadoya an dem dunkelblauen Teich und ergötzt sich am Spiel der Fische, oder im wundernetten Kioriya, dem stilvollen Teehaus, beim Klang der Shamisen zierlicher Geishas. Auf die Berge hinauf — in der Hitze? — Nein! —, der Japaner lächelt — „ich will mich doch erholen, ruhen, genießen — ich bin auch kein Pilger — ich bete im Usakusa-Tempel in Tokio“.

Einzelne Studenten wanderten in den Ferien durch Tal und Wald, von Ort zu Ort in der sommerlichen Pracht ihrer schönen Heimat.

Winterhochtouristik war unbekannt. Im Winter lag das tiefverschneite Hochgebirge in voller Einsamkeit.

Zwei große Gebirgsketten durchziehen in nordost-südwestlicher Richtung die Hauptinsel Hondo. In der Mitte ist dieser japanische Bogen durch einen Riß in paläozoischer Zeit gesprengt worden. Es entstand der sogenannte Katonegraben. Der Senryugawa fließt in dieser Spaltung — einem breiten Tal — nach Süden zum Pazifik, der Shinano-gawa zum Japanischen Meer nach Norden. Diese Talfurche wird von den mächtigsten Gebirgsstöcken der Insel Hondo eingerahmt: Östlich der zweithöchste Berg Japans, der Ontake, 3262 m, die Hodakaberge über 3000 m, der Darigatake, 3140 m, der Tateyama, 2804 m, der Orengeyama, 3079 m, bis zum Myokosan, 2600 m, bei Takata an der Küste der Provinz Schigo; und westlich eine ganze Reihe von Hochgipfeln bis und über 3000 m, unter anderen der Komagatake, Tatsugatake, Hoosan und der höchste tätige Vulkan Kamayama, 2500 m.

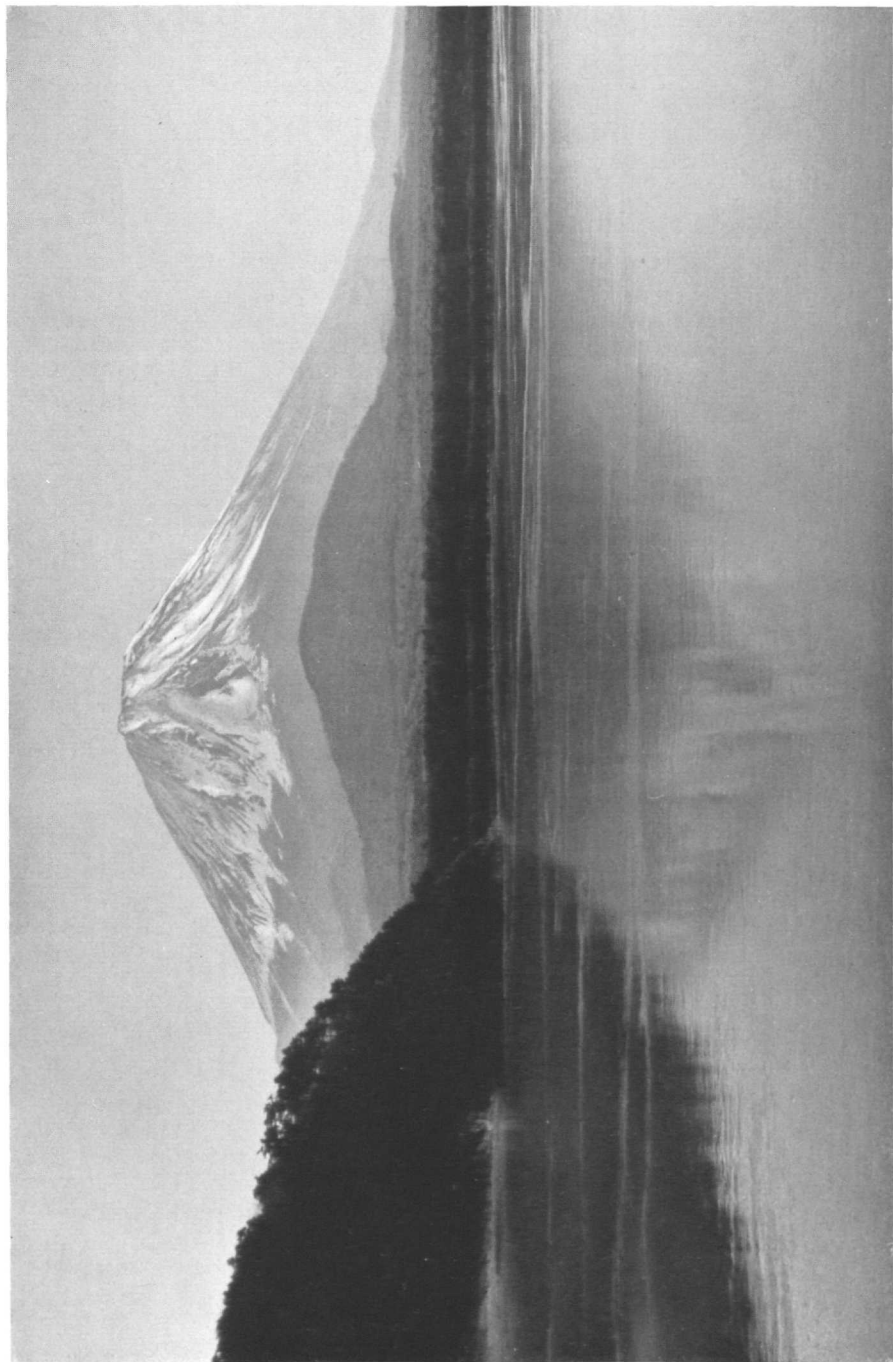
Die Japaner nennen diese Gebirgsgruppe jetzt die „Japanischen Alpen“. Das Hochgebirge umfaßt die Provinz Shinshu und begrenzt die Provinzen Hida, Koshu und Schigo. Es hat Ähnlichkeit mit unseren Alpen.

Wenn der Oesterreicher nach beschwerlichem, stundenlangem Aufstieg auf die weiten Hara gelangt, ein frischer Wind die heiße Stirne kühl, sein Blick über die Höhenzüge, Bergfuppen, Waldhänge und vielverzweigten Täler gleitet, glaubt er die Heimat zu sehen. Die Japanischen Alpen sind dennoch in vielem verschieden. Das scharfkantige, hohe Gras der Hara flutet wie ein Ehrenfeld im Bergwind, Blumen blühen in südlicher Pracht in ganzen Gruppen — Lilien, Magnolien und Hortensien. Die Bergformen sind seltsam gegliedert. Hochflächen mit steilen Flanken, von tiefen Rissen durchfurcht, Bergfegel aufgesetzt in absonderlichen Formen aus plattigem brüchigem Schiefer. Dann Vulkane, erloschene Krater — am Ontake oben gleich drei nebeneinander. Das fremde Bild vervollständigt der Hamayama. Seine dunkle Rauchfahne zieht empor in die klare Bergluft wie eine schwarze Säule oder breitet sich aus zu einem Schirm, nimmt die Form einer Pinie an oder hängt weit den Hang hinunter. Oft hüllt Rauch und Nebel den Gipfel des Giganten ein. Nachts lagert Feuerfchein über dem Hamayama, Blitze zuden über die Wolken. Phantastisch erscheinen die Japanischen Alpen im Mondschein.

Geologisch vollzog sich die Bildung des japanischen Hochgebirges wesentlich anders als das der europäischen Alpen. Die ganze Inselkette, die sich von Kamtschatka über die Kurilen, die japanischen Inseln, Formosa, Philippinen bis zu dem holländischen Archipel erstreckt, bildete einst die Ostküste Asiens, die sich allmählich vom Festland löste. Eine Reihe von Vulkanen charakterisiert diesen großen Bogen — das letzte Kampfgebiet zwischen Feuer, Wasser und Erde. Auf Japan sind noch 17 Vulkane tätig. Solfataren, heiße Quellen, Wasser und Schwefeldämpfe, die dem Boden entsteigen, finden sich häufig. Am Gestade des Großen Ozeans liegt eine Erdbebenzone. Die Naturgewalten sind überall sichtbar und fühlbar.

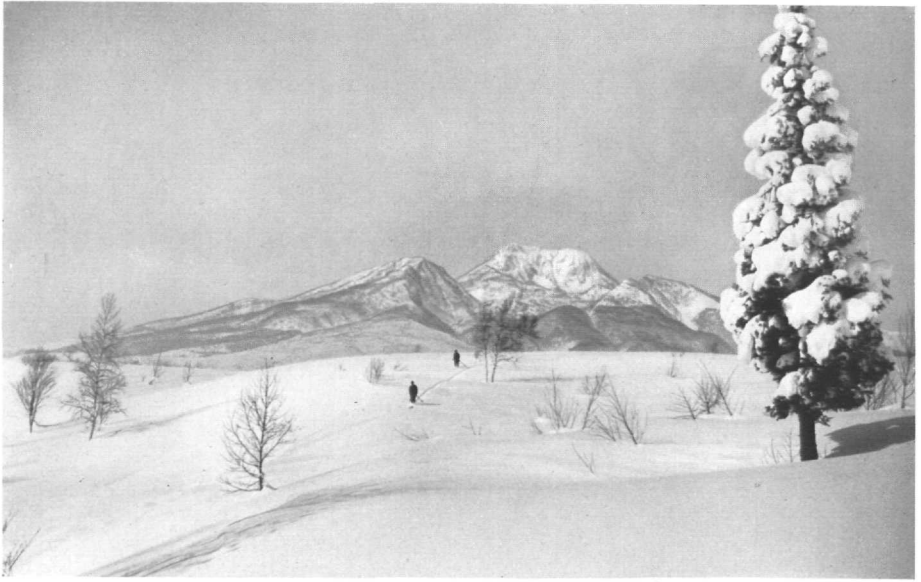
Als ich 1910 zur Kaiserlich Japanischen Armee kommandiert wurde, war ich schon acht Jahre eifriger Schifahrer und begeistert vom winterlichen Hochgebirge. So nahm ich zwei Paar Schier mit, um gegebenenfalls Winterturen zu unternehmen. In meiner schneereichen Garnison Takata, am Nordfuß des Hochgebirges, fand sich hiezu bald Gelegenheit. Die unbekannte weiße Kunst erregte Enthusiasmus und Verwunderung, erweckte das rege Interesse militärischer Kreise und den Wunsch, den Schilauflauf in der Armee einzuführen. So hielt ich in dienstfreier Zeit Kurse. Schier lieferte nach meinem Muster das Arsenal in Tokio in wenigen Tagen in großer Zahl. Meine ersten Offizierschüler lehrten später Offiziere anderer Garnisonen, Mannschaft, Lehrer, Hochschüler, Postbeamte usw., Patrouilleübungen auf Schiern fanden statt. Der Schilauflauf hielt seinen Einzug in Japan. Der Japanische Skiklub, alle Bevölkerungsschichten umfassend, zählte nach zwei Jahren bereits 6000 Mitglieder. Ein kaiserlicher Prinz war Ehrenpräsident.

Die erste Hochtour auf Schiern wurde Februar 1911 unternommen. Vom Strand des Japanischen Meeres erhebt sich kulissenförmig das Hochgebirge bis über 2500 m. Ein herrlicher Anblick, besonders im Frühjahr, wenn die breite Küstenebene bereits im Blumenschmuck prangt und die Berge noch in tiefem Schnee liegen. Der Myokosan krönt die Bergkette — ein heiliger Berg, ein erloschener Vulkan. Kein „Schiberg“ — wie wir erfahren sollten. Es war eine beschwerliche Tour von dem lieblichen, im Winter einsamen, mitten in Waldbergen gelegenen kleinen Badeort Akatura aus, immer steiler ansteigend, zuletzt ohne Schier auf plattigen vereisten Felsen bis zur Spitze. Nebel und stürmgepeitschte Wollenjagd entzogen uns die herrlichste Aussicht weit über das Meer und die japanischen Alpen. Nur flach an den Boden geschmiegt war oben ein Aussharren möglich. Dann zurück in direkter Abfahrt längs der Steilhänge und durch Schluchten — stundenlang. Die erste japanische Lawinenbekanntschafft! Zum Glück ohne Folgen — Leutnant Matsumoto wurde in die Tiefe geschleudert, konnte jedoch unverletzt am Seil aufgezogen werden.



Der Fujiyama, 3770 m, der höchste Berg Japans





Abfahrt von den Ichigo Bergen bei Takata



Der Ontake, 3500 m, der zweithöchste Berg Japans, und der Takegatake, der „brennende Berg“, in den Japanischen Alpen

Die letzten 1000 m erwiesen sich als vorzügliche Abfahrt. Ich steckte sie später als Rennstrecke beim ersten japanischen Schirennen 1911 aus. Bis jetzt gilt sie — wie der bekannte japanische Rennfahrer Taka Uso mir im Vorjahr mündlich berichtete — als offizielle Strecke beim internationalen Wettlauf um die Meisterschaft von Japan. End in der Nähe des Zieles am Yatusheyama — dem ersten Übungsplatz — steht der hohe Steinobelisk mit dem Namen des Österreicher, des Begründers japanischen Schilaufes.

Es würde zu weit führen, die Reihe von Schifahrten im einzelnen zu schildern, Schifahrten, die uns auf jungfräulichem Schnee in unbekannte Hochregionen führten. Ein wunderbares, beglückendes Gefühl in glühendem Pulverschnee die ersten Spuren zu ziehen und unter tiefblauem Himmel auf weißen Steilhängen in stäubender Schneewolke talwärts zu gleiten. All dies waren — ein seltenes Glück — Entdeckerfahrten!

Der nördliche und nordwestliche Teil der japanischen Hauptinsel ist vorzüglich zum Schilauf geeignet. Die Küstenebene deckt schon viele Meter tiefer Schnee. Städte und Dörfer verschwinden unter der weißen Decke, der Verkehr geschieht in Tunnels längs der Häuserreihen. Im Hochgebirge drückt die Schneelast Busch und Strauchwerk nieder, gibt freie Bahn dem Schi. Doch dauert der Winter nicht lange. Der Schnee klebt — schmilzt rasch unter den südlichen Sonnenstrahlen. Appig entfaltet sich das Pflanzenleben. Blumen verdrängen ungestüm den winterlichen weißen Gast, der sich immer höher ins Gebirge zurückzieht. Über Nacht kommt er nach Monaten wieder — plötzlich — tritt in tagelangem, schwerem Schneefall seine Herrschaft wieder an.

Die Nordinsel Hokkaido aber hat „sibirischen“ Winter. Bis minus 40° Celsius fällt das Thermometer. Von Dezember bis Mitte Mai ist der Boden gefroren und schneebedeckt. Der Schilauf, den ich dort 1912 einführte, wurde ein wahrer Volkssport. Ortschaften, Behöfte, bis dahin im Winter völlig abgeschnitten vom Verkehr, wurden durch den Schi mit der Umwelt verbunden. Schifahrende Boten bringen die Post, Kinder laufen auf Schiern in die Schule, Jäger auf die Jagd, Soldaten auf Übungen.

Pulverschnee — Hügel und Berge. Der norwegische Lauf, Christiania und Telemark — der jetzt vernachlässigte schönste Schwung — kamen zu Ehren neben dem österreichischen Stembogen. Vorzüglich bewährte sich letzterer auf den Steilhängen der japanischen Alpen, die Methode des Altmeisters Zdarsty, die Grundlage des heutigen alpinen Schilaufes.

Die großen Arwälder Hokkaidos sind nur im Winter auf Schiern leicht zu passieren. Der Schnee deckt dann das dicke Gebüsch und dornige Strauchwerk. Ungehindert gleitet man zwischen den Baumriesen unter den hohen Baumkronen wie in einem weißen Dom. Tiefe Stille herrscht meist im nordischen Winterwald, mag auch über die Baumwipfel der Sturm brausen. Arg fühlbar wird der Sturm erst nach Verlassen des Arwaldes. Am Shiribeshiyama, dem höchsten Gipfel Hokkaidos, der nach seiner Form auch „Hokkaido-Fuji“ bezeichnet wird, 2500 m hoch, lernten wir den Nordsturm kennen. Trotz vorzüglicher Ausrüstung kamen einzelne leichte Erfrierungen vor bei dieser winterlichen Erstbesteigung der besten acht Läufer Hokkaidos unter meiner Führung. Am Tokachi, dem heimtückischen, tätigen Vulkan, einfach aus Arwäldern aufsteigend, herrschte Windstille, doch Nebel und Schwefelschwaden. Meilenweit in diesen Bergen keine menschliche Seele. Auch die Bären schliefen den Winterschlaf.

Der höchste Berg Ostasiens, der heilige Fuji, zog mich selbstverständlich an. Im Frühjahr 1911 konnte ich meinen Plan durchführen. Japanern wurde von offizieller Seite die Teilnahme an der Tur nicht gestattet. Fürchtete man den Zorn der Götter oder wollte man das Leben japanischer Schifahrer nicht riskieren? Herr von Krazer, ein Österreicher, meldete sich liebenswürdigerweise, sobald er von meiner Absicht erfuhr, als Begleiter. So weit er konnte, stieg er mit. Den letzten Aufstieg bewältigte ich allein. Der einbrechende Abend und die Vereisung des immer steiler werdenden

Hanges zwang mich 100 m unter der sturmtostigen Spitze zur Umkehr. 3700 m hoch stand ich über dem japanischen Land. Ein Wolkenkranz umgab wie ein Gürtel die Abhangsmittle des weltberühmten, fagenumspinnenen Fuji. Der Große Ozean erhob sich als blaue Wand, Eisriffe glänzten in den Flanken des einsamen, vollkommen freistehenden Riesen.

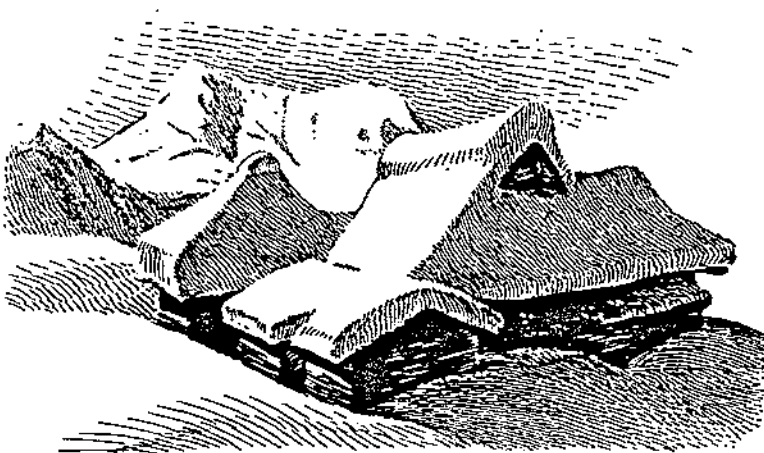
Eine großartige Abfahrt belohnte die Mühen des achtfündigen ununterbrochenen Aufstieges. Treu wartete mein Begleiter; die japanischen Goriki, die Bergführer, waren längst ausgerissen. So sausten wir in großen Bögen oder in Schussfahrt über 20 km nach Tarobo, der letzten Schutzhütte, unserem Ausgangspunkt.

Es ist mir nicht bekannt, wie oft der Fuji seither auf Schiern bestiegen wurde. Im Winter 1913/14 forderte die erste japanische Schitur auf den Fuji das erste Opfer. Einer meiner besten Schüler, ein Lehrer, wurde von einer Lawine verschüttet. Late Also hat vor vier Jahren von Norden her die Winterbesteigung unternommen. Wie er mir erzählte, hinderte Eis die Erreichung der Spitze.

Marshall Nogi, der japanische Nationalheld, Ehrenmitglied des Japanischen Skiklubs, lud mich zum Bericht über die erste Bezwingung des Fujiyama im Winter auf Schiern ein und widmete mir ein Gedicht, selbstverfaßt und auf 2 m hoher Seide geschrieben. Das Gedicht ist charakteristisch für die japanische Psyche und wertvoll für alle Bergsteiger, die Bergfreude und Heimatsliebe erfüllt.

Es lautet in freier deutscher Übersetzung:

„Mächtig ragt der Fuji empor bis an des Himmels Rand!  
Im Morgenrot liegt tief unter ihm unser heiliges Land.  
Wonnetrunken weitet sich ringsumher unser froher Blick —  
Doch Vaterlandsliebe im Herzen allein schafft uns wahres Glück.“



# Die Cordillera Quimsa Cruz

Von Dr. Friedrich Hlfeld, Marburg

## Allgemeines

Die Cordillera Tres Cruces oder Quimsa Cruz<sup>1)</sup> bildet den südlichsten Abschnitt der Ostketten, die sich als geologische Einheit aus der Gegend von Abancay in Peru 1000 km weit bis nach Bolivien hinein erstrecken. In diesem gewaltigen Gebirgszuge spielt die Quimsa Cruz-Kette mit etwa 60 km Länge eine sehr bescheidene Rolle. Von der längeren und höheren Cordillera Real im Norden scheidet sie der tiefe Cañon des La Paz-Flusses, während ihr Südennde durch den Einschnitt des PASSES Tres Cruces, nach dem die ganze Kette ihren Namen erhalten hat, bezeichnet wird. Jenseits desselben weist die kurze Cordillera Bela Cruz noch einmal Höhen bis zu 5600 m auf, um bei Jhoca in der Hochebenenlandschaft der Zentralanden unterzugehen.

Im bergsteigerischen Sinne entdeckt wurde die Quimsa Cruz durch Henry Hoet auf einer Forschungsreise, die er 1903/04 mit Steinmann und von Bistram unternahm. Ihre eigentliche Erforschung verdanken wir Th. Herzog, der ihr auf seiner zweiten Bolivienreise 1910/11 einen längeren Besuch abstattete, drei ihrer Hauptgipfel erstieg und die erste und bis heute einzige Karte des Gebietes entwarf. Mit Herzog ist die Geschichte der Erschließung schon beendet; denn in den letzten 20 Jahren sind zwar durch Wolf Schulze, Overlad und Pehm einige Neuersteigungen ausgeführt worden, jedoch wurde hierüber nichts veröffentlicht, so daß ich bei meinem ersten Besuch 1924 ganz auf die klassischen Arbeiten Herzogs angewiesen war.

Er unterscheidet folgende 4 Hauptgruppen:

Die Aracagruppe vom Nordende bei Saha bis zum Cerro Imaculado, eine unüber-sichtliche Häufung kleiner Ketten, gipfelnd im Cerro Junque, 5600 m<sup>2)</sup>;

die Atoromafette, Abschnitt der Hauptkette von dem Cerro Imaculado bis zu den Virgenes, wo die Choquetangafette nach Norden abzweigt; im Nevado von Atoroma, 5700 m, gipfelnd;

die Monte Blancofette, südlichster und höchster Teil der Hauptkette, von den Virgenes bis zum Pässe Tres Cruces, mit dem Sachacunocollo, 5900 m;

die Choquetangafette, bei den Virgenes vom Hauptkamm nach Norden abzweigend und in dem Winkel zwischen dem Rio Choquetanga und Rio Chapoco endend. Sie erreicht in dem Nevado von Choquetanga 5700 m Höhe.

Geologisch und morphologisch ist die Quimsa Cruz ein kleines Ebenbild der Cordillera Real. Ein mächtiger Granodioritfod von stellenweise 8 km Breite bildet den Kern, alte Schiefer und Quarzite umhüllen ihn. Die Achse des Gebirges streicht gleich der des eruptiven Kerns von NW nach SO. Der Granodiorit setzt aber nur im nördlichen Teil den Hauptkamm zusammen, bei Mallachuma zieht er sich schräg zum Hauptkamm nach SO und bildet im Süden einen östlichen Zweig, die Kette von Pongo, um an dem Taleinschnitt Pongo-Quime abzubrechen. Daher kommt es, daß von den Hauptgipfeln nur diejenigen der Araca-, Atoroma- und Choquetangafetten aus Granodiorit bestehen, während die Gipfel der Monte Blanco-Kette aus Schiefen und

<sup>1)</sup> Quimsa ist ein Quichuawort und bedeutet drei.

<sup>2)</sup> Soweit keine neuen Messungen vorliegen, benutze ich die auf Aneroidmessungen und Schätzungen beruhenden Höhenangaben Herzogs.

Quarziten aufgebaut sind. In den Gipselformen prägt sich dieser Unterschied schon aus. Die große Entwicklung des harten Granitkerns bedingt die starke Breitenausdehnung der Cordillere in ihrem mittleren Teil.

Auch die Asymmetrie der Cordillera Real kehrt in der Quimsa Cruz wieder. Ihre Westseite erhebt sich aus dem etwa 3900 *m* hohen Hügel land des Altiplano nur um rund 2000 *m*, während die Ostseite schroff in die Waldregion absinkt. Der Westen ist trocken, der Osten feucht. Die Verschiedenheit des Klimas auf beiden Seiten und die Unterschiede in ihrem Bau haben zur Folge, daß fast alle Gipfel weit leichter von Westen als von Osten erreichbar sind. Das untere Ende der Gletscher und des Firns liegt dagegen auf beiden Seiten auf fast gleicher Höhe, wie ich durch viele Messungen nachweisen konnte.

### Erkundungen und Besteigungen

Seit Hoeks und Herzogs Fahrten hat sich vieles geändert. Die mühevollen Anmärsche mit Maultieren sind unnötig geworden. An der Bahn Oruro-La Paz ist der wichtige Ort Eucaliptus entstanden, von wo eine vorzügliche Autostraße nordwärts gegen das Gebirge führt. Oberhalb Carata gabelt sie sich. Ein Zweig erreicht, die Westseite umlaufend, das Urcacatal. Da diese Straße alle die zum Rio Luribay sich hinabziehenden Quertäler hart unter den Gletscherenden kreuzt und mehrere Hochpässe überschreitet, gehört sie zu den großartigsten Gebirgsstraßen der Welt. Der andere Arm erreicht über den Paß Tres Cruces die Ostseite und endet in der Provinzhauptstadt Inquisivi. Von ihm geht wieder eine Straße ab, die im Tale des Rio Pongo aufwärts führt, die Apacheta von Pacuni überschreitet und in Caracoles im Flußgebiet des Rio Choquetanga endet. Diese Entwicklung hat der aufblühende Zinnbergbau mit sich gebracht. In fast allen Raren, vielfach weit über 5000 *m* hoch, stößt man auf Grubenanlagen. Nur der Norden und Nordosten sind frei davon und daher bis heute schwer zu erreichen. Man mag diese Bevölkerung des einst so abgeschiedenen Gebirges bedauern. Aber sie hat doch das Gute mit sich gebracht, daß man überall Stützpunkte in großer Höhe findet, daß die meisten Besteigungen von hier aus nur Tagesturen sind und der Forscher und Bergsteiger daher auf Maultiere und teure Seltausrüstung meist verzichten kann.

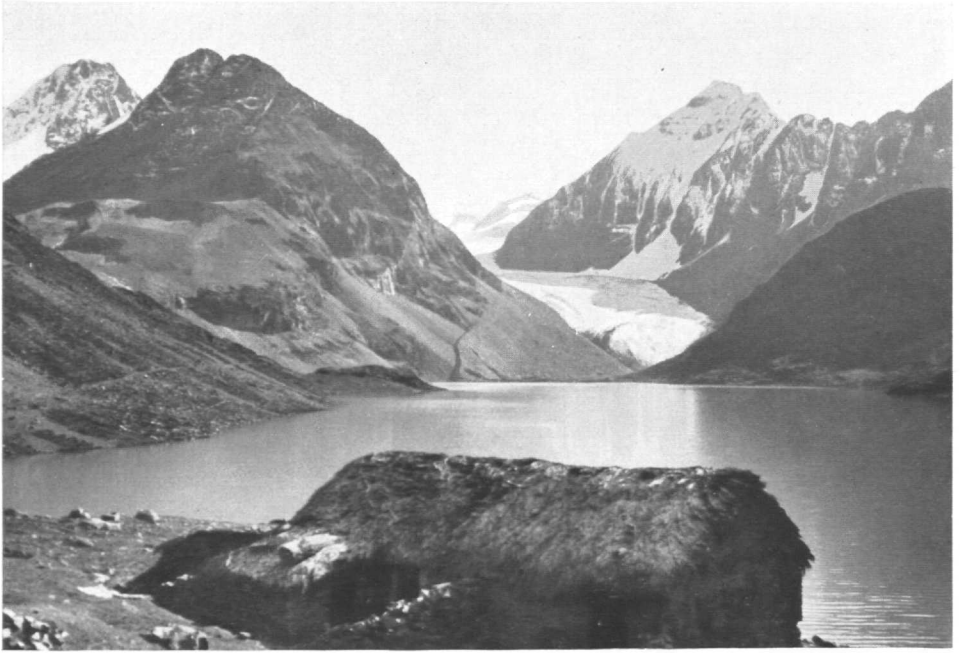
Wenn trotzdem die meisten Hauptgipfel noch ihrer Ersteiger harren, so liegt dies daran, daß unter Hunderten von Ingenieuren, die hier arbeiteten, nur wenige Deutsche waren, unter diesen wieder nur 2 oder 3 Bergsteiger; daß es zudem ganz an der Möglichkeit fehlt, Ausrüstung zu beschaffen. So ist der Schi zum Beispiel hier noch unbekannt. Und wie herrlich muß eine Überschreitung auf den langen Brettern sein! —

Als ich im Jahre 1923 als Leiter einer Silbergrube nach Potosi kam, war die Gletscherwelt im Norden das Ziel meiner Sehnsucht. Herzogs Schilderungen hatten mich begeistert. Gleich meinen ersten Urlaub (Mai 1924) verbrachte ich mit Ernesto Guenther in der Quimsa Cruz. Bekrönt wurde diese Fahrt durch die Besteigung des Cerro Junque. Der April des folgenden Jahres sah mich wiederum in meinen Lieblingsbergen, diesmal mit Robert Gerstmann, der Motive für sein Bolivienwerk suchte. Und später führte mich noch dreimal der Weg in die Berge von Tres Cruces, zuletzt 1928.

Es liegt mir fern, hier all die Fahrten chronologisch wiederzugeben. Nur glaube ich, daß meine Fahrtenberichte über die Teile des Cordillere von Interesse sind, die Herzog nicht besucht hat. So mögen sie in der Reihenfolge von Norden nach Süden folgen. Meiner Karte liegen Herzogs Aufnahme, die vorzüglichen Vermessungen zweier Miningesellschaften sowie eigene Routenskizzen zugrunde. Anspruch auf Genauigkeit im europäischen Sinne kann die Karte nicht machen, da eine trigonometrische



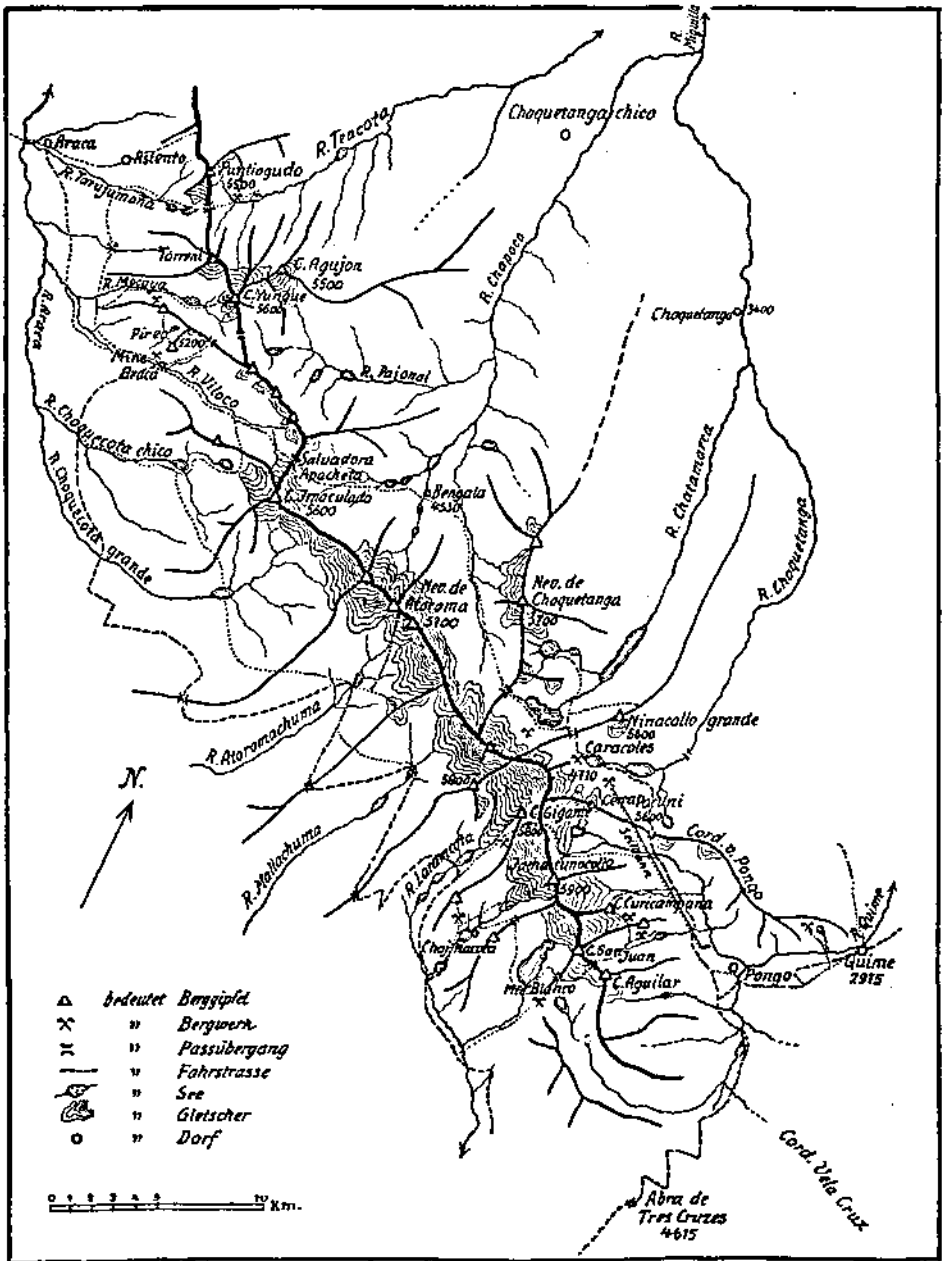
Altimani von Ajfrento aus



Laramcotasee mit Leon Zihuaña



Atoromachuma-Gletscher mit Baiserischnee



Karte der Cordillera Quimsa Cruz



Vermessung der gesamten Kette noch aussteht. Der äußerste Norden ist noch ganz unbekannt.

Cerro Junque, 5600 m (Mai 1924). Ich hatte das Glück, Adolf Schulze, den in Bergsteigerkreisen berühmten Bezwinger der Ushba und zahlreicher Alpengipfel, in La Paz zu treffen. Er baute damals gerade eine Erzwägsche im Bilocotale und lud Guenther und mich in sein Reich ein. Von Eucaliptus strebte der Kraftwagen Carata zu. Hinter einer Hügelwelle leuchtete über der Steppe die Quimsa Cruz auf gleich einer Vision. In der alles überragenden Eispyramide erkannten wir den Sachacuncollo, ihm zur Linken den schwarzen Zaden des Leon Jihuaña. Unterhalb von Chojñacota war damals die Straße zu Ende. Wir nächtigten im Minenhause in internationaler Gesellschaft. Ein herrlicher Ritt am anderen Tage dicht unter den Gletschern von Laramcota, Mallachuma und Utoroma hin führte uns nach Araca. Hohe Pässe wechselten mit tiefen Schluchten, in die die Zungen der Gletscher hineinleuchteten. Blaue und grüne Seen schimmerten in der Tiefe. Endlose Süge von Lamas brachten das schwarze Gold Bolivians, den Sinnstein, zur Bahn. Das Überwältigendste an diesem denkwürdigen, ersten Tage war aber der erste Blick auf den Illimani. Einer Fata morgana gleich schwebte er über Bergen und Wolken, ihm zu Füßen lagen schon tiefe blaue Schatten über der Wirrnis von Rämmen und Schluchten drunten um den Rio La Paz. Mit einem kühnen Schwung reckt sich der Illimani 5000 m empor<sup>1)</sup>.

Die ersten Tage in Biloco (Araca) widmeten wir bekanntem Terrain: eine feine Kletterei auf den Minenberg Pireo, 5200 m, eine Überschreitung des Cerro Bueno und Trinidad, ein Versuch, über den Chancapiñagrat zum Imaculado vorzustoßen, der in dem Blutgewirr des obersten Choquecota chico-Tales ein ruhmlöses Ende fand. Das herrliche Wetter lockte zu gröhleren Unternehmungen. Schulze schlug den Cerro Junque vor. Junque heißt Umboß. Herzog hatte ihn so getauft, als er vom Imaculado sein gewaltiges Trapez über der Bilocofette auftragen sah. Zu viert — Adolf Schulze, seine Frau Ragna, die Kletter- und jagdgewohnte Norwegerin, Guenther und ich — brachen wir gegen 6 Uhr von der Erzwägsche Calachacca im Bilocotale auf. Ein fast ebener Reitweg überwindet die Felsnase zwischen Biloco und Mocopatal. Der Illimani verhieß einen heiteren Tag. Nur von Osten, um die schwarze Spitze des Cerro Negro, glitt ein Wasserfall seidendeiweißer Nebel ins La Pastal ab. In dem wüsten Blutgewirr des Mocopatals hielten die Biscachas<sup>2)</sup> Morgenandacht. Frau Ragna, die als gute Hausfrau an kommende Tage dachte, war unermüdblich, sie zu beschleichen. Trifft man sie nicht gut, so verschwinden sie blischnell in einer Spalte und sind für den Jäger verloren.

Am Salende schimmerte in der Frühsonne die reglose Fläche der Laguna blanca. Über ihren Wassern zog ein Wildganspärrchen seine Kreise. Der Junque warf ein zitterndes Spiegelbild. Von hier aus hat er nichts von einem Umboß, vielmehr gleicht er einem eleganten, himmelragenden Dom aus Granit, mit messerscharfer Spitze und hundert Türmchen und Sinnen.

Unsere Maultiere bleiben auf der obersten kleinen Wiese zurück. Wir klettern über Blochhalben und Moränen zu dem Einschnitt zwischen Junque und Torreni de Catalina empor, erreichen ihn bei einem stumpfen Felskloß, den Herzog mit der Viguille de Dru verglichen hat. Hier beginnt der Ernst des Tages. Wir steigen durch einen Ramin nach rechts in das Junquemassiv ein. Schulze, der „Frosch“ der Münchner Bergsteiger, macht seinem Namen Ehre. Trotz seiner fünfzig Jahre ist er noch ganz auf der Höhe. „Leicht ist's“, ruft er hinab, indem er eine Art Bindfaden aus der

<sup>1)</sup> Siehe Comptons schöne Zeichnung in der „Zeitschrift“ 1905, S. 168.

<sup>2)</sup> Biscachas sind langschwänzige Rager, etwa so groß wie unsere Kaninchen. Sie bevölkern Blochhalben und Moränen in 4000—4900 m Höhe.

Tasche zieht, um uns anzuseilen. Nun, es war nicht eben leicht, aber es ging. Zuletzt sollte Frau Ragna dran. Sie protestierte jedoch. Wir wurden Zeugen einer langen, köstlichen Diskussion. „Wenn du nicht kannst, so schäm dich“, könnte es aus dem Fels. „Ja, ich schäm mich“, klang es von unten zurück.

Der Ramin mündete auf ein weites, mächtig ansteigendes Schneefeld. An seinem oberen Ende setzte der zirka 300 m hohe Gipfelbau ein, aus einzelnen, senkrechten Säulen bestehend, die durch horizontale Absätze gegliedert werden. Dazwischen gähnen schwarze, bodenlos tiefe Ramine, so daß der Gipfel hohl erscheint. Ein herrlicher Kletterberg also. Nur glänzten alle Ramine und Rinnen in blankem Eis. Zuerst ging's leidlich, die kleinen Plattformen boten gute Rast. Aber oben bot sich den starren Fingern kein Stückchen Fels als Halt, alles war Eis. Schon sah ich, wie vom Gipfel dicht über mir der Sturm blinkende Schneesterne hinaustrieb ins Blau. Da riet Schulze, der vorankletterte, zum Rückzug. Es war zu früh im Jahre. So mußten wir schweren Herzens umkehren. Ob 6 m am Gipfel fehlen oder 100, ist einerlei. Es bleibt eine schmerzliche Erinnerung.

Von einem schmalen Sims blicken wir in die Runde. Herzog hatte recht, hier war eine Montblanc-Landschaft. Ringsum standen schwarze Zinnen und Türme, aus Firnhäuben herauswachsend. Alle Grate waren mit zahllosen Türmchen besetzt. Das Blickfeld reichte vom Punttagudo bis zur Choquetangakette, umfaßt so den größten Teil der nördlichen Uvacagruppe. Gerade vor uns, das muß die Agujongruppe sein. Zwei ungeheure, schneefreie Felspyramiden flankieren einen breiteren, mit Türmen dicht besetzten Felsgrat. Vergewärtige ich mir jetzt, nach vielen Jahren, das Bild des Agujon, so weiß ich, daß ich nie wieder einen Berg gesehen habe, der in seiner Architektur so zierlich, in seiner Gesamtwirkung so gewaltig ist. Vielleicht findet auch er dereinst seine Bezwinger.

Mich als Geologen beschäftigte natürlich das Problem: Warum bildet derselbe Granit hier im Norden so zierliche, gotische Bauten, Säulen und Monolithen<sup>1)</sup> und weiter südlich nur wenig gegliederte Firnkämme?

Beim Schauen war es spät geworden, und Schulze mahnte zum Abstieg. Schnell waren wir wieder bei der Aguille de Dru; als wir das Mocoatal hinabritten, war es finstere Nacht. Doch wies uns das Lichtermeer von Biloco den Weg.

Lange noch saßen wir zusammen in Schulzes kleinem Heim, Tee trinkend und Schulzes Erzählungen lauschend. Wir hörten von der leichtsinnigen Illmanibestellung der 4 Deutschen mitten im Krieg, von den beiden Ancohumafahrten. 12 Jahre eines Lebens zogen an uns vorüber, das überreich war an seltsamen Erlebnissen. Bald tauchte Schulze als Goldwäscher unter in den Wäldern der Jungas, bald hauste er im Zelt unter den Gletschern des Illmani, Jäger, Bergsteiger und Bergmann zugleich. Mit unverwundlicher Kraft und ebenso großem Optimismus meisterte er dies Leben der Entbehrung und der Gefahr, immer in der Hoffnung, eine reiche Erzader oder einen verborgenen Schatz zu finden. Aber noch mehr bewunderte ich die zierliche Frau, die ein solches Leben mit ihrem Manne teilte und sich freute an einem Dasein, wie wir Kulturmenschen es nur aus Romanen kennen. —

In der Atoromakette. Mein Freund Hans Bloch nannte eine kleine Sinnen-grube im innersten Winkel des Atoromakessels sein eigen. Im August 1928 hauste ich einige Tage in der Hütte des Administrators, um Einblick in diesen von Herzog nicht besuchten Teil der Hauptkette zu gewinnen. Die Grube liegt unter dem breiten Felsgrat, der Atoroma- und Mallatal scheidet. Ein Ausgang der Mine mündet

<sup>1)</sup> Granitmonolithen von 30 m Höhe sah ich um den Taruhumanapah zwischen Punttagudo und den Torreni de Catalina auf einer späteren Fahrt.



Quimsa Cruz-Kette

5200 *m* hoch inmitten eines kleinen Gletschers, der sich von diesem Grat zu dem Mallakessell hinabzieht. So ist es möglich, unterirdisch die Grathöhe zu gewinnen. Als ich nach mühseliger Kaminkeiterei dem schwarzen Felsloche entstieg, blendete mich die Sonne und ringsum funkelte das Eis. Der oberste, fast ebene Teil des Gletschers, und zwar nur dessen Nordseite, bestand aus einem Meer von spitzen Eiszaden, die Meterhöhe erreichten. Daneben gab es Stellen, wo schlanke Stalagmiten der Eisfläche entwuchsen. Niemals habe ich etwas Ähnliches gesehen; denn Blüferschnee ist den bolivianischen Cordilleren fremd. Mein Begleiter sagte mir, die Erscheinung trete hier nur im Winter (Juli bis August) auf und verschwinde später ganz.

Der Überblick von hier entsprach meinen Erwartungen. Vor mir lag die Hauptkette vom Gigante bis zum Imaculado, davor rechts und links von meinem Grat dehnten sich die riesigen Gletscherkessel von Malla und Atoroma. Von der Firnfläche des Hauptkammes senkten sich drei breite Gletscherzungen zum Atoromatal hinab. Über der mittelfsten wuchs ein makellos weißer Firngipfel mit prachtvoll überwächter Scheide empor. Er beherrscht diesen Teil der Hauptkette. Die Bergleute nennen ihn Nevado de Atoroma. Seine Höhe dürfte 5700 *m* betragen.

Als nächste Aufgabe stellte ich mir einen Vorstoß zur Hauptkette bis zum Fuße des Nevado. Vom Minenkamp querte ich über Felsgeröll zu der südlichsten der Gletscherzungen und stieg auf diesem geradewegs zum Hauptkamm empor. Die spärlichen Spalten weckten in mir Erinnerungen an eine Episode vom vergangenen Jahr, über die wir viel gelacht haben, die aber einen tragischen Ausgang hätte nehmen können. Hier war Robert Gerstmann in dem Eifer, Bilder einzufangen, in eine verwehte Spalte gestürzt und hatte sich zum Glück in 12 *m* Tiefe festgeklemmt. Ein Seil war nicht zur Stelle gewesen, denn so etwas wie Seilsicherungen kennt man hierzulande nicht. So mußte erst aus der Grube ein Seil geholt werden, und Gerstmann hing 2 Stunden lang in seinem eisigen Grab. Halb erstarrt und aus einer tiefen Stirnwunde blutend wurde er endlich herausgezogen. Da entfaltete er sein Stativ, um den Ort seines Unfalls zu photographieren.

Müheless erreichte ich das Firnplateau, 5400 *m*, das hier 3—4 *km* breit ist. Der Nevado von Atoroma lockte mit einer prächtigen Firnschneide. Jedoch hatte ihn kurz vor meinem Besuch der Ruffsteiner Prahm erstiegen. Auch taugen die Indianer nicht als Begleiter, und allein wie Prahm traute ich mich nicht hinauf. Ich überblickte das Firnplateau in seiner ganzen Länge, vom Imaculado bis zum Sachacunocollo. All die völlig versfirnten Erhebungen scheinen von Westen gesehen aus dem Plateau herauszuwachsen. Nach Osten dagegen stürzen sie in steilen Wänden in unbekannte



Quimsa Cruz-Kette

Siefen ab. Daher ist es leicht, diese Gipfel von Westen anzugehen, von Osten dagegen dürfte der Anmarsch zur Hochfläche meist recht schwierig sein.

Am aufschlußreichsten war der Blick nach Osten auf die nahe Choquetangakette und den tiefen, düsteren Kessel von Bengala am Rio Chapoco. Die Hütten von Bengala konnte ich mit dem Diopterkompaß anpeilen. Die Choquetangakette vereinigte sich mit dem Hauptkamm etwa 6 km südlich von meinem Standort. Sie enthält zunächst eine schneefreie Scharte (es ist die Chatamarca Apacheta, wie ich später feststellte), und schwingt sich dann zu einem etwa 10 km langen Kamm mit fünf vergletscherten Gipfeln auf, um dann rasch nach Norden abzusinken. Der höchste Gipfel, von Herzog auf 5800 m geschätzt, liegt nahe am Hauptkamm, unmittelbar nördlich von der erwähnten Scharte.

Hiermit hielt ich meine Aufgabe in der Utoromakette für beendet. Noch am späten Abend brachte mich ein Lastauto auf der Uracastraße nach Laramcota.

Übergang Laramcota-Pacuni. Laramcota (Blausee) ist der geeignete Ausgangspunkt für Unternehmungen im nördlichen Teil der Monte Blanco-Kette. Er bietet ein Bild von überwältigender Schönheit. Der oberste der drei Seen ist von tiefem Blau. In ihm spiegelt sich die Stirn eines langen Gletschers, über dem man das Firnplateau mit den Birgenes erkennt. Zu beiden Seiten des Gletschers ragen gewaltige Felsmauern auf, die außer dem Sachacunocolo die höchsten Gipfel der ganzen Cordillere tragen: Links der Leon Zihuaña, 5800 m, an dessen Felsplatten kaum Schnee haftet, rechts eine lange Kette, die mit dem von Herzog erstiegenen Cometa, 5300 m, beginnt und in dem völlig versirnten Gigante, 5800 m, gegen das Firnplateau hin einen großartigen Abschluß findet. Meine Absicht war, diese Kette unterhalb des Gigante zu überschreiten, so auf das Plateau oberhalb des Chojñacotagletschers zu gelangen und auf die Ostseite nach Pacuni abzustiegen. Denn über den Laramcota-gletscher waren wiederholt Ingenieure nach Caracoles ins Quellgebiet des Choquetanga gelangt; der Übergang vom Chojñacotagletscher aus ins Flußgebiet des Rio Quime war aber meines Wissens noch nicht versucht worden.

Von dem Verwaltungsgebäude der Grube Laramcota am oberen See (eine Schöpfung des Münchners Sedlmeier) führt ein Reitweg auf der rechten Seite des Sees zum Minenkamp, 5000 m. Weiter zieht sich ein Bergmannspfad durch Halden bis zum Einstieg dicht vor dem Fuß des Gigante. Der eigentliche Minenberg fällt hier mit 300 m hohen, fast lotrechten Wänden gegen den Laramcotagletscher ab. Es erscheint unglaublich, daß man hier Bergbau treiben kann. Der Anstieg zu den Gruben führt an

einer Felsnase zwischen tiefen Eistrinnen hoch. Während ich an zerfrankten Drahtseilen, die die Handflächen zerreißen, mich hochziehe, dröhnen oben die Schiffe, und zu beiden Seiten zischen Steinmassen durch die Eistrinnen hinab und tanzen über den Gletscher. Nach 2 Stunden exponierter Kletterei öffnen sich überall in den Wänden Spalten, aus denen man das Innerz holte. Indios tragen Säcke mit Erz zur Seilbahn. Sie bewegen sich über die steilen Eisfelder, als ahnten sie nichts von der Gefahr, in der sie schweben. Abstürze, die immer tödlich sind, ereignen sich nur selten. Die meisten Opfer fordert der Steinschlag. Welch hervorragende Bergsteiger wären die Indios, wenn sie sich aus dem Klettern etwas machen würden! Aber sie suchen nur Erz, und wo kein Erz ist, dahin vermag kein Geld und kein Zureden sie zu bringen. Vor den Gletschern haben sie eine fast abergläubische Furcht.

Nur etwa 50 m über den höchsten Minen ist der kleine Felsgipfel des Gigante chico, 5600 m, auf der Kammhöhe erreicht. Die Mine Laramcota dürfte die höchstgelegene Arbeitsstätte der Welt sein. Aber würde man Gold oder Silber in 6000 m Höhe finden, so würde es auch dort nicht an Arbeitern fehlen. Was diese Leute leisten, erhellt daraus, daß sie täglich die 500 m von ihren Hütten zur Mine, 5500 m, zurücklegen und 5—6 Stunden in der Höhe des Elbrusgipfels schwere Arbeit verrichten.

Das Wetter war herrlich, prachtvoll der Blick. Tief unten die lange Schlange des Laramcotagletschers und die Seen. Auf der anderen Seite, 300 m höher, das Firnplateau des obersten Chojñacotagletschers, dahinter ganz nah der dominierende Gipfel der Quimsa Cruz, Jachacunocollo, 5900 m. Gut konnte ich die Anstiegsroute Herzogs und Seeligs übersehen. Die Schau nach Osten war durch den Gigante verdeckt, dessen Firnschneide unmittelbar von meinem Standort aus ansetzte. Sie lodte sehr, und ich war bekümmert, daß ich nie einen richtigen Kameraden hatte, der sich etwas zutraute. Zu zweit wäre von hier aus der Gigante zu machen gewesen. Aber meine Begleiter, die Indios, waren mir beim Anstieg eher eine Last gewesen.

Es ging schon auf Mittag, und ich mußte mich beeilen. Über Platten ging es 100 m hinab auf das Firnplateau, das ganz eben und fast spaltenfrei ist. Wir umgingen den Fuß des Gigante bis zu der Stelle, wo der Laramcotagletscher abzweigt. In glühender Sonne kreuzte ich das Plateau gegen den Jachacunocollo hin. In schwachem Winkel senkt sich der Firn nach Osten. Etwa in der Verlängerung des Gigante nach Osten springt eine schwarze Pyramide, Endpunkt eines kurzen Grates, aus dem Firn. Sie liegt schon auf einem östlichen Seitenarm, der sich hinter der Scharte Pacuni Apacheta nach Süden wendet und in der wild zerklüfteten Gruppe der Mine Marta am Sal des Rio Quime abbricht. Er bildet die Wasserscheide zwischen den Flußgebieten des Apopaya und des Miguilla. Nach dem Orte Pongo am Rio Quime möchte ich diesen Ast Pongofette nennen.

Der Abstieg ins oberste Pacunital war einfacher als ich gedacht hatte. Den untersten, sehr steilen Teil des Pacunigletschers umging ich über den Felsgrat zur Rechten. Der Gletscher schimmert in lichtem Grün und gleicht einem erstarrten Wasserfall. Bei anbrechender Nacht stand ich auf der Endmoräne und hatte nun noch einen stundenlangen Weg auf der Straße bis nach Pongo hinab. Durch das Quimetal hat der warme, feuchte Wind von Osten her Zutritt und zaubert Blumen und spärliches Grün in den Talgrund.

In der Monte Blanco-Kette. Mit Freund Robert Gerstmann war ich im Frühjahr 1926 eine Woche Gast des jungen holländischen Administrators der Grube Monte Blanco. Obwohl kein Bergsteiger, suchte Gerstmann durch bewundernswürdige Energie die Mängel seines Könnens auszugleichen. Aber alle Schneid half nichts, wenn der Wettergott ungnädig war. Wir waren nämlich einen Monat zu früh daran. Erst im Mai hat man Aussicht, ab und zu einen klaren Nachmittag zu

erleben; den April über umzieht es sich meist schon gegen Mittag, und nachmittags wird's düster. So mußten wir, Gerstmann, um Motive zu suchen, ich meiner geologischen Arbeiten wegen, schon mit Tagesgrauen draußen sein. Zunächst wandelten wir auf Herzogs Pfaden und sahen uns die Hauptkette von Westen an. Der Cerro Colorado, 5300 *m*, der den Felsgrat zwischen Choñacotal und Huailatanisee krönt, bietet den besten Einblick in die großartige Eismelt des Jachacunocollo und des San Juan. Für den Gletscherforscher öffnet sich hier eine Fundgrube von seltenen Erscheinungen. Einer der vom Jachacunocollo hinabfließenden Gletscher bricht als hohe Eiswand über den schwarzen Wassern des großen Huailatanisees ab. Eine Zunge, die vom Choñacotalgletscher gegen Süden abfließt, zeigt modellartig alle möglichen Arter von Spalten. Drei frische Moränenzüge, die sie umgeben, weisen auf raschen Rückzug hin.

Als beständigeres Wetter zu kommen schien, beschlossen wir, auf die Ostseite der Hauptkette hinüberzuwechseln. Die Nacht war Neuschnee gefallen, um den Altaranisee funkelte und glitzerte es, und im Hintergrunde des nach Süden sich öffnenden Tales rechte sich der nördliche Gipfel der Vela Cruz, die „Fortunaspitze“, etwa 5600 *m*, in wundervoll feiner Linie empor<sup>1)</sup>. Zwischen San Juan und Aguilar liegt ein wenig begangener Paß, von dem ein Firnfeld nach Westen, gegen Monte Blanco hin, abfließt. Wir überschritten es und trafen im Osten Schutthalden, über die wir in ein uns unbekanntes Tal gelangten. Wie man uns weiter unten sagte, mündet es über eine hohe Talstufe oberhalb Molino in das Tal des Rio Pongo. Nebel und Hagelschauer verhiinderten jede Orientierung. Erst am Abend fanden wir den Weg über einen Seitentamm in das nördlich anschließende Tal von Bajaderia. Auf der Grube, 4900 *m*, die weltverlassen unter großen Gletschern liegt, nahmen uns Clausthaler Freunde auf. Die Felscheide zwischen zwei großen Gletschern, die den Rio Bajaderia speisen, gipfelt in dem Curicampana, 5600 *m*. Von hier mußte ein guter Einblick auf den Ostabfall von San Juan und Jachacunocollo zu gewinnen sein. Die Clausthaler Partmuß und Luther wollten bei der Tur nicht fehlen. Wir umgingen die Felsnase über den südlichen Gletscher, dem wir bis zu einer weiten Firnmulde folgten. Jetzt erst schwenkten wir auf den Curicampanagrät zu. Der brüchige Schiefer, der stark vereist war, machte uns zu schaffen. Nach dreißündiger, heißer Kletterei drückten wir uns auf dem kleinen Felsgipfel die Hände. Für die Clausthaler war dies der erste Hochgipfel, und er wurde am Abend nach Bergmannsart gefeiert.

Die Sicht auf den Hauptkamm war nicht so gut, wie ich erwartet hatte. Der Curicampanagrät mündet in den Hauptkamm hart südöstlich des Jachacunocollo. Rechts und links von ihm liegen große schneegefüllte Rare. In ihrem Hintergrunde ragt die Hauptkette überall mauerartig empor, so daß an einen Anstieg von hier aus nicht zu denken ist, es sei denn, der Curicampanagrät erwiese sich als gangbar. Wir konnten ihn aber nicht ganz überblicken. Die ganze Szenerie war in ein diffuses Licht getaucht, jede Uliederung verschwamm, die Gletscher dünkten uns glatte Leichentücher. Den Abstieg nahmen wir direkt über den Grat. —

Die nächsten Tage schneite und hagelte es in einem fort, so daß wir gezwungen wurden, auf weitere Erkundungen zu verzichten und in dem warmen, grünen Tal von Quime auf das Kommen des „Frühlings“ zu warten.

Erkundungen auf der Ostseite. Als wichtiger Schlüsselstein blieb mir noch die Nordostseite der Quimsa Cruz übrig, besonders der mittlere Teil von Pacuni bis zum Hauptkamm bei der Salvadora Apacheta, den Herzog nicht berührt hatte. Zweimal versuchte ich, in die Choquetangakette einzudringen, einmal sogar im

<sup>1)</sup> Siehe die Aufnahme von Henry Hoel in der „Zeitschrift“ 1905, S. 172.

besten Monat, im Juni, aber die Nebel, die auch Herzog auf seiner Reise nach Choquetanga zu schaffen gemacht hatten, waren unerbittlich. Dies Klima scheint nur ein Gegenstück in Feuerland zu haben. Wie oft schlug mir das Herz vor Freude, wenn am Morgen ein wolkenloser Himmel lachte. Doch kaum war die erste Höhe erklommen, so gerieten die Nebelschlangen, die nachts in den tiefen Waldgründen im Osten gelagert hatten, in Bewegung. Gewaltige Wolkendome schossen aus der Tiefe empor. Rücken um Rücken ertrank in dem grauen Meer. Unererschöpfliche Reserven trieb der Wind aus den feuchtheißen Wäldern im Osten gegen den Kamm. In den Raren und Winkeln stauten sie sich, verdichteten sich zu schweren, dunkelgrauen Massen. Unter Blitz und Donner entluden sich am Nachmittag die Hochgewitter, Hagel prasselte nieder, daß dem Wanderer Hören und Sehen verging.

So geschah es Tag um Tag. An 14 Tagen im Jahre, erzählte man mir, soll in Caracoles heiteres Wetter sein. Nun, ich hatte nicht das Glück, einen von diesen 14 Tagen zu erwischen.

Im Osten der Quimsa Cruz regiert die amerikanische Minengesellschaft von Caracoles. In einem riesigen Gebiet, das vor 20 Jahren dem Kondor und dem Venado<sup>1)</sup> gehörte, in das sich kaum ein Hirte verirrt, hat sie Straßen und Wasserkraftwerke erbaut, Siedlungen geschaffen. Hoch über den Gletschern dröhnen die Sprengungen. Herr Horace Graham, der Manager der Gesellschaft, stellte mir einen Passierschein aus. Ohne ein solches Papier ist wenig zu machen; denn hier regiert nicht der bolivianische Staat, sondern Herr Graham.

Um nach Caracoles im Herzen des Konzessionsgebietes zu gelangen, durfte ich die neue Seilbahn benutzen, die von der Erzaußbereitung Molino bei Pongo ins Flußgebiet des Rio Choquetanga führt. Diese Bahn ist ganz in der Art unserer alpinen Seilschwebebahnen angelegt, ist jedoch nicht für Personenbeförderung bestimmt. Ich wurde in einen Erzfaß gesetzt, erhielt eine Bede und schwebte ab. Das Tal des Rio Pongo wird in schwindelnder Höhe überquert, dann steigt man zur Pongokette empor. Links, schon tief unten, leuchtet der zerrissene Pacunigletscher, an dem ich neulich, von Laramota kommend, hinabarbeitete. Schon zeigt mein Aneroid 4950 m. Ich blide gerade in die Spalten des Gletschers bei der Pacuni Apacheta hinein. Nur nicht den Kopf zu weit hervorstrecken! Sonst geht es mir so wie dem Indio, der in der Aufregung die Enklavenvorrichtung berührte, sich so selbst auskippte und in einer Spalte verschwand.

Jetzt senkt sich die Bahn ins Flußgebiet des Choquetanga. Hier beginnt für mich Neuland. Ich zeichne fieberhaft, bis eine graue Wand mich aufnimmt. Ich erkenne kaum einen großen See, über dem wir schweben, die Lagune Miguilla. Plötzlich tauchen aus dem Nebel Gebäude, Stimmen werden laut, ich springe aus der Gondel. Viel zu schnell ist diese einzigartige Fahrt zu Ende. 12 km werden in etwa 1 Stunde zurückgelegt.

Das Choquetangatal hinan führt der Weg zu der großen Siedlung Caracoles (Schnecke) an dem kleinen Cotacuchosee. In gemütlichen, ganz modern eingerichteten Puppenhäuschen aus Holz wohnen die Ingenieure. Alles ist unter größter Platzersparnis vollkommen sachlich eingerichtet. Da fehlt nichts, vom Bade- und Billardzimmer bis zum Kasino mit dem unvermeidlichen Grammophon, und dies alles so ziemlich in Montblanchhöhe. Die ersten Tage in Caracoles galten der Erkundung der näheren Umgebung. Dem Lago Cotacuchos entspringt der Rio Choquetanga. Er durchfließt den Miguillasee und biegt dann, über eine Talstufe fallend, scharf nach Norden ab. 6 Stunden weiter unten liegt an ihm dicht oberhalb der Waldgrenze die erste und einzige Siedlung, Choquetanga grande.

<sup>1)</sup> Eine kleine Hirschart, etwa von der Größe unseres Rehbocks.



Cerro San Juan (Marami) und Suaitlatamilee





Dschanga-Westgipfel, 5051 m, im Gewitter

Um in das nächste Tal nach Norden, das des Rio Chatumarca, zu gelangen, überschritt ich den Paß San Enrique, 4950 *m*, eine tiefe Einsattelung in dem Höhenzug zwischen den Tälern des Choquetanga und des Chatumarca. Der Grat führt nach Süden zum Firnplateau des Hauptkammes empor und erreicht dieses in der Nähe des Ursprungs des Laramcotagletschers. Bei günstigen Schneebedingungen gelangt man hier unschwer auf die Westseite der Quimsa Cruz. Im Nordosten gipfelt der Höhenzug in dem Ninacollo Grande, 5600 *m*, den ich nie ohne Nebelkappe sah.

Der Pfad senkt sich jenseits des Einschnitts zu dem 2 *km* langen Chatumarcafee, einem düsteren, überall von schwarzem Fels umgebenen Wasser. Seiner Breitseite entspringt der Fluß gleichen Namens. Er durchfließt den über 2 *km* langen Uperuni Cota, um in eine ungangbare Schlucht einzutreten. Ein Stück oberhalb des Dorfes Choquetanga Grande vereinigt er sich mit dem Choquetangafluß.

Von Caracoles führt ein viel begangener Llamapfad über den Paß San Enrique, an dem Chatumarcafee vorüber nach Bengala und weiter ins Vilocotal. Drei hohe Pässe muß man überschreiten, darunter die Choquetanga- und die Hauptkette. Ich brauchte bis Araca 12 Stunden zu Fuß und das bei schauerhaftem Wetter! Aber die Einblicke, die ich trotzdem in die Choquetangakette gewann, rechtfertigten mein Unternehmen. Niemals wieder habe ich eine so düstere, wilde und niederdrückende Bergwelt gesehen. Man hatte mir von einer geheimnisvollen Lagune erzählt, die auf der Südseite des Nevado von Choquetanga liegen soll, Coruruni Cota. Vom Uperuni Cota führte ein kaum sichtbarer Felspfad dorthin. Kreisrund ist die Wanne, ihr Wasser tiefschwarz. Kein Getier belebt den toten See, kein Halm grünt am Ufer. Auf drei Seiten hängen Eiswände bis auf den Seespiegel hinab. Sie verfließen mit dem Nebel, der den schwarzen, nassen Fels umhüllt.

Lange saß ich am Rande des Wassers. Die Stille ringsum war erdrückend. All die unendliche Traurigkeit der Welt schien eingefangen in diesem See. Kein Wunder, daß die Indianer glauben, daß Geister dort ihr Wesen treiben, und daß sie den Ort meiden.

Erlöst atmete ich auf, als ich unten auf dem Wege nach Bengala wieder Stimmen hörte und Menschen und Lamas traf. An dem Chatumarcafee ging's vorüber und hinauf zu einer schneefreien Scharte, 5000 *m*, über die Choquetangakette. Zur Rechten, ganz nah, enthüllten sich dann und wann Felsen eines hohen Gipfels aus dem Nebel. Wie ich von der Utoromakette aus festgestellt hatte, lag hier der dominierende Gipfel des Choquetanga-Steles.

Ein langer Abstieg begann; es ging über Geröll in einen tiefen Talkessel, das Quellgebiet des Rio Chapoco<sup>1)</sup>. Er entsteht bei den elenden Hirtenhütten von Bengala, 4530 *m*, aus drei Quellbächen, die ihr Wasser von Gletschern der Utoromakette beziehen. Zahlreiche Llamatropas rasteten hier. Nun begann der lange, beschwerliche Anstieg zum Hauptkamm, der in dem Einschnitt von Salvadora Apacheta erreicht wird. Mit 5150 *m* ist dies der höchste dauernd benutzte Andenpaß, den ich kennenlernte. Der Weg führt ein Stück über ein Firnfeld und fällt seitlich von einem langen Gletscher ins Vilocotal hinab. Orographisch ist dieser Übergang dadurch wichtig, daß er die Grenze bildet zwischen dem nach Südosten laufenden, geschlossenen Hauptkamm und der in viele Einzelkämme aufgelösten Uracagruppe.

Als ich spät abends todmüde im Hotel der Grube Araca Quartier fand, konnte ich mit dem Tagwerk zufrieden sein; ich ließ mich auch nicht stören durch die Angestellten, die den Holzgang des Hauses benutzten, um mit den schweren Eisenkugeln der Erzmühlen nach leeren Bierflaschen Regel zu schieben. —

<sup>1)</sup> Von Herzog als Rio Gaujana bezeichnet.

Fast vier Jahre sind vergangen, seit ich von der Quimsa Cruz Abschied nahm, vielleicht für immer. Aus der Erinnerungen verwirrender Fülle ist sehr vieles geschwunden. Wenn ich in den Tagebüchern blättere, lese ich fast auf jeder Seite von allzu schwerem Gepäc, von Schindereien, Kälte und Nässe, von kleinen Ungerechtigkeiten des Schicksals. Das alles ist längst versunken, und es ist gut so. Nur das Lichte und Schöne blieb mir. Mag die Quimsa Cruz ein Gebirge sein wie hundert andere, für mich bedeutet sie etwas Besonderes. Nie werde ich jenen allerersten großen Tag am Cerro Junque vergessen, und den Ritt, der sich anschloß, durch den Cañon des La Paz-Flusses zu der Finca Cotaña am Illimani. Hier, wo fast alle Klimazonen der Erde sich überlagern, wo man in wenigen Stunden aus dem bizarren Felslabyrinth der Uracagruppe durch blühende Fuchsiendickichte hinabsteigt zu den Pfirsichplantagen von Teneria und weiter in die Kakteenwildnis um die Schlucht des La Paz, wo man eintaucht in die schauerliche Felswüste des Cañons, und drüben am Illimani wieder hochklimmt bis zu dem märchenhaft schönen Park von Cotaña, hier fühlte ich, daß etwas in mir schwang, das ich noch nicht gespürt. In dieser heroischen Landschaft liegt das Geheimnis des Landes, das mit Worten auszudrücken ich mich nicht vermesse, der Sauber, der alle, die Bolivien wirklich erlebt haben, festhält.

### Literaturverzeichnis

1. Henry Hoek, Bergfahrten in Bolivia. Zeitschrift des Deutschen und Osterreichischen Alpenvereins 1905, S. 165—192.
2. Theodor Herzog, Vom Urwald zu den Gletschern der Cordillere. Stuttgart 1913.
3. Derselbe, Die bolivischen Cordilleren. A. Petermanns Mitteilungen, 1913, S. 192—195.



# Bergfahrten im Kaukasus 1930

Von Hugo Tomasek, Wien

Die Zeiten, in denen der Kaukasus alpines Neuland war, sind vorbei. Für uns, den bergsteigerischen Nachwuchs, blieb von der großzügigen Erschließungstätigkeit nur mehr die Kleinarbeit übrig. Die Verkehrsverhältnisse haben sich seither ebenso gebessert, daß man kaum mehr von einer Expedition sprechen kann. Autostraßen führen in das Innere des Gebirges, an den besuchtesten Punkten stehen Talherbergen, am Elbrus gibt es in 4200 m Höhe sogar ein Schuhhaus. Im sowjetischen Fünfjahresplan ist auch die touristische Erschließung des Kaukasus vorgesehen, Naltschik soll mit einer Riesenherberge zum Touristenzentrum werden, von dem aus sämtliche Täler des Hauptkammes durch Autostraßen erschlossen werden sollen.

In den Talherbergen findet man heute schon weitgehende Unterstützung, als Ausländer läßt man sich Träger und Tragtiere am besten von dem Leiter der sogenannten „Basa“ besorgen, man erspart sich dabei Mühe und Geld. Lebensmittel, ja selbst primitive Ausrüstungsgegenstände sind dort erhältlich.

Das Wagnis war daher nicht sehr groß, als mich mein Freund Willi Müller aufforderte, mit ihm Bergfahrten im Kaukasus zu unternehmen. Um von den örtlichen Verhältnissen vollständig unabhängig zu sein, hatten wir uns schon ab Wien mit Proviant für 8 Wochen eingedeckt. Das umfangreiche Gepäc machte unser Vordringen etwas schwerfälliger, dafür konnten wir uns viel besser und reichlicher verpflegen, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Nur ein Anstern schwebte über unserem Vorhaben: das war das fattsam bekannte „Warten“. Damit hatten wir wirklich Pech. In Moskau ein Tag Zeitverlust, bis wir Platzkarten bekamen, ein veräumter Zuganschluß ein weiterer Tag. In Naltschik warteten wir 4 Tage, da die Täler behördlich abgesperrt waren. Den ursprünglichen Plan, auf dem kürzesten Wege zum Bezingsigletscher vorzudringen, mußten wir daher aufgeben und den riesigen Umweg durch das Bassantale und quer durch Swanetien in Kauf nehmen.

In einem sehr reparaturbedürftigen Auto fuhren wir die 130 km in 13 Stunden nach Zegenekli im Bassantale. Unterkunft und Verpflegung fanden wir in der Basa (Herberge), auch Träger besorgte uns die Leiterin. Wir waren nicht wenig erstaunt, als die zwei Träger ihre Rucksäcke zu einem Pud, gleich 16 kg, auf einen Esel auf luden und ihre Herren mit 24 kg auf dem Rücken hinterdrein marschieren ließen. Die Überraschung war aber noch größer, als nach einem kurzen Marsch, einer der beiden Balkaren zu Pferde angeritten kam. Das schien uns schon der Gipfelpunkt der Frechheit zu sein, aber wir hatten uns getäuscht, auf das Pferd wurden unsere gewichtigen Rucksäcke aufgepackt. Den Vorfall muß ich erwähnen, denn kostenlos ist sicher noch keinem Kaukasusfahrer etwas getragen worden.

Beim Übergang über den Betschopasj sahen wir wenig von den großartigen Bergen des Kaukasus. Die Schneegipfel verbergen sich hinter eintönigen Kuppen. Die Nordseite des Kammes ist nur dürftig bewachsen und die Höhen sind gering vergletschert. Die Südseite zeichnet sich dagegen durch eine üppige Vegetation aus. — Stundenlang wanderten wir im dichten Urwald, bis wir am späten Nachmittag auf freie Wiesen hinaustraten. Kurz hinter Betscho lehrten wir in der dortigen Basa ein. Um

nächsten Tage marschierten wir bei 47° C nach Mestia. In der Herberge, die schon viel geräumiger und reiner wie im Vorjahre war, gönnten wir uns einen halben Rasttag. Bis Schabesch, dem letzten Ort im Mulkratale, konnten wir noch ein Tragtier verwenden, dann mußten wir wieder zwei Träger mieten. Am späten Nachmittag brachen wir zu einem Hochlager am Zannergletscher auf. In dem steilen und dichten Wald auf dürftigen Steigspuren haben wir uns gerne der Führung der Swaneten anvertraut. Bei glühender Sonnenhitze stapften wir am nächsten Morgen die flachen Mulden des Zannergletschers zum Uperpaß hinauf.

Zum ersten Male erblickte ich die großartige Umrahmung des Bezingigletschers; anfangs war der Eindruck nicht so gewaltig, erst später, als ich die Ausmaße der Riesenmauer abschätzen lernte, fühlte ich die nötige Ehrfurcht. An diesem Tage fand ich auch keine Ruhe zum Beobachten. Der Weg über das höckerige Eis des Bezingigletschers zum Karaulkosch erschien mir endlos und ich hatte nur den einen Gedanken, meinen Rucksack möglichst bald loszubringen. Der Kosch sollte für Wochen unser Hauptlager sein, da ein Veterinärposten für die Sicherheit unserer Vorräte bürgte.

Wir unternahmen sofort einen Erkundungsausflug zu den Fünftausendern. Nach stundenlangem Marsch über das Eis des Bezingigletschers wählten wir unseren Lagerplatz gerade gegenüber dem Vorbau der Dschanga. Raun hatten wir das Zelt aufgestellt, setzte ein Dauergewitter ein, das uns für 36 Stunden in die Schlafsäcke bannte. Ausgiebige Neuschneemengen machten jede Tur unmöglich und wir mußten unverrichteterdinge zum Karaulkosch zurückkehren.

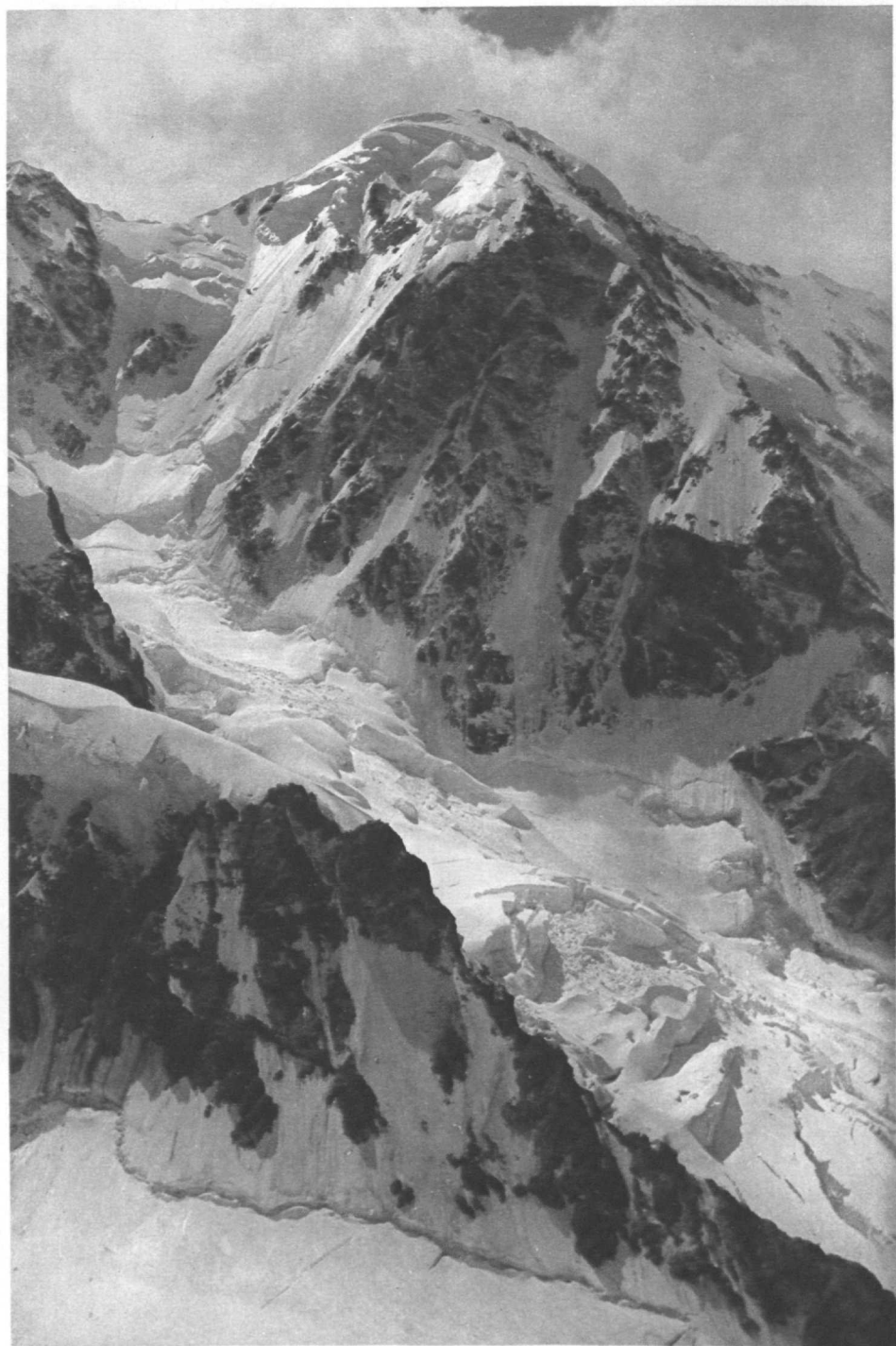
### In der Korgaschilikette

Volle drei Wochen waren wir von Wien abwesend und wir hatten noch immer keinen Gipfel erstiegen. Bei den jetzigen Schneeverhältnissen waren uns die Berge der Korgaschilikette ein dankbares Ziel. Nach dem Anblick vom Karaulkosch aus erwarteten wir nur einen unbedeutenden Felsberg zu ersteigen, erst als wir den versteckten Winkel des Tschumurtcherangletschers betraten, waren wir befriedigt. Die Flanken waren vereist und eine anregende Kletterei über den Ostgrat entschädigte uns für den mühseligen Aufstieg. Dabei gewannen wir einen ausgezeichneten Überblick über die Eisriesen um den Bezingigletscher. Um die Mittagszeit hatten wir den Doppelgipfel, 4270 m, als erste bezwungen und ordnungsgemäß einen Steinmann errichtet.

Beim Abstieg hatten wir nicht mit den schlechten Schneeverhältnissen gerechnet, so daß wir ein unvorhergesehenes Freilager beziehen mußten. — Im Karaulkosch angekommen, erfuhren wir von unserem neuesten Mißgeschick. Trotz aller Abmachungen war das Hauptgepäck aus Naltschik nicht eingetroffen und ich mußte mich als Sprachkundiger entschließen, dieses selbst zu holen. Bis Bezingi begleitete mich noch mein Freund. Infolge des letzten Hochwassers waren im Terektal sämtliche Brücken und auch teilweise die Wege zerstört, so daß der Abstieg nach dem nur 18 km entfernten Ort einen ganzen Tag beanspruchte. In der Herberge, die in der Schule untergebracht war, fanden wir Unterschlupf, aber an diese Rattenburg Bezingis denke ich nur mit Grauen zurück.

Ich mietete mir zwei Tragtiere und einen Führer und ritt die 56 km nach Naltschik ohne Kasten und Essen hinaus. Aufregend war der Ritt durch die Terektalschlucht, wo wir in das reißende Wildwasser mußten, um dann auf schwindeligen Pfaden die Enge zu umgehen. Auf den Höhen der Vorberge überraschte uns ein dreistündiges Gewitter, das die Wege in einen Sumpf verwandelte. Der Abstieg durch den steilen Wald war daher ein endloses Rutschen und es wurde Mitternacht, ehe wir Naltschik erreichten. Nach 11 Stunden kletterte ich, steif wie ein Stück Holz, aus dem Sattel.

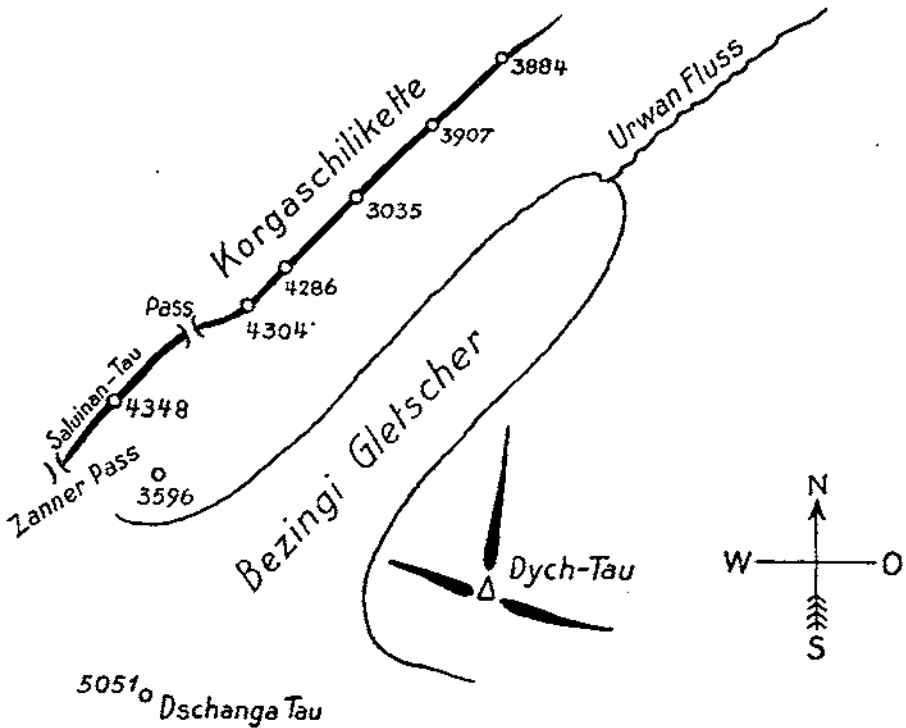
Am nächsten Tag ging es mit den bepacten Tragtieren denselben Weg zu Fuß



Mezzotinto Brudmann

Εχχαρα, 5184 m, Nordpfeiler





Kartenskizze der Korgaschilikette

wieder zurück. Achtmal mußte ich durch eiskalte Flüsse waten, Tragtiere treiben helfen, und ich versuchte auch auf einem sattellosen Fohlen zu reiten. Aus Bequemlichkeit und wegen der vielen Wasserläufe, die zu durchqueren waren, legte ich die 80 km von Naltschik bis zum Karaulkojch in ganz gewöhnlichen Turnschuhen zurück. Mit einer Eselkarawane schafften wir dann das Gepäd zu unserem Hauptlager und mit Hilfe eines Trägers richteten wir ein Hochlager am Bezingigletscher ein.

### Bascha auz Baschi

Der erste Sturm galt zwei unerstiegenen Viertausendern. Wie üblich überraschte uns auf dem ersten, dem unbenannten Punkt 4370 m, ein Gewitter. Wir mußten im Selt Zuflucht suchen und konnten den Weg erst am nächsten Morgen fortsetzen. Eine abwechslungsreiche Gratwanderung über Felschneiden und Wächtenkronen führte erst in einen Sattel und dann wieder zum nächsten Gipfel, Bascha auz Baschi, 4452 m, hinauf. Am die Mittagszeit hielten wir auf dem letzteren eine Rast mit einem einzigartigen Rundbild. Im Osten das riesige Gletscherbeden des Dych-fu-Gletschers, überragt von der mächtigen Nordwand des Alama, vor uns die Eismauer der Schhara und Dschanga und nach Westen ein unübersehbares Gipfelmeer bis zum Elbrus.

Der Nebenzweck der Erstigung war eigentlich die Erkundung eines neuen Anstieges auf die Schhara. Ich konnte aber nicht eine einzige leichte Stelle an dem abschreckend steilen Pfeiler finden, der unmittelbar zum Hauptgipfel führt. Die Erstei-



gungsmöglichkeit konnte nur ein Versuch beweisen. Zum Pläneschmieden war auch heute das richtige Wetter, nur nüteten alle Rechenegempel nichts, der Rucksack war leergegessen und wir mußten hinab. Die lange Kaste blühten wir auf dem Ramm, der zum Mischirgi Tau führt, in Folge der vorgeschrittenen Tageszeit wateten wir stellenweise bis zum Bauch in dem aufgeweichten Firnschnee. Vor dem ersten Felszahn stiegen wir einen 300 m hohen Eishang zum Dyck-Tau-Gletscher hinab. Alle Eile konnte uns aber nicht mehr vor einem Freilager bewahren und wir kehrten erst am nächsten Vormittag zu unserem Hochlager zurück.

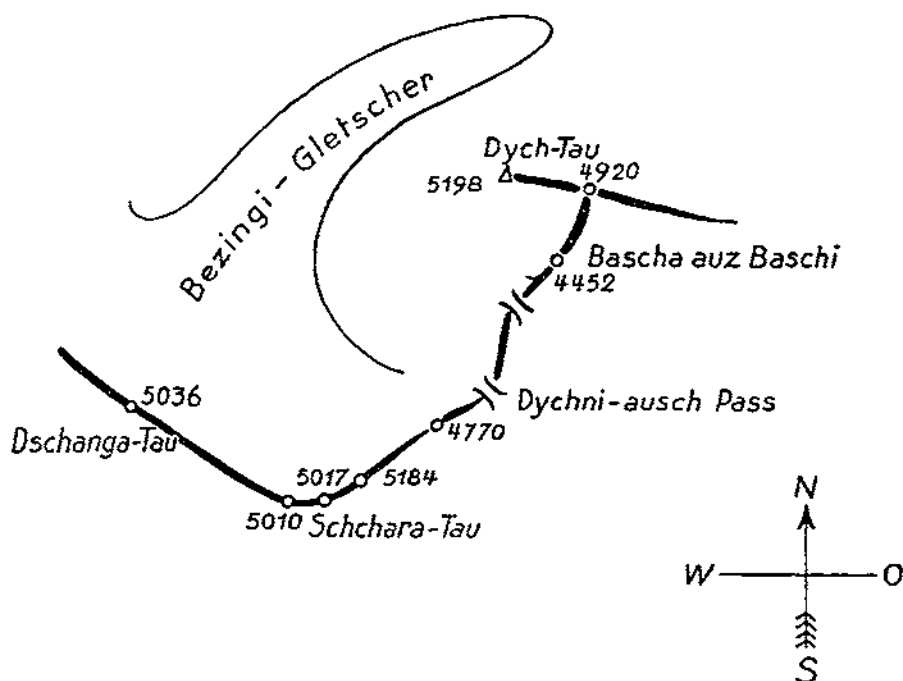
### Сhыра, 5184 m

Eineinhalb Tage bereiten wir uns in der Sommerfrische am Bezingigletscher für kommende Taten vor, indem wir unheimliche Mengen unserer Vorräte vertilgten. Nachdem wir genügend Kalorien aufgespeichert hatten, mußte die Entscheidung fallen. Für mich war es ein schwerer Entschluß, das Vorhaben konnte ebensogut gelingen, wie mißlingen. Der kleinste Unfall mußte uns hier ohne menschliche Hilfe zum Verderben werden.

Am 12. August 1930 verließen wir bei Mondschein das Lager. Wir brauchten nicht lange zu suchen, der Weg durch das Spaltengewirr war uns von den vorangegangenen Ausflügen genügend bekannt. Am Rande der großen Firnbucht zwischen Nord- und Ostgipfel machten wir halt. Tausend Zweifel quälten mich, ich wurde unsicher, feig und wollte noch im letzten Augenblick zurückschrecken. Immer wieder stellte ich mir die auftretenden Schwierigkeiten im Geiste vor: das Eisband, die steilen vereisten Felsen, den Abbruch des Hängegletschers (die Schlüsselstelle des Anstieges) und den langen Rückweg über den Nordgipfel.

Erst der junge Tag löste den Vann, ließ alle Bedenken vergessen und erweckte in mir ein rücksichtsloses Draufgängertum. Zwischen den Trümmern einer ausgedehnten Lawine stiegen wir in der zerfurchten Firnbucht bergan. Ohne Zögern querten wir zur Randkluft am Beginne des Eisbandes. Der Höhenmesser zeigte 4000 m an. Unter einem Eisüberhang trafen wir die letzten Vorbereitungen. Wir ahnten es nicht, daß uns das Seil für Tage verbinden sollte. Gleich ober der Randkluft hatte der Hang die größte Neigung, es waren Grifflöcher nötig, doch der Schnee war gut und ich konnte den nachkommenden Freund am fest eingerammten Pidel sichern. Er war eben im Begriff die letzten 10 Meter zu mir zu queren, als mich ein Ruf aufschaueln ließ. Einige hundert Meter ober mir zeichneten sich zackige Schneetrümmer gegen das Blau des Himmels ab. Sie schienen stille zu schweben. — Ich konnte keinen Entschluß mehr fassen und duckte mich nur gefühlsmäßig zusammen. Vergeblich, eine unheimliche Kraft wirbelte mich in die Tiefe. Die Sekunden wurden mir zur Ewigkeit, ich hatte den Eindruck, als ob sich mein Körper in eine wesenlose Masse auflösen würde und daß der Flug kein Ende nähme. Ich spürte auch keinen Seilruck, nur der beklemmende Druck in der Brust hörte auf und es kam mir zu Bewußtsein, daß ich abgestürzt sei. Ich hatte sofort meine schreckliche Lage erfasst und krümmte den Körper, um zu sehen, ob nichts gebrochen sei. „Ich bin ganz“, rief ich meinem Freunde zu, der entsetzt zu mir heruntersarrte. Der Anblick muß auch fürchterlich gewesen sein. Im Sturze hatte sich das Seil um meine Beine geschlungen und sich in den Steigeisen verfangen. Ich hing nun an meinem eigenen Pidel, mit dem Kopf nach abwärts und hielt krampfhaft meinen Rucksack. Hut und Fäustlinge lagen zwischen den gekrümmten Armen, die ich zum Schutze vor das Gesicht geschlagen hatte. Ein rotes Wächlein rann mir aus Mund und Nase über die Hände in den Hut.

Mit verzweifelmtem Kraftaufwand schnellte ich mich immer wieder empor, um meine Bande zu lösen. Es mußte rasch geschehen, die Muskel begannen durch die Abströmung



Kartenskizze des Schchara-Tau

zu erschlaffen. Oben zerrte mein Freund am Seil und mit einem letzten wütenden Ruck riß ich mich los. — Seil ein! — Rauchend stand ich oben und schaute meinem Begleiter in die Augen. Gehen wir weiter? Warum nicht. Ob wir diese Frage nur dachten oder aussprachen, wußte ich nachher nicht mehr. Es kam mir gar nicht in den Sinn umzukehren, obwohl ich soeben 20 m abgestürzt und dabei über die Randkluft geflogen war. Die einzige Verletzung war eine gequetschte Nase, nun die mußte schon mehr aushalten.

Achtung, ich gehe weiter! Einige Seillängen konnten wir ohne Zwischenfall zurücklegen. Mit einem Mal brach ein Höllenspektakel los. Der ganze Hang vor uns war überfät mit hüpfenden Steinen und in den Rinnen zischte der Schnee wie Wildwasser in die Tiefe. Hinter uns donnerten wieder ununterbrochen Schneelawinen. Wir waren gefangen! Im Schutze eines Felsblockes hatten wir eine Stufe und warteten. Neun qualvolle Stunden verbrachten wir zusammengefauert an dieser Stelle. Rechts und links tobte die Hölle, nur wir blieben verschont. Das Surren der Steine peitschte die Nerven bis zur Unerträglichkeit auf, mit angehaltenem Atem verfolgten wir die Bahn der verderbenbringenden Geschosse.

Nach Sonnenuntergang beruhigten sich endlich die teuflischen Geister. Wir hätten jetzt zurückkehren sollen, aber wir wollten nicht umsonst unser Leben aufs Spiel gesetzt haben. Hastig kratzte ich die morsche Schicht weg und verkrallte mich mit den Steigeisenzacken, den Fingern und dem Nideldorn im Eise und stieg so rasch ich konnte zu den Felsen hinauf. Bei einbrechender Dunkelheit waren wir oben, aber nirgends war ein Plätzchen zu entdecken, das nicht völlig vom Stein Schlag zerschlagen gewesen wäre. Vergeblich suchte ich eine Randkluft zu entdecken, das Eis war mit dem Felsen fest verwachsen. Wieder nichts! Unter einer senkrechten Felswand schlug ich dann den

oberen Rand weg und hatte noch eine Stufe für die Füße. Das Gleichgewicht durften wir hier nicht verlieren, die Sicherungshaken mußten leider in unseren Sitz eingeschlagen werden. Ich habe trotzdem die ganze Nacht geschlafen. In die Schlaffäde konnten wir hineinschlüpfen und das Zelt stülpten wir über die Köpfe. Einige Male schreckten mich aber doch der Hunger und die Kälte aus dem Schlaf, essen konnten wir hier nichts, dazu war der Platz viel zu klein und alles mußte angebunden werden.

Die Querung dieses schrecklichen Eisbandes werde ich nie vergessen, jeder einzelne Schritt ist mir noch in Erinnerung, auch der letzte Teil, den wir am nächsten Morgen zurücklegten. Ein Wettlauf mit der Sonne war nutzlos, der erste Strahl traf bereits die Felsen über uns, doch heute war es totenstill und wir erreichten ohne Zwischenfall eine geschützte Kanzel. Lat die Raft in der Sonne wohl, nach 24 Stunden konnten wir uns zum erstenmal gründlich satt essen. Es sollte die letzte genutzvolle Raft für Tage sein.

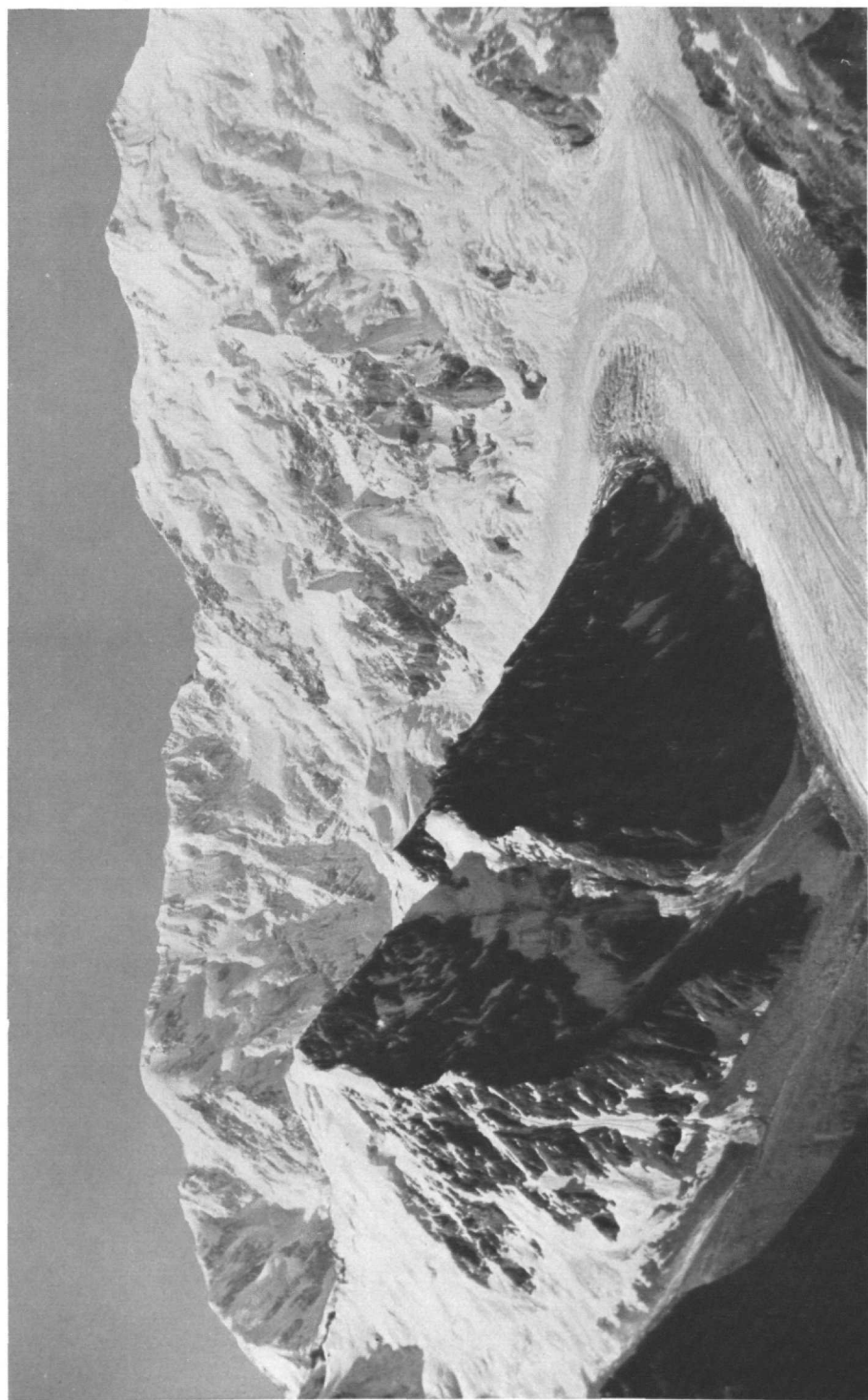
Über Fels- und Firnruppen querten wir zum Grat hinaus. Jetzt mußte es sich zeigen, ob ein Weiterkommen überhaupt möglich war. Durch einen engen, vereisten Ramin kletterte ich auf die Gratföhne und jubelte auf. Für einige Zeit hatten wir wenigstens leichtere Arbeit. Auf einem Blankeishang tasteten wir uns von einer Felsinsel zur anderen, um das zeitraubende Stufenschlagen zu ersparen. Wir gewannen dabei rasch an Höhe.

Der Steilaufschwung vor uns bestand bei genauerer Untersuchung aus einem unübersichtlichen Gewirr von Rippen und Rinnen. Wegen des herrschenden Sturmes zogen wir es lieber vor, in den Rinnen der Westflanke anzusteigen. Je weiter wir uns hinausarbeiteten, desto schwieriger wurden die Kletterstellen und die Vereisung nahm immer mehr zu. Ich erinnere mich nur ganz verschwommen an die Einzelheiten. Unter mir sah ich immer einen endlosen Eishang und 1000 m tiefer die Furchen der Lawinen. Den Weiterweg schien ein Gewirr von Felsklippen zu versperren und dahinter, wußte ich, verteidigte noch manches Hindernis den Gipfel.

Der Begriff Zeit war uns vollständig abhanden gekommen, denn unsere beiden Uhren waren zertrümmert. Wir hatten überhaupt für nichts mehr Sinn, wir wollten nur hinauf. — Den Steilaufschwung hatten wir fast ganz überwunden, nur das letzte Bollwerk erforderte den Einsatz der äußersten Kräfte. Ein senkrechter Riß, mit 15 cm Blankeis verkleidet, war die schwierigste Stelle des ganzen Anstieges. Eine glatte Turmwand, auch für den menschlichen Steigbaum zu hoch, wollte uns noch zurückschlagen. Ich konnte aber auf eine gegenüberstehende Felsnadel klettern und auf die Wand hinüberspreizen.

Wir betraten nun wieder den Hauptgrat. Über Schrofen und Schnee strebten wir der schon von unten sichtbaren, fein geschwungenen Firnschneide zu. Wir kamen nicht hoch, ein aufsteigender Schneesturm trieb uns zurück. In größter Eile hatten wir ein Loch in das Blankeis, in dem wir gerade Schutz für den Oberkörper fanden. Das Zelt konnte beim Eingang nur so befestigt werden, daß unsere Füße bereits in den Abgrund hinausragten. — Zwei Nächte und einen Tag tobte der Schneesturm, rieselte Pulverschnee in das enge Eisloch, kämpften wir gegen Hunger und Kälte und konnten doch nichts unternehmen. Weiter zu gehen wäre Wahnsinn gewesen und durch die schwierigen Felsen konnten wir bei dem Sturm auch nicht zurück. Solange wir zu essen hatten, brauchten wir nichts zu fürchten, aber wie lange würden wir mit unseren Vorräten auskommen?

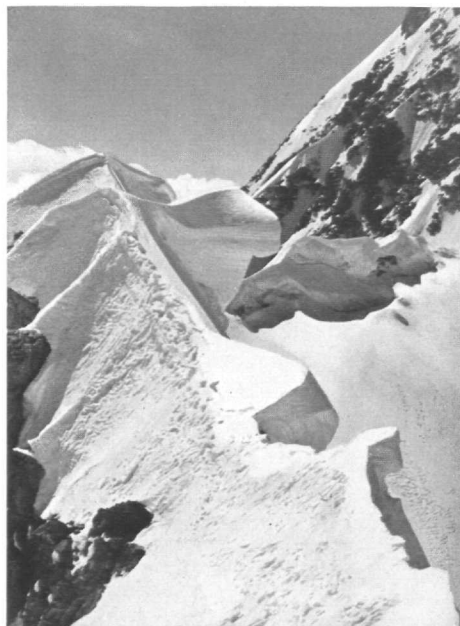
Am Morgen des zweiten Tages versuchten wir bei klarem Wetter vorzustoßen, doch die Wucht des Sturmes raubte uns den Atem und die Schneeförner hämmerten wild auf jede ungeschützte Stelle. In den Tiefen brauste es dumpf, grollend, der Schneestaub segte in langen Schwaden über die Hänge, in der Luft glüherten abertausende Kristalle und die Grate trugen einen wallenden Silberaum. Ich hatte an



Die Nordabstürze der Schahara und Dschanga-Gipfel



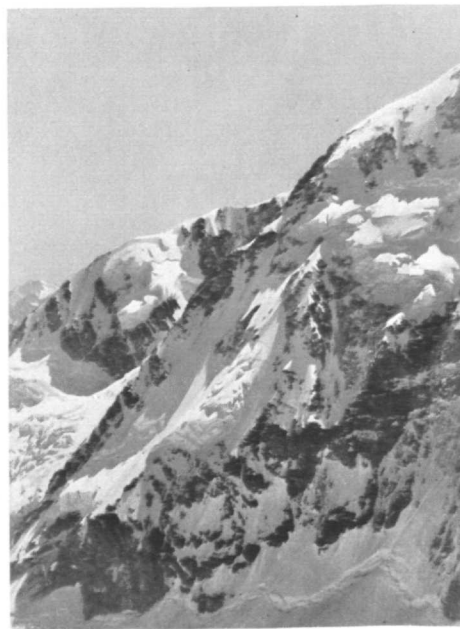
Im Aufstieg zur Dschanga



Wächten am Eshchara-Ostgipfel



Eintrittsrampe  
zum Eshchara-Nordpfeiler



Der Nordpfeiler  
der Eshchara vom Dschanga-Anstieg

diesem Schauspiel eine wilde Freude, obwohl wir nochmals zurück mußten, da sich Müller die Fingerspitzen erfroren hatte.

Nachmittags versuchten wir es noch einmal. 200 Meter kämpften wir in schwierigster Kletterei den vereisten Felsen ab, dann mußten wir nach einem Bivakplatz Ausschau halten. In der Finsternis hatten wir im Schutze eines riesigen Felsblockes eine ebene Fläche aus dem Eise, auf dem wir notdürftig das Zelt aufstellen konnten. Der Platz war klein und der Lukenliegende mußte sich anseilen, um nicht in den Abgrund zu rollen. Am Morgen nach dem vierten Bivak hatte ich noch den Übermut, das Lager im Lichtbild festzuhalten, obwohl ich keine Ahnung hatte, wie wir die überhängenden Eismassen des Hängegletschers über uns überwinden sollten.

Wir hatten Glück und konnten das gewaltige Hindernis auf einer sehr steilen Eisrampe zwischen der Eismauer und dem Abbruch der Felswand umgehen. In eintöniger Gleichmäßigkeit holte ich das Seil ein, schwang den Pidel, verfluchte den nassen, schweren Strid und zog ihn doch wieder gewohnheitsmäßig mit verkrampften Fingern ein. Ein steiler Schneehang erlöbte uns wenigstens von den technischen Schwierigkeiten, dafür mußten wir immer nach drei Schritten schnaufen, dann wieder drei Schritte stampfen, bis wir oben auf dem flachen Gipfelfamm standen.

Kurz unter dem Gipfel padte uns abermals der Sturm. Wir suchten Schutz in der Randkluft und verbrachten den halben Tag und eine Nacht im Zelt auf 5100 m. Ich wagte gar nicht daran zu denken, wie es am nächsten Tage sein würde. Inzwischen begruben die Schneemassen das Zelt und losgerissene Trümmer knallten die ganze Nacht auf das Zeltdach, mehrmals war der Eingang verweht und wir mußten Luftkanäle graben, um nicht zu ersticken. Das Innere vereiste vollständig, meine Beine waren in dem angewehten Schnee eingetroren und ich konnte mich kaum bewegen. Zelt und Schlaffad bewährte sich aber so vorzüglich, daß ich die Nacht durchgeschlafen habe.

Mit trohiger Zuversicht erwarteten wir den Morgen. — Es herrschte Windstille. Freudig bewegt stiegen wir den letzten Hang zur kleinen Gipfelfläche hinauf. Ein kurzer schwindeliger Gang über die Wächten und der Gipfel war erreicht.

Erreicht — damit habe ich das ganze Glück ausgedrückt, das mich dort oben erfüllte, die unerhörte Fernsicht war nur ein selbstverständliches Beiwerk. Ich starrte in das grüne Swanetien zu meinen Füßen, hinaus in die Ebene, wo der schneeweiße Regel des Ararat die Dunstschichte überragte, auf den kühn geschwungenen Wächtengrat zum Westgipfel und auf das Gipfelmeer zwischen Rasbel und Elbrus, ohne diese Herrlichkeit zu erfassen. Ein wenig Dankbarkeit fühlte ich noch, daß ich den Schreden der letzten Tage entronnen war.

Langsam fand ich wieder in die Wirklichkeit zurück. Ich wollte ja nicht mehr kämpfen, nur Ruhe haben. Wir glaubten sie im Sattel zwischen Haupt- und Nordgipfel zu finden. Möglichst rasch stiegen wir den steilen Firngrat ab. Mit jedem Schritt in die Tiefe wuchs die Spannkraft des Körpers, jede Lücke des Geländes spornte mich zu einer neuen List an und je zerbrechlicher die Kristallerker und je schlüpfriger der Pfad wurde, desto mehr wuchs eine gewisse Schlappheit dem Gefühl der Sicherheit.

Auf dem Sattel herrschte eine mörderische Hitze, von neuem befiel uns das Verlangen nach Ruhe und Wasser. Wir warfen uns in den Schnee und schauten mit Behagen auf unsere Spur zurück. Stufe an Stufe reiheten sich wie die Sprossen einer Leiter aneinander, die ins Blau des Himmels führte. Ja Sonne und Schnee hatten wir reichlich genug, dafür nichts zu essen. Wir versuchten es ernstlich von der Luft zu leben. Der Magen war nicht so verwöhnt, der ließ sich mit gestreckten Speisereften befriedigen, aber der Durst. Wir schmolzen Schnee auf dem ausgebreiteten Zelt, um wenigstens etwas das brennende Verlangen nach Wasser zu betäuben, der Brand auf der Zunge wurde dadurch nur ärger.

Unverantwortlich lange hatten wir gefaulenz, nun konnten wir bei einer Badofen-

hiße, daß die Luft vor den Augen flimmerte, zum Nordgipfel hinaufsteigen. Hätte uns die Gefahr auf dem lustigen Wächtergrat nicht zum Äußersten angespornt, wären wir nicht so rasch hinaufgekommen. Aufgeatmet aber haben wir, als es endlich bergab ging. Die Firnschneiden und brüchigen Felsen wollten jedoch kein Ende nehmen, bei jedem Schritt mußte man die ganze Willenskraft zusammennehmen, um keinen Fehltritt zu machen. Es wurde Abend, in der Finsternis fanden wir nicht den richtigen Durchstieg durch die Westflanke und so mußten wir uns zu einem Bivak entschließen. Sitzend, an Felsblöcken angebunden, verbrachten wir nun die sechste Nacht über Viertausend. Mit Kerzenresten und Papier erwärmten wir die dünne Morgensuppe, mehr hatten wir nicht zu essen.

Durch eine 300 m hohe Eiskrinne stiegen wir in das Firnbecken ab. Geborgen, dachte ich mir, als ich meinem Freunde die Hand drückte. Und diesmal freute mich die Raft besonders, die erste sorgenlose nach sechs Tagen. Noch waren wir nicht der Macht des Berges entronnen, der Abstieg durch die Lawinengasse stand uns noch bevor. Auch diesen Kniebeißer überwandten wir und dann fanden wir das erste Wasser. Gletschervasser, das den Gaumen verbrannte, so daß ich in der Mundhöhle vollständig wund war. Später im Glutkeßel des Gletschers zeigten sich bei meinem Begleiter die ersten Folgen einer Erfrierung der Füße. Er litt furchtbare Schmerzen und konnte sich nur mit Hilfe schmerzstillender Mittel bis zum Lagerplatz schleppen.

Drei Tage konnte ich ebenfalls nichts unternehmen, da Müller kaum ein paar Schritte gehen konnte. Ich widmete inzwischen meine ganze Aufmerksamkeit dem Kochtopf, nur zuweilen ging ich mit dem Apparat auf Bildersang aus. Endlich war mein Freund so weit, daß er allein zum Karaul Rosch zurückkehren konnte, während ich eine Besteigung durchführen wollte.

### ! Dschanga, 5036 m

Bei unserer ersten Fahrt am Bezingsgletscher hatten wir die kurzen Sommersehle unter dem P. 4370 m zurückgelassen. Die mußte ich nun holen und unternahm dabei einen Schiausflug auf einen Paß (etwa 4000 m) und erkundete gleichzeitig den Anstieg auf die Dschanga. Der Weg ist klar vorgezeichnet: aus einer flachen Gletschermulde gelangt man über eine Seitenrippe auf den Hauptgrat und über diesen auf den Gipfel.

Um die Mittagszeit stieg ein Gewitter auf und ehe ich mich recht versah, siedete der Berg tief in den Wolken. Bei Donner und Blitz graupelte es den ganzen Nachmittag und ich rechnete kaum mehr auf besseres Wetter. Am Rande des flachen Beckens schlug ich das Zelt auf dem Schnee auf und wartete. Es blieb aber gleich trostlos. Um so überraschter war ich am Morgen. Kein Wölkchen am Himmel und der Schnee beinhart gefroren.

Ein wenig misshütig, wie immer zu so früher Morgenstunde und besonders als Alleingehender, machte ich mich auf den Weg. In einer Stunde stand ich an der Randkluft. Mit dem ersten Schritt im Fels erfaßte mich schon eine unbändige Freude und ich konnte gar nicht rasch genug hochkommen. Mit jedem Meter wuchs meine Zuversicht und es freute mich geradezu, wenn es ein Hindernis zu überlisten gab. Vorerst waren keine besonders schwierigen Stellen zu überwinden. Ich hatte auch gar nicht das drückende Gefühl der Einsamkeit, wie sonst, der Berg schien mir heute ein guter Freund mit heiter lächelndem Angesicht zu sein. Ich schaute nur immerfort in die glitzernde Pracht der Eisbrüche, während meine Beine, wie eine Maschine rastlose Arbeit leisteten. Unheimlich rasch gewann ich an Höhe, wenn ich statt in den Felsen auf einem Eisgang aufsteigen konnte, dann wendete ich eine eigene Technik unter Zuhilfenahme der Hände an.

Auf dem Hauptgrate, vor dem Steilaufschwung, hielt ich eine wohlverdiente Rast. Ich blickte schon gewaltig tief auf den Gletscher hinab und der Dych Tau überragte mich auch nicht mehr so beängstigend. Nach einem leckeren Mahl, bestehend aus Selchfleisch mit Kraut und einigen süßen Nachspeisen, sammelte ich meine ganze Angriffslust zum Hauptsturm. Mit größter Vorsicht stieg ich an der steilen Felskante empor, das Gestein war meist brüchig, auf der Schattenseite vereist oder mit Pulverschnee bedeckt. Wie ein Polyp saugte ich mich fest und tastete mich langsam aufwärts. So ging es eine ganze Weile, bis eine glatte Turmwand den Weg versperrte. Ich mußte nun nach rechts auf einen Blankeishang hinausqueren, der mit Pulverschnee bedeckt war.

Ich hatte indessen gar nicht auf das Wetter geachtet und erst jetzt bemerkte ich die bedrohlichen Nebelfahnen, die der Sturm über den Grat setzte. Ich beschleunigte mein Tempo so gut ich konnte, das Wetter rückte aber noch schneller heran. Den Beginn des Firngrates hatte ich zwar erreicht, aber mich trennten noch immer 300 m Höhenunterschied vom Gipfel. Der erste Teil des Firngrates erforderte nur angestrengte Weintätigkeit, die Felsen im Mittelteil waren tief verschneit, brüchig, beanspruchten meine ganze Aufmerksamkeit und eine beträchtliche Zeit. Die Entfernung zum Gipfel schien sich dabei kaum zu verringern.

Drüben an der Schhara schoben sich Schwaden auf Schwaden feuchter, silberschimmernder Luft heran und über die Leiber der Vorhut wälzten sich die düsteren Hauptmassen, um sich jenseits des Berges hinabzustürzen in die Tiefe, die sie mit ihrem dumpfen Hauch erfüllten. Ein Raunen und Flüstern ging durch die Lüfte, auf meinem Pidel tanzten winzig kleine Flammen, der Wind begann zu pfeifen und trieb die ersten Nebelschleier zu mir herab. Der Schnee nahm eine stumpfe graue Färbung an und die ersten Flocken flatterten mir ins Gesicht.

Es war Fregel, jetzt weiter zu gehen, aber so nahe dem Ziele umkehren und doch nicht zurückkönnen, wenn das Unwetter losbrach? Ich wollte wenigstens bis unter die Wächte vordringen. Dort angelangt, zeigte sich in den Wolkenballen ober mir eine Lücke, da konnte ich nicht länger zurückhalten und stürmte auf den Wächtenkopf hinauf. Ich traute kaum meinen Augen. Vor mir lag die Firnkuppe der Dschanga im Sonnenglanz, nur durch einen flachen Sattel getrennt. Freudetrunken eilte ich hinüber. Heute war ich einmal empfänglich für das gewaltige Schauspiel, das sich mir bot. Das Gewitter hatte sich geteilt, um die Schhara qualmten noch die feuchtigkeitschwangeren Sturmwolken. Hinter dem Westgipfel der Dschanga lauerte dagegen ein düsteres Ungeheuer, umhüllt von schneeweißer Gischt, quallig zerfließend, sich wieder zusammenballend und phantastische Gestalten annehmend. Beruhigend blickten dagegen die grünen Wälder Swanetiens zu mir herauf und die Flüsse woben ein glühendes Silbernetz über die friedliche Landschaft. Ich blickte zurück in die Tiefe, aus der ich gekommen und da lag quer über den Gletscher der Schatten der Dschanga. Das war mein Uhrzeiger und der rückte mit unheimlicher Schnelligkeit vorwärts, mich zur Umkehr mahnend.

Die Nachzügler des Unwetters zerflatterten auf den Graten, als ich den Gipfel verließ und in die schattige Flanke stieg. Ich eilte im Lauffschrift hinunter, schmiegte mich an den Fels und ließ mich so schnell hinuntergleiten, als es die Vorsicht erlaubte. Es half nichts! Mir blühte wieder ein Freilager. Ich suchte nicht lange. In 4200 m Höhe fand ich eine Art Wanne in dem Felshang, in der ich mir ein genügsames Nachtlager bereitete. Ich kroch nur in meinen Schlaffad und band mich an die Felsen an. Lange schaute ich in die schweigende Nacht hinaus. Im kalten Licht des Vollmondes schien alles Leben zu erstarren, kein fallender Stein, kein glucksendes Wasser war zu hören, nur manchmal unterbrach ich mit einem tiefen Atemzug die unendliche Ruhe.

Das Erwachen war wie im Traume, um mich ein feenhaft beleuchteter Kristallpalast, das Mondlicht spiegelte sich in den blauen Eisbrüchen und über die Kämme der Schhara huschte der erste blasse Schimmer des jungen Tages. Sehnsüchtig er-



wartete ich ein bißchen Sonnenwärme, denn gleich unterhalb meines Lagerplatzes gab es eine schwierige Kletterstelle zu überwinden. Vorläufig ließ ich mir mein Frühstück gut schmecken und lugte von meinem Adlerhorst in die Gletscherwelt hinab.

Ein dumpfes Grollen schreckte mich aus der Ruhe. Eine schneeweiße Riesenschlange zischte über die Felsabhängen hinunter — mit weithin hallendem Donner folgte die zweite nach und unten am Gletscher schwebte ein Silberwölkchen in das Sonnenlicht hinaus. Drei wohlgelungene Aufnahmen lassen mich dieses Schauspiel nie mehr vergessen. Nun wurde auch ich lebendig und kramte bald mit meinen Steigeisen auf dem Blankeishang herum. Die kritische Kletterstelle, die mir im Aufstiege einiges Kopfschmerzen verursacht hatte, ließ sich im Abstieg leichter bezwingen, als ich geglaubt hatte. Immer rascher sprang ich nun die Felsstufen hinunter, über die Randkluft und den letzten steilen Schneehang zu meinen Brettern hinab.

In flotten Schwingen glitt ich den flachen Gletscher talaus, teuflisch zäh ging es aber auf den flachen Strecken oder gar erst auf den Gegensteigungen. Vom Hauptlager weg verdroß es mich ganz, nichts im Magen, dafür einen straff gespannten Rucksack und zwei Paar Sommerschi auf dem Rücken zu haben. Das endlose Moränengefoster und dann die unzähligen Eishücker auf dem Bezingsgletscher entlodten mir manchen, fräftigen Fluch. Damit wurde meine Stimmung nicht besser und der Tag nicht länger. Aus den Tälern brodelten milchige Nebel herauf, die Schatten krochen an den Hängen immer höher und höher und in der fahlen Dämmerung verlor die Umgebung die bekannte Gestalt. Mir war jetzt schon alles gleich, mit verbissener Wut stolperte ich weiter. Ein Ruf. Der Hirte vom Karaul Kofch hatte mich entdeckt und meldete meine Ankunft. Erleichtert warf ich meinen Rucksack in einen Winkel der Umhütte und stürzte mich über ein leederes Mahl, das mir mein Freund vorbereitet hatte. Beim flackernden Lagerfeuer vergaß ich bald auf meine Müdigkeit und erzählte nur von frohem Gelingen.

### Musiklang

Es sollte meine letzte Fahrt für diesmal sein. Meine Unternehmungslust trieb mich zwar noch einmal in das Nischirgital, aber ein sintflutartiger Regen hielt mich für 36 Stunden im Zelt gefangen. Unsere Zeit war ebenfalls abgelaufen und wir mußten an den Rückmarsch denken. Auf bekannten Wegen wanderten wir mit zwei Eseln und ab Bezings auch mit einem Reittier das Terekal nach Naltschil hinaus. Durch gründliches Faulenzen suchten wir die Anstrengungen der letzten Wochen wieder wettzumachen.

Eine Eisenbahnfahrt mit ihren Widerwärtigkeiten, wie Zugversäumnisse und Warten, brachte uns nach Wladikawkas. Den Abschluß unserer Reise sollte eine Autofahrt über die Grusnische Heeresstraße bilden. In der Station Kasbel unterbrachen wir die Fahrt, um den Kasbel zu ersteigen. Schlechtes Wetter verhinderte es aber. Ich versuchte es noch einmal allein, aber ich kam nur bis 4000 m, dann trieb mich der kalte Septembervind wieder ins Tal.

Im Baedeker steht, die Strecke bis zur Station Kasbel sei am abwechslungsreichsten. Ich bin anderer Meinung, bis dort machten die paar Mauerreste und die steilen Schluchtwände auf mich gar keinen Eindruck. Nach Kasbel öffnet sich aber nach jeder Biegung des Tales ein neuer fesselnder Blick auf eine wehrhafte Ortschaft, die von einem Turme überragt ist. Besonders romantisch wirkt ein Ort, wo sich die Autostraße unter den Befestigungsmauern durchwindet. Die Schießscharten drohen ohnmächtig auf die Eindringlinge aus einer anderen Welt herab. Durch eine Anzahl Orte rast das Auto dem Heiligkreuzpaß zu. Vor Beginn der Steigung ist das Flußbett überall blutigrot gefärbt von den zahlreichen Eisensäuerlingen. Bei einem Häus-

chen bekommt man auch „Narjan“ zu trinken. Dann steigt die Straße in klühen Kehren den Berg hinan, Lawinenerbauungen überdecken die Fahrbahn, oft führt aber außen die Sommerfahrstraße herum.

Bis zum Paß türmen sich zu beiden Seiten des Tales steile Grasflanken himmelwärts, die von zahlreichen Schafherden belebt werden. Auf dem Sattel selbst erstreckt sich ein flaches, eintöniges Tal. Jenseits des Passes sinkt der Hang rasch ab, ganz plötzlich bietet sich ein entzündender Blick auf die grünen Ruppen Georgiens. Durch eine Schrafenwand windet sich die Straße zu einer Ortschaft hinab, auf die man 600 m höher hinabgeblüht hat. Endlich sind die aufregenden Kehren überwunden und nun entzückt wieder frisches Grün die Augen. Der Süden mit seiner Appigkeit nimmt die Sinne gefangen.

Auf einer breiten Fahrstraße rollte das Auto Tiflis entgegen. Eine europäische Stadt nahm uns auf und milderte die schlechten Eindrücke, die wir anderswo gewonnen hatten. Dieser ausklingende Abschluß der Reise war nötig, um uns aus den erlebnisreichen Tagen in den Bergen in den Alltag überzuführen.

Als Bergsteiger war ich natürlich mit meinen Erfolgen nicht zufrieden, da einige Ziele unerreicht geblieben waren, was meinen Ehrgeiz kränkte. Vergessen sind nun die Mühen und Gefahren, das Schöne, Große strahlt in der Erinnerung, und ich habe nur den einen Wunsch, bald wieder hinauszuziehen zum Kampf um ein neues Ziel in den wilden, gewaltigen Bergen.



# Der thessalische Olymp

Von Dr. Ludwig Obersteiner, Graz

Olymp“, Thron der alten Griechengötter, wie wunderbar leuchtest du in der Erinnerung an jene verschwundenen Tage, als wir unseren Fuß auf dein nebelumwogtes Haupt setzen durften. Völl köstlichster Romantik war unser Weg zum sagenumwobenen, höchsten Berg des hellenischen Landes.

„Weite Fahrt“ ist heute das Lösungswort des Wanderers, der dem Großbetriebe der Alpen entfliehen und seine Jugendträume im fremden, wenig bekannten und berührten Lande verwirklichen will.

Urpöblich war bei einer Urlaubsbesprechung das Wort „Griechenland“ eingeworfen worden. Es brachte uns auf die glückliche Idee, mit einer solchen Reise — welcher Bergsteiger denkt nicht immer auch an seine Berge — die Besteigung des thessalischen Olymp zu verbinden.

Zu Pfingsten des Jahres 1927 reisten wir voll Spannung und Erwartung nach Saloniki ab. Schon beim ersten Schritt ins neue Griechenland begann das Abenteuer, wußten wir doch damals vom Olymp nicht mehr, als daß im Jahre 1911 der Senenser Gelehrte Richter dort von Räubern gefangengenommen wurde und Marcel Kurz 1921 im Auftrag der griechischen Regierung die Vermessung durchgeführt hatte.

Unsere griechischen Sprachkenntnisse waren äußerst gering. Neuvoll merkte ich, daß nur ein kümmerlicher Rest im Unterbewußtsein die Gymnasialjahre überdauert hatte. Es war nur die Kenntnis des Alphabetes verblieben, immerhin wertvoll für die Entzifferung der Aufschriften, und noch ein wenig, um aus dem Altgriechischen den neugriechischen Sinn einzelner Worte zu deuten. So konnte uns eigentlich nur viel Glück und die Zeichensprache helfen. Das Glück war uns hold. Es stellte sich in Gestalt eines Athener Malers, namens Basilios Ithakifios ein, der uns als Dolmetsch mit Hilfe der französischen Sprache äußerst willkommen war. Daß wir dort am Fuße des Olymp auch einen Grazer als Autounternehmer antrafen, war des Guten fast zuviel.

Marcel Kurz, wegen seiner kartographischen Tätigkeit wohl der beste Kenner des Olymp, hat ein sehr lezenswertes Buch („Le Mont Olympe“, B. Uttinger, Neuchâtel 1923) herausgegeben und diesem seine Arbeit, eine ausgezeichnete Karte des Hocholymp im Maßstabe 1 : 20 000 beigegeben. Er schildert ausführlich die Erstigungsgeschichte des Gebietes, dessen Besucher eine Reihe bekannter Wissenschaftler und Kartographen waren. Heuzey, Barth, Cvijc und andere haben das Massiv gequert. Bis 1916 waren englische und sogar auch österreichische Vermessungsingenieure im Gebiete. Ing. Eduard Richter aus Jena bereiste aus besonderer Vorliebe für Geographie in den Jahren 1909—1911 den Olymp. Er wurde 1911 von Räubern auf der Westseite gefangengenommen und nur gegen ein ungeheures Lösegeld freigelassen. Er hat seine Abenteuer in einer kleinen Schrift („Meine Erlebnisse in der Gefangenschaft am Olymp“, Born, Leipzig) und in einem Artikel im Jahrbuch des S. V. C. 1922 („Zur Erstigungsgeschichte des Olymp“) niedergelegt.

Die erste Erstigung des höchsten Gipfels gelang den Genfer Studenten M. Daniel Baud-Bovy und Fred Boissonas mit dem Griechen Kalalos am 9. August 1913. Sie erstiegen im dichten Nebel zuerst die kleine Mitfa (von Kurz auch La Bierge genannt) in der Meinung, schon am höchsten Punkt zu sein. Als sich der Nebel etwas lichtete,

erkannten sie ihren Irrtum und verdankten dann der Fähigkeit ihres Führers Kafalos die Erreichung des höchsten Gipfels, Mitka, von ihnen Pic Veniselos benannt.

Die Benannten vollführten am 21. Juli 1919 auch die zweite Ersteigung. Die dritte sah den Griechen Giorgio Kostandakos am 20. Juli 1920 auf dem Gipfel, der seinen Namen auf einem Gipfelselzen verewigte.

Am 12. August 1921 folgte Marcel Kurz wieder mit Kafalos, die erstmals nun auch den zweithöchsten Gipfel, Stefan oder Thron des Zeus, erstiegen. Außer einer Filmexpedition scheint dann vor uns niemand mehr die Gipfelregion betreten zu haben. Angeblich soll im Jahre 1928 in Athen ein griechischer Alpenklub gegründet worden sein, über dessen Unternehmungen jedoch nichts bekannt wurde.

Nachdem wir uns das Mischmasch des alten türkischen und neuen modernen Saloniki angesehen hatten, schüttelten wir den Staub im wahrsten Sinne des Wortes von uns und fuhren, nunmehr in Bergausrüstung, reichlich bestaunt, mit dem einzigen Personenzug des Tages auf der Athener Strecke nach Süden. Überall tummelten sich die Kraniche neben der Bahnstrecke auf den trockenen Feldern der thessalischen Bauern. Der Olymp hatte seine übliche Haube. So rollten wir recht gemächlich dahin und beschäftigten uns während der Fahrt vor allem mit dem Thema Räuber. Olymp und Räuber werden seit jeher gedanklich zusammengeworfen und daheim mußten wir oftmals die Frage, ob wir uns nicht fürchteten, beantworten. Auch uns wurde es etwas ungemütlich zumute, als ein im Zuge befindliches Geschwisterpaar aus Larissa in deutscher Sprache erzählte, daß sein Onkel vor einem Monate im südlichen Olymp von Räubern gefangengenommen und nur gegen Lösegeld freigelassen worden sei. Wir dachten deshalb zuerst an die Mitnahme einer kleinen Bedeckungsmannschaft, verzichteten aber beim Abmarsch aus geldlichen Gründen darauf, da unsere Expedition selbst aus fünf Männern bestand.

Litochoron, den üblichen Ausgangspunkt, dachten wir uns als ein kleines Nest, fanden aber, höchst erstaunt, eine 8000köpfige Stadt vor. Der Bahnhof liegt fast am Meere in einer Bucht, die Stadt gegen 200 m hoch am Hange. Knapp vor der Ankunft stießen wir im Zuge auf einen Heimkehrer aus Amerika, der uns gerne Unterstützung zusagte. Schwer bepackt mußten wir nach dem Aussteigen, der Bahnstrecke entlang zu Fuß wandern, bis wir nach etwa zehn Minuten zu einer Schenke und den Mietautos kamen. Furchen im Erdreich deuteten von hier weg die Fahrstraße zur Stadt an. Dort angekommen, ging's zuerst zum Gendarmerieposten, der unsere Daten aufnahm.

Marcel Kurz verweist in seinem Buche lobend auf einen Einwohner Litochorons namens Kристо Kafalos und empfiehlt ihn als Führer für Fahrten ins Olympgebiet.

Durch Vermittlung des Amerikamüden wurden wir zu Kafalos geführt. Wie überall die Gassfreundschaft im Norden Griechenlands gepflegt wird, so wurden wir von Kafalos in sein Haus geführt, seiner Familie vorgestellt und mit gutem Schnaps und nach türkischer Art eingelegten Früchten bewirtet. Kafalos zeigte uns mit Stolz Bilder vom Olymp, die er von Kurz und einer amerikanischen Filmgesellschaft erhalten hatte.

Später machten wir einen Rundgang durch Litochoron. Es ist ein recht ausgedehnter Ort, in welchem sich, wie wir später erfuhren, an 800 Amerikaheimkehrer niedergelassen hatten, die zu unserer Freude die englische Sprache beherrschten und hier in größter Einfachheit, Bescheidenheit und im süßen Nichtstun ihre Tage verlebten. Am Berghang befindet sich ein großer Wiesenplatz, den eine riesige Platane beherrscht. Unter ihr hatte ein Amerikaner ein Blüfett aufgeschlagen, aus dem wir uns vorzüglich verpflegten. Der Blick nach Osten und Norden auf das Meer und zum Berge Athos ist reizend, ebenso die Sicht auf die Gipfel des Olymp, die im Westen hinter der unzugänglichen Schlucht der Prina teilweise aus dem Nebel auftauchten. Zurück-

gekehrt zum Hause des Kakalos trafen wir dort den Maler Ithakifios, der sich längere Zeit in Belgien aufgehalten hatte und daher recht gut Französisch sprach. Er bat, bei unserer Unternehmung mithalten zu dürfen, was wir schon im Hinblick darauf, daß wir jedweder Sprachjorge hiedurch enthoben und somit den besten Dolmetsch hatten, gerne annahmen.

Die Nacht war fürchterlich. Wegen der Hitze schliefen wir am offenen verandaähnlichen Dachboden des Hauses Kakalos. Es dünkte uns, daß Tausende von Flöhen auf uns losgelassen seien, die uns die ganze Nacht quälten. Wir atmeten auf, als wir recht zeitig aus den improvisierten Lagern kriechen konnten.

Der Abmarsch war auf 4 Uhr festgesetzt, doch erst um 8 Uhr — immerhin eine recht geringe Verspätung — ging es los. Meine Frau „hoch zu Ross“ auf geschmücktem Maultier, mein langjähriger Bergkamerad Leopold Pravda, der Maler und ich, dann Kakalos, ein älterer Treiber und ein kaum vierzehnjähriger Gehilfe. Hierzu vier Maultiere, zwei Reit- und zwei Tragtiere.

Wir waren daher eine ziemlich große Gesellschaft, die eventuell einzelnen Räubern die Stirne bieten konnte. Kakalos trug ein Gewehr, von welchem er allerdings nur einmal versuchsweise Gebrauch machte, wir hatten Pidel; so zogen wir voll Zuversicht hinein zum sagenhaften Olymp.

Das von der Stadt westlich zum Hauptkamm ziehende Prinatal ist an seinem Ausgange in die Ebene nicht gangbar. Der Pfad zu dem Einsiedlerkloster Hag. Dionysios führt deshalb zuerst am nördlichen Hange bis in eine Höhe von 1000 m hinauf. Die Sonne brütete bereits, als wir den baumlosen Hang — ein riesiger Aronsstab war das höchste Gewächs — in Angriff nahmen, und ganz durchnäßt die Höhe bei einem kleinen Sattel und großen larigioähnlichen Kiefern erreichten. Schäferhunde empfangen uns mit wütendem Gebell, ein graubärtiger Hirte mit langem Hirtenstab rief sie zurück, dauerndes Geläute der weidenden Schafe ertönte und darüber zogen unter tiefblauem Himmel zwei mächtige Adler ihre Kreise. Es war ein prächtiges Idyll, das zur Rast einlud. Der Weiterweg führte nun am Südhange hin, bald zweigte ein Steiglein zu dem in der Tiefe liegenden Kloster ab. Wir aber wanderten in sengender Mittags- hitze auf stark verwachsenen Steiglein fast eben weiter und erreichten um 2 Uhr nachmittags den Salboden an einer unseren Almweiden ähnlichen Stelle, Prioni genannt. Hier teilt sich das Tal. Wir gingen durch den rechten Graben, vorbei an einem Felsloch, aus dem ein Bächlein mit herrlichem Trinkwasser herauschoß, und steil bergan auf einen Kliden (Mavro-Longos).

In einer Höhe von 1960 m unter prächtigen Kiefern beendeten wir den guten Tagesmarsch bei dem vermutlich von Kurz seinerzeit errichteten Lagerplatz, einem sehr primitiven Dach an der einzigen flacheren Stelle des Hanges. Wasser gib'ts hier keines mehr, die Treiber holten auf Maultieren Schnee aus einer nahen Runse und bald fladerte ein wohliges Lagerfeuer in die Gebirgsmacht am Olymp.

Zeitig am Morgen des nächsten Tages brachen wir zur Bergfahrt auf. Die Treiber blieben zurück, nur Kakalos, der Unermüdlige, ging mit Gewehr und einem schweren Pelzrod mit uns. Zuerst in Rinne steil ansteigend, dann über noch teilweise bewaldete Hänge, kamen wir nach 1½ Stunden in eine karstähnliche Landschaft, südlich der Hauptgipfel. Die vorgelagerten Berge sind weitgedehnte mugelige Erhebungen, auf welchen man schöne Schifahrten unternehmen könnte. Bei 2800 m erreichten wir den Hauptkamm und wandten uns hier nordwärts der ersten höheren Kuppe Skolion, 2905 m, zu, die ein großer Steinmann zielt. Hier angelangt, lagen die Hauptgipfel des Olymp vor uns. Zadige, recht kühne Gestalten, die in mehr als 500 m hohen, eigenartig geschichteten Wänden nach Westen abbrechen. Ihre Erkletterung dürfte wegen des brüchigen und abwärts geschichteten Gesteins sehr schwierig sein.

Über einen langsam schmaler und felsiger werdenden Kamm überschritten wir die



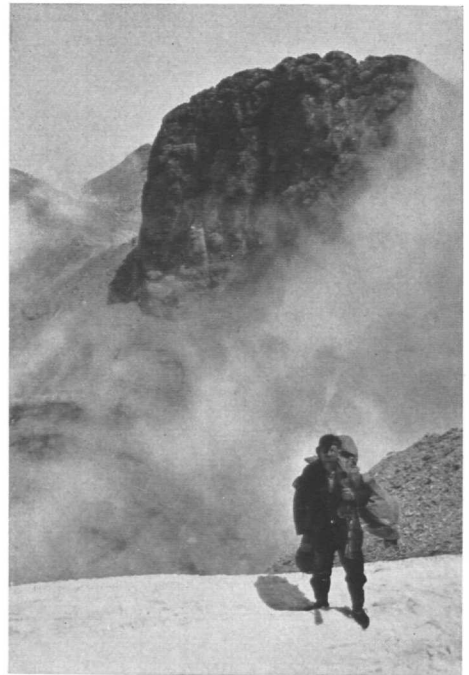
Der Olymp. Ansicht von Süden



Blick während der Kletterei am höchsten Gipfel des Olymp nach Süden (Palimnastri, 2815 m)



Westabstürze der höchsten Olympgipfel



Stefan (auch Thron des Zeus genannt), 2909 m,  
zweithöchster Gipfel des Olymp



Höchster Gipfel des Olymp, Mitka, 2917 m, gesehen vom Kamme Skolion-Skala

Skala, 2866 *m.* Von der Scharte hinter ihr begann die durchwegs leichte Kletterei. Ein Felssturm, die Kleine Mikka, ward in der Distanke umgangen. Pravda und ich erstiegen den Turm von Norden her über eine sehr brüchige Kante. Es folgten nach der Umgehung eine steilere Rinne und ein kurzes Gratstück und dann standen wir um 12 Uhr mittags auf dem höchsten Gipfel des Olymp, Mikka, 2917 *m.* Leider hatten die ewig wogenden Nebel sich geschlossen, und nur hin und wieder konnten wir einen kurzen Ausblick auf das weitgedehnte thessalische Bergland im Osten zum Pindusgebirge hinüber und auf das Meer im Westen erhaschen. Wegen unserer bunten Gesellschaft war an eine Überschreitung des mit schönen Felstürmchen versehenen Grates zum zweiten Hauptgipfel nicht zu denken. Wir kletterten deshalb durch eine sehr steile und mehr gefährliche als schwierige, etwa 250 *m* hohe Felsrinne — ähnlich unseren Steilschrofen — in der Ostwand hinab zum Fuß der Felsen und querten gegen Norden entlang zu der in die tiefste Scharte zwischen den Gipfeln hinaufziehenden Rinne. Pravda, Kafalos und ich standen  $\frac{1}{4}$  Stunden später nach interessanter Kletterei um 3 Uhr nachmittags beim Steinmann des Stefan, 2909 *m.* Ich kletterte noch einige Gratarme weiter und errichtete am äußersten Punkt vor dem Nordabsturz einen Steinmann. Alle anderen Seiten dieses Gipfels sind vermutlich auch heute noch unbestiegen.

Unser Ziel war erreicht. Durch große schneeerfüllte Mulden (Gourna Ilias) wanderten wir nach unserer Rückkehr zu den Gefährten weiter nach Norden und erstiegen als Abschluß die Loumba, 2785 *m.*, und die letzte bedeutendere Erhebung Ughios Ilias, 2787 *m.* Auf ihr steht eine Kapelle, die nach Heuzey (1852) von Wallfahrern in den Zeiten des ersten Christentums errichtet worden sein soll. Entgegen unserer Erwartung hatten wir an einem Tage sieben der höchsten Gipfel des Olymp bestiegen. Bei Dämmerlicht ließen wir die endlosen, steilen und steinigten Halben hinab, und zogen nach längerer Querung um 8 Uhr abends in unserem Lager ein.

Am nächsten Nachmittage besuchten wir beim Abstieg das Kloster Hag, Dionysios im Prinatala und erreichten in später Stunde wohlbehalten Litochoron. Von Räubern dürfte man im östlichen Olymp dauernd unbehelligt sein.

Unser Führer Kafalos hatte sich glänzend bewährt; er hat uns jeden Wunsch von den Lippen abgelesen und war unentwegt um unser Wohl besorgt. Mit den wenigen mittlerweile erlernten, aber desto herzlicheren Dankesworten und „Auf frohes Wiedersehen!“ schieden wir am nächsten Tage am Bahnhofe Litochoron von ihm und seinen Bergen.





# Südkarpathenfahrt 1931 der U. = V. = Sektion Hochland, München

Von Rolf Richter, München

Anläßlich der Fünfzigjahrfeier des Siebenbürgischen Karpathenvereins in Hermannstadt im Sommer 1930 hat es der 1. Vorsitzende des D. u. S. Alpenvereins, Herr Oberbaudirektor Rehlen, als vornehmste Aufgabe der Zukunft bezeichnet, das verbindende Kulturband zwischen der deutschen Alpinistik und jenen deutschen Kameraden, die anderen Regierungen unterstellt sind, nicht abreißen zu lassen.

Es ist verständlich, daß diese Worte gerade in Siebenbürgen außerordentlich warm berührt haben, denn man bedenke: 700 Jahre ist der Siebenbürger Sachse seinem Deutschtum treu geblieben und so schwer er ringt, so hart der wirtschaftliche Verzweigungskampf auch sein mag, er wird seinem Deutschtum immerfort treu bleiben, da ihm die große Gemeinschaft der Deutschen und der tiefe Wert des Volkstums bewußt ist!

Jene Worte, welche die Zusammengehörigkeit aller deutschen Bergsteiger betonen, wollten wir nach Kräften in die Tat umsetzen und gleichzeitig auch die Transsylvanischen Alpen oder Südkarpathen kennenlernen.

So schnell der Entschluß an sich gefaßt war, so lange sollte es dauern, bis alles Satsache wurde.

Was es bedeutet, die einschlägige Literatur zusammenzusuchen und durchzustudieren, Brief um Brief auf der Schreibmaschine herunterzuklappern, Anfragen, Bitten und Gesuche, dazu Rundschreiben an die Teilnehmer und das übrige Drum und Dran wegen Ausrüstung, Proviant usw., das kann nur derjenige ermessen, der so etwas selber durchgemacht hat.

Als alles geordnet, auch die Notverordnung mit ihrer Ausreisegebühr glücklich überwunden war und sonstige Schwierigkeiten finanzieller Natur mit dankenswerter Unterstützung des Hauptauschusses und unserer Sektion Hochland hinter uns lagen, da empfanden wir Tag und Stunde der festgesetzten Abreise als eine Erleichterung.

Ein letztes Kopfzerbrechen bereitete uns noch die Verteilung des mitzunehmenden Gepäcks. Nur was bei weitgehender Anspruchslosigkeit notwendig erschien, hielt der strengen Ausmusterung stand. Alles andere, es war manches Gute und Schöne dabei, mußte zu Hause bleiben.

Trotzdem haben wir (Hans Udermann, Toni Greindl, Walter Schäfer und meine Wenigkeit) Aufsehen erregt. In Berg und Tal haben Fachmänner und Laien den Kopf geschüttelt wegen unserer überdimensionierten Rucksäcke.

Schnellzug und Eilschiff brachten uns von München über Wien nach Preßburg, wohin ich tags zuvor (13. August) vorausgefahren war, um im „Deutschen Alpenverein Preßburg“ meiner Vortragsverpflichtung nachzukommen.

Die Deutschen Alpenvereine in der Tschechoslowakei stellen die ehemaligen Sektionen unseres Alpenvereins dar, die bekanntlich wie die vielen anderen Sektionen in den übrigen Nachfolgestaaten zwangsweise aufgelöst werden mußten.

Gemeinsam wurde von Preßburg die abwechslungsreiche Donaufahrt auf der Nibelungen Spur stromab fortgesetzt.

Ruhig glitt das Schiff, von Männen begleitet, durch das flache Land. Der breite Strom hat die Ufer weit auseinandergerückt, die samt ihren Altflüssen von Reihern und anderen Wasservögeln belebt werden. An anderer Stelle sind alte Wassermühlen zu sehen, oder breitgestirnte Kinderherden, die vor der drückenden Sonnenhitze in der Flut Kühlung suchen.

Vorbei geht's an Komorn (Komárom) der Festungsstadt, dann an Gran (Esztergom), der einstigen Burg König Szeles, heute Sitz des Fürstprimas von Ungarn, des höchsten kirchlichen Würdenträgers dieses Landes. Später zieht Bisegrad vorbei, wo vor Zeiten die ersten ungarischen Könige glänzenden Hof hielten.

Die Schatten der Dämmerung hatten sich längst in dunkle Nacht verwandelt, aus der uns Budapest in einem überschwenglichen Lichtermeer entgegenstrahlte. Märchenhaft, im wahren Sinne des Wortes, stand das Parlament, die Fischerbastei und andere Monumentalbauten im hellen Scheinwerferlicht da.

Ebenso stark wie diese Lichterpracht in ihrer verschwenderischen Fülle unser Gemüt beeinflusste, ebenso nachhaltig brannte später ein bei billigem Wein und Zigeuner-musik genossenes Paprikagulasch auf unseren Gaumen.

Die Weiterreise aus der ungarischen Hauptstadt am nächsten Morgen sah eine lange Bahnfahrt vor: quer durch die Puszta nach Bintul de jos, schon im siebenbürgischen Hochland gelegen, und von hier auf einer Nebenstrecke nach Hermannstadt.

Die über der weiten, baumlosen ungarischen Tiefebene flimmernde Sonnenglut ließ unser Eisenbahnabteil badofenartig wirken. Schon nach kurzer Zeit litten wir unter brennendem Durst, der durch eifriges Vertilgen von überaus saftigen Wassermelonen, die hier spottbillig zu haben sind, gestillt wurde.

Sonst verlief die lange Reise ohne Zwischenfall, ebenso die Paß- und Gepäckkontrollen, die wir ab München an der österreichischen, tschechischen, ungarischen und rumänischen Grenze erlebten. Als alle diese Prozeduren überstanden waren, konnten wir erleichtert aufatmen, denn es lag sicherlich manches in unseren Koffern und Rucksäcken, was vielleicht das Auge eines Zöllners entzückt hätte.

Da wir in Bintul de jos keinen Anschluß fanden, mußten wir die Nacht im Schlafsaal auf den harten Dielen des Wartesaales verbringen. Bei unserer langersehnten Ankunft in Hermannstadt (Sibiu) am 17. August wurden wir am Bahnhof herzlich willkommen geheßen. Mit der Begrüßung begann die liebenswürdige Unterstützung und wertvolle Hilfsbereitschaft des Siebenbürgischen Karpathenvereins, die uns bis zur späteren Abreise unvermindert erhalten blieb.

Der Tag war mit der unerläßlichen Anmeldung bei der Siguranza, den letzten Einkäufen, Erkundigungen und der Stadtbesichtigung reichlich ausgefüllt. Den Beschluß bildete am Abend ein gemütliches Zusammensein mit führenden Herren des Siebenbürgischen Karpathenvereins.

Schon in früher Morgenstunde setzten wir uns vom Hotel „Römischer Kaiser“ in Marsch und zogen schwer behaftet wieder zum Bahnhof, um in wenigen Stunden Fred (Urig) zu erreichen. Hier begann unsere eigentliche Bergfahrt.

Den ursprünglich geplanten Anmarsch und Aufstieg aus dem Roten-Turm-Paß hatten wir aufgegeben zugunsten eines kürzeren Weges. Veranlassung hierzu gab eine vermutlich auf der Reise schon zugezogene Darmverstimmung, an deren plötzlich auftretenden Folgen der eine mehr, der andere weniger stark zu leiden hatte.

Von Fred, 390 m, aus brachten Greindl und Schäfer das Hauptgepäck über Oberporumbach (Porumbacul superior) teils mit dem landesüblichen Leiterwagen, einem ungefederten Pferdegespann, teils mit Tragtier auf die „Robert-Gut-Hütte“, 1545 m, am Negroi, während Adermann und ich in einer großen Schleife von Westen her anstiegen.

Auf unserem 11 km langen Marsch entlang dem Riul-mare-Bach zur Waldzone sahen wir auf den Feldern und Weiden rumänische Bauern an der Arbeit. So pri-

mitiv ihre teilweise ganz aus Holz gefertigten Feldgeräte waren, so einfach war auch ihre Kleidung. Ein schwarzer Filzhut, flach und rund gepreßt, dient als Kopfbedeckung, ein grobes Hemd aus handgewebtem Leinen mit weiten Ärmeln und tiefem Brustausschnitt fällt, durch einen sehr breiten Ledergürtel zusammengehalten, über der anliegenden weißen Leinenhose in kurzen Falten nieder. Die in Lappen gehüllten Füße stecken in einem Stück Leder, welches mit Draht und Riemen gegen die Zehen hin keilartig zusammengeknürt ist.

Nachdem die „Poiana neamtului“, 706 m, eine kleine Waldweide, hinter uns lag, verließen wir den Riul-mare-Bach und stiegen südöstlich einen steilen Waldrücken hinauf zur Bărcăciu-Hütte, 1550 m, der Ortsgruppe Hermannstadt des Siebenbürgischen Karpathenvereins.

In den Nadelwäldern unterhalb der Hütte standen an mancher Stelle die schönsten Steinpilze wie Ankraut in Hülle und Fülle. Hier und anderorts boten sie uns in unerwarteter gleichförmiger Bivaktkost willkommene Abwechslung.

Nach kurzem Abstieg von der Bărcăciu-Hütte zur „Stăna buna“, 1400 m, standen wir bald auf den steilen Grashängen, die den Freder See, 2010 m, kesselartig umrahmen. Hier konnten wir die erste Bekanntschaft mit den später noch oft angetroffenen großen Schafherden machen samt ihren Ciobanen (rumänischen Hirten) und den gefürchteten scharfen Hunden. Entgegen allen Verlässen erwiesen sich Hirten und Hunde bei allen Zusammentreffen als ganz umgänglich, was indessen nicht immer der Fall sein soll, besonders in bezug auf die Hunde.

Die Verständigung mit den Hirten ließ infolge meiner bescheidenen rumänischen Sprachkenntnisse etwas zu wünschen übrig, wir schieden aber regelmäßig in bestem Einvernehmen, wozu eine jeweilige Spende von etwas „Lufun“ (Tabak) oder einige Zigaretten stets sehr erfolgreich mithalf. Auch die späteren Begegnungen hatten für uns immer wieder ihren Reiz, denn die Hirten in ihren langen Pelzmänteln, mit denen sie auch bei der größten Sonnenhitze wie verwahren erscheinen, die zottigen, oft wolfsähnlichen Hunde und Hunderte von Schafen gaben ein buntes Bild.

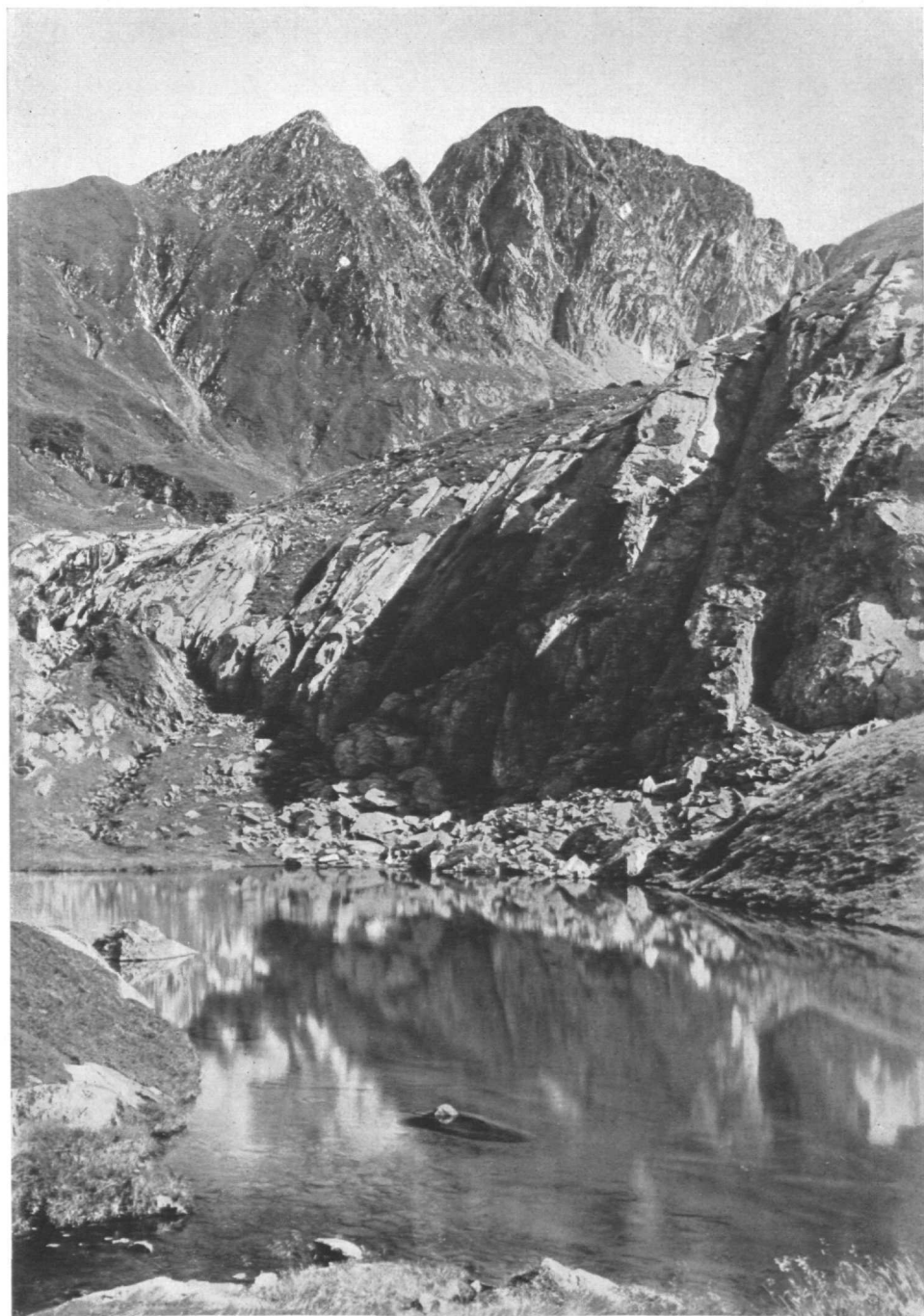
Weniger begeistern konnten uns dagegen die armseligen Behausungen der Hirten, „Stăna“ genannt, die an schmutziger Dürftigkeit und beklemmender Enge in der Reihe menschlicher Wohnstätten ihresgleichen suchen. — Almen und Almwirtschaft, wie in den Ostalpen, sind hierzulande gänzlich unbekannt.

Der Freder See mit seinen Bergen gab ein stimmungsvolles Bild. Über wilden Steintrümmern baut sich der zerborstene Gipfel der Hohen-Scharte oder Ciortea auf, daneben schiebt die finstere Nordwand der Garbova empor und beide Felsgerölste werden von Vertopurosu im Westen und Scara im Osten, zwei Grasbergen mit sanften Formen, flankiert.

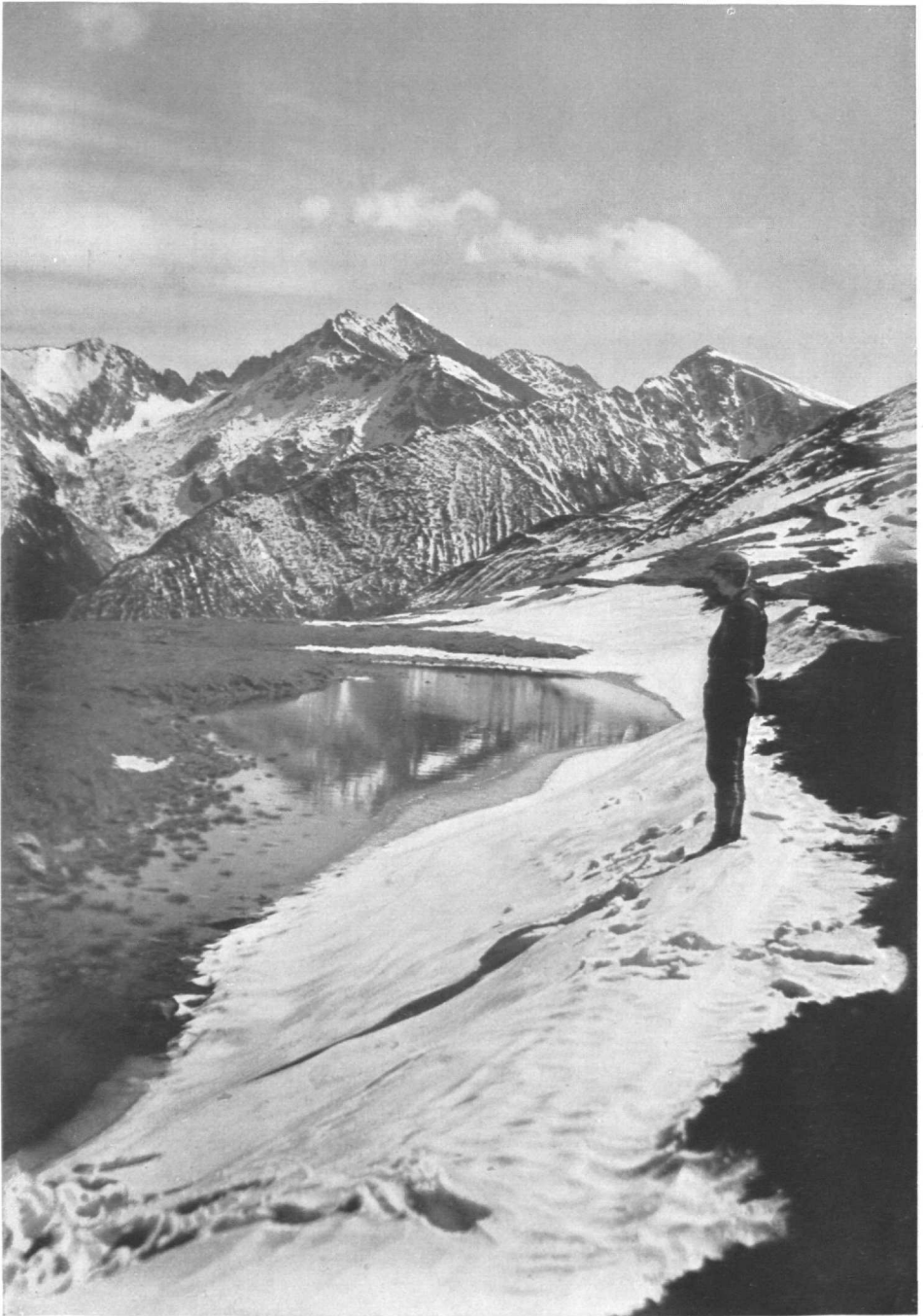
Nach kurzer Rast am See erstiegen wir in anregender Kletterei die Hohe-Scharte, 2426 m, über den Westgrat und überschritten anschließend daran Garbova, 2230 m, Scara, 2313 m, und Moscaşul, 2277 m. Im Gebiet zwischen Scara und Moscaşul fanden wir noch Spuren des Weltkrieges, die uns an die erbitterten Kämpfe des Deutschen Alpenkorps um den etwa 25 km weiter westlich gelegenen Roten-Turm-Paß erinnerten. Der blutige Kampf tobte damals besonders stark am Sutul, 2281 m, zu dem wir stumme Grüße hinüber sandten.

Ein feister Wind brachte dichten Nebel, der uns die schöne Fernsicht nahm und unser Fortkommen behinderte. Mit Rücksicht auf den nahen Abend gaben wir ein weiteres Vordringen am Hauptkamm auf und stiegen kurz entschlossen über Schrofen aufs Geratewohl gegen Norden ab. Nach mühsamer Arbeit in dichtem Krummholz und an glatten Grashängen grüßte uns endlich aus der Dunkelheit der Nacht das Licht der Robert-Gut-Hütte.

Wie alle anderen Hütten des Siebenbürgischen Karpathenvereins, so stellt auch die



Sogarașer Gebirge: Kleiner Podragu- oder Podragel-See mit Podraguspitze



Fogarascher Gebirge (Negoigebiet). Von links nach rechts: Berger Spitze, Spieß-Bergercharte, Negoï (Nordgrat und Gipfel), Calfunspitze, Serbota

Robert-Gut-Hütte einen einfachen, aber sauberen Holzbau dar, der in seiner praktischen Einteilung und Ausstattung gemäßigten Ansprüchen vollauf gerecht wird. Können diese Hütten auch mit denen unseres Alpenvereins bezüglich Größe, Ausstattung und Bauweise keinen Vergleich aushalten, so ist es doch bewundernswert, was trotz geringer Mittel und sonstiger Schwierigkeiten der Siebenbürgische Karpathenverein im Lauf der Jahre in dieser Richtung geschaffen hat, wozu noch Wegbauten, Markierungen und andere Einrichtungen kommen, die zur Förderung des Bergsteigens in den Karpathen dienen.

Dieses für die Alpinistik im allgemeinen und für das Deutschtum im besonderen bedeutsame Werk zeugt von wahrer Naturfreude und von echter Liebe zu den Bergen, die große Opfer zu bringen bereit ist.

Die nächsten Tage galten dem *Ne go i*, 2544 m, der höchsten Erhebung der Südkarpathen. Von der Robert-Gut-Hütte führt ein guter Weg (Drachensteig) bergwärts, von dem wir später nach links abschwanken, um aus der Spieß-Berger-Scharte, 2308 m, den direkten Nordgrat des *Ne go i* anzuzeigen.

Die genußvolle Kletterei im Urgestein über Türme und Saden, durch tiefe Einschnitte voneinander getrennt, war eigenartig und ganz anders wie in unseren heimatischen Kalkbergen. Oft hieß es sich dehnen und strecken, um die entfernten Griffe und Tritte zu erreichen, und mancher ellenlange Spreizschritt kam zur Anwendung, bis im immer dichter werdenden Nebel ein großes Vermessungszeichen auf dem verflachten Grat die Gipfelhöhe anzeigte. Hier schüttelten wir uns die Hände und freuten uns über die gelungene Neutur.

Die vielgepriesene Fernsicht verbarg sich hinter grauen Nebelschleiern, die im Spiel der Winde wie trübe Wasser hin- und herwogten. Nichts war zu sehen von der langen Gipfelreihe in Ost und West, vom freien Blick nach Süden in die Walachei, wo an klaren Tagen das Silberband der fernen Donau glänzt und nichts im Norden, wo das prächtige Siebenbürger Land liegt, wie ein Mosaik aus Naturschönheiten zusammengesetzt.

Schon nach kurzer Rast eilten wir den gewöhnlichen Weg hinab, um unterhalb der Spieß-Berger-Scharte an geeigneter Stelle unsere Zelte aufzubauen und um den Rest unseres Gepäcks von der Hütte heraufzuschaffen.

Oberhalb einer munteren Quelle richteten wir zwischen mächtigen Blöcken unser Lager ein, in dem wir noch späten Besuch bekamen. Ein junger Siebenbürger Sachse aus Rothberg war bei seiner Bergfahrt in die Dunkelheit geraten und besand sich noch auf der Suche nach der Robert-Gut-Hütte. Da sich Schäfer wegen seiner Darmverfärbung noch auf der Hütte pflegte, räumten wir den freien Zeltplatz gerne unserem deutschen Bruder ein. Nach kurzweiligen Gesprächen krochen wir in unsere Schlafsäcke, um bei dem ersten Frühlingslicht wieder auf den Beinen zu sein. Als unser Schlaggenosse talwärts schritt, kam Schäfer gut erholte bei uns an. Nach einem kräftigen Frühstück wechselten wir über die Spieß-Berger-Scharte auf die Ostseite des *Ne go i* hinüber, der auch hier eine schöne Felslandschaft zeigt. Besonders stach uns der Nordostgrat mit seinen zackigen Türmen und die Nordostwand mit ihrer dunklen Plattenflucht in die Augen. Rasch verstaute wir unser Gepäck zwischen grobem Blockwerk und ordneten unser Kletterzeug. Es war beschlossene Sache, den Grat und die Wand in zwei Seilschaften zu gleicher Zeit anzuzeigen.

Schäfer und Greindl stiegen ein krümmereersfülltes Kar hinauf zum Fuße der Wand, Adermann und ich stapften hinüber zum tiefer unten beginnenden Gratansatz.

Bei lachendem Sonnenschein hob ein frohes Beginnen an. Mit Spreizen und Stemmen, mit Dehnen und Strecken kamen wir, in der Führung abwechselnd, gut vorwärts. Über Türme und Saden ging die lustige Kletterei, die uns keine größeren Schwierigkeiten bereitete. Glatter bröseliger Fels, flechtenüberzogene Platten und

ein Pfeiler, der kaum berührt wie ein Geschöß in die Tiefe fauste, mahnten uns dafür zu Vorsicht. In einem Schartel angelangt, sahen wir unsere Freunde seitwärts von uns in der Wand hängen. Zurufe bestätigten unsere Vermutung, daß die beiden in der Wand viel schwerere Arbeit zu verrichten hatten wie wir am Grat.

Ein plattiger Aufschwung brachte uns für einige Seillängen schöne Kletterei, dann flogen wir über Schrofen zum Hauptkamm und über diesen in wenigen Minuten zum Gipfel. Einige Siebenbürger Sachsen, die den üblichen Weg über die Nordwestflanke benützt hatten, begrüßten uns mit einem heimatlichen „Berg-Heil!“ Da Klettern in unserem Sinn in den Südkarpathen fremd ist, so hatten sie unsere Felsfahrt mit Spannung verfolgt und besahen sich jetzt eingehend unsere Ausrüstung.

Einige Zeit später tauchten auch Greindl und Schäfer aus der Gipfelschlucht auf und es herrschte große Freude über die zwei gelungenen Neuturen.

Dem Bericht unserer Freunde konnten wir entnehmen, daß die Kletterei in festem, aber wenig gegliedertem Fels teilweise äußerst schwierig war und es nicht ohne Mauerhaken abging. Die Rinnen und Risse des unteren und die große Schlucht im oberen Teil der Wand waren schnell überwunden, langsamer ging es dagegen im mittleren Teil aufwärts. Einem Steigbaum zu Beginn einer schweren 40 m hohen Plattenwand mit abschließendem Überhang folgte eine Hangeltraverse an senkrechter Wand nach links zu einem guten Standplatz. Hier setzte ein sehr steiles und glattes Plattenband an, das an winzigen Griffen und Tritten sehr schwer nach links gequert wurde, um dann zu einem überhängenden Riß emporzusteigen. Über demselben zog ein ausgeheftetes Band mit mehreren Unterbrechungen nach rechts zu der vom Gipfel herabziehenden Schlucht, die den Ausstieg ermöglichte.

Nachdem wir die herrliche Gipfelschau ausgiebig genossen hatten, eilten wir durch die blanken Felsrinnen der „Strunga draculi“, zu deutsch Teufelschlucht, hinab zu unserem Gepäc.

Um nahen Quellwasser hielten wir auf sonnenwarmen Blöcken Imbiß-Rast, dann querten wir ausgedehnte Trümmerhalden und fanden am grasigen Ufer des Caltunsees, etwa 2200 m, einen geeigneten Bivakplatz auf dem nach bewährtem Muster bald emsiger Betrieb herrschte. An einer von uns mit Grasplatten eingeebneten Stelle erstanden die Selte, wegen der immer wieder auftretenden Windböen besonders sorgfältig verspannt und mit einer Schuhmauer aus Felsplatten umgeben.

Inzwischen hatte Greindl, unser Lagerloch, seines Amtes gewaltet, dann sahen wir satt und froh im stillen Abendfrieden der Natur zusammen. Das kristallklare Wasser des Caltunsees gluckte leise an den Ufersteinen und über dem See wuchs die Nordwand des Caltun in den dunklen Abendhimmel, an dem die ersten Sterne zu leuchten begannen.

Am 21. August überschritten wir bei heftigem Sturmwind, der aus blauem Himmel über den Kamm segte, und, zeitweise orkanartig gesteigert, unser Fortkommen fast unmbglich machte, Laitelul, 2403 m, Wärsu Laitii, 2405 m, und Paltina, 2294 m.

Die Fernsicht bot uns sehr schöne Bilder, besonders gegen Süden, wo die kulissenartig angeordneten Seitendäfte des Hauptkammes mit ihren Urwäldern in einer Stala grüner und blauer Farböne im Dunst der Ferne zerrannen. Trotzdem begrüßten wir es, als wir nicht mehr am Grat den heftigen Windstößen ausgeheft waren, sondern gegen den Aufwind förmlich hinunterruderten in einen weiten Kessel, in den der Zuleasee eingebettet liegt. Der Zuleasee, ringsum von einem Bergkranz umgeben, dürfte das größte und schönste dieser Bergwässer sein.

Auf einer kleinen Halbinsel steht die bescheidene, einräumige Zuleaseehütte, 2043 m, die uns angenehm empfundenen Schutz gewährte.

Die Windstärke steigerte sich derart, daß zeitweise über dem See eine Wasserhose stand und als ich später in einem anscheinend ruhigen Augenblick vor der Hütte Ge-



schirr spülen wollte, da riß ein plötzlicher Windstoß Teller, Kocher u. a. in die Luft und ließ einiges davon im Gleitflug auf dem See landen. Mein Mißgeschick trug mir einige Spöttelei ein, dann fischten wir mit einem alten Rahn und einer langen Holzstange alles zusammen, nur zwei Teller blieben unten auf dem Seegrund und grinsten hämisch zu uns herauf.

Gegen Abend zogen Nebelschwaden auf, dunkle Wolken wälzten sich über die Grate und bald war alles wie in eine bleigraue Masse gehüllt. Näher und näher kam der grollende Donner, der sich beim hemmungslosen Ausbruch der Elemente zum mißtönenden Diskant steigerte.

Dies war der Auftakt der anhaltenden Schlechtwetterperiode, die unser weiteres Programm über den Hausen warf. Sturm und Regen, Nebel und Schnee lösten sich in wechselnder Reihenfolge ab. Klarte es aber wirklich einmal für kurze Zeit auf, so fanden wir uns unterwegs, ohne Möglichkeit für ein größeres Unternehmen.

Die uns bevorstehende Fortsetzung des Weges über den Hauptkamm nahm durch den Gepäcstransport viel Zeit in Anspruch, um so mehr als immer wieder beträchtliche Höhenunterschiede zu bewältigen waren. Außerdem beeinträchtigte dichter Nebel öfters unser Tempo. Wir mußten häufig den Kompaß benutzen und eifrig nach den Markierungssteinen der über den Hauptkamm verlaufenen ehemaligen ungarisch-rumänischen Grenze Ausschau halten.

Unter all diesen Umständen konnte unsere Stimmung nicht immer rosig sein und manches kernige gut bayerische Wort entfuhr dem Mund. —

Die anregenden Stüttengespräche mit einer Wandergruppe junger Siebenbürger Sachsen, die durch das Unwetter ebenfalls zum Rasten gezwungen war, gab uns Aufschluß über die großen geistigen und wirtschaftlichen Nöte der deutschen Volksgruppe in Siebenbürgen. Alles was dieses Land heute ist und hat, verdankt es 700jähriger deutscher Kulturarbeit, was vom jeweiligen Landesherrn in Vergangenheit und Gegenwart nie anerkannt worden ist. Die unwürdigen Bestrebungen des heutigen rumänischen Regimes zielen offensichtlich auf die Zertrümmerung dieser kerndeutschen Volksgruppe ab, die ihre Stammesart stärker und reiner erhalten hat wie jede andere.

Jedes Mittel scheint recht zu sein, um den deutschen Baumeister des Landes zum Steinträger zu erniedrigen, um die geistig überlegene Minderheit zur Minderwertigkeit herabzudrücken.

Dahin sind wohlterworbene Rechte, wertvoller Besitz und blühender Wohlstand von einst! Heute geht der Kampf in Stadt und Land um das Letzte, um die wirtschaftliche Existenz und um die Erhaltung der deutschen Kirche und Schule. —

Um das Urleagebiet, den östlichen Teil des Fogarascher Gebirges zu erreichen, wäre es notwendig gewesen am Hauptkamm etwa 20 km weiter vorzubringen. Sahen die Wetterverhältnisse auch immer noch schlecht aus, so wollten wir wenigstens einen Versuch unternehmen.

Die Nacht vom 22. zum 23. August brachte noch etwas Neuschnee, in den Hochlagen eine Niederschlagspause, die uns zum Besuch der Gempenspitze, 2429 m, Wärfu Baiugi, 2443 m, und Venatorea, 2508 m, ermunterte. Gegen Abend stieg ich im Eiltempo noch zur schönen Buleahütte, 1234 m, der Ortsgruppe Hermannstadt des S.R.B. hinab, um Post und Einkäufe zu besorgen, während meine Freunde alle Vorbereitungen für den morgigen Weitermarsch trafen.

Frühzeitig setzten wir uns nach herzlichem Abschied von „Vater“ Roth, dem alten Besorger der Buleaseehütte, mit Sack und Pack in Bewegung und stiegen erneut zur Kammböhe hinauf.

Am Gempensee vorbei, querten wir in mehrstündiger Wanderung über südseitige Schutt- und Grashalden zur „Kleinen Scharte“, wechselten hier in die Nordflanke, überschritten anschließend Note 2451 und 2315 und erstiegen nach vielem Bergauf und



Bergab auch Vârful Ursusul mare, 2474 m. Das ewige Auf und Ab, meistens mit großem Höhenverlust verbunden, fand endlich im breiten Sattel zwischen Contradspitze und Podraguspitze, 2456 m, seine letzte Wiederholung.

Von der Podraguspitze, unserem letzten Gipfel im Fogarascher Gebirge, genossen wir einen schönen Tiefblick in ein weites Kar mit dem Großen Podragusee, an dessen Ufer wir Bivak bezogen. In der Nacht heulte der Sturmwind wilde Melodien und ein wolkenbruchartiger Regenguß nach dem andern prasselte auf unsere Zelte nieder. Da das trostlose Wetter keine baldige Besserung von Dauer verhieß und der Sturm eines unserer Zelte stark beschädigt hatte, beschloßen wir schweren Herzens endgültig nach Norden abzusteißen. Schon am Morgen räumten wir das ungemütliche Bivak. Durch die vielen triefnassen Sachen schwoilen die Rucksäcke zu schweren Lasten an, die zu fragen auf die Dauer ein zweifelhaftes Vergnügen war.

Bis zur Bahnstation Ursusul de jos befanden wir uns fast 10 Stunden unterwegs, um bei Nebel und Regen über steile Hänge, durch Gebüsch und Urwald einen Weg durch Dick und Dünne zu suchen, bis hinaus auf die grundlosen Wege und Straßen der Ebene.

Unterwegs beim Einmarsch in wenig salonsfähigem Zustand in das kleine rumänische Dorf Ucia de sus stand das ganze Dorf neugierig in den Türen und bestaunte uns mit offenem Mund wie Wundertiere.

Wieder besser hergerichtet, gab es dann für uns vieles Fremdartige zu sehen: die eigenartige Kleidung der Bevölkerung, Frauen wie annodazumal mit dem Spinnrad im Arm, die Dorfstraße in unbeschreiblichem Schmutz und Dreck, daneben niedere Häuser mit Strohdächern und Ziehbrunnen, alles in fragwürdige Däfte eingehüllt. Auffallend waren die vielen schwarzen Büffel, die in Siebenbürgen überall als nützlichcs Zug- und Milchtier gehalten werden.

Über Fogarasch (Fagaras) ging die Bahnfahrt durch das fruchtbare Burzenland, vorbei an sauberen deutschen Dörfern mit ihren schmutigen Kirchenburgen nach Kronstadt (Braşov).

Die Stadt, in reizvoller Lage inmitten bewaldeter Kuppen (Kapellenberg, 900 m, u. a.) mit ihrem geschäftigen Leben und Treiben, das an buntem Durcheinander reich ist, bot uns für die Rasttage anregende Kurzweil.

Raum zeigte sich vorübergehend ein trügerisches Fleckchen blauer Himmel, so unternahmen wir rasch einen Versuch in die Königstein- und Butschetschgruppe.

Der Bahnfahrt bis zum Dorf Zerneşt folgte ein längerer Anmarsch auf unglaublich schlechter Straße, die nur aus Schlamm und aus zu Wassertümpeln verwandelten Schlaglöchern bestand.

Von Plaiu soi, einer spartanisch eingerichteten Hütte, aus galt es über die von steilen Schluchten durchrissene Westflanke des Großen Königsteins auf die Hiten Spitze, 2240 m, zu gelangen.

Wohl wurde der Gipfel, über den der Sturmwind brauste, bei strömendem Regen erreicht, die beabsichtigte Gratüberschreitung und alle anderen Pläne blieben dagegen unausgeführt. Durch die schöne Propasteschlucht stiegen wir nach Zerneşt ab und erreichten nach einer hindernisreichen Autofahrt mit viel Verspätung, aber wohlbehalten Kronstadt.

In der Butschetschgruppe, die wir zwei Tage später von Osten her angingen, war uns das Wetterglück ebenfalls nicht hold.

Froh, der wie immer überfüllten schmutzigen Eisenbahn entronnen zu sein, stand in Buşteni zwischen zerteilten Nebelsehen plötzlich der kreuzgeschmückte Gipfel des Caraiman mit seinen steilen Abstürzen vor uns. Die erwachte Hoffnung auf Schönewetter schwand schon beim Aufstieg durch die Große Sepischlucht (Valea Sepi mare) eine schmale wilde Erosionsschlucht mit lippiger Vegetation. Zwischen den Felswän-



Fogarascher Gebirge: Corabia, 2402 m, Ucia mare, 2432 m, Vistea mare, 2526 m



Fogarascher Gebirge: Lăitî-Türme (Portita, 2229 m)



Fogarascher Gebirge: Blick von der Hirten Spitze (Negoșgebiet) nach Westen gegen Hohe Scharte, Budislavul und Eurul Spitze



Fogarascher Gebirge: Eurul Spitze

den, die von grasigen Abhängen unterbrochen, terrassenartig überaus steil abfallen, hingen dicke Nebelbänke, die uns nur ab und zu einen kurzen Durchblick freigaben.

Über die später erreichte Hochfläche setzte ein eisiger Wind, der uns den nassen Schnee durch die Kleider preßte. Es war eine widrige Arbeit, durchnäßt und steifgefroren gegen den heftigen Wind zu kämpfen. Genaues Peilen mit dem Bezardkompaß bewahrte uns vor falscher Wegrichtung. Endlich stand die kleine Schutzhütte des Rumänischen Touring-Clubs neben dem Gipfelsfels des Omu, 2506 m, vor uns.

Bald lagen wir im Matrasenraum und ließen uns in unserem guten Schlaf nicht stören, trotzdem im Brausen des Windes der Holzbau der Hütte in allen Fugen ächzte und es in allen Winkeln rumorte. Am Morgen konnten wir die inzwischen in der Küche getrockneten Kleider anziehen und den Abstieg nach Sinaia beginnen, denn auf die ursprünglich beabsichtigten Turen in der Umgebung des Malajeschter und Ziganeşter Tales mußten wir wegen des nächtlicherweile gefallenen Neuschnees verzichten.

Immer noch bei Nebel und Regen gingen wir erst ein gutes Stück den gestrigen Weg zurück und wanderten dann noch lange Zeit weiter über die welligen Graskuppen der weiten Hochfläche, ohne der berühmten eigenartigen Felsgebilde ansichtig geworden zu sein, die durch Winderosion entstanden sind: absonderliche Felsfiguren, die hier die Laune der Natur geschaffen hat. Nach Durchquerung von mannshohen Latschenjeldern senkte sich die Hochfläche langsam und setzte schließlich mit steilen Hängen nach Osten ab. Als die grauen Nebelbänke auseinanderflossen, sahen wir tief unten, von dunklen Tannenwäldern umfümt, den hellgrünen Wiesenplan von Sinaia mit Schloß Peleş, der prächtigen Sommerresidenz der rumänischen Könige, liegen. Sinaia gefällt durch seine herrliche Lage, durch stilvolle Bauten mit gepflegten Garten- und Parkanlagen, durch vornehme Hotels und einen schönen Bahnhof. Direkt verblüffend wirkt aber die allenthalben herrschende peinliche Ordnung und Sauberkeit, die diesen Ort in dem schmuckigen Durcheinander rumänischer Plätze wie eine Oase in der Wüste wirken läßt.

Über Buşteni erreichte der feuchende Zug die Pashöhe von Predeal, ehemals ungarisch-rumänische Grenzstation. Da und dort stehen noch rauchgeschwärzte Trümmer eines zusammengeschossenen Hauses und mahnen mit den langen Reihen der Kriegsgräber mit ihren einfachen Holzkreuzen an deutsche Treue, die wie manchenorts im Weltkrieg, so auch hier mit Blut und Leben besiegelt wurde.

Wieder in Kronstadt angelangt, galt unser erster Weg dem Heldenfriedhof, um unseren heldgrauen Kämpfern Dankbarkeit und Ehre zu erweisen.

Die restlichen Urlaubstage waren Gesellschafts- und Vortragsverpflichtungen gewidmet, dann mußte auch ich als letzter schweren Herzens Abschied nehmen von den deutschen Brüdern in Siebenbürgen und ihrem schönen Land.

### Literaturverzeichnis

Hauer, Fr. Ritter und Stache, Dr. Guido: Geologie Siebenbürgens. — Schur, Dr. J. F.: Enumeratio plantarum Transsilvaniae (Hermannstadt 1886). — Simonka, Dr. L.: Enumeratio Florae Transilvaniae vasculosae critica (Budapest 1886). — Verhandlungen und Mitteilungen des Siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften in Hermannstadt. — Leutsch, Fr.: Geschichte der Siebenbürger Sachsen. — Haltrich, Jos.: Zur Volkstunde der Siebenbürger Sachsen. — Müller-Langenthal, Fr.: Die Siebenbürger Sachsen und ihr Land (Weimar 1912). — Wielz-Sigerus: Siebenbürgen, ein Handbuch für Reisende. — Rath, G. vom: Siebenbürgen, Reisebefragungen und Studien. — Siebenbürgischer Karpathenverein Hermannstadt, Jahrbuch I—XLIV. — Hoffmann, Dr. R.: Bergfahrten in den Transsilvanischen Alpen (Mittelt. d. D. u. S. A.-V., Jahrg. 1927). — Lörner, Herm.: Winterbergfahrten in der Fogaracher Gruppe der Karpathen („Der Alpenfreund“, Jahrg. 1925). — Ellwood, L. A.: The Transylvanian Alps and the High Tatra (The Alpine Journal 1925).

# Die Nordwand der Aiguille des Grands Charmoz

Von Dr. Willi Welzenbach, München

Die Nordwand der Aiguille des Grands Charmoz ist das Schaustück von Mont-  
envers. In unglaublicher Steilheit wuchtet diese 1100 m hohe Granitwand  
über dem Eisstrom des Mer de Glace. Schon tausendmal mag das Fernrohr von  
der Hotelterrasse aus gegen die Charmoz gerichtet worden sein, Hunderte von Berg-  
steigern mögen schon mit Späheraugen die Rinnen dieser Wand durchforstet und die  
Möglichkeit einer Durchsteigung erwogen haben. Trotzdem blieb diese gewaltige  
Flanke bis in die jüngste Zeit unbezwungen.

Im Jahre 1927 bekam ich erstmals die Nordwand der Charmoz zu Gesicht. Ich  
kam damals von Courmayeur über den Col du Géant nach Mont-  
envers. Dort traf ich den mir bekannten Dr. Alfred Gruenwald (Röln), welcher wenige Tage später mit  
seinem Begleiter Max Biehoff (Dortmund) nach der Durchsteigung der Nordwand  
der Aiguille de Bionnassay am Dôme du Gouter im Annetter umkamen. Dr. Gruen-  
wald berichtete mir von einem Ersteigungsversuch, den die bekannten französischen  
Führerlosen P. Fallet und R. Lézénas du Montcel im Jahre 1926 unternommen  
hatten. Er erzählte mir, daß die beiden vom tiefsten Punkt der Wand durch eine  
Steilrinne zur rechten Begrenzungskante emporgeklettert waren. In halber Höhe  
waren sie wieder in die Wand hineingequert und dann durch das Gipfelcouloir ange-  
stiegen. Hoch oben, in der Nähe des lodenden Zieles seien sie durch die Ungunst  
der Verhältnisse abgeschlagen worden. Im Abstieg sollen sie durch Annetter, Lawinen  
und Steinschläge hart bedrängt worden sein, so daß sie nur mit knapper Not dem  
Verderben entgingen.

Es war mir außerdem schon aus der Literatur bekannt, daß der oberste Teil der  
Nordwand im Jahre 1905 von dem Engländer W. J. E. Ryan mit den Schweizer  
Führern F. und J. Lochmatter anlässlich des ersten Aufstiegs über den Nordwestgrat  
betreten worden war. Diese Partie hatte die ungangbaren Gratabbrüche oberhalb  
der Schulter (P. 3117) in den glatten Felsen der Nordwand umgangen und war  
rechts von der aus der Gipfelscharte herabziehenden Eisrinne wieder zum Grat  
angestiegen.

Die Nachricht vom Versuch der beiden Franzosen erweckte mein lebhaftes Interesse.  
Ich beobachtete die Wand eingehend und neigte zu der Meinung, daß sie unter gün-  
stigen Verhältnissen zu meistern sei. Es mußte meines Erachtens gelingen, vom höch-  
sten bisher erreichten Punkt den Anstieg Ryan-Lochmatter zu gewinnen oder einen  
direkten Aufstieg zum Gipfel zu erzwingen.

Doch ein verletzter Arm verhinderte mich damals, die Wand in Angriff zu nehmen.  
Die Jahre vergingen, ohne daß ich Gelegenheit gefunden hätte, meinen Plan zu ver-  
wirklichen.

Der Sommer 1930 sah mich wieder in Mont-  
envers. Sonnige Tage verlebte ich auf  
den Gipfeln der Aiguilles. Als ich aber zum großen Schlage ausholen wollte, der der  
Charmozwand gelten sollte, da tobte der Sturmwind um die Grate und ein weißer

Neuschneemantel breitete sich über die Flanken der Berge. Ich kehrte Chamoniq den Rücken, ohne mein Hauptziel erreicht zu haben.

So war es Frühsummer 1931 geworden, als es mir mit Freund Willi Merkl gelingen sollte, den langgehegten Wunsch zur Tat werden zu lassen.

Es war ein prächtiger Sonntag. In eiliger Fahrt trug uns unser kleiner Sportwagen durch das hügelreiche Berner Alpenvorland an die Ufer des Genfer Sees. Die schwülen Mittagsstunden verbrachten wir in den Mauern der Völkerbundstadt. Ein kühler Abend war angebrochen, als wir auf kurvenreicher Bergstraße von Genf durch das Tal der Arve hinauffuhren nach Chamoniq.

Der nächste Morgen sah uns in Montenvers. Stolz und Kühner denn je erschien uns die Nordwand der Charmoz, welche nach den Gewitterstürmen vergangener Tage mit Neuschnee überzudert war.

Um den Tag der Ankunft nicht ungenützt verstreichen zu lassen, beschloßen wir noch am Nachmittag zum Thendiagletscher emporzusteigen und den Zugangsweg zum Fuße der Wand zu erkunden. Am Rande des Gletschers ließen wir uns zwischen mächtigen Moränenblöden nieder und starteten lange zur Wand empor.

Der untere Teil ist als steile Plattenzone aufgebaut, welche von Rinnen und Einrissen durchzogen ist. Wir ahnten, daß diese Zone schwere Arbeit erfordern würde, doch waren wir überzeugt, daß hier ein Durchkommen möglich sei. Über dieser Plattenzone setzt in halber Wandhöhe ein Eisfeld an, welches bis unter die Gipfelwand emporzieht. Auch dieses Eisfeld konnte keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten. Dann aber kam die fragliche Gipfelzone der Wand. Vom Ende des Eisfeldes zieht durch die Gipfelwand eine außerordentlich steile Eisrinne empor, die von unserem Standplatz aus fast überhängend erschien. Zur Rechten wird diese Eisrinne von einer plattigen Wandflucht begrenzt, zur Linken von einem glatten Felspfeiler, der durch einige eisbedeckte Bänder gegliedert ist. Eine bange Frage beschäftigte uns immerfort: Wird es uns gelingen, die Eisrinne zu überwinden? Oder wird es möglich sein, die seitlich anschließenden Felsen zu erklimmen? Wir konnten hierauf keine Antwort finden, die Entscheidung konnte nur ein entschlossener Versuch bringen.

Langsam schlenderten wir am Spätnachmittag zurück nach Montenvers.

Am frühen Morgen des 30. Juni verließen wir das Hotel. Ein funkelnder Sternenhimmel verkündete einen schönen Tag. Wir flogen auf gebahntem Weg zum Mer de Glace hinab und verfolgten das orographisch linke Ufer des Gletschers bis in die Fallinie der Wand, deren Umrisse sich hoch über uns geisterhaft vom dunklen Nachthimmel abzeichneten.

Über steile Grasschrofen und Blochhalden gewannen wir die linke Seitenmoräne des Thendiagletschers. Beim ersten Dämmerchein des Tages traten wir auf den Gletscher über. Über steiler werdenden Schnee stiegen wir gegen die oberste Spitze des Laminentegels empor, der dem Fuße der Wand vorgelagert ist. Die Sonne war gerade über den Gipfel der Aiguille Verte emporgestiegen, als wir über eine gebrechliche Schneebrücke den Fels betraten.

Mit steilen glattgehauerten Platten schwingt sich die Wand aus dem Gletscher auf. Schon die ersten Seillängen dicht über der Randluft boten schwere Kletterarbeit. Es mag sein, daß wir nicht die günstigste Stelle für den Übertritt vom Firn zum Fels gefunden hatten. Jedenfalls erinnerte die Kletterei hinsichtlich der Schwierigkeiten an moderne Raiferfahrten. Meisterhaft turnte Freund Merkl in Kletterschuhen über die Platten empor, während ich in Nagelschuhen nachstieg. Quergänge folgten, Wasserinnen waren zu überschreiten, steile Schneezungen zu ersteigen, Verschneidungen zu erklimmen, Plattenkanten zu überwältigen. Langsam kamen wir höher. Die Sonne war inzwischen hoch am Himmel emporgestiegen und brannte über den zerackten Gipfelkamm hinweg sengend in die Wand. Der Schnee in den Felsen begann

zu schmelzen, Wasser rieselte durch alle Rinsen, Lawinen toffen durch die Rinnen, Steine schwirrten pfeifend über unsere Köpfe hinweg in die Tiefe.

Die Überwindung eines griffarmen plattigen Pfeilers erforderte noch unser ganzes Können, dann standen wir am späten Nachmittag auf den letzten Felsen dicht unter der Eiswand. Die Firnaufgabe auf dem Eise war vollkommen durchweicht und von Schmelzwasser getränkt. Diese Schneebeschaffenheit erschien uns außerordentlich lawinengefährlich. Die geringsten Störungen konnten den nassen schweren Schnee auf der schlüpfrigen Eisunterlage zum Gleiten bringen. Wir wagten es deshalb nicht, den Anstieg fortzusetzen und beschloffen hier die Nacht zu verbringen. Anderntags wollten wir dann auf gefrorenem Firn den Weiterweg antreten.

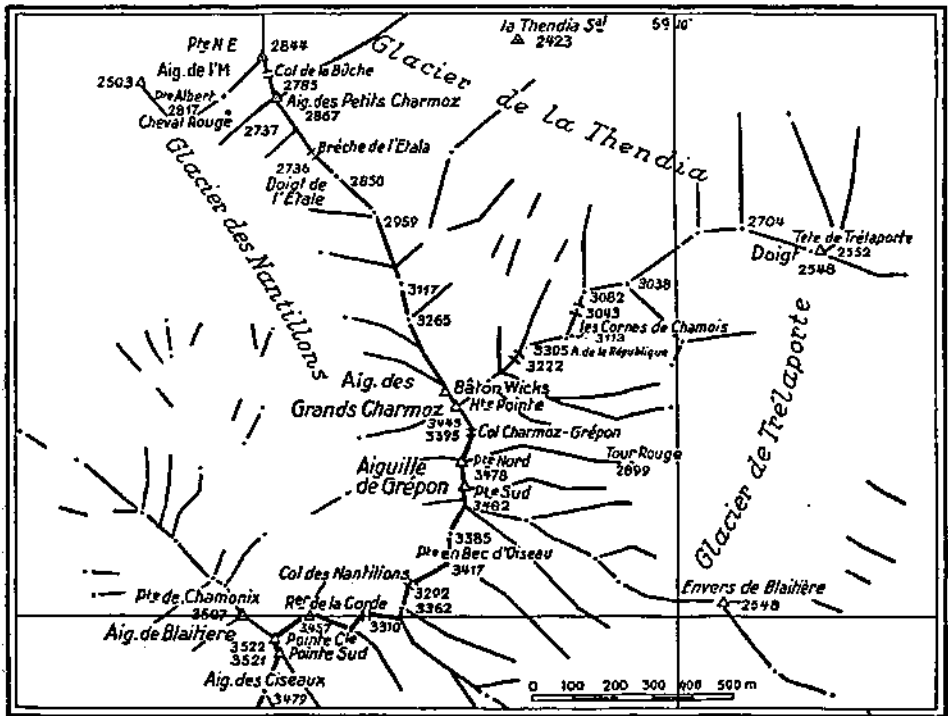
Auf schmalem, abschüssigem Bände richteten wir uns einen Bivakplatz zurecht, schlugen einige Mauerhaken in den Fels und banden uns daran fest, damit nicht eine unvermutete Bewegung im Schlaf uns zu Fall bringe.

Als der letzte Schimmer des Tages erstarben war, füllten wir den Zeltfack über uns und versuchten zu schlafen. Es war eine unruhige Nacht, die wir hoch oben in der Nordwand der Charmoz verlebten. Hin und wieder weckte uns ein surrender Stein aus dem Halbschlaf, dann kam eine Lawine über das Eisfeld herabgerauscht und stürzte mit Gedonner knapp eine Seillänge von unserem Lagerplatz entfernt durch eine Rinne zur Tiefe. Etwa Mitternacht mag es gewesen sein, da weckte uns ein wildes Krachen aus dem Schlafe. Erschreckt befreiten wir uns von der Zeltkülle, — da erblickten wir ein Schauspiel wildester Großartigkeit. Aus der Felswand, welche sich nahezu senkrecht vom Thendiagletscher zu den im Nordostgrat der Charmoz aufragenden Cornes de Chamois empor-schwingt, hatte sich ein gewaltiger Felspfeiler gelöst. Dröhnend und krachend fuhr die Lawine zerberstender Felsstücke in die Tiefe. Wir sahen im nächtlichen Dunkel nur eine mächtige Garbe sprühender Funken und dann eine Wolke von Staub, die nach diesem Schauspiel als dichter Schwaden die Wand umhüllte.

Wir waren beide herzlich froh, als der Morgen graute und wir unseren ungemütlichen Bivakplatz verlassen konnten. Nachdem wir etwas Tee gekocht und uns an den Strahlen der aufgehenden Sonne erwärmt hatten, begannen wir den Aufstieg über die Eiswand. Rasch kamen wir mit Hilfe der Steigeisen über hartgefrorene Firnzungen empor. Um 8 Uhr morgens standen wir an jener Stelle, an der das Eisfeld in die schmale, zur Gipfelscharte führende Eisrinne übergeht.

Um der Gefahr des in der Rinne drohenden Steinschlages zu entgehen, entschlossen wir uns, die Felswand zur Rechten in Angriff zu nehmen. Wir hofften den Weg Ryans zu gewinnen und über ihn den Gipfel zu erreichen. Auf der Suche nach dem Aufstieg Ryans wurden wir jedoch zu weit nach rechts abgedrängt und erreichten den Grat kurz oberhalb seines großen Abbruches bei P. 3265. Hier fanden wir einen schön gebauten Steinmann, der wohl von einem früheren Versuch zur Erstkletterung des obersten Gratstückes herrühren dürfte. Er scheint den höchsten Punkt zu bezeichnen, der bisher auf diesem Grate erreicht wurde. Schon ein flüchtiger Blick überzeugte uns, daß der weitere Anstieg über den Grat wahrscheinlich unmöglich war, jedenfalls aber außerordentliche Schwierigkeiten bieten mußte.

Ein drohendes Unwetter ließ es nicht geraten erscheinen, den Weiterweg über den Grat dennoch zu versuchen oder wieder in die Wand zurückzusteigen und den Weg Ryan-Lochmattler aufzusuchen. So mußten wir uns, ohne den Gipfel erreicht zu haben, schweren Herzens zum Abstieg über den Nordwestgrat entschließen. Den großen Abbruch unterhalb P. 3265 überwandten wir durch mehrmaliges Abseilen in der Nordflanke und querten dann waagrecht zum Grat zurück. Als wir auf der Höhe der Schulter (P. 3117) angelangt waren, entlud sich das Hochgewitter mit furchtbarer Wucht. Schutz suchend kauerten wir uns unter den Zeltfack, während eisige Re-



Rammverlauffskizze Chamois—Grépon

gen- und Hagelschauer niederprasselten und an den Felszaden im Umkreis die Elmsfeuer knisterten.

Nachdem das Unwetter sich etwas besänftigt hatte, begannen wir den Abstieg über den plattigen Abbruch, der von P. 3117 in die Scharte vor dem im Nordwestgrat aufragenden Felszaden des Doigt de l'Étala abfällt. Kurz oberhalb der Scharte, als wir eng zusammengedrängt auf einem schmalen Felsfims standen und uns eben für ein Abseilmanöver bereit machten, entlud sich ein zweites Unwetter von einer Heftigkeit, wie ich es im Gebirge noch nie erlebt habe. Wir fanden gerade noch Zeit, das Seil zur Sicherung um einen Zaden zu legen, dann brach der Gewittersturm mit fürchterlicher Gewalt los. Die Wassermassen flossen wie Sturzflüsse durch alle Runsen und Ritzen der Bergesflanken. In kürzester Zeit waren wir vollkommen durchnäßt. Krampfhaft mußten wir uns an den Fels klammern, um nicht aus dem Stande geworfen zu werden. Wir staken mitten im Gewitter, Blitze und Donner folgten sich fast ohne Zwischenpause. Die Blitze leuchteten so hell, daß wir bei jeder Entladung geblendet die Augen schließen mußten.

Über eine Stunde mußten wir schußlos im Unwetter ausharren. Erst als die Wucht des Gewitters ein wenig nachgelassen hatte, konnten wir vollends den Abstieg zur Scharte erzwingen. Es war schon spät am Abend, als wir uns anshidten, den Doigt de l'Étala zu überschreiten. Noch hofften wir am selben Tag über den Col de l'Étala Montendevs zu erreichen.

Der Grat schien jedoch kein Ende nehmen zu wollen. Durch die Witterungsunbilden hatten wir so viel Zeit verloren, daß uns die Dämmerung überraschte, während wir noch in den Felsen des Doigt de l'Étala umherkletterten. Wir erkannten, daß wir



den Abstieg an diesem Tag nicht mehr erzwingen konnten und mußten uns entschließen auf einem schmalen Bande in der Westflanke des Doigt de l'Étala durchnäht und durchgefroren abermals ein Bivak zu beziehen.

Von Kälte geschüttelt durchwachten wir die Nacht. Bis Mitternacht floß der Regen. Gegen Morgen aber besserte sich das Wetter zusehends und als der neue Tag anbrach, wölbte sich ein stahlblauer Himmel über die Aiguilles von Chamoni. Nachdem wir uns durch kräftige Bewegungen etwas erwärmt hatten, setzten wir den Abstieg zum Col de l'Étala fort, wobei wir den im Jahre 1925 erstmals bezwungenen Doigt de l'Étala in der Westflanke dicht unterhalb seines höchsten Punktes querten. Am Col streckten wir uns auf einer ebenen Felsplatte im warmen Sonnenscheine aus und genossen im Gefühle sorgloser Zufriedenheit die Ruhe, die wir in den vergangenen Tagen so sehr entbehrt hatten.

Spät am Vormittage brachen wir von unserem sonnigen Plätzchen auf. Zwei Abseilstellen in der vom Col de l'Étala zum Nantillonsgletscher herabziehenden Rinne vermochten unseren Abstieg noch zu verzögern, dann stürmten wir über aufgeweichte Firnhänge und blockige Moränenhalden hinab zum Höhenweg, welcher uns um die Nordseite der Crête des Charmoz herum zum Hotel Montenvers führte.

\*

Mit gemischten Gefühlen betrachteten wir in den nächsten Tagen die Charmozwand. Einerseits freuten wir uns über das Erreichte, andererseits konnte uns unser Erfolg nicht voll befriedigen. Endete doch der Anstieg nicht auf dem höchsten Punkt, sondern am Nordwestgrat, etwa 160 m tiefer als der Gipfel. Der Gedanke, daß unser Sieg nicht vollkommen war, bedrückte uns. Wir beschloßen deshalb in einer zweiten Unternehmung den Aufstieg zum Gipfel zu versuchen, um so die Fahrt zu ihrem natürlichen Abschluß zu bringen.

Eine kurze Regenperiode benützten wir zu einem Ausflug nach der Pechauhütte. Als dann nach einigen Tagen das Wetter sich wieder besserte, rüsteten wir zum zweiten Angriff auf die Charmozwand. Am Vormittag des 5. Juli 1931 verließen wir bei wolkenlosem Himmel und hohem Barometerstand Montenvers. Um die durch Laminen und Steinschläge besonders gefährdeten unteren Wandteile zu vermeiden, beschloßen wir diesmal über den Col de l'Étala und den unteren Teil des Nordwestgrates bis zum P. 3117 anzusteigen und hier ein Bivak zu beziehen. Am anderen Tag wollten wir dann in die Wand hineinqueren, um im Anschluß an den Weg unseres ersten Versuches den Aufstieg zum Gipfel zu erzwingen.

Während wir 3 Tage vorher den Abstieg vom Col de l'Étala nach Westen zum Nantillonsgletscher gewählt hatten, stiegen wir diesmal von der Thendiasseite durch eine brüchige Felswand zum Col empor. In prächtiger Kletterei verfolgten wir auf bekanntem Anstieg den Grat und standen gegen Abend auf der Schulter, P. 3117. Hier beschloßen wir zu bleiben. Auf einem ebenen Felsbände dicht unter dem Grat in der hier fast senkrecht abfallenden Thendiasflanke richteten wir uns ein Bivak zurecht.

Es war einer der eindrucksvollsten Bivakplätze, die ich je kennenlernte; überwältigend war die Szenerie, die uns hier umgab. Die Sonne stand schon tief im Westen, ihr roter Schein fiel schräg hinein in die Charmoz-Nordwand und ließ die zur Gipfelscharte ziehende Eisrinne in feuriger Blut aufleuchten. Über dem Mer de Glace dunkelten bereits die Schatten der Nacht.

Nachdem das letzte Abendleuchten an der Spitze der Aiguille de la République verglommen war, krochen wir in unseren Zeltfad.

Ich habe wenig geschlafen in dieser Nacht. Meist lag ich wach auf dem Rücken und blickte empor zum Nachthimmel. Ich ahnte schon etwas von drohendem Unheil — der Himmel schien mir zu klar, die Sterne zu funkelnd. Doch als dann wieder ein leuchtender Morgen anbrach, da verschwanden alle meine Bedenken.

Les Cornes de  
Chamois, 3113 und  
3098 m

← Vig. de la Répu-  
blique, 3306 m

← Haute Pointe, 3445 m  
← Baston Blanc, 3444 m

← Punkt 3265  
← Punkt 3117



- ..... 1. Aufstieg über den Nordwestgrat und den obersten Teil der Nordwand: W. J. E. Ryan und Gebr. Leh-  
mayer am 14. Juli 1905  
-o-o-o-o-o-o- 1. Versuch zur Erstbesteigung der Nordwand: P. Gallot u. R. Lézénas du Montcel am 3., 4. u. 6. Aug. 1926  
————— 1. Erstbesteigung über die Nordwand: Willy Meerkel und Willi Welschbach am 31. Juli und 1. Aug., bzw.  
vom 6. bis 9. August 1931  
- - - - - 2. Durchsteigung der Nordwand: Gustl Kröner und Andreas Hedmayr am 31. Juli 1931

Chamois-Nordwand, Anstiegszeichnung der bisherigen Versuche und Besteigungen

Am 6 Uhr morgens traten wir die Querung in die Wand an. Um 9 Uhr waren wir am Rande des Couloirs, an jener Stelle, wo wir bei unserem ersten Versuch nach rechts zum Nordwestgrat ausgewichen waren.

Wir überschritten in größter Eile die von Steinschlägen bestrichene Rinne<sup>1)</sup> schräg ansteigend nach links und kletterten hier über eine schwach ausgeprägte Felsrampe empor. Doch auch diese Felsrampe lag im Bereich der Steinschläge. Um der ständigen Bedrohung durch Steinfall zu entgehen, querten wir in halber Höhe der Rinne auf abschüssigen und eisbedeckten Felsbändern weiter nach links an die Kante des hier vorspringenden mächtigen Felspfeilers.

Das Wetter, welches am Morgen noch zuverlässig und schön ausgesehen hatte, begann sich nun mit einem Male zu verschlechtern. Über den Gipfelfamm der Charmoz qualmten schwarze Wolkenballen, ferner Donner kündete ein nahendes Hochgewitter. Wir beschleunigten unser Tempo in der Hoffnung, noch vor Eintritt des Unwetters den Gipfel zu erreichen. Doch alsbald erkannten wir das Aussichtslose unseres Beginns. Mit einem Schlage brach das Gewitter los; schußlos waren wir auf kleinem abschüssigem Stand während dreier Stunden dem peitschenden Regen und den Hagelschlägen preisgegeben. Immer neue Gewitter legten über die Grate. Unsere Versuche, weiter emporzuklimmen, um einen besseren Stand zu finden, scheiterten am schweren Fels.

Erst als am späten Nachmittag das Unwetter etwas nachließ, konnten wir den Weiterweg erzwingen; doch es sollte uns an diesem Abend nicht mehr gelingen, den Gipfel zu erreichen. Am Fuße einer senkrechten Wandstufe dicht unter dem Verbindungsgrat, der von der Aiguille de la République zur Charmoz emporzieht, wurden wir auf schmaler Felskanzel zu einem Freilager genötigt. Wir ahnten damals nicht, daß uns dieser kleine luftige Fleck über der 1000 m hohen Wand für 60 Stunden zum Aufenthalt dienen sollte.

Wir säuberten den Platz von Schnee und Eis, kauerten uns auf unsere Kudsäde nieder und füllten den Zeltfack über uns, um uns vor neu einsetzenden Regenschauern zu schützen. Im Laufe der Nacht folgten sich die Gewitter in ununterbrochener Reihe. Langsam verrannen die Stunden, während der Sturmwind heulte und der Regen auf die Hülle des Zeltfades trommelte. Gegen Morgen ging das aufdringliche Geplätscher des fliehenden Regens in das leise Geräusch rieselnden Schnees über.

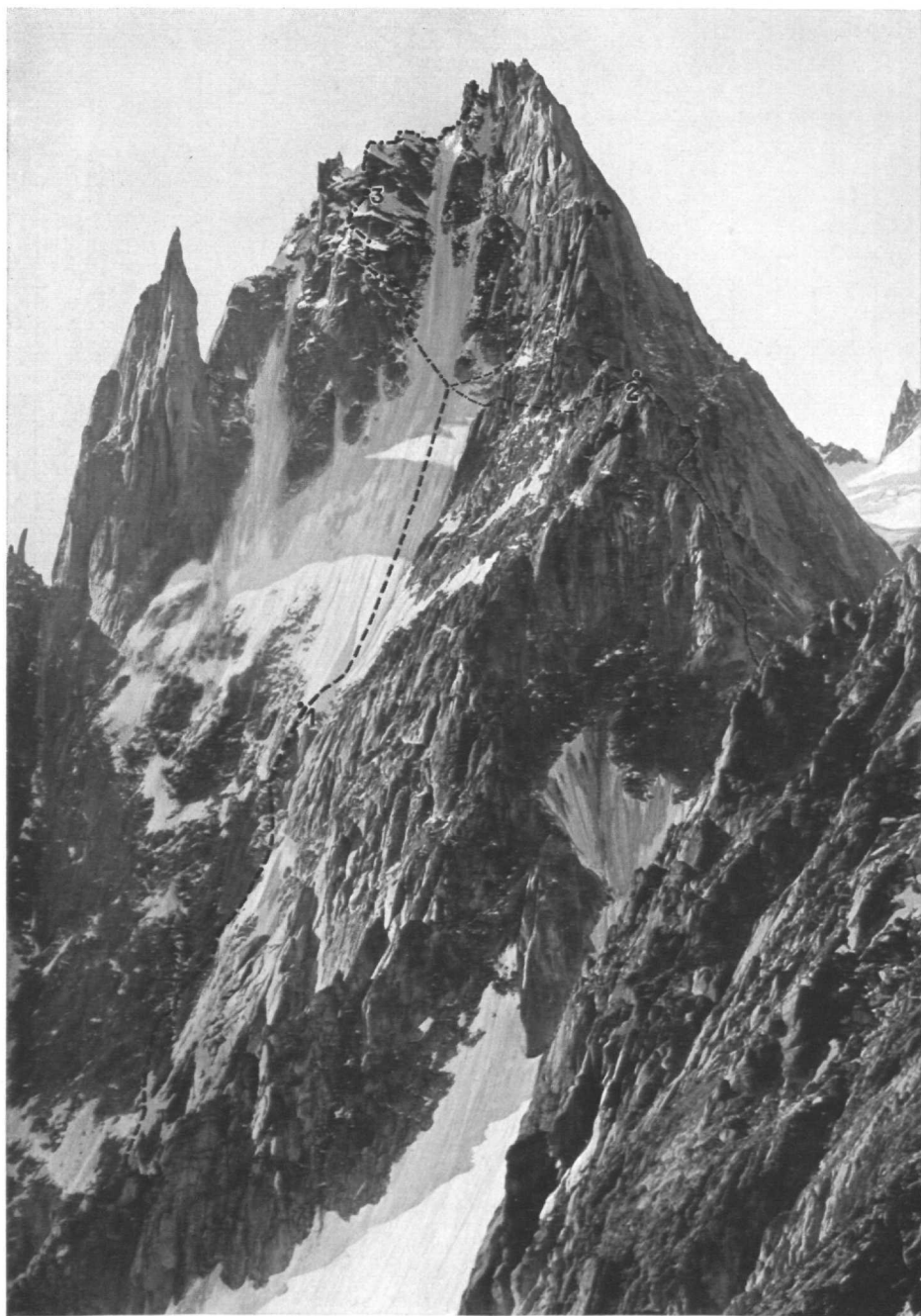
Als der Tag graute, lüfteten wir die Hülle des Zeltfades und blickten hinaus. Im tollen Tanze jagten die Schneeflocken um unser Zelt. Die Sicht in die Ferne war verhüllt von grauen Nebeln. Wir warteten. Die Hoffnung, daß sich das Wetter noch im Laufe des Tages bessern möge, wurde von Stunde zu Stunde geringer. Mit unverminderter Heftigkeit brauste der Sturm um unsere schmale Felskanzel.

Der Tag neigte sich zu Ende, ohne daß die Lage sich gebessert hätte. Wir mußten uns entschließen, eine dritte Nacht im Fels zu verbringen. An Schlaf war kaum zu denken. Die Glieder schmerzten von der erzwungenen Hockstellung auf schmalen Sims, die Füße waren kalt, die Kleider feucht. Die Schneemassen, welche von den Felsen über uns herabrieselten, häuften sich auf unserer kleinen Kanzel zu Bergen an und verdrängten uns immer mehr von unserem ohnehin sehr spärlichen Platz. Als der Morgen graute, waren wir tief eingeschnitten. Wir mußten uns entschließen, für kurze Zeit aus der schützenden Hülle herauszuschlüpfen und die Schneemassen beiseite zu räumen, damit unser Aufenthalt auf dem engen Fleck wieder einigermaßen erträglich wurde.

Die bange Frage beschäftigte uns immerfort: Wie lange wird das Unwetter dauern? Wird es uns möglich sein, selbst bei Besserung des Wetters die letzte schwere Felswand bis zum Grat zu überwinden? Und glückte uns der Aufstieg zum Gipfel nicht, was dann? Dann mußten wir über die tiefverschneite, vereiste und Lawinenbestrichene Wand den Abstieg antreten. Uns graute bei dem Gedanken an einen solchen Rückzug.

Unsere Mundvorräte waren schon fast aufgebraucht, doch wir spürten den Hunger kaum, wir hatten gar nicht das Bedürfnis zu essen. Desto mehr quälte uns der Durst.

<sup>1)</sup> Die Rinne wurde wenige Wochen später anlässlich der zweiten Begehung der Charmoz-Nordwand von G. Kröner und A. Hedmar direkt zur Gipfelscharte durchfliegen.



Charmoz-Nordwand von der Crête des Charmoz

- - - - - Anstieg vom 30. 6. bis 1. 7. 1931  
 - - - - - ● - - - - - Anstieg vom 6. bis 9. 7. 1931  
 - - - - - ● - - - - - Gesamter Nordwandanstieg

- 1 = Bivak vom 30. 6. bis 1. 7. 1931; ca. 2950 m  
 2 = Punkt 3117. Bivak vom 5. bis 6. 7. 1931  
 3 = Bivak vom 6. bis 9. 7. 1931  
 4 = Punkt 3265



Aiguille de la République vom Bivak bei Punkt 3117 aus gesehen

Wir hatten nichts zu trinken, nichts zu kochen, konnten nur Schnee essen, der auf der Zunge brannte und das Durstgefühl nur noch steigerte.

Endlos langsam verrannen die Stunden. Wir waren beide sehr einsilbig geworden, jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. Hin und wieder machten wir Aufzeichnungen in unserem Tagebuch.

Um unsere eigene Lage machten wir uns noch die geringeren Sorgen. Hingegen quälte uns ständig der Gedanke an das, was wohl in der Zwischenzeit in Chamonix und in unserer Heimat vorgehen mochte. Wir ahnten, daß unser Ausbleiben bei unseren Angehörigen und Freunden große Beunruhigung hervorrufen würde und sahen im Geiste schon Rettungsfahrten in Vorbereitung. Wir beide hatten auf unseren zahlreichen Bergfahrten schon manch schwierige Lage gemeistert. Nie waren wir noch auf fremde Hilfe angewiesen gewesen. Der Gedanke, daß eine Hilfsexpedition ausziehen könnte, um uns zu retten, war uns unerträglich.

Gegen Abend wurde es plötzlich hell im milchigen Nebelgebräu. Wir stellten die Köpfe zur Zelthülle heraus und sahen ein Stückchen blauen Himmels über uns. Dann zerteilten sich die Schwaden, sanken tiefer; im Abendsonnenschein sahen wir die ebennmäßige verschneite Spitze der Aiguille Verte über ein wogendes Wolkenmeer emporragen. Da hätten wir jauchzen mögen vor Freude und Glück; doch diese Freude sollte nicht lange währen. Neue Nebelschwaden brandeten empor an den Flanken der Berge, das Loch im Wolfenvorhang schloß sich wieder und alsbald begann es von neuem zu stürmen und zu schneien. Dieser Abend bedeutete für uns eine furchtbare Enttäuschung. Die Hoffnung, daß das Wetter sich in absehbarer Zeit bessern würde, war gänzlich geschwunden.

Eine vierte lange Nacht brach an. In dieser Nacht wurde uns der Aufenthalt auf unserem engen Raum zur fast unerträglichen Qual. Unsere Glieder hatten schon seit Tagen keine Bewegung mehr gehabt. Jeder Muskel des Körpers schmerzte vom krampfhaften Zusammenkauern auf dem kleinen Fleck.

Gegen Mitternacht ließ der Schneefall nach, der Wind legte sich. Gleichzeitig wurde es beträchtlich kälter, so daß wir bitter froren. Der plötzliche Temperaturrückgang ließ eine Besserung des Wetters für den kommenden Tag erhoffen. Mit neuer Zuversicht erwarteten wir den Morgen.

Als der Tag graute, war der Himmel klar, die Täler waren frei von Nebeln. Doch eine schleierartige Wolkenhaube war wie eine Glode über den Gipfel der Aiguille Verte gestülpt. Diese Erscheinung schien uns ein sicheres Zeichen dafür zu sein, daß die Besserung nur von kurzer Dauer sein würde und daß innerhalb weniger Stunden ein neuer Wettersturz zu erwarten war. Es war uns klar, daß wir in dieser kurzen Zeitspanne den Aufstieg zum Grat erzwingen mußten, sonst war unser Schicksal besiegelt.

Es dauerte geraume Zeit, bis wir unsere Glieder etwas gelenkig gemacht, unsere Habseligkeiten aus dem Schnee gewühlt und uns kletterfertig gemacht hatten. Dann begannen wir den Aufstieg. Es war schwerste, allerschwerste Arbeit, die wir zu leisten hatten. Jeder Griff und jeder Tritt mußte aus dem Neuschnee gegraben werden; der unter dem Schnee liegende Fels war von Eis überzogen. Haken um Haken fuhr in den Fels, meterweise kämpften wir uns hoch. Doch die Erkenntnis, daß es bei diesem Ringen mit dem Berg um unser Leben ging, gab uns die Kraft, das zu leisten, was uns beim Ausbruch vom Bimaf schier unmöglich erschien.

Nach 4 Stunden hatten wir den Seitengrat erreicht, der von der Aiguille de la République emporzieht zur Charmoz. Das Schwerste schien damit überwunden zu sein. Es war auch höchste Zeit, denn schon brach der Schneesturm von neuem los. Ein horizontales, zerfägtes Gratstück leitete hinüber gegen die Schlußwand unter dem Hauptgipfel. Die Überwindung dieser Wand kostete uns eine letzte große Anstrengung, dann war nachmittags 3 Uhr der Sieg errungen, die Nordwand der Charmoz

war unser. Volle 9 Stunden hatten wir bei den bösen Verhältnissen um die letzten 100 m gerungen.

Raum eine Minute hielten wir uns auf sturmumpeitschter Höhe auf, dann traten wir den Abstieg zum Nantillonsgletscher an. Die Kletterstellen, die nun folgten, erschienen uns leicht gegenüber den Schwierigkeiten, die wir überwunden hatten. Nur ein Gedanke beherrschte uns: Hinunter! Über verschneite Rinnen und vereiste Risse erreichten wir das Couloir Charmoz-Grépon. Vorsichtig stapften wir hinab, damit durch unseren Tritt nicht die lockere Neuschneeaufgabe im Couloir ins Gleiten komme. Dichter Nebel umhüllte uns und verwehrt uns jeglichen Ausblick. Wir kamen an jene Stelle, wo es gilt, den untersten Steilabbruch des Couloirs über die Felsen der Charmozseite zu umgehen. Mühsam tasteten wir uns im Nebel weiter, verirrtten uns des öfteren und mußten wiederholt zurücksteigen, um den rechten Weg zu suchen.

Spät am Abend erreichten wir nach einem weiten Sprung über den mächtigen Bergschrund den Nantillonsgletscher. Mit der Bußselle in der Hand suchten wir den Weiterweg. Wiederholt wurden wir durch Spalten abgelenkt und zu Umwegen gezwungen. War's Zufall oder Instinkt? — Wir fanden das kleine Unterstandshüttchen auf den Rognon des Nantillons, einer steilen, aus dem Gletscher aufragenden Felsklippe. Hier hielten wir kurze Rast; dann kletterten wir bei einbrechender Dunkelheit über die letzten Felsen hinunter zur untersten Gletscherzunge.

Müde und abgekämpft stolperten wir in dunkler Nacht über blodige Moränenhänge, dann erreichten wir den Pfad, der uns sicher nach Montenvers führte.

Um 22 Uhr 30 Min. überschritten wir die Schwelle des Hotels, genau 110 Stunden nachdem wir die gastliche Stätte verlassen hatten. Man war in Montenvers schon in banger Sorge um unser Schicksal gewesen. Die Freude ob unserer Rückkehr war daher groß und der Empfang ein überaus herzlicher. Vom Direktor bis zum Hausdiener bemühte sich jedermann nach Kräften um unser leibliches Wohl.

Und nun erfuhren wir auch, welche Aufregung unser Fernbleiben nicht nur in Chamonix, sondern auch in der Heimat verursacht hatte. Weiterhin hörten wir, daß von München aus bereits eine Rettungsaktion in Vorbereitung sei und daß schon ein Kraftwagen mit Rettungsmannschaften auf dem Wege nach Chamonix sei.

Und nun ging's sofort an ein eifriges Telephonieren und Telegraphieren. Nach langem Bemühen glückte es mir endlich von Montenvers über Chamonix—Lyon—Paris um 23 Uhr 30 Min. ein Gespräch mit München zustandzubringen. Unseren dortigen Freunden gelang es dann auch noch fernmündlich das Auto zurückzurufen, das mit den Rettern bereits auf der Fahrt nach Chamonix war.

Spät nach Mitternacht fanden wir endlich den ersehnten Schlaf.

In früher Morgenstunde wurden wir gewedt. Es waren unsere Sektionskameraden Kröner und Hedmair, die auf die Nachricht von unserem Fernbleiben hin in selbstloser Weise von der Lechaughütte gekommen waren, um uns zu suchen.

Einen Tag lang noch genossen wir Ruhe und Erholung in Montenvers. Am Abend darauf trug uns unser Wagen von Chamonix hinauf zum Col des Montets. Das Unwetter hatte sich ausgetobt, ein strahlender Himmel überwölbte die Berge Hochsavoyens. Am Col hielten wir zu kurzem Rückblick inne. Wieder stand sie vor uns, die Wand der Charmoz, die uns 5 Tage gefangen gehalten hatte. Wie ein Traum erschienen uns die Erlebnisse vergangener Tage, der hoffnungsfreudige Angriff, der verzweifelte Kampf und der endgültige Sieg. Und es erfüllte uns mit Freude und Stolz, daß wir die Unbilten des Wetters übersehen und uns aus eigener Kraft aus einer schier hoffnungslosen Lage herauszuhauen konnten, aus einer Lage, die für manch andere sicheres Verderben bedeutet hätte. —

Leise summt der Motor, als wir in den dämmrigen Abend hinein fahren, der Heimat entgegen.

# Matterhorn = Nordwand

Von Toni Schmid †, München

Erste Durchkletterung am 31. Juli und 1. August 1931

Mit Fahrrad und Zelt sind wir nach Zermatt gekommen. Fünf Tage lang fahren wir bergauf und bergab, schieben unsere schwerbeladenen Räder steile Pafßstraßen hinauf und legen die andere Seite hinunter. Spät nachts erst schlagen wir unser Zelt auf und kriechen müde in unseren Schlaffad. Endlich am 27. Juli, abends 6 Uhr, liegt Zermatt vor uns. Eng kuscheln sich die lieblichen braunen Holzhäuschen an die riesigen Hotelbauten. Darüber grüne Matten und herrliche Urvenwälder, die im wirkungsvollen Gegensatz stehen zu den leuchtenden Firndomen und der alles überragenden Felsäule des Matterhorns.

Wichtig ragt der Riefendau in den Abendhimmel, seine eisgepanzerten Flanken erglühen im Lichte der sinkenden Sonne. — Und dort rechts: Die Nordwand! Diese unheimliche Wandflucht, um derentwillen wir hierhergefahren; die bis zur Gegenwart jedem Versuch ihrer Durchsteigung widersteht. 1200 m hoch schießt sie herunter zum Matterhornklettscher. Immer wieder donnern dort brüllende Steinsalven herunter und graben tiefe Rinnen in das steile Eisfeld, das gierig die steilen Felsen hinaufleckt.

Gebannt starren wir hinauf. Das Auge sucht Vorsprünge und Risse und im Geiste den Weg zum Gipfel. Es gibt nur eine Möglichkeit: Das ist jene riesige, feichte Verschneidung, die das mittlere Drittel der Wand steil nach rechts aufwärts durchzieht. Gleich einem Trichter sammeln sich in ihr die tobenden Steinschläge. Durch diese Hölle von Stein und Eis aber muß hindurch, wer sich durch die Riesenwand zum Gipfel kämpfen will.

Den ganzen folgenden Tag, an dem wir Ausrüstung und Proviant zur Staffelasp emporzuschleppen, können wir unsern Blick nicht von der Flanke trennen. Als es Abend wird, schlagen wir gleich bei Staffelasp unser Zelt auf. Während der ganzen Nacht trommelt der Regen auf unsere Behausung. Am andern Morgen: alles weiß. Über uns erstrahlt in blendend weißem Reuschneefleid der Berg der Berge. Abschreckend unnahbar steht die Nordwand vor uns. Riesige Eiskaskaden ergießen sich über die steilen Felspartien. Lange, wirbelnde Reuschneefahnen tanzen um die Grate.

Am Nachmittag packen wir Zelt und Rucksack und steigen empor zum Fuß der Wand. Kurz unter dem wild zerrissenen Matterhornklettscher schlagen wir auf spärlichem Gras unser Lager wieder auf. Und während wir unser Abendbrot verzehren, müssen wir immer wieder hinausschauen, wo die untergehende Sonne das Matterhorn in herrlichem Glühen ausleuchten läßt. Dann treibt uns die eisige Kälte in Zelt und Schlaffad.

Früh am Tage lockt uns die warme Morgensonne ins Freie. Um 10 Uhr steigen wir hinauf gegen den Matterhornklettscher, durch den wir heute einen günstigen Weg hinauf zum Einstieg der Wand finden wollen. Durch ein Gewirr von Eiskürmen, die einsturzbereit über unseren Köpfen lauern, und klaffenden Spalten bahnen wir uns den Weg zum obersten flachen Gletscherboden. Fünfmal weisen uns die breiten, tiefen Klüfte ab, bis wir endlich ganz rechts nach langem, schwierigem Manöver einen Durchgang finden. Dicht vor uns wächst die Wand hinauf ins Unermessliche. In kurzen Ab-



fänden brausen die lockeren Neuschneemassen, Steine und Eisstücke mit sich reißend, darüber herab.

Lange Zeit stehen wir da und können uns nicht satt sehen. Doch unsere Neugierde ist noch nicht befriedigt. Durch den tiefen Schnee stampfen wir hinauf zum Lawinengegel und über ihn zum weitklaffenden Bergschrund. Weit hängt über uns der obere Rand der Klust hinaus, behängt mit riesigen Eiszapfen. — In der Klust queren wir nach Osten. Nach 50 m haben wir gefunden, was wir suchten. Der Schrund macht hier einen Knick nach abwärts und ermöglicht uns ihn zu überschreiten. Der Weg zur Wand ist frei! Es ist ein schauriger Blick hinaus in die steile Flanke und doch schlägt unser Herz höher in freudigem Verlangen.

Die vorgerückte Stunde mahnt uns bald an Umkehr. Um 5 Uhr abends haben wir unser Lager wieder erreicht. Schwer fällt der Entschluß, noch einen Tag zu warten, wegen der schlechten Verhältnisse. — So hungern wir denn bei schönstem Wetter am folgenden Tag im Gras herum: Kochen und flicken und schauen der mächtigen Wolkensahne am Gipfel des Matterhorns zu, die rastlos ihre Form verändert. Im Laufe des Nachmittags werden dann die Vorbereitungen für den morgigen Tag getroffen. Unsere beiden 40-m-Seile, 15 Eis- und Mauerhaken, sowie Karabiner und Steigeisen zurechtgelegt. Etwas Proviant, bestehend aus Brot, Speck, Dörrobst und einigen Tafeln Schokolade, in den Rucksack gepackt.

Der Abend senkt sich auf Berg und Tal. Hinter feinem Wolkenschleier versinkt die Sonne. Wie eine flammende Riesenfadel ragt das Matterhorn in den Abendhimmel, in urgewaltiger Größe. Doch rasch verblaßt dieses herrliche Naturschauspiel, die Nacht macht ihre Rechte geltend. Noch einmal schauen wir hinauf zum jetzt finster drohenden Obelisken, dann schlüpfen wir in unser Zelt. Doch der Schlaf will nicht recht über uns kommen. Fieberhaft arbeiten die Gedanken: Was wird morgen um diese Zeit sein? Wo werden wir morgen schlafen? Wohl kaum hier unten im schützenden Zelt. Doch vor einem Bivak bangt uns nicht, haben wir doch schon des öfteren an steiler Wand genächtigt. — Wenn nur das Wetter hält! Ein dumpfes Dröhnen aus dem nahen Eisbruch mahnt uns an die Paue der Nacht. Ein schlechtes Zeichen!

Eine halbe Stunde vor Mitternacht rasselt der Weder. Böllig munter kriechen wir hinaus in eine warme Föhnnacht. Fast Tageshelle verbreitet die volle Scheibe des Mondes. Doch unser Zelt liegt im Schatten des Matterhorns, der schwer über dem Zmuttale lagert. Finster drohend sieht das Horn über uns. Kein Mondstrahl erhellt seine düstere Flanke. Am Sternenhimmel schwimmen dunkle Wolkstreifen nach Osten. —

Der Primustocher wärmt die am Abend gekochte Schokolade auf. Ein kurzes Frühstück. Ins Zelt legen wir für alle Fälle einen Zettel mit unserem Ziel und heutigem Datum. Den Schlaffack aus Gummibatist packen wir noch in den Rucksack. Er soll uns gute Dienste leisten in eisiger Beiwacht.

Am 31. Juli kurz nach 12 Uhr verlassen wir unser Lager. Nachdenklich folgen wir einem kleinen Steiglein zur Hörnlühütte. Leise klirrt das Eisenzeug an meiner Seite. Die Gedanken sind schon hoch oben in der Wand in Fels und Eis. Um 2 Uhr gibt die Hörnlühütte den Schall unserer Schritte zurück. Aus ihren Fenstern dringt Kerzenschein. Leise öffnen wir die Türe und betreten den Hüttenraum, wo eben der Wirt Feuer macht. Ihm teilen wir unser Vorhaben mit.

Bald darauf betreten wir den Matterhornrgletscher. Wir ziehen die Steigeisen an und legen ein Seil an. Im finsternen Bruch zünden wir unsere Kerzenlaterne an, die die nächste Umgebung in magisches Licht taucht. Überall kludst und knackst es: der Föhn tut seine Arbeit. Leise bangend eilen wir unter tropfenden Geräts durch oder balancieren auf schmaler Schneide über schwarzgährende Spalten. Froh atmen wir auf, als wir endlich das Gewirr hinter uns haben. Heftige Windstöße fegen über den Gletscherboden und löschen im Nu unser klackerndes Kerzlein.



OTTO  
BRANDHUBER  
1932

1 Einstieg. 2 Bändeinkerbung. 3 Freilager. 4 Schneeband. 5 Gipfel

Über uns bäumt sich in furchtbarer Steilheit das ungefähr 300 m hohe Eisfeld auf, das den Durchstieg im unteren Teil der Wand vermitteln soll und sich hoch oben in fast senkrechten Fels verliert. — Rasch sind wir am Laminengegel, über den wir den Bergschrund erreichen. Nun sitzen wir wieder im Schutze der weitüberhängenden Klüfte. Unheimlich still ist's. Nur das Tropfen der Eiszapfen und dazwischen das surrende Geräusch eines, über das weit hervorspringende Dach schwirrenden Steines unterbrechen die tiefe Stille. Bei Kerzenschein verbinden wir uns mit den beiden Seilen und verteilen Haken und Karabiner. Kurz vor 4 Uhr wird es Tag. In unheimlicher Schärfe ragen die Umrisse der Gipfelrunde in den fahlen Himmel.

Der gedankenschwere Marsch der vergangenen Stunden hat einer wilden Kampfesfreude Platz gemacht. Ich kann es kaum erwarten, bis alles in Ordnung ist. Endlich ist es so weit. Nochmal überprüfe ich Seil und Steigeisen, ein Blick auf meinen Bruder, dann überschreite ich vorsichtig den Bergschrund. Schräg links aufwärts taste ich mich in die gut 50° geneigte Eiswand hinaus. Das Ringen, der Kampf mit dem Berg beginnt! Tiefe Steinschlagerinnen muß ich überqueren, ein Zeichen der verheerenden Gewalt des Berges. Knirschend greifen meine Steigeisen ins Eis. Die Knöchel der Füße sind weit nach außen gedreht; doch wenn sie auch schmerzen, wir müssen ohne Stufen durchkommen, um Zeit und Kraft zu sparen.

„Seil aus!“ ruft Franz.

Wichtig bohrt die Haxe des Pickels ins spröde Element. Einen langen Eishaken treibe ich ein, um einen Ruhe- und Sicherungspunkt für mich und meinen Bruder zu bekommen.

„Nachkommen!“

Dann stehen wir beide in der steilen Wand, nur den Faden unserer Steigeisen vertrauend. Haltlos gleitet der Blick hinunter in die Klüfte des Gletschers, in denen noch die Schatten der Nacht nisten.

In großen Sähen rasen heulend Felsstücke an uns vorbei, über uns hinweg. Wenn wir nur erst die Eiswand überwunden haben, in der wir völlig schußlos sind. Ein wahrer Wettlauf um unser Leben beginnt. Seillänge für Seillänge geht es hinauf. Das Eis wird immer dünner und bald treten plattige Felsrippen heraus. Als passionierter Kletterer lasse ich mich verleiten, sie zu benutzen. Doch es sollte mich bitter reuen.

Bald habe ich mich in die granitene Platte verbissen. Vergebens tastet die Hand nach Griffen. Mit heiserem Getöse schürfen die Steigeisenzaden am Fels. Und nirgends ein Riß, der einen Mauerhaken aufgenommen hätte!

Zurück?! Seht schon? — Mein Blick irrt hinaus zum Schweizer Grat. Kleine Menschlein schicken uns helle Zuckler herüber. Da packt mich kühner Ehrgeiz. Eng schmiege ich mich an die Wand. Ein Stützen, Krachen, Klimmen. Ich hab's. Ein schmaler Tritt, der kaum genügt, um den Körper im Gleichgewicht zu halten, muß als Stand genügen.

Immer weiter geht's. Zum größten Teil sind die Felsen vereist. Dann muß der Pickel jeden Tritt und Griff erst säubern. Jede Sicherungsmöglichkeit ist ausgeschaltet und im Falle eines Sturzes ist unser beider Schicksal besiegelt. Jeder muß, auf den Bruder vertrauend wie auf sich selbst, Halt und Weiterweg suchen — mit Geschick und List und — Glück.

Im Osten ist einstweilen glühend rot der Sonnenball in die Höhe gestiegen. Rechts oben beginnt bereits die riesige Wandeinferbung, die hoch, hoch droben in der plattigen, 500 m hohen Gipfelwand endigt. Aber die Querung hinüber zu ihr sieht fürchterlich aus: Eine äußerst steile Plattenmulde, auf der eine ungefähr 10 cm dicke Eisschicht liegt. Sie ist durch eine in der Mitte hervortretende Rippe in zwei Teile geteilt.

Kerbe um Kerbe rißt mein Pidel nach rechts aufwärts. Auch für die Hände müssen kleine Griffe gemeißelt werden. Äußerste Vorsicht verlangt die Glatur, aus der runde Schollen herauspringen, den plattigen Fels bloßlegend. Alles in mir ist zum Zerreißen gespannt. Endlich habe ich die Felsrippe erreicht. Eine Seillänge arbeite ich mich auf ihr noch empor, dann löst mich mein Bruder in der aufsteigenden Sätigkeit ab. Nach 60 m stehen wir kurz unter dem Beginn der seichten Riesenverschneidung. Eine senkrechte Felsstufe verwehrt uns den Zugang zu ihr. Rechts an der Kante erklettern wir das Bollwerk und erreichen ein kleines Felsköpfel, das einzige Ruheplätzchen in der ungeheuren Wand.

Eng zusammengedauert sitzen wir beisammen. Wie herrlich, daß wir für kurze Zeit der Wand den Rücken lehnen können. Und hinaussehen auf Gletscher und grüne Matten.

„Dort, Franz, unser Ziel!“ — Ein winziges Pünktchen; doch wir haben Freude daran.

Dann wieder gleitet der Blick den Weg hinunter, den wir gekommen. Stolz bewundern wir die Perleischnur unserer Stufenleiter des Quergangs, der vor uns noch keinem gelungen. Auch unser Vorgänger mußte zurück und hinaus zum Schweizer Grat. Wir haben den Schlüssel zur Wand gefunden. —

Eine Tafel Schokolade wird verzehrt, dann treibt es uns wieder weiter, denn ins Unermessliche steigt über uns die Mauer noch.

Langsam aber stetig arbeite ich mich die Einkerbung hinauf. Seils benütze ich dazu den schmalen Eisstreifen, teils die Felsen rechts davon. Eng schmiegt sich der Körper an die glatten Platten, die Hände liegen auf flachen Wülsten. Dann wütet der Pidel wieder im harten Wassereis.

Einmal verleiten mich gangbare Felsen links der Rampe zum Weitergehen. Die anfangs gutgriffige Wand hat mich bald in abschüssige senkrechte Platten verführt. Ein ganz gefährlicher Seilquergang bringt uns nach stundenlanger Arbeit wieder zurück zur Verschneidung.

Dann wieder weiter. Ein verbissenes Ringen hat eingeseht. Meter um Meter, äußerst langsam. Aus den durchgkletterten und aufgeweichten Fingern dringt das Blut. Doch nur vorwärts, es gibt kein Zurück mehr. Hinauf zum Gipfel, hinaus aus der graußigen Wand!

Sehr tief schon steht die Sonne, da haben wir das Eisband endlich, endlich überwunden. Schwerste Arbeit verlangt noch eine senkrechte, vereiste Wand. Dann stehen wir am Beginn der plattigen Gipfelwand.

Nach links ziehen zur Schulter des Schweizer Grates vom Steinsfall blankgefegte Eisrinnen empor. Dort oben am Grat sehen wir noch die letzten Führerpartien im Abstieg. Freudig rufen wir zu ihnen hinaus. Wenn wir sie auch still beneiden, daß sie ihr Ziel schon erreicht haben und absteigen zur schlüssenden Hütte. Doch, wo werden wir die Nacht verbringen?

Quälender Durst peinigt uns und lähmend spürt der Körper die übermäßige Anstrengung des rastlosen Kletterns. Da stürme ich wieder weiter, nicht achtend der fältestarren Finger und der Müdigkeit. Nur hinauf, hinauf...

Felsrippen und Eisrinnen wechseln ab. Immer die bessere Möglichkeit benützend, kommen wir vorwärts. Unendlich langsam. Die Seile sind zu steifen, eisüberzogenen Tauern geworden, es ist fast unmöglich sie zu handhaben. Verbissen raufen wir uns höher, im jähen Kampf. Die Zeit verrinnt wie im Fluge und die Vorboten der Nacht nisten sich bereits in Schluchten und Tälern ein und schleichen immer höher. Was die quälenden Gedanken nicht glauben wollten, ist nun zur Gewißheit geworden: Wir müssen die Nacht in der Wand verbringen. Fieberhaft sucht das Auge nach einem Ruheplatz. Doch nirgends ein auch noch so kleiner Vorsprung.

Reuchend vor letzter Anstrengung arbeiten wir uns in plattigen Verschneidungen noch einige Seillängen empor, da entdecken wir endlich wenig links von uns einen winzigen, verschneiten Felsvorsprung.

Ein kleiner Zwischenfall hätte fast noch unser Schicksal besiegelt: Franz steht 3 m über mir und hat schlechten Stand. Ich bleibe einstweilen auf einem ganz annehmbar aussehenden Tritt. Franz geht weiter. — Plötzlich ein Krach — mein Stand bricht unter mir weg und der riesige Block stürzt tosend und berstend in die Tiefe. Im Fallen erhasche ich gerade noch einen flachen Wulst, blühschnell packen die Hände zu — und ich hänge gottlob frei an der Wand, bis mir mein Bruder aus der bösen Lage heraushelfen kann.

Noch einige Meter gerade hinauf, dann ein Quergang nach links, der uns nur in der Not der Verzweiflung gelingt und wir erreichen das kleine Gefims. Kaum quadratmetergroß ist dieses winzige abschüssige Plätzchen.

¼9 Uhr abends ist es. Unser Höhenmesser zeigt 4150 m. Im letzten Dämmererschein reinigen wir unser Postament von Schnee und Eis und schlagen einige Haken, an die wir uns ganz kurz binden. Mit kalten Fingern lösen wir die gefrorenen Steigeisengurten und befestigen Pidel und Steigeisen an einem der Haken. Dann stülpen wir unseren Schlaffack über uns und liegen bald mit verrenkten Gliedmaßen beisammen. Vorsichtig entnehmen wir dem Rucksack den kärglichen Proviantvorrat. Der größte Hunger wird gestillt, für mehr reicht es nicht, und während uns die ersten Kälteschauer rütteln, starren wir hinaus in die dunkle Nacht. Über uns ein funkelnder, blühender Sternenhimmel, das riesige Weltall. Eisige Windstöße segeln um uns, die dünne Gummihülle aufbludernd. Zitternd schmiegen wir uns in unsern nassen Kleidern zusammen.

2500 m tiefer leuchten die Lichter von Zermatt und erinnern uns an warme Räume und Bequemlichkeit. Doch unsere Gedanken und Wünsche sind oben beim sternumstrahlten Gipfel.

Wir hoffen, daß wir nun das Schwerste hinter uns haben und morgen in wenigen Stunden unser heißumkämpftes Ziel erreichen würden. Wir träumen dann von herrlicher Gipfelfstunde im warmen Sonnenschein und vergessen darüber die schlotternden Glieder. Doch langsam nur, unendlich langsam verrinnen die frostigen Bivakstunden. Jede Minute wird zur Stunde.

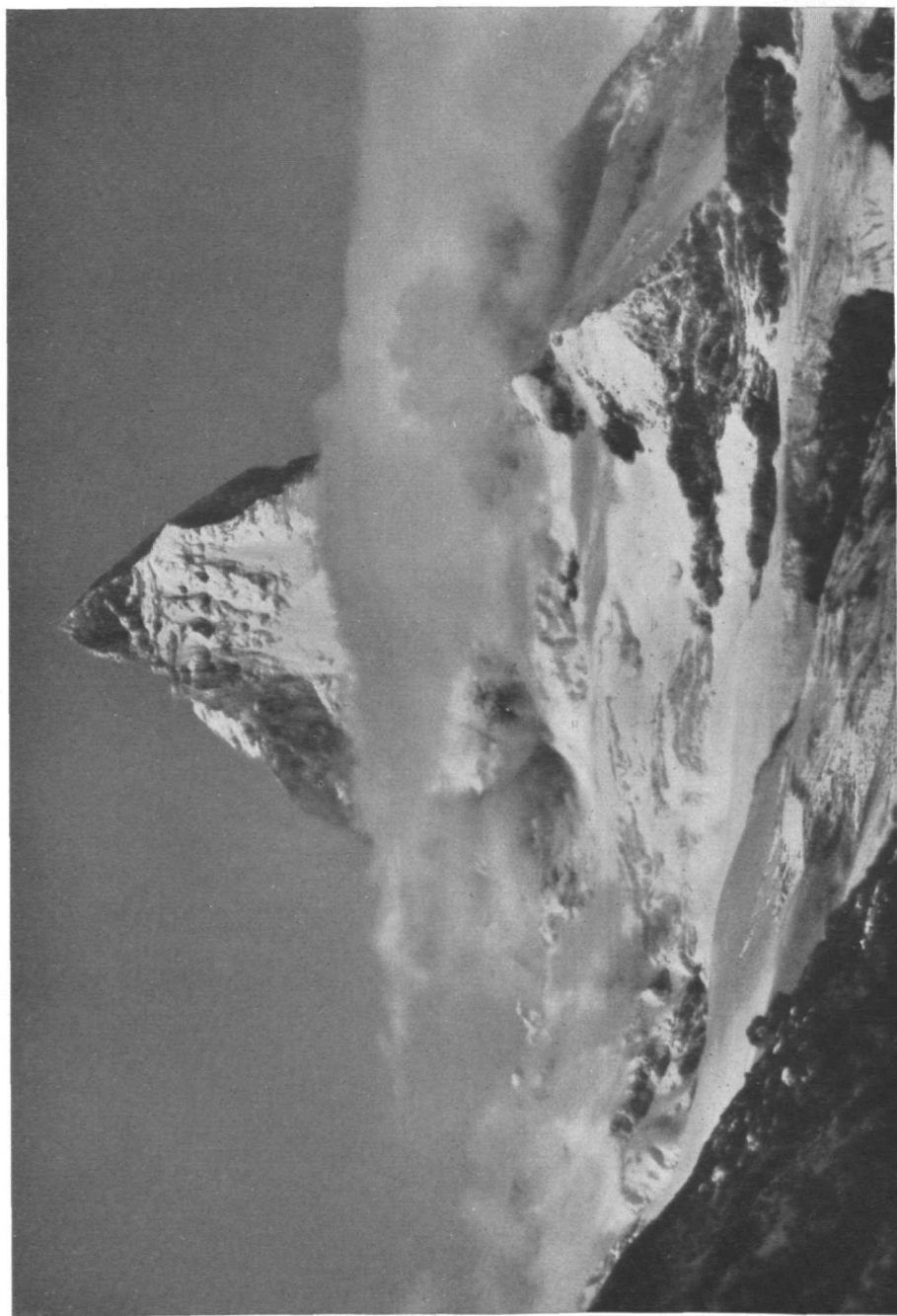
Zehn lange und bange Stunden müssen wir ausharren in unbequemster Lage, bis wir endlich um 7 Uhr morgens ausbrechen können — zu neuem Kampf, zum letzten Ansturm.

Die starke Vereisung zwingt uns wieder zum Anlegen unserer Steigeisen. Mit kältestarten Fingern packe ich dann das letzte unheimliche Aufbäumen der Riesenwand an. Unsere Hoffnung, nun leichtere Felsen zu finden, wird bald zunichte.

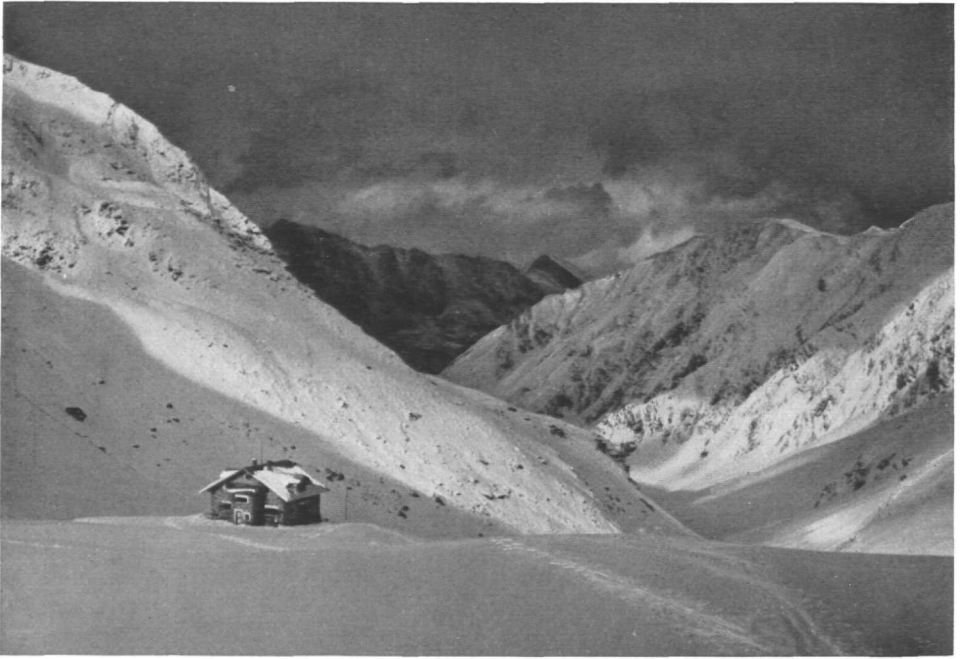
Zwei Seillängen arbeite ich mich mühsam auf einer Rippe empor, um dann meinem Bruder den Vortritt zu lassen. 10 m kommt er weiter, dann versperren neuerdings glattaufstrebende, vereiste Platten den Weiterweg. Nirgends ein Riß, um einen Haken einzutreiben, der einigermaßen Sicherheit gewähren würde. Verbissen tastet sich Franz einen Meter noch höher, mit hastigen Pidelschlägen sucht er das Gestein von der Glasur zu befreien. Doch vergebens! Dem unmöglichen Fels ist nicht beizukommen. Mit letzter Kraft erreicht er seinen kleinen Stand wieder. Fast sinkt ihm der Mut.

Es gibt nur eine Möglichkeit — dort rechts, die Wand hinauslaufend, liegt auf steilem, rotgelbem Fels eine leicht angefrorene Schneeschicht. Sie ist unsere letzte Hoffnung.

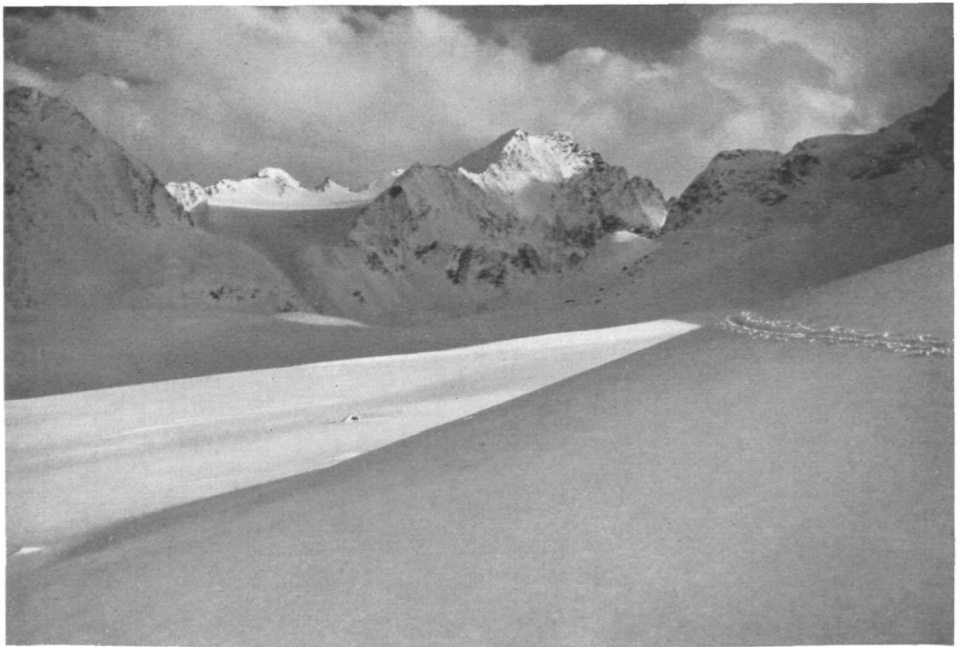
Außerst gewagt ist die Querung über dieses unsichere Schneeband — wir sehen alles aufs Spiel — und es gelingt. 4 Stunden haben uns diese 60 m gekostet. Im aufreibenden Kampf haben wir nicht den raschen Witterungsumschlag, der sich voll-



Matterhorn



Die Neue Pforzheimer Hütte im Winterkleid



Schigelände bei der Neuen Pforzheimer Hütte gegen Grubenwand und Zischkenferner

zogen, gewahrt. Längst sind wir in dichtem Nebel. Heulend jagt uns der Sturm die schmerzlich stechenden Eiskristalle ins Gesicht. In der Ferne Donnerrollen — Hochgewitter! — Doch uns ist alles gleich. Stumpfsinnig steigen wir in einer steilen Rinne höher. Die Hände bohren sich gefühllos durch die dünne Harschbede in rieselnden Pulverschnee. Endlos sind die steilen Schneerinnen, unterbrochen durch plattige, tief ver-schneite Wandstellen. Die Wand nimmt kein Ende. —

Der Himmel hat seine Schleusen geöffnet. Ganze Hagelschauer peitscht uns der Sturm entgegen. Mit dumpfem Knall zischen die Feuergeraben um uns. Unsere Pikel summen eine unheimliche Melodie.

Doch nach dem bisher Überstandenen gibt es für uns kein Hindernis, nichts kann unser Vordringen aufhalten...

Am 1. August, nachmittags 2 Uhr, stehen wir bei Blitz und Donner auf dem vom Schneesturm umbraussten Gipfel des Matterhorns, einige Meter links vom italienischen Signal. Die Nordwand ist unser. Was schert uns jetzt das Toben der Elemente. Nahe dem großen eisernen Kreuz suchen wir unter einem kleinen Überhang Schutz. Unter unserer Gummibatisthülle finden sich unsere zerkämpften Hände zu wortlosem Drud. Stumm kreuzen sich unsere Blicke. — Der knurrende Magen wird mit einer Tafel Schokolade etwas besänftigt. Fast können wir nicht glauben, daß wir doch noch der graujen Wand entronnen sind, die uns fast unmenschliche Schwierigkeiten in den Weg gestellt hat. Und die Natur brüllt ein eindrucksvolles Finale dazu.

Raum hat das Unwetter seinen Höhepunkt überschritten, so verlassen wir unser dürftiges Obdach und machen uns an den Abstieg. Wenn auch der Schnee tritt und Griff begraben, wenn auch der Sturm uns hinauszuschleudern droht, langsam kommen wir tiefer. Wie ein eisiger Panzer hängt uns die Kleidung am Körper.

Kälte und Nässe zermürben die Kräfte immer mehr. Nur die Gewißheit, daß die Solvahütte, das kleine Schutzhüttlein am Schweizer Grat nicht mehr weit sein kann, läßt uns immer weiterkämpfen.

Abends  $\frac{1}{2}$  6 Uhr haben wir endlich ihr schützendes Dach erreicht. Aufatmend verschließen wir die Türe hinter uns. Und draußen lärmt und tobt es weiter, unwillig rüttelt der Sturm an Tür und Fensterläden.

Bald ist der letzte Proviant verzehrt; dann singt uns die Windsbraut in einen todähnlichen Schlaf.

Unvermindert heult der Sturm, als wir am 2. August, mittags 12 Uhr, erwachen. Berge von Schnee türmen sich draußen. Kratte Brotreste müssen den Bärenhunger etwas stillen, dann schlafen wir wieder weiter.

Am 3. August heller Sonnenschein. Bald ist die Hütte in Ordnung gebracht und um 7 Uhr verlassen wir unser Heim, das uns Schutz gewährte während zweier stürmischer Nächte. Mühsam erkämpfen wir uns den Abstieg in knietiefem Neuschnee. Da wir den Weg nicht kennen, halten wir uns möglichst am Grat. —

Wenige Stunden später ziehen wir in das jubelnde Zermatt ein. Mit ungeheurer Begeisterung empfängt uns die gesamte Bevölkerung.

Erreicht ist das Ziel, das noch vor wenigen Tagen so ferne schien. Mut, der Wille zu siegen und viel, viel Glück, das waren die Bundesgenossen bei unserer Fahrt.

Der Berg der Berge ist seines letzten Geheimnisses beraubt. Immer aber steht er da in urgewaltiger Größe, als ewiges Symbol von Mut und Kraft und zugleich als Markstein des Alpinismus.

\* \* \*

Am Schlusse dieses seines letzten Aufsatzes ist es wohl angebracht, auf die Persönlichkeit und das bergsteigerische Leben Toni Schmid's einzugehen, der leider, kaum ein Jahr nach dem großen Erfolge am Matterhorn, am 16. Mai 1932, in der Wiesbach-



horn-Nordwestwand, kurz unter dem Gipfel, durch einen tragischen Unglücksfall — er rutschte beim Versuche, einen fallenden Eishaken zu fangen, aus der Stufe — einen allzufrühen Tod fand.

Der erst Dreiundzwanzigjährige war ein seltener Mensch. Er hatte ein sonnenhaftes Wesen. Man sah ihn kaum anders als lächelnd. Mit dieser Frohnatur paarte sich eine eiserne Energie. Der Kampf mit dem Berge war ihm etwas Selbstverständliches, im Überwinden der größten Schwierigkeiten und Gefahren fand er seine Befriedigung. Durch die scheinbar unbekümmerte Heiterkeit seines Wesens und durch seine außergewöhnlichen Leistungen übte er einen ermunternden und begeisternden Eindruck auf Andere aus. Überall, wohin er kam, flogen ihm die Sympathien zu.

Der am 22. August 1909 in Furth i. B. Geborene kam zuerst mit seinem einige Jahre älteren Bruder Franz in die Berge. Schon mit 16 Jahren war Toni mit auf den schwierigsten Turen. 1925 durchsteigen die Brüder die Südwand der Schüsselfarpiße und erreichen den Predigtstuhl zum 5. Male auf der Schülle-Diem-Route. 1926 begehen sie zum 3. Male die außerordentlich schwere Südostwand der Fleischbank und erklettern zum 1. Male den Berggeistturm. Es war eine Freude, die beiden unserer Sektion Oberland und dem Alpenklub „Berggeist“ angehörigen Brüder am Werke zu sehen. Es ist ja an und für sich ein seltenes Schauspiel, daß sich zwei Brüder zu so schweren Felsfahrten zusammensinden; für sie waren es beglückende Erlebnisse. Im Jahre 1927 folgen andere schwerste Turen wie Laldederer Wand, Totenkirchl — direkte Westwand usw., die in den folgenden Jahren zusammen mit der Schüsselfarpiße-Südwand von den beiden öfter wiederholt wurden. Sie erklettern das Südliche Reishorn zum 1. Male über den Südgrat und ziehen dann mit Georg Wieber in die Karnischen Alpen, wo ihnen unter anderem die Überschreitung des Campanile di Val Montanaia und die 2. Erstbegehungen des Torre Berti und des Campanile Irma gelingen. Im Jahre 1929 erreicht Toni die ganz große Form. Er durchklettert anfänglich den Dülferriß an der Fleischbank und begeht dann mit Ernst Krebs, seinem Begleiter auf der letzten Fahrt, zum 3. Male die direkte Nordwand des Hochwanners und ebenfalls zum 3. Male die Nordwestwand der Civetta. Dann glückt ihm unter schlechten Verhältnissen die Durchsteigung der Pallavicinirinne am Großglodner. Schließlich folgen die ebenfalls mit Krebs durchgeführte 1. Begehung der Laldederer Wand in der Gipfelfalllinie und die 1. vollständige Durchkletterung der Westwand des Predigtstuhl-Mittelgipfels. Die beiden letztgenannten Erstbesteigungen gehören zu den schwierigsten Felsturen unserer Zeit. Im Jahre 1930 befindet sich Toni mit einem älteren Freunde in den Dolomiten, wo sie verschiedene der bekannten Turen wiederholen, darunter die Nordkante des Langkofels. Toni selbst begeht zum 5. Male die Ostwand der Guglia di Brenta (Preuß-Wand).

Das Bild Tonis wäre unvollständig, wollte man nicht auch seiner Begeisterung für die winterliche Bergwelt und vor allem für den sportlichen Skilaut gedenken, in dem er sich im Laufe der Jahre immer mehr vervollkommnete. Es ist bezeichnend für Toni, daß er im Winter der Olympiade mit einem Freunde zu Fuß nach St. Moritz wanderte, um den großen Sprunglauf anzusehen. Beim Anblick der kühnen Leistungen reifte in ihm der Entschluß, auch die Olympiaschanze meistern zu können. Und als er im letzten Winter auf ihr 60 m stand, war seine Freude voll. Daß er sich bei einer Reihe von Wettbewerben Preise holte, braucht kaum weiter erwähnt zu werden. — Sein Eifer und sein ernstes Streben zeigte sich auch in der Vorbereitung auf seinen Beruf; er absolvierte mit Erfolg und in der vorgeschriebenen Zeit die Staatsbauerschule.

Das Jahr 1931 brachte eine weitere Steigerung in bergsteigerischer Hinsicht. Toni beginnt mit dem Dülferriß, durchsteigt die Nordwestwand der Gloderin und begeht zum 3. Male die Nordwand der Spriskarpiße. In diesem Jahre kann er sich dann

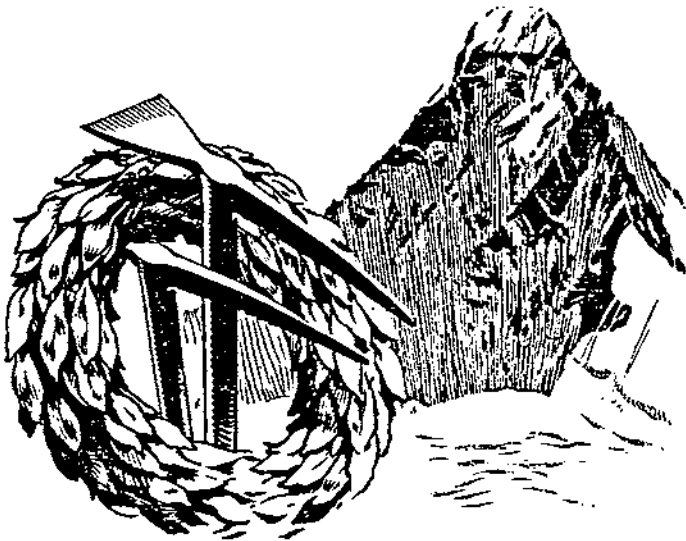
wieder mit seinem Bruder Franz zu gemeinsamer Tat verbinden. Den beiden gelingt die Bezwingung der oft vergeblich versuchten direkten Nordwand der Grubenkarpiße im Karwendel, und schließlich begehren sie zum 1. Male die kaum für möglich gehaltene Nordwand des Matterhorns. Dies war der höchste, überall Aufsehen erregende Triumph der Bergsteigerkunst der beiden Brüder, und Toni hatte mit seiner ungemainen Unternehmungslust und Kaltblütigkeit seinen Teil dazu beigetragen. Seine Schilderung der Tur wird für immer unvergesslich bleiben.

Die beiden sind geehrt worden, ohne daß sie nach Ehre strebten. Der deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen hat ihnen die Doppeladlerplakette verliehen in Anerkennung dieser einzigartigen Leistung, die einen gewissen Höhepunkt in der Entwicklung des Alpinismus bedeutet, um den Alpinismus als solchen zu ehren, und in dem berechtigten Stolz, daß es Deutsche waren, denen diese Tat gelungen ist. Das Olympische Komitee 1932 hat ihnen die Goldene Olympiabaille zuerkannt.

Toni Schmid ist auf der Höhe seiner Bahn wie ein Meteor gefallen. — Er war Ausdruck für eine Zeit, die etwas von einem unbekümmerten Heldentum hatte, frei, ganz auf sich gestellt, sich selbst verantwortlich, ein Erbe der Nachkriegszeit, wo trotz aller wirtschaftlichen Nöte der deutsche Geist ursprünglich und klar leuchtete. Er war so recht geschaffen, das große Bollwerk Matterhorn zu überwinden in furchtlosem, liegfriedhaftem Idealismus.

Als Träger dieses Geistes wird Toni Schmid weiterleben. Und neben vielen anderen Bergen wird das gewaltige Matterhorn sein Denkmal sein, dauernder als Erz.

*Dr. A. Schmid.*



# Der Bergkranz des Sellrainer Gleierschals

— rund um die Neue Pforzheimer Hütte —

Von Adolf Wizenmann, Pforzheim

## Einführung

Unnåhernd gleichgerichtet zum Stubaital dringt etwas weiter im Norden das Sellraintal in die Berge ein, die — den Nordosten des großen Biereds der Gesamt-Øhtaler Alpen einnehmend — als Stubaiyer Alpen bezeichnet werden.

Von Norden empfångt das Melach- oder Sellraintal und sein Oberlauf, das vom Jirmbach durchflossene Sellrainer Obertal, nur unbedeutende Zuflüsse; größere Seitentåler kommen dort nirgends zur Ausbildung. Um so stärker ist die Gliederung der Bergwelt durch Zuflußtåler von Süden. Das erste dieser südlichen Seitentåler ist das Senderstal. Die Berge aber, aus denen es kommt, die Kalkfågel, rechnen nicht mehr zu den Sellrainer Bergen. Als ob er sich dieser Nichtzugehörigkeit bewußt wåre, sucht der Sendersbach ganz versteckt hinter einer Waldkluft ohne deutliche Talöffnung seinen Anschluß an die Melach erst bei deren Austritt in die Inntalebene. Das Senderstal bildet somit die Grenze der Sellrainer Berge. In diese hinein führen aber die andern südlichen Seitentåler des Sellraintals: das Fotscher Tal, zwischen grünen Bergen bei Sellrain, dem Hauptort des Tales, mündend; das lange, vom Oberlauf der Melach selbst durchflossene Eisenser Tal; das ins Sellrainer Obertal sich öffnende, über 10 km lange Gleierschtal und das halbso lange, wenig oberhalb mündende, stillverlassene Krastestal.

Als nach dem Kriege die Alpenvereinssektion Pforzheim sich mit dem Gedanken vertraut machen mußte, von der Betreuung ihrer „Pforzheimer Hütte“ am Schlinigpaß und vom Weiterwirken im alten Arbeitsgebiet in den Münstertaler Alpen ausgeschlossen zu sein, als sie deshalb für ihre Mitglieder eine neue Bergheimat suchen mußte, wurde sie von Innsbruder Freunden auf die Bergwelt des Sellrainer Gleierschtales aufmerksam gemacht. Dieses Gebiet weise, wie nur ganz wenige noch hüttenfreie im verengten Arbeitsbereich des Alpenvereins, die Vorbedingungen auf, die einen Bergsteigerstützpunkt wünschenswert oder notwendig erscheinen ließen; es biete durch seinen Wechsel von Fels, Firn und Eis ein reiches Betätigungsfeld für Bergsteiger aller Grade und eine große Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Schönheit. Die Nachprüfung hat all dies voll und ganz bestätigt.

Seit dem Jahre 1926 steht nun im Sellrainer Gleierschtal die Neue Pforzheimer Hütte.

Welche Möglichkeiten dem Bergsteiger die Hütte als Stützpunkt bietet, sei durch die nachfolgende Schilderung des Bergkranzes um Gleiersch- und Krastestal dargetan.

\* \* \*

Schon einmal ist diese Bergwelt eingehend und mit großer Liebe geschildert worden in der Abhandlung Franz Hörtngls „Das Sellrainer Gleierschtal, ein Beitrag zur Erschließung des Sellraintals“, die als Veröffentlichung des Akademischen Alpenklubs Innsbrud im Jahre 1898 erschien. Lang ist dies nun her. Die Schrift ist

meines Wissens im Buchhandel nicht mehr zu erhalten und wohl auch kaum über den nicht großen Kreis derer hinausgelangt, die damals diese Berge kannten oder sich von ihnen angezogen fühlten. Das ist nun anders geworden: Das Sellraintal ist durch Verkehrs- und Unterkunftsrichtungen einem großen Besucherstrom erschlossen. Ob wir das begrüßen oder beklagen, ändert nichts. — Auch die Zahl derer, die von den Gipfeln um Gieiersch- und Kraspeestal angelockt werden, ist damit eine größere geworden, und so scheint die Zeit gekommen für eine eingehende und wegweisende Schilderung jener Bergwelt. Ich gebe sie ohne große Sorge, daß dadurch der Stille, die — als großer Reiz — heute noch über diesen Gipfeln liegt, viel Abbruch getan werden könnte. Überlaufen werden diese Berge nie sein, „Herdenwege“ nie auf ihre Gipfel führen. Ihre Anziehungskraft wird nur auf die wirksam werden, die nicht auf sportliche Berühmtheit des Gipfelzieles oder auf seine Allerweltsbekanntheit Wert legen, die vielmehr in der eigenen Bewertung der Leistung und in der Schönheit der Bergwelt an sich Befriedigung finden.

Mit der „Neuen Pforzheimer Hütte“ als Stützpunkt ist eine viel gründlichere bergsteigerische Durchforschung der Gieierschalberge leicht gemacht worden, als sie früher von Innsbruck als Ausgangsklinie möglich war. Wenn ich daher in den folgenden Schilderungen neben den vielfältigen Fehlern der Alpenvereinskarte Östtal—Stubai, Blatt Sölden—Ranalt<sup>1)</sup>, die aber trotzdem z. St. noch der beste Kartenbehelf ist, auch einige Irrtümer der Hörtnaglschen Abhandlung richtigstellen muß, so soll damit deren Wert als grundlegende Unterlage, die sie auch mir war, keineswegs geschmälert werden. Ihrer Anlage folge ich auch darin, daß ich zunächst, vor der ausführlichen Schilderung der einzelnen Gipfel, den Verlauf und die Gliederung der Gieiersch- und Kraspeestal umfassenden Bergzüge kennzeichne und die Gipfel aufzähle. Die beigegebene Kartenskizze wird mich dabei unterstützen.

### Kammverlauf, Gliederung und Aufbau der Gieierschalberge

Den Bergzug im Osten des Gieierschtales, der es vom Eisener Tale trennt, schließt als nördlicher Endpfeiler der *Freihut*, 2616 m, ab; seine durch einen Bergsturz aufgerissene Nordostflanke schaut auf Gries im Sellraintal hinab. Der Bergzug vom *Freihut* nach Süden, bis zur Kammhöhe hinauf übergrünt, zeigt im ganzen ruhige Formen, ohne tiefe Einschartungen. Die Gipfel in diesem Kammverlauf sind der *Grieger Grieskogel*, 2700 m<sup>2)</sup>, die *Hohe Wand* — zwischen ihrem Nordgipfel, 2809 m, und ihrem höheren Südkamm die einzige scharfer eingeschnittene, aber nicht tiefe Einschartung in diesem Bergkamm — und die *Lambenspihe*, 2872 m, deren Südhang sich absenkt zum breiten Soche des *Sattelbergs*, 2700 m, dem besten Übergang zwischen Pragmar im Eisener Tale und dem Gieierschal. — Dann ändert sich die Kammgestaltung: eine Reihe kühner geformter Felszaden steigt an zum

1) Dieses im Jahre 1896 erschienene Kartenblatt fußt im wesentlichen auf der viele Fehler aufweisenden österreichischen Spezialkarte 1:75 000, Ausgabe 1893. Bei der Umzeichnung ins bunte Kartenbild der Alpenvereinskarte sind noch einige Darstellungsunrichtigkeiten hinzuge treten, die in der schwarzen Ursprungskarte nicht enthalten waren. Die Neuausgabe der Alpenvereinskarte — mit Nachträgen bis 1920 — zeigt ohne Veränderung des Kartenbildes in unserem Gebiet eine nach der Hörtnaglschen Abhandlung in Ramengebung und Höhenzahlen verbesserte Beschriftung. Es sind aber dabei auch einige Fehler neu dazugekommen.

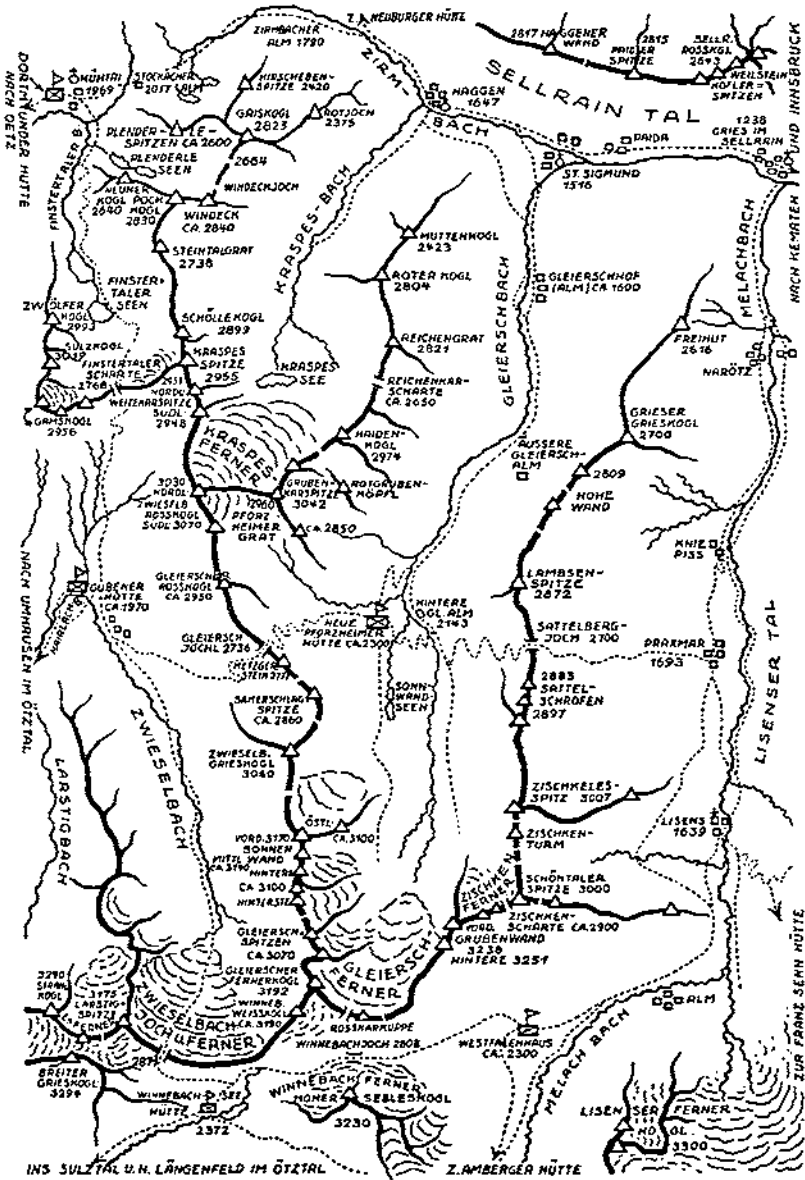
2) Hörtnagl und die auf seiner Abhandlung stehenden Wagner'schen Spezialführer I u. IV geben dem Berg die Höhenzahl 2709 m. Hörtnagl bezieht nämlich die Höhenangabe der Karte 2700 m auf den „Vorgipfel“, die Höhenzahl 2809, die er nach dem von ihm öfters angewendeten Verfahren einfach als 100 m zu hoch gegriffen annimmt, auf den Hauptgipfel. Die Zahl 2809 liegt aber vom Gipfel des *Grieger Grieskogels* weit ab und bezieht sich auf den Nordgipfel der *Hohen Wand*; für diesen ist sie als Höhenangabe richtig.

Nordgipfel der Sattelschrofen<sup>1)</sup>, 2883 m, der durch eine wildzersplitterte, scharfe Felschneide mit dem ruhiger gebauten Südgipfel, 2897 m, verbunden ist. Vom Südgipfel zweigt nach Nordwesten ein in den Karten nicht eingezeichneter Seitensporn ab. In dem durch ihn und den Hauptkamm gebildeten Winkel liegt oben — als Gletscherrest — ein kleines Ewigfirnsfeld. — Der Hauptgipfel der Sattelschrofen fällt steil nach Süden ab zur zersplitterten Kammsfortsetzung, die sich zur Zischkelesspitze hinüberschwingt, gegen den Gipfel hin mit dem Nordrücken dieses Berges sich vereinigend. Es entsteht also auch hier zwischen Hauptkamm und einem fast gleichgerichteten Ausläufer, wie bei den Sattelschrofen, ein spitz zulaufendes, hochgebettes Kar. Die Zischkelesspitze<sup>2)</sup>, 3007 m, ist ein trigonometrisch vermessener Punkt; man wird sich also auf die Höhenzahl, die den Gipfel als ersten Dreitausender unseres Bergzugs ausweist, verlassen können, im Gegensatz zu den meisten anderen Höhenangaben der Karte. Von der Zischkelesspitze strahlt zum erstenmal nach Osten ein Seitenkamm, der mit der „Pragmarer Oberachsel“ über der Alpe Lifens endet. Der Hauptkamm sinkt südlich in steilem Abstrich ab gegen ein kühnes Turmgebilde mit Steilabsturz nach Süden, das ich ob seiner Selbständigkeit Zischkenturm nennen möchte; er wird etwa 50 m niedriger sein, als der Hauptgipfel. — Zwischen dem Aufbau der Zischkelesspitze und dem nächsten Berge im Süden, der Schöntaler Spitze, ist eine Gratstrecke eingeschaltet, die ebensogut zum einen wie zum andern Berge gerechnet werden kann, eine in unserm Gebiet auffällig häufig zu treffende Bergbildung. Nördlich und südlich begrenzen diese Zwischengratstrecke zwei Scharten: die Nördliche und die Südliche Schöntaler Scharte, die einen Übergang vom Schöntal auf der Lifenser Seite zum Kar des Zischenturners auf der Gleierschalseite vermitteln. Vom nächsten Gipfel im Süden, der Schöntaler Spitze, 3000 m<sup>3)</sup>, zweigt wieder ein Bergzug nach Osten ab, der das zwischen ihm und dem Ostausläufer der Zischkelesspitze nach Osten sinkende Schöntal im Süden begleitet. Seine erste Erhebung ist der dem Hauptgipfel ähnlich gebaute Ostgipfel der Schöntaler Spitze, sein Ende die Schöntaler Oberachsel, der Bergpfeiler, um den herum das Tal des Melachbachs aus der Westost- in die Südostrichtung umbiegt. — Der Schöntaler Spitze kommt eine besondere Bedeutung deshalb zu, weil hier der Hauptkamm aus der bis-

<sup>1)</sup> Die erste Ausgabe der Alpenvereinskarte setzt zu diesem Berg noch den richtigen Namen „Sattelschrofen“, erst in die Neuausgabe ist — wohl aus der Hörtnaglschen Abhandlung — der Name „Ruhwächter“ übernommen worden. Hier liegt aber ein Irrtum vor. Der Name Ruhwächter steht zwar in der österreichischen Spezialkarte 1:75 000 quer über das Gleierschäl gekehrt, etwa neben unserem Berg, er gehört aber zu der kleinen Kuppe 2406 m am Rand der Hangterrasse westlich des Gleierschbaches. Aus der Originalaufnahme 1:25 000 geht dies zweifelsfrei hervor, da hier das Wort „Ruhwächter“ auf dem Blatt 5146/3 zu finden ist, die „Sattelschrofen“ aber auf Blatt 5146/4. — Zwischen dem Namen Ruhwächter und dem schneidigen Felskamm der Sattelschrofen besteht auch gar keine gedankliche Verbindung; wohl aber kann man sich vorstellen, daß die im Besidegebiet liegende Kuppe 2406 m dem rastenden Hirten eine Übersicht über seine Herden bieten kann.

<sup>2)</sup> Die österreichische Spezialkarte nennt den Berg „Zischkeles-Sp.“, die alte Alpenvereinskarte „Zischkelesspitze“, ihre Neuausgabe „Zischkeles“; da und dort hört man auch die Form „Zischgeler“. Nach einer Deutung, die ich in Innsbruck hörte, wird dieser eigenartige Bergname auf den Personennamen Franziska oder Franziskus zurückgeführt; mundartlich abgekurzt Zischka oder Zischl und Zischg, Verkleinerungsform Zischkele. Daraus entstand „Der Zischkelesspitz“ oder kurzweg „Der Zischkeles“. Die Umwandlung in eine aufreindigende Form finden wir auch bei anderen Namen. — Ob die Deutung richtig ist, weiß ich nicht; sie hat aber die Billigung eines bekannten Sprachforschers gefunden. Auch die Namensform „Eisflenspitz“, die in Barth und Pfandler „Die Stubai Alpen“ (1865) zu finden ist, lenkt auf einen Zusammenhang mit dem früher meist mit c geschriebenen Namen Franciscus hin.

<sup>3)</sup> Diese von Hörtnagl eingeführte Höhenzahl — nach der Höhe der Zischkelesspitze abgeschätzt — dürfte richtig sein. Die österreichische Spezialkarte, Ausgabe 1893 (und mit ihr die Erläuterung der Alpenvereinskarte) gibt dem Gipfel 3132 m, was viel zu viel ist, die Ausgabe von 1880 nur 2976 m, was etwas zu wenig sein dürfte.



DAS GEBIET DER NEUEN PFORZHEIMER HÜTTE — 1:100 000

herigen Nord-Südrichtung sich nun im wesentlichen nach Westen wendet, damit den Talhintergrund des Gletschertales bildend.

In diesen Talhintergrund sind zwei Gletscher eingebettet: der kleinere Zischlerferner und der Gletscherferner, der Hauptgletscher des Gletschertalgebietes. Sie füllen den Raum aus, den die beiden das Gletschertal im Osten und im Westen begleitenden Bergketten mit ihrer Gabelung umfassen, und sind getrennt voneinander

durch den von der Vorderen Grubenwand nach Norden strahlenden Seitengrat. — Den Abschluß des Zischkensefners im Süden bildet der von der Schöntaler Spitze zur Vorderen Grubenwand ziehende Hauptkamm<sup>1)</sup>. Ihm entragen zunächst zwei kleinere Felsgipfel, die unter sich und von der Schöntaler Spitze durch zwei scharf eingeschnittene Scharten getrennt sind. Die beiden Scharten — die *S t l i c h e* und die *W e s t l i c h e* *Z i s c h k e n s c h a r t e* — vermitteln den kürzesten Übergang vom Gleiertschtal ins oberste Melachtal, zum Westfalenhaus. Die beiden Felspitzen können folgerichtig *S t l i c h e* und *W e s t l i c h e* *Z i s c h k e n s c h a r t e n s p i z e* genannt werden. — Dann hebt sich der Hauptkamm in wuchtigem Schwung zur *V o r d e r e n* *G r u b e n w a n d*, 3238 *m*, die mit ihrem Schwestergipfel, der *H i n t e r e n* *G r u b e n w a n d*, 3251 *m*<sup>2)</sup>, die höchste Erhebung der Gleiertschberge ist und von Norden — etwa von der Zischtelespitze aus gesehen — mit dem Gletscherschild des Zischkensefners einen prächtig-stolzen Anblick gewährt. In mächtigen Wänden stürzt auch der wildgezackte Südwestgrat des Berges sowohl nach Süden als auch gegen den Gleiertschfener ab<sup>3)</sup>.

Die Scharte, in welcher der Südwestgrat der Grubenwände endet, ist der tiefste Punkt in der südlichen Gleiertschfenerumrahmung. Durch eine runde, überfirnte Bergtuppe von ihr getrennt ist weiter westlich eine zweite Scharte in den Ramm eingesenkt, die wegen ihrer leichten Zugänglichkeit von Süden her der kürzeste Übergang vom Gleiertschtal zum Winnebadgebiet ist; das steile Eis der Nordseite kann aber dem von Süd nach Nord Kommenden ernstliche Schwierigkeiten bereiten. Für diese Scharte ist der Name *R o s t k a r s c h a r t e* gebräuchlich geworden. Die runde Kuppe östlich von ihr nennt man daher am besten *R o s t k a r t u p p e*<sup>4)</sup>, etwa 3050 *m*, und die erwähnte tiefste Einsenkung *S t l i c h e* *R o s t k a r s c h a r t e*. — Im Süden dieser Rammstrecke, zwischen ihr und dem Sebleskoglstod, ist das *W i n n e b a d j o c h*, 2808 *m*, als Verbindung von Melach- und Winnebadthal eingesenkt; es vermittelt den Anschluß

<sup>1)</sup> Die Darstellung der Alpenvereinskarte ist hier, wie in der Gletscherdarstellung in unserem Gebiet überhaupt, ganz unrichtig. Der Zischkensefner reicht weder bis zum Gipfel der Vorderen Grubenwand hinauf, noch so tief hinab, wie auf der Karte. Der Gletscher ist ziemlich kreisförmig gerundet ins Kar eingebettet.

<sup>2)</sup> Die Höhenangabe ist dadurch entstanden, daß Hörtnagl die Ziffer 3151 der Spezialkarte auf die Hintere Grubenwand bezog und einen Schreibfehler um 100 *m* annahm. Der Gipfel der Hinteren Grubenwand liegt aber nicht dort, wo der Punkt 3151 eingezeichnet ist, sondern ganz nahe beim Gipfel der Vorderen Grubenwand. Der angenommene Höhenunterschied von 13 *m* mag ungefähr stimmen; ich schätze ihn eher etwas geringer.

<sup>3)</sup> Die Karte, die den Gleiertschfener hier bis zur Rammhöhe reichen läßt, ist auch an dieser Stelle ganz falsch!

<sup>4)</sup> Diese Bezeichnungen gehen auf mancherlei Irrungen zurück. Der Name *Rostkarspitze* wurde ursprünglich von der Militärmapping für den heutigen Gleiertscher Fernerkogel gebraucht. Ludwig Purtscheller stellte aber anlässlich der ersten Besteigung dieses Berges fest, daß jener Name bei den Einheimischen unbekannt war, und führte deshalb den heute allgemein benutzten Namen ein. In der alten Ausgabe (1880) der Österreichischen Spezialkarte steht aber der Name „*Rostkar-Sp.*“ und die dazu gehörige Höhenzahl 3180 *m* an falscher Stelle, etwa da, wo sich die *Rostkarsuppe* erhebt. In der neueren Ausgabe (1893) der Österreichischen Spezialkarte ist der Name *Rostkarspitze* verschwunden, die Höhenzahl durch die — nunmehr zu niedrige — Ziffer 2961 ersetzt. Die erste Ausgabe der Alpenvereinskarte übernimmt für diesen Punkt wieder den Namen „*Rostkar-Sp.*“ aus der alten Spezialkarte, mit der neuen Höhenzahl 2961 *m*. Hr. Hörtnagl bestreitet mit Recht das Vorhandensein eines bedeutenderen Gipfels an dieser Stelle, worauf in der Neuausgabe der Alpenvereinskarte der Name in „*Rostkarscharte*“ abgeändert wird, allerdings in der in dieser Karte sonst nur für Gipfel, nicht für Scharten gebräuchlichen großen Schriftart (das mag mitverschuldet haben, daß der Übergang in seiner Bedeutung überschätzt und mehr, als es ihm zulaut, benützt wurde). — Wenn nun auch alle diese Bezeichnungen für diese zweifellos einer Benennung bedürftigen Punkte (Scharte und Gipfel) eigentlich irrtümlich entstanden sind, so haben sie sich doch so eingebürgert, daß es nicht ratsam ist, an ihrer Stelle neue Namen einzuführen, nur möchte ich für den an sich unbedeutenden Gipfel die zu seinem Aufbau besser passende Bezeichnung *Rostkarsuppe* statt *-spitze* vorschlagen.



Auf dem Wege zur Neuen Pforzheimer Hütte: Rückblick vom unteren Gletschertal gegen Paiderispitzen





Blick ins obere Gleierschtal mit Grubenwand und Gleierschferner



Nordgrat der Grubenwand und die Krapfensberge, vom Zischkofelner aus

unserer Berge an alle südlicheren und östlicheren Teile der Stubai-er Alpen. — Von der Westlichen Kofstarkarte zieht der felsige Hauptgrat — kein Firnkamm, wie es nach der Karte den Anschein hat — zum Gleiertscher Fernerkogl, 3192 m, hinauf. Dieser ist einer der wichtigsten Gipfelpunkte in den Gleiertschbergen, denn in ihm wendet sich nicht nur die das Gleiertschthal umfassende Bergkette aus der Tal-schlufumrahmung wieder nach Norden, sondern es zweigt auch ein Seitenkamm nach Westen hinüber ab, der im Zwieselbachjoch, 2871 m, Anschluß an die westlich benachbarten Berggruppen (Larfigerberge) nimmt. Als erste Erhebung entragt ihm das südwestliche Vorwerk des Gleiertscher Fernerkogls, der Winnebacher Weißkogel, etwa 3190 m, durch einen kurzen, scharfen Felsgrat mit dem Hauptgipfel verbunden und ihn an Höhe fast erreichend<sup>1)</sup>. Gegen das Winnebachtal zu senkt sich von ihm der kleine Weißkogelferner hinab, dessen Firnränder streckenweise fast die Kammhöhe des von der Kofstarkarte zum Gleiertscher Fernerkogl emporstrebenden Grats erreichen. — Wie nach Südwesten den Winnebacher Weißkogel und nach Südost die Kofstarkuppe, schiebt der Gleiertscher Fernerkogl auch nach Norden Vorwerke vor, die seinem Gesamtstock zugerechnet werden müssen: hier zwei gleichhohe Gipfelpunkte, für die ich in meinen bisherigen Veröffentlichungen die Namen Innerer und Äußerer Gleiertschspitze gebraucht habe. Ihre Höhe bestimmte ich barometrisch auf etwa 3070 m. Der Kammlauf weicht hier eigentümlich von der Geraden ab: er senkt sich vom Gipfel des Gleiertscher Fernerkogls zunächst in nördlicher Richtung zu einem Vorgipfel, biegt dann dort als wasserscheidender Firnrücken nach Nordosten ab zur Inneren Gleiertschspitze, bei der sich die Kammlinie wieder nordwestlich wendet und zum Schwestergipfel, zur Äußerer Gleiertschspitze hinüberleitet. Von beiden Gleiertschspitzen zieht jeweils ein kurzer Seitengrat nach Osten. Der von der Inneren Gleiertschspitze ausstrahlende scheidet zwei Buchten des Gleiertschfjerner voneinander und taucht in dessen Eis unter. Der von der Äußerer Gleiertschspitze ausstrahlende trennt den Gleiertschfjerner von dem Hinteren Sonnenwandlar, in dem ein vom Gleiertschfjerner völlig getrennter kleiner Gletscher, der Hinterer Sonnenwandfjerner, eingebettet ist.

Der Hauptkamm senkt sich von der Äußerer Gleiertschspitze in steilem Abfchmung zu der Einsattelung, die den Stock des Gleiertscher Fernerkogls vom Zug der Sonnenwandspitzen trennt. Der erste dieser Gipfel, die südlichste der Sonnenwandspitzen, ist der Doppelgipfel der Hintersten Sonnenwand, etwa 3100 m<sup>2)</sup>, mit zwei annä-

<sup>1)</sup> Die Höhenzahl 3162 m in der Alpenvereinskarte ist im Vergleich zu den 3192 m des Gleiertscher Fernerkogls bestimmt zu niedrig. Meine Abschätzungen und barometrischen Nachprüfungen ergaben kaum einen Höhenunterschied zugunsten des einen oder anderen Gipfels. — Die Namengebung für diesen Berg hat in den Karten auch vielfach geschwankt. Die alte Österreichische Spezialkarte (1880) verzeichnet als „Weiß Kg.“ einen P. 2957 am Ende des zum Zwieselbachjoch strahlenden Kamms. In der Originalaufnahme 1:25 000 zur Neuausgabe (1893) der Spezialkarte finden wir an gleicher Stelle einen „Weiß Kg.“ 2953 m, denselben Namen aber außerdem noch beim P. 3192 m, also an Stelle des Namens Gleiertscher Fernerkogl. Erstmals erscheint hier der P. 3162, etwas südöstl. der Lage unseres Gipfels. In der Spezialkarte 1893 selbst fehlt diese Höhenzahl; der Name „Weiß Kg.“ steht auch an Stelle des Gleiertscher Fernerkogls. Die alte Ausgabe der Alpenvereinskarte legt den Namen „Weißkogel“ wiederum in den zum Zwieselbachjoch ziehenden Kamm, zum P. 3162 den Namen „Gleiertscher Fernerkogl“. Erst die Neuausgabe der Alpenvereinskarte verzeichnet richtig den P. 3192 als „Gleiertscher Fernerkogl“, und als „Winnebacher Weißkogel“ den P. 3162. — Zweifellos gehört dieser Name zu dem auf seiner Ostseite fast bis zur Spitze überhängten, hohen Gipfel und nicht zu einem der niedrigeren, dunkeln Felsgipfel im Zuge gegen das Zwieselbachjoch.

<sup>2)</sup> Ich folge in der Namengebung der Hörtnaglschen Monographie, obgleich mir die — wie Hörtnagl selbst sie bezeichnet — „wenig selbständige Graterhebung“ der Hinteren Sonnenwand kaum einen eigenen Namen zu verdienen scheint, während der von Hörtnagl als Vorgipfel bezeichnete Südgipfel der Hintersten Sonnenwand eine viel ausgearbeitete Selbständigkeit zeigt, so daß man besser ihn als „Hinterste Sonnenwandspitze“, den Nordgipfel als „Hinterer Sonnenwandspitze“ bezeichnen würde.

bernd gleichhohen Gipfelpunkten, einem Süd- und einem Nordgipfel. Von diesem verläuft der Hauptkamm nach Norden über die wenig ausgeprägte Graterhebung der Hinteren Sonnenwand, etwa 3100 m, und die selbständigere Felsgestalt der Mittleren Sonnenwandspitze, etwa 3140 m, zur kühn aufgeredeten Vorderen Sonnenwandspitze, 3170 m<sup>1)</sup>, deren feingeschnittene Spitze von Norden gesehen mit dem Silber Schmuck ihrer Firn- und Eisschilder die wohl reizvollste Gipfelerrscheinung des Gletschertales ist. Sowohl von der Hintersten Sonnenwandspitze, als auch von der Vorderen Sonnenwandspitze ziehen Felsgrate nach Osten, südlich und nördlich ein Kar begrenzend, in das wieder ein kleiner spaltenreicher Gletscher, der Mittlere Sonnenwandferner, eingebettet ist. Im nördlichen dieser Seitentämme ragt die scharfe langgezogene Gipfelschneide der Östlichen Sonnenwandspitze, etwa 3100 m, auf.

Der steile Nordgrat der Vorderen Sonnenwandspitze fußt in einer langgezogenen Einfassung des Ramms, aus der sich im Norden der plattengepanzerte Felsbau des Stiefelbacher Grieskogls, 3060 m, erhebt. Von seinem Nordostgrat und dem vorerwähnten Felszug der Östlichen Sonnenwandspitze ist wiederum ein großes Kar umfaßt, mit dem von der Vorderen Sonnenwandspitze herabfließenden Vorderen Sonnenwandferner<sup>2)</sup>, dessen mächtige, heute noch von Eis unterlagerten

<sup>1)</sup> Die Kammstrecke vom Gletscher Fernerkogel bis zur Vorderen Sonnenwandspitze und die auf ihrer Ostseite eingebetteten Gletscher sind in den Karten besonders unrichtig gezeichnet; entsprechend irrtümlich sind auch Namengebung und Höhenzahlen. — Hörtnagl unschreibt ganz richtig und eindeutig seinen Sonnenwandzug, der als geschlossene Kette mehrerer aneinandergereihter Felsgipfel von den Nachbarbergen nördlich und südlich durch tiefe Scharten getrennt ist. Hörtnagl begeht aber den Fehler, die Höhenzahlen der Karte falsch zu deuten. Die Hinterste Sonnenwandspitze ist nicht der in der Österreichischen Spezialkarte und in der ihr folgenden alten Ausgabe der Alpenvereinskarte mit 3207 m ausgezeichnete Gipfel, sondern der P. 3184, an dessen Südselte, die die Sonnenwandspitzen von der Gruppe des Gletscher Fernerkogls trennende Scharte deutlich eingezeichnet ist. Der P. 3207 ist die Äußere Gletscher Spitze. — Das Verfahren Hörtnagls, bei den ihm mit Recht zu hoch erscheinenden Höhenzahlen jeweils einfach einen Fehler von 100 m anzunehmen, ist wohl etwas willkürlich. Tatsächlich sind die Fehler, wie ich durch barometrische Messungen festgestellt habe, andere und teilweise größere. — Die Neuausgabe der Alpenvereinskarte ist daher wie folgt zu berichtigen: Die „Hint. Sonnenwandsp. 3107“ der Karte ist die Äußere Gletscher Spitze, etwa 3070 m. Der Sonnenwandzug beginnt erst mit der „Mittl. Sonnenwandsp. 3084“ der Karte. Das ist die Hinterste Sonnenwandspitze, etwa 3100 m. Hintere und Mittlere Sonnenwandspitze liegen zwischen dieser und der Vorderen Sonnenwandspitze. — Der Wagnerische Spezialführer „Die Stubai Alpen“ von Dr. S. Hohenleitner, Innsbruck 1925, sucht hier Klärung zu schaffen, kommt aber nicht zum Ziel, weil auch er die Hinterste Sonnenwandspitze mit dem P. 3107 gleichsetzt. Dadurch kommt er auch nicht mit den von den Sonnenwandspitzen nach Osten ausstrahlenden Seitengraten und den zwischen ihnen eingebetteten Gletschern zurecht. Die Hinterste Sonnenwandspitze (P. 3084!) sendet wohl einen Seitengrat nach Osten, nicht aber die Hintere Sonnenwand. Der Vorderer Sonnenwandferner liegt nördlich vom Ostgrat der Vorderen Sonnenwandspitze, nicht südlich von ihm. Dort liegt der Mittlere Sonnenwandferner, südlich begrenzt vom Seitengrat der Hintersten Sonnenwandspitze. Südlich wiederum von diesem, zwischen ihm und dem Ostausläufer der Äußeren Gletscher Spitze, liegt der Hintere Sonnenwandferner. — Dieser in der Karte nicht eingezeichnete Ostausläufer trennt den Hinteren Sonnenwandferner vom Gletscherferner; beide Gletscher hängen — im Gegensatz zur Zeichnung der Karte — nirgends zusammen. Sämtliche Gletscher sind in der Karte viel zu groß gezeichnet.

<sup>2)</sup> In der Österreichischen Spezialkarte von 1893 und in der alten Ausgabe der Alpenvereinskarte ist der P. 3170 als „Hoher Grieskogel“ bezeichnet. Hörtnagl lehnt mit Recht diesen mit vielen anderen Grieskogeln verwechselbaren Namen ab, zugunsten des schon früher gebräuchlichen Namens „Sonnenwandspitze“. Mit der Übernahme dieses Namens hätte die Neuausgabe der Alpenvereinskarte folgerichtig auch für das nördliche Eisfeld den Namen „Grieskogelferner“ nicht weiter bestehen lassen dürfen, sondern ihn in „Sonnenwandferner“ umbenennen müssen, da er sich an den Sonnenwandspitzen emporzieht und von deren Firnhängen gelieft wird, während mit den eisfreien Stüdhängen des Stiefelbacher Grieskogls gar kein Zusammenhang besteht, im Gegensatz zur Kartenzeichnung, die auch hier ganz falsch ist.

Moränenwälle das Kar gegen außen hin abriegeln und von früherer stärkerer Tätigkeit dieses heute stark zurückgegangenen, fast spaltenfreien Eisfeldes zeugen.

Der **Zwieselbacher Grieskogel**, 3060 *m*, schaut mit seiner plattigen Nordseite auf ein großes geröllgefülltes Kar, das **Samer Schlagkar**, hinab, das im Südwesten vom kurzen Nordwestsporn des Grieskogels begrenzt ist, während die Fortsetzung des Hauptkammes, als Nordostgrat des Grieskogels, die Kar-Rücklehne bildet. Nach einem kleinen Geröllfattel am Fuß dieses Grates, dem **Samer Schlagjoch**, etwa 2750 *m*, wirft der wieder nach Nordwesten ziehende Kamm einen kleinen Gipfel auf, die **Samer Schlagspitze**, etwa 2860 *m*<sup>1)</sup>. Nördlich folgt ihr zwischen zwei deutlich ausgeprägten Föheln ein als Gipfel noch unbedeutenderer Felskamm, der **Meßgerstein**<sup>2)</sup>, 2771 *m*. Das Föhl nördlich von ihm ist das seit langer Zeit als Übergang vom Gleiertschalt ins Zwieselbachtal benützte **Gleierschjöchel**, 2736 *m*. Es ist im Sommer auf markiertem Weglein leicht zu überschreiten; der Wintertourist wird es seiner beidseitigen Schneebrettgefahr wegen meiden und lieber das Föhl südlich vom Meßgerstein wählen, das als **Südliches Gleierschjöchel**, etwa 2740 *m*, bezeichnet werden kann.

Nördlich vom Gleierschjöchel erhebt sich, als Höchsterhebung der **Rafpesberge** und Gabelpunkt ihrer Ketten, die **Roskogelgruppe**. Der Kamm steigt vom Gleierschjöchel in nordwestlicher Richtung über zwei flache Gratschultern, die aber nicht als Gipfel angesprochen werden können, obgleich sie von der Neuen Pforzheimer Hütte aus als solche erscheinen, zu einer Erhebung von ausgesprochener Gipselform an, die wir in den neueren Karten vergeblich suchen<sup>3)</sup>: Ich habe den Namen **Gleierscher Roskogel**<sup>4)</sup> für sie eingeführt; die Höhe dürfte nach barometrischen Messungen ungefähr 2950 *m* betragen. — Ein kurzer Südostsporn des Gleierscher Roskogels trennt von dem großen Kar im Südosten der Roskogelgruppe, dem **Wolfskar**<sup>5)</sup>, ein kleines Kar ab, das zwischen diesem Sporn und dem vom Gleierschjöchel ansteigenden Hauptkamm von Süden zum Gleierscher Roskogel hinaufzieht. Man kann dieses folge-

— Der von **Purtscheller** (Erschl. d. Ostalpen, Bd. II) als im Gleiertschalt gebräuchlich erwähnte Name „Gänstragen“ für die Sonnenwandspitzen ist in keiner Karte zu finden. **Barth** und **Paunbler** („Die Stubai-er Gebirgsgruppe“, 1865) gebrauchen den Namen „Sonnenwand“ oder „Sonnenwandspitze“.

<sup>1)</sup> Die Spezialkarte setzt neben die Stelle, wo sich das **Samer Schlagjoch** befindet, den Namen „**Samer Schlag**“, dicht nördlich davon zeichnet sie einen Gipfelpunkt ein mit der Höhenzahl 2728 *m*. Da diese Höhenzahl niedriger ist als die der tiefsten Einsenkung in dieser Gratstrecke — des **Gleierschjöchels**, 2736 *m* —, ist sie für einen Gipfelpunkt natürlich falsch. — Die Höhe der **Samer Schlagspitze** habe ich in mehrfachen barometrischen Nachprüfungen auf etwa 2860 *m* bestimmt. — Die drei Einsattlungen: **Samer Schlagjoch**, **Südliches** und **Nördliches Gleierschjöchel** dürften alle drei ungefähr gleiche Höhe haben.

<sup>2)</sup> Der Name „**Meßgerstein**“ soll, wie mir gesagt wurde, eigentlich einem Felsblod in der Nähe des **Gleierschjöchels**, bei dem in alten Zeiten ein Mord vorgekommen sei, zugehört haben; er wurde dann auf den Felskamm zwischen den beiden **Gleierschjöcheln** übertragen und hat sich so eingebürgert, daß eine Änderung unendlich erscheint.

<sup>3)</sup> Auch in der Literatur ist der Berg nirgends erwähnt. — Dagegen entspricht in der alten österreichischen Spezialkarte von 1880 der P. 2981 ungefähr der Lage und Höhe unseres Gipfels. Er ist nur vielleicht ein wenig zu weit nördlich eingezeichnet. Der P. 2814 der neueren Karten liegt dagegen ein wenig zu südlich und entspricht vor allem der Höhe unseres Berges nicht.

<sup>4)</sup> Die einheimischen Führer gebrauchten unterschiedslos für diesen Gipfel und für den **Zwieselbacher Roskogel** kurzweg den Namen „**Roskogel**“. Da aber eine Unterscheidung unerlässlich war, wählte ich den Namen „**Gleierscher Roskogel**“, da der Gipfel vor allem nach der **Gleierscher** Seite hin in Erscheinung tritt und auch das von **Hörtnagl** „**Gleierscher Roskar**“ genannte, südöstlich der Roskogelgruppe eingebettete große Kar im Westen beherrscht.

<sup>5)</sup> Der Name „**Wolfskar**“ wurde mir von einem einheimischen Kenner genannt. Die in der **Hörtnaglschen** Abhandlung gebrauchte Bezeichnung „**Gleierscher Roskar**“ erscheint zwar ebenfalls zutreffend, dürfte aber zur Verringerung der vielen ähnlich lautenden Bezeichnungen besser zugunsten des Namens „**Wolfskar**“ aufgelassen werden.

richtig „Kleines Wolfskar“ nennen. — Vom Gleierscher Rostkogel senkt sich der nun annähernd nördlich streichende Kamm zunächst zu einer Einfattlung hinab und steigt dann drei Gratzaden aufwerfend zum doppelgipfeligen Südlichen Zwieselbacher Rostkogel an, der mit 3070 *m* der höchste Gipfel der Kraspesberge ist<sup>1)</sup>. Sein nördlicher, deutlich niedrigerer Nachbar, der Nördliche Zwieselbacher Rostkogel, 3030 *m*, ist als Gipfel unbedeutend; er hat aber darum Bedeutung, weil sich in ihm die das Kraspestal umfassenden Bergketten gabeln<sup>2)</sup>. Der östliche Ast verläuft zunächst in westöstlicher Richtung als die südlichen Firnsfelder nur wenig überhöbender Rücken, schließlich nur als Rippe im Firn zum P. 2960. Diese Kammsenke kann als Kraspesfattel, etwa 2940 *m*, bezeichnet werden. Nach Norden sinkt das ausgedehnte Gletscherfeld des Kraspesferners hinab. — Vom P. 2960 strahlt nach Südosten ein Felskamm<sup>3)</sup> aus, der das oben erwähnte Große Wolfskar im Osten begrenzt. Der in seinem oberen Teil mehrere gipfelartige Erhebungen, von etwa 2850 *m* Höhe, tragende Kamm verläuft gerade auf die Neue Pforzheimer Hütte zu; ich habe ihn daher bei der ersten Begehung „Pforzheimer Grat“ getauft.

Der Hauptkamm, vom P. 2960 im ganzen etwa ostnordöstlich verlaufend, hebt sich nun stärker über das Eis des Kraspesferners empor, schöne Felsberge aufbauend: die Grubenkar Spitze, 3042 *m*, und von ihr durch die Grubenkarsharte getrennt, den Haidenkogel<sup>4)</sup>, 2974 *m*. — Südlich von diesen beiden Bergen ist das ausgedehnte Rotgrubenkar eingebettet. Sein oberer Teil ist durch einen kleinen Felsgrat — das Rotgrubenköpfel, etwa 2670 *m*, — in einen schmaleren östlichen und einen ausgedehnteren westlichen Teil geteilt. Ein kurzer Südsporn der Grubenkar Spitze unterteilt diesen westlichen Teil nochmals in zwei ungleiche Teile.

Der weitere Verlauf des Hauptkamms wendet sich vom Haidenkogel ab über Nordost langsam nach Norden. In wuchtigem Abschwung senkt sich der Haidenkogel-Nordostgrat über 300 *m* tief zur Reichenkarsharte, etwa 2650 *m*, hinab. Südöstlich sind hier das Haidenkar und durch eine Rippe von ihm getrennt das Reichenkar in das Gehänge eingetieft. Die Reichenkarsharte vermittelt einen Übergang vom Gleierschtal ins Kraspestal. Von ihr nordwärts steigt der Kamm an zum Reichengrat, 2821 *m*<sup>5)</sup>. Der verwitterte Felsgrat zum Roterkogel, 2804 *m*, hinüber

<sup>1)</sup> Die Ansicht Hörtnagls, daß der Südliche Zwieselbacher Rostkogel nicht höher sei, als der Nördliche, ist irrig. Der Südliche Zwieselbacher Rostkogel ist bestimmt höher als die mit 3042 *m* vermessene Grubenkar Spitze, denn der von jenem über diesen Gipfel zielende Blick trifft am Karwendelgebirge in die Latschenregion, und auch die barometrische Nachprüfung läßt die ursprüngliche Höhenangabe von 3070 *m* als richtig erscheinen. Auf diese Ziffer ist also die in der Neuausgabe der Alpenvereinskarte nach der Hörtnaglschen Angabe abgeänderte Höhenzahl wiederherzustellen! — Jedoch liegt der Gipfel im Hauptkamm selbst und nicht, wie in der Karte, nordöstlich aus dem Kammverlauf herausgerückt. — Die in den Höhenangaben erstaunlich zuverlässige alte Pfaunderische Karte (1865) gibt dem Berge („Rostkopf“) sogar 9756' = 3083 *m*.

<sup>2)</sup> Die Alpenvereinskarte gibt hier ein falsches Bild. Wie schon erwähnt, gabelt sich der Kamm nicht beim Südlichen Zwieselbacher Rostkogel, sondern beim Nördlichen. Die Firnsfelder südlich von diesem entwässern nach der Gleierschalfseite, sind also dieser zugurechnen, wenn-gleich sie westlich von P. 2960 fast ohne trennenden Felskamm mit dem nördlich abflutenden Kraspesferner zusammenhängen.

<sup>3)</sup> Der Kamm tritt in der Alpenvereinskarte viel zu wenig hervor. Die Zeichnung der österr. Originalaufnahme 1 : 25 000 ist hier viel deutlicher.

<sup>4)</sup> Die Spezialkarte von 1893 ändert den in der Ausgabe von 1880 gebrauchten Namen „Auf der Hoaden“ in „Hornkogel“ um; wohl ein Mißverstehen des Wortes „Hoadenkogel“. Der Name „Haidenkogel“ und die in früheren Veröffentlichungen gebrauchten Bezeichnungen „Auf der Halde“, „Hohe Halde“ sind für den an seinen Südhängen stark mit Heidekraut bestandenen Berg jedenfalls sehr passend.

<sup>5)</sup> Die Höhenzahl 3016 *m* der neueren Karten ist natürlich falsch! Man betrachte nur die Karte mit Überlegung und stelle sich vor wie ein Gipfel von 3016 *m* so dicht neben dem Punkt 2821 *m* in Erscheinung treten müßte; doch als kühn aufstrebender „Dolomiturm“! Hier halte

weist keine tiefere Einsattelung auf. Vom Roterkogl sinkt der Kamm rasch ab über den *Muttenkogel*<sup>1)</sup>, 2423 *m*, in die Region des Grünen und fußt in den Wäldern über dem Talboden von Hagen. —

Der andere, der westliche Ast der das Kraßpestal umfassenden Bergketten verläuft vom Nördlichen Zwieselbacher Kofkogel im ganzen in nördlicher Richtung. Eine zerplitterte Felschneide begrenzt zunächst die Mulde des Kraßspesners im Westen, den Firnrand nur wenig überragend, dann wirft sie, während das Gletscheris tiefer sinkt und bald sein Ende findet, zwei Gipfel auf, die beiden *Weitekarspitzen* — die *Südlische*, 2948 *m*, und die *Nördliche*, 2951 *m* —, nach dem westlich eingebetteten *Weitenkar* benannt. Der Nördlichen *Weitekarspitze*<sup>2)</sup> näher als diese ihrer Namensschwester steht die *Kraßspitze*, mit 2955 *m* die höchste Erhebung in diesem Bergkamm. Von ihr zweigt auch der Bergkamm ab, der in der *Finstertaler Scharte*, 2768 *m*, die Verbindung herstellt mit der Gruppe des *Sulzkogels* im Westen. — Nahe benachbart ist der *Kraßspitze* auch der nächste Gipfel, der *Schöllkogel*<sup>3)</sup>, 2899 *m*, dessen höchster Punkt etwas in einen kurzen nach Nordosten strahlenden Gratsporn vorgeschoben ist. Der Hauptkamm verläuft in schwachen Krümmungen weiter nach Norden; seine hier tiefgefentte, zu kleinen Gipfeln aufgeschwungene, felsige Kammlinie bildet die Westbegrenzung des *Steintals*, einer Kar mulde des Kraßpestals. Westlich dieser Gratstredeliegen in dem gegen *Rühtal* ab sinkenden Tale die *Finstertaler Seen*. Dieser Felsgrat wird am besten *Steintalgrat* genannt; sein höchster Punkt, 2738 *m*, liegt am Nordende. Der Kamm steigt dann wieder zu größerer Höhe an, zum *Podkogel*<sup>4)</sup>, 2830 *m*<sup>5)</sup>, der nach Westnordwest, als Südumrahmung des langgestreckten, die *Plenderleseen* bergenden *Kars*, einen kurzen *Kammausläufer* ausendet mit dem dem *Podkogel* in der Form ähnlichen *Neuerkogel*, 2640 *m*. Der Hauptkamm zieht vom *Podkogel* ein kurzes Stück nach Osten, trägt dort, wo er wieder nach Nordost abwinkelt, einen den *Podkogel* etwas

auch ich einmal einen Irrtum in den Hunderten für wahrscheinlich und zwar gleich um zwei. Da der Kettengrat mehrere fast gleichhohe Gipfelpunkte trägt, könnte die Zahl 2816 *m* für den Südgipfel stimmen.

<sup>1)</sup> „*Sigmundspitze*“ bei Barth u. Pfaundler „*Die Stubai Alpen*“ (1865).

<sup>2)</sup> Ludw. Purtscheller nennt daher in seinem Erstbegehungsbericht (Mitt. 1882, S. 37) diesen Gipfel „*Kleine Kraßspitze*“.

<sup>3)</sup> Daß diesem Gipfel eigentlich der Name „*Podkogel*“ zugehört war, ist in der folgenden Fußnote dargelegt. — Die Österreichische Spezialkarte 1893 nennt diesen in früheren Karten unbenannten Gipfel „*Schöllkogel*“. Die Alpenvereinskarte ändert den Namen in „*Schöllkogel*“ ab. Über die Ableitung dieses Namens konnte ich nichts in Erfahrung bringen.

<sup>4)</sup> Der Name „*Podkogel*“ war eigentlich dem heutigen *Schöllkogel* zugehört, den Julius Pod im August 1876 als erster Tourist bestiegen hat. Carl Gsaller schlug unter Zustimmung Ludw. Purtschellers und einiger anderer Kenner des Gebietes diese Laufe des in den älteren Karten nicht verzeichneten Berges zu Ehren des verdienten Innsbrucker Alpinisten vor. Man lese darüber die Gsallerschen Ausführungen in der *Alpenvereins-Zeitschrift* 1886 (S. 156) nach. Aus unbekanntem Gründen übertrug aber der Kartograph der Alpenvereinskarte den Namen „*Podkogel*“ auf den nördlicher gelegenen Gipfel. Nachdem sich für diesen nun einmal der Name „*Podkogel*“ fest eingebürgert hat, erscheint es nicht ratsam, eine Rückumtaufe vorzunehmen. — Für den heutigen *Podkogel* schlug Carl Gsaller an gleicher Stelle (*Zeitschrift* des D. u. O. A. V. 1886, S. 156) den passenderen Namen „*Großer Neuerkogel*“ vor, nachdem schon die alte Ausgabe (1880) der Österreichischen Spezialkarte den Berg mit dem Namen „*Neuerkogel*“ belegt hatte. Dieser Name wird von den Einheimischen für den etwas weiter westnordwestlich gelegenen P. 2640 angewendet, der nach Gsaller dann hätte „*Kleiner Neuerkogel*“ genannt werden sollen.

<sup>5)</sup> Die alte Spezialkarte von 1880 gibt dem Berg, wie schon erwähnt, den Namen „*Neuerkogel*“ und eine Höhe von 2723 *m*, die neue Ausgabe von 1893 unter Belassung des Namens eine Höhe von 2806 *m*. Fr. Hörtnagl schätzt ihn, weil zweifellos höher als der trigonometrisch mit 2823 *m* vermessene *Gaiskogel*, auf 2830 *m*. Diese Höhenzahl übernahm die Neuausgabe der Alpenvereinskarte.

überhöhenden Gipfel, das *W i n d e d*, etwa 2840 m<sup>1</sup>). Auf die Grateinsattelung nordwestlich von ihm mag sich der in der Karte eingetragene Name „*W i n d e d - J o c h*“ beziehen, da sie als Übergang vom Krapesestal ins Plenderlekar benützt werden kann. Zur tiefsten Grateinsenkung vor dem Gaiskogel senkt sich der Grat aber noch über 100 m tiefer hinab zur *Gaiskogelscharte* („Steinschartl“), 2664 m. Der letzte hohe Gipfel, der *Gaiskogel*, 2823 m, ist nochmals ein recht mächtig aufragender Bergkegel. Sein Westausläufer begrenzt das Plenderlekar im Norden; er trägt ein kühngeformtes Gipfelpaar: die *Plenderlespitzen*<sup>2</sup>), etwa 2600 m. Nach Nordosten hin sinkt der Grat über die begrünte Erhebung des *Rotjochs*, 2375 m, zum Talboden von Haggen. In den von West- und Nordostausläufer des Gaiskogels umfaßten Raum sind mehrere Kare eingebettet: im Norden des Hauptgipfels das „*Vordere*“ und das „*Hintere Hirschebenkar*“, durch einen in der Kleinen *Hirschebenspitze*, 2420 m, gipfelnden Seitengrat voneinander getrennt. Weiter westlich, in den begrünten Mulden nördlich der Plenderlespitzen liegen zwei kleine Seen; das westliche von ihnen finden wir in keiner Karte.

### Die Gipfel und ihre Besteigung

Es hat lange gedauert, bis unsere Berge die Aufmerksamkeit der Bergsteiger auf sich zogen. Aus der Frühzeit des Alpinismus ist uns keine Besteigung in ihnen überliefert; nur die beiden stolzen Nachbarberge, der Eisener Fernerkogel im Osten und der Strahlkogel im Westen, wurden vor bald hundert Jahren von P. R. *Schurtwieser* der Ersterbesteigung gewürdigt.

Wohl finden wir einige unserer Berge in einem Buche erwähnt, das schon im Jahre 1500 erschienen ist, im „*Gesaidbuch des Kaisers Maximilian*“<sup>3</sup>), aber nicht den Bergen selbst galt das Interesse, sondern dem jagdbaren Getier, das ihre Flanken damals sicher ungleich zahlreicher belebte, als heute. Wir erfahren, wo „ein sonders lustigs gjaid für ein landsfürsten“ war. Der Freihut, *Roterkogel*, *Gaiskogel* werden genannt, also die ans Selltrainer Obertal vorgeschobenen Berge. Weiter in die inneren Täler einzudringen, war ja bei dem Wildreichtum nicht nötig.

Jäger, Hirten, Vermesser bei den Kartenaufnahmen sind es wohl auch später gewesen, die wenigstens die äußeren unvergletscherten Berge als Erste betraten. Man wird bei diesen Bergen daher die gemeldeten Erstbesteigungen meist nur als „erste turistische“ ansehen müssen und nur bei den hohen Gipfeln im hinteren Gleiertschtal von Ersterbesteigungen schlechthin sprechen können. — Von den äußeren Bergen einige, die gewissermaßen bei den Tal- und Pflanzwanderungen am Wege lagen, finden wir auch als erste in der alpinen Literatur erwähnt: *Gaiskogel*, *Schölletkogel*, *Lambenspitze*. *Julius Pod* ist an fast allen diesen Besteigungen beteiligt. Dann wendet sich Anfang der achtziger Jahre *Ludwig Purtscheller* diesen Bergen zu und besteigt — 1881 — den *Zwieselbacher Roskogel*, die *Grudenkar Spitze* und die *Krapespitzen* und 1883 —

<sup>1</sup>) Die österreichische Originalaufnahme 1 : 25 000 und die alte Alpenvereinskarte sehen zu diesem Gipfel die Höhenzahl 2724 m; Hörtnagl und die Neuausgabe der Alpenvereinskarte geben ihm 2814 m. Woher diese Höhenzahl stammt, konnte ich nicht ermitteln. Ich schätze den Gipfel nach Blickmessung und barometrischer Nachprüfung auf etwas höher, als den *Podkogel*, also, wenn dessen Höhe mit 2830 m stimmt, auf etwa 2840 m. — Die Zahl 2724 m ist auch für den Gratjattel nördlich des *Winded* (*Winded-Joch*) zu niedrig.

<sup>2</sup>) Das „*Stodacher Hörndl*“ *Carl Stollers* (Zeitschr. 1886, S. 156).

<sup>3</sup>) „*Gesaidbuch des Kaisers Maximilian*, verfaßt von *Carl von Spaur*, Oberster Forstmeister der oberösterreichischen Erblande und *Wolfgang Hohenleutner*, Gejaidschreiber Seiner Majestät im Jahre 1500.“ — Im Verlag *Wagner, Innsbruck*, erschien 1901 eine Ausgabe: „*Das Jagdbuch Kaiser Maximilians*“ in Verbindung mit *Wm. A. Baillie-Grohmann*, herausgegeben von *Dr. Michael Mayr*.



als ersten der inneren hohen Gletscherberge — den Gleierscher Fernerkogl. In den neunziger Jahren setzt dann die planmäßige Erschließung der Gleierschotalsberge durch Innsbrucker Bergsteiger, vor allem durch die Mitglieder des Akademischen Alpenklubs Innsbruck ein. Alle wichtigen Gipfel des Gebiets werden dabei bestiegen, einige auf verschiedenen Wegen und auch im Winter, aber noch ohne Schier. Nachdem die Aufgaben, die die Hörtnaglsche Abhandlung aufgezeigt hatte, gelöst waren, scheinen sich die Innsbrucker Bergsteiger von unseren Bergen wieder mehr abgewendet zu haben. Die Lodung der Erschließung und der Erstbegehungen war weggefallen, nun lohnten sie den langen Zugang nicht mehr. Erst der in Aufnahme kommende Hochgebirgs-Schilaufr bringt neues Leben in sie. Gegen Ende des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts lesen wir von ersten Schieffsteigungen einzelner Gipfel. Der Gleierscher Fernerkogl reiht sich unter die lohnendsten Schifahrten im weiteren Bereich Innsbrucks ein. — Nach der Stille der Kriegsjahre kommt der unerwartete Aufschwung des winterlichen Bergsteigens. Der Wunsch, den Schiläufer-scharen, die nun — namentlich an Spätwintertagen — das Gleierschotale beleben, ein Obdach zu schaffen, und den vielen, die auch wieder im Sommer in die Berge kommen, einen Stützpunkt in diesen schönen wenig gekannten Bergen zu geben, hat dann zur Erbauung der Neuen Pforzheimer Hütte geführt. Sie dient nun seit dem Jahre 1926 als Ausgangspunkt für die letzte Einzeldurchforschung und für die vollständige Wintererschließung unserer Berge.

Als Talort für die Neue Pforzheimer Hütte ist vor allem Gries im Sellraintal anzusprechen. Es ist seit wenigen Jahren durch eine staatliche Kraftwagenlinie unmittelbar mit Innsbruck und mit der Bahnstation Rematen der Bahnlinie Innsbruck—Landeck verbunden. Von Gries geht wohl jeder zu Fuß weiter, denn der steinige Karrenweg, der ins Sellrainer Obertal hinaufführt, lockt nicht zu anderer Beförderung. Rasch führt er uns höher. Die firngeschmückte Pyramide des Eisener Fernerkogls, die von Süden aus dem Liferer Tal heraus auf Gries herabblickt, ist verschwunden. Überm Tal drüben steigen steil die unteren Hänge des Freihuts auf; Wald und Buschwerk bekleiden sie, Wasserrinnen und Lawinenzüge haben sie aufgerissen. Der tiefergesunkene Talgrund ist durch die weißen Rastaden des Zirnbachs aufgehellte. Bald kommen wir an den ersten Gehöften der Gemeinde St. Sigmund — als „Kreuzlehen“ schon 1454 erwähnt — vorbei. Bei einem Bildstöckl mit einer urwüchsig-plastischen Darstellung des Fegfeuers ist eine flachere Talstufe erreicht. Geruhsam fließt der Zirnbach hier durch moosigen Wald, in den von Westen die ebenmäßige Pyramide des Gaiskogls hereinblickt. Nachdem wir wieder etwas stärker angestiegen sind und das Blockwerk einer im Sommer 1928 niedergegangenen Mure gequert haben, treten wir auf freie Wiesen-hänge hinaus und erreichen über sie Païda, die äußere Häusergruppe von St. Sigmund. Nahe grüßt der spitze Turm des St. Sigmunder Kirchleins, das Wahrzeichen dieses stillen Bergwinkels. Wer den Reiz der Abgeschlossenheit dieses Tales voll auf sich wirken lassen will, wandere einmal in einer der Zwischenzeiten — im Herbst oder im späteren Frühjahr — hier durch.

Verfolgen wir das Tal in gerader Richtung weiter, so kommen wir nach kurzem Anstieg zur Häusergruppe Haggen an der Mündung des Kraspestals ins Sellrainer Obertal. Der heimelige „Alpengasthof“ dort kann uns als Stützpunkt für die Besteigung der Kraspesberge, aber auch als Ausgangspunkt für den Talanstieg zur Neuen Pforzheimer Hütte dienen. Den zwei schon erwähnten Talorten für die Hütte, dem zur Fremdenaufnahme gut gerüsteten Gries und St. Sigmund-Païda mit seinem neuen Gasthof Bucher, können wir Haggen also als dritten zuzählen.

Von Haggen führt ein Waldpfad ins Gleierschotale hinab. Wollen wir aber die Hütte auf kürzestem Weg erreichen, so ersparen wir uns den Umweg über Haggen und folgen dem bei den letzten Häusern von Païda halblinks abbiegenden Karrenweg, der uns nach



leichtem Abfließen über den Zirnbach und zum Fuß des Sigmunder Kirchenhügels führt. Das Kirchlein, das auf ihm thronet, umschließt eine alte Kapelle, die das älteste Gotteshaus des Tales gewesen sein soll und schon in den Chroniken des 15. Jahrhunderts erwähnt wird.

Wellige Wiesen, ein dunkles Waldtor, das beim Rückschauern einen reizenden Rahmen für das weiße spitztürmige Kirchlein abgibt, leiten nun ins Gleierschäl hinein. Vom Talhintergrund und seinen firngeschmückten hohen Gipfeln ist noch nichts zu sehen; dunkle, felsige Berge stehen rechts und links über dem walderfüllten Tal. — Von rechts herab kommt die kürzende Wegmarkierung von Haggen her, dann wechselt der Weg über ein Holzbrüchlein auf die andere Talseite. Wenn wir nach stärkerem Ansteigen den Wald wieder verlassen, taucht vor uns auf weitgebreitetem Wiesenplan eine altersbraune Gebäudegruppe auf, der Gleierschhof. Schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts erwähnt, also wohl länger schon bestehend, ist er gewiß eine der ältesten Ansiedlungen im Tale. Vor wenigen Jahren ist er von seinen damaligen Besitzern als „Hof“ aufgelassen und verkauft worden und dient seither als Alm. Ein ehrwürdiges Stück Geschichte hat damit seinen Abschluß gefunden. Daß es im Gleierschhof „spuken“ soll, erhöht bei manchen vielleicht den Reiz des Ortes. Wir wandern weiter und kommen am Ende des fast ebenen Wiesenbodens zu einer Talenge. Links und rechts stehen über felsigen Hangspfeilern schöne Zirben, als Grenzposten des geschlossenen Hochwaldes, der in diesem Tale früh schon sein Ende findet. — Hinter der Enge tut sich ein neuer Talabschnitt auf. Lodend, verheißend grüßt die schlanke Silberspitze der Vorderen Sonnenwand aus dem Talinnern heraus. Durch Alpenrosengebüsch, über von Muren aufgehäuften Blotwälle windet sich der stärker steigende Weg empor und führt dann flacher ins Tal hinein, vorbei unter dem linkerhand etwas höherliegenden, langen Bau der Äußerer Gleierschalm, die man jetzt, wo der Gleierschhof auch Alm geworden, eigentlich die „Mittlere“ nennen müßte. Nach einem nochmaligen schärferen Ansteigen kommen wir wieder zu einer Talenge, die das mittlere Tal nach oben abschließt. Wo wir in sie eintreten, zeigt sich zum erstenmal drinnen im Tal am westlichen Gehänge die Neue Pforzheimer Hütte. Vom sumptigen Talboden, der sich hinter der Enge breitet, ist sie auf Sidzadweg mit einem Anstieg von etwa 150 m bald erreicht.

Ein neues Rundbild, der Blick auf den inneren Bergkranz hat sich entfaltet. Vor allen anderen wird die dunkle Felsgestalt der zweigipfeligen Grubenwand den Blick anziehen, ist sie ja auch der höchste Gipfel, die wichtigste Bergform im Kreise. Vom Gleierschferner, der rechts von ihr den Talhintergrund erfüllt, sieht man nur ein Stück seines östlichen Firnrandes. Die Ostausläufer der Sonnenwände verbeden ihn. Um so unbestrittener kann deren höchster Gipfel, die Vorderer Sonnenwand, mit der Grubenwand wetteifern. Was ihr an Wucht dieser gegenüber fehlt, ersetzt sie durch ihre bestechend elegante Form und das Firnkleid ihrer schlank geredeten Spitze. Breit lagert sich neben sie der plattige Bau der Östlichen Sonnenwand. Vom nördlichen Nachbar der Sonnenwände, dem Zwieselbacher Grieskogel, ist nicht viel zu sehen; sein Gipfelbau verbirgt sich. Die anschließende tiefer gesenkte Rammstreda zeigt in Samerschlagspitze und Mesgerstein nur wenig bemerkenswerte Gipfelgestalten. Wichtiger ist das Paktor des Gleierschhöchls; das Bildstöckl, das es kennzeichnet, wird ein scharfes Auge von der Hütte aus auch unbewehrt erkennen. — Von den Krappesbergen zeigt sich dem Betrachter die Rostkogelgruppe wenig aufgeschlossen. Mehr wird seine Aufmerksamkeit der schöne Felsgipfel der Grubenkar Spitze fesseln, der rechts vom Stirnschild des Pforzheimer Grates auf die Hütte herabblüht. An sie schließt sich die breite Gestalt des Haidenkogel an. Dann schweift der Blick durchs Gleierschäl hinaus, auf die Berge draußen im Norden, auf die lange Wandflucht der Paider Spitze, auf den Sellrainer Rostkogel mit dem dunkeln Felszahn des Weißsteins davor.

Tief unten im Tal stellen der reizvoll geschlängelte Bachlauf und die helle Linie des Weges daneben für Blick und Gedanken die Verbindung mit der Außenwelt her. Neuankommende, denen ein Willkommen gilt, Abwandernde, denen ein Abschiedsgruß folgt, können da mit den Blicken her- oder weggeleitet werden. — Über dem Tale drüben zieht der Kamm vom Freihut, der als Torwächter draußen steht, über die kaum als Gipfel in Erscheinung tretenden Erhebungen des Grieser Grieskogls und der Hohen Wand zur Lambsen Spitze, die als behäbige Rundkuppe gerade der Hütte gegenüber jenseits des Tales steht. Der zackige Kamm der Sattelschrofen leitet zum abgerundeten Kegel der Zischfeles Spitze. Zwischen ihr und der Grubenwand leuchtet als einziger von der Hütte sichtbarer Gletscher die Silberchale des Zischferners. Die Gipfel, die ihn krönen, Schöntaler Spitze und die Zaden der Zischenschartenspitzen, den Firnschild, den er zum Gipfel der Grubenwand hinaufschiebt, schließen das Rund.

Es ist kein Fehler, daß nicht alle Geheimnisse der umgebenden Bergwelt schon von der Hütte aus dem Blick aufgeschlossen sind, daß mancher Gipfel sich verborgen hält und daß wir uns die Einblicke erst erwandern müssen. Das erhöht die Lodung.

Wenn wir uns nun den einzelnen Gipfeln zuwenden, so beginnen wir am besten am Wurzelpunkt der Bergketten, die unser Gleiertsch tal umfassen, bei dem den Gleiertsch ferner beherrschenden, dessen oberste Buchten abschließenden Gleiertscher Fernerkogel<sup>1)</sup>. Nach Lage und Aufbau einer der wichtigsten unserer Berge, hat er auch als erster von den großen einen Erstersteiger angelockt, früher als die höhere Grubenwand und die viel jeder die Blicke auf sich ziehende Vordere Sonnenwand. Kein Geringerer als Ludwig Purtscheller war es, der am 1. September 1883 mit Prof. H. Schöller aus Salzburg den Gipfel als Erster betrat<sup>2)</sup>. Sie gingen vom Gleiertschhof aus. Purtschellers Schilderung des frühmorgendlichen Marsches spiegelt die damalige völlige Unberührtheit dieses Tales wider. Der Weg, den die Erstersteiger zum Gipfel nahmen, scheint im wesentlichen dem heute noch gebräuchlichsten gleich zu sein: vom innersten Südwestwinkel des Gleiertschferners über die Felsstufe zu den oberen Firnhängen, über diese zum Grat und auf ihm zur Spitze. — In dem 1894 erschienenen Werke „Die Erschließung der Ostalpen“ kann Purtscheller diese Besteigung noch immer als die einzige bisher bekanntgewordene bezeichnen, und es hat noch einige weitere Jahre gedauert, bis wieder Bergsteiger den Weg zum Gipfel fanden: am 11. September 1897 die Mitglieder des Akademischen Alpenklubs Innsbruck A. Hintner, F. Hört nagl und Fr. Stolz auf dem Wege der Erstersteiger. — In der folgenden Zeit fanden auch andere Seiten des Bergs und andere Wege auf ihn die Beachtung der Innsbrucker Bergsteiger. Der Weg, den am 11. August 1899 Theodor Mayer und Otto Stolz vom Nordgrat des Berges weiter nach Norden nahmen, wird an anderer Stelle noch zu erwähnen sein. — Den Ostgrat, der vom Gipfel zur Kofstarscharte hinabfällt, begingen als Erste Fr. Hohenleitner und R. Liebenwein am 17. August 1903<sup>3)</sup>. Schon Purtscheller hatte versucht, über den Ostgrat abzustiegen, war aber an der Steilstufe umgekehrt und zur Anstiegslinie zurückgequert. Diese Steilstufe, „ein etwa 50 m langes, geschlossenes plattiges Gratstück“, hat sich auch den Erstbegehern als einzige schwierigere Strede in den Weg gestellt; am Anfang und am Ende des Grats fanden sie nur leichtere Gratklettern. Sie stiegen über den Ostgrat auch ab und verbanden so die Gipfelbesteigung mit dem Übergang über die Kofstarscharte. — Die felsigen Wüstürze gegen das Zwieselbachtal haben noch nicht viel Beachtung bei den Bergsteigern gefunden. In den Jahresberichten des Akademischen Alpenklubs Innsbruck sind erwähnt ein „Erster Abstieg ins Zwieselbachtal“ am 20. August 1901 durch Fr. Hohen-

<sup>1)</sup> Alle Angaben über Höhe der Gipfel, ihre Lage usw., bitte ich, im ersten Teil dieser Abhandlung zu suchen. —

<sup>2)</sup> Mitt. d. D. u. S. A.-V. 1885, S. 163.

<sup>3)</sup> 11. Jahresber. d. Ak. Alpenklubs Innsbruck und briefliche Mitteilungen R. Liebenweins.

leitner, A. Wagner und A. Zimmermann und ein „Erster Abstieg über die Nordwestwand“ am 4. Juli 1912 durch Sepp Plattner allein. Nähere Angaben über diese Wege, die erkennen lassen könnten, ob und inwieweit die beiden Abstiege voneinander verschieden sind, fehlen und waren auch nicht zu erhalten. — Am 11. April 1909 wurde der Gletscher Fernerkogl als Schiberg entdeckt. Willy Seuner berichtet über diese Tour, die er mit Hans Darr, Johann Schubert und Mizzi Ulbrig ausführte, in der „St.-Chronik 1908/09“. Der Weg, den sie nahmen, entsprach dem der sommerlichen Erstbesteiger. Die Schier wurden, wie auch heute der Regel nach, bis in den innersten Südwestwinkel des Gletschers benutzt. Dann stieg man zu Fuß durch die Steiltrinne, über die oberen Firnhänge und über den Grat zum Gipfel. — Noch im gleichen Monat nahnten sich Schiläufer — die Junsbruder Fr. Hohenleitner und R. Willeit — noch von anderer Seite unserem Gipfel, über den Weißkoglferner seiner Südwand. An deren Fuß blieben die Schier zurück; kletternd wurde durch die Südwand der Ostgrat oberhalb seiner plattigen Steilstufe erreicht. Zum Abstieg diente der Südwestgrat, von dem die beiden zum Weißkoglferner und zu den Schiern zurückgelangten. — Die Anziehungskraft, die der Gletscher Fernerkogl als Schiberg in der Folge ausübte, erwies sich als viel stärker, als er sie als Sommerziel allein je hätte entwickeln können.

Im Winter habe auch ich dem Gletscher Fernerkogl den ersten Besuch abgestattet. Alter und neuer Winterschnee war in dicker Decke über die Berge gebreitet, als ich am Ostersonntag des Jahres 1928 in lieber Gesellschaft die Neue Pforzheimer Hütte verließ. Die Terrasse, die, aus alten Moränenwällen entstanden, sich im Westgehänge des inneren Gletschertals hinzieht, wird im Winter stets den besten Weg von der Neuen Pforzheimer Hütte zum Gletscherferner bieten. Auf ihr zogen auch wir, einer großen Schiläuferstraße folgend, unsere Spur talein zum Gletscher. Ohne Bedenken stiegen wir ohne Seil über ihn empor. Am oberen Rand des Gletschers verwahrten wir die Schier. Der tiefe, zwei Tage vorher gefallene Neuschnee erschwerte unsern weiteren Aufstieg ohne Schier sehr. Sowohl in der steilen Schneerinne, die durch die untere Felsstufe hinaufführt, als auch weiter oben in den Firnhängen und am Grat gab es mühselige Arbeit beim Spuren. Ich teilte mich mit meinem Neffen darein, aber oben am Grat, wo er mit seiner leichten Begleiterin vorausging, bin ich als der Schwerere in seinen Stufen oft von neuem eingebrochen. Dennoch langten wir alle vergnügt auf dem Gipfel an. Der mühelose und rasche Steilabstieg im tiefen Schnee, für unsere Begleiterinnen etwas Neues, erhöhte noch die freudige Stimmung, die auch dadurch nicht sehr beeinträchtigt wurde, daß die Abfahrt über den am Nachmittag etwas verharschten Schnee nicht das hielt, was der Morgen versprochen hatte. Bei gutem Schnee wird sie jedes Schiläuferherz entzünden.

Ganz anders zeigte sich mir der Gletscher Fernerkogl, als ich einige Monate später — am 4. August 1928 — mich zum zweitenmal ihm näherte. Nach langem Zögern hatte eine plötzlich mit aller Macht einsetzende Sommerhitze mit dem Winterschnee gründlich ausgeräumt. Wo in den Ostertagen das reine Weiß des Winterschnees gebreitet war, starrten dunkle Felsen, drohte schwarzes Eis. Im Gletscherferner, der sich damals so harmlos gebärdet hatte, klasten große Spalten, und ich nahm mir vor, ihn doch nicht mehr so sorglos ohne Seil zu befahren. Durch die Steiltrinne, die vom inneren Gletscherwinkel zu den oberen Firnlagern hinaufführt, brauste ein Wasserfall herab. Wir mußten daher einen anderen Weg suchen und fanden ihn in den schutterfüllten, zwar mühsamen, aber sonst leicht zu begehenden Verschneidungen rechts — nordöstlich — von der Rinne. Aber auch wer die Durchnässung nicht scheut, wird gut tun, der Rinne zu mißtrauen. In späterer Jahreszeit ist sie ein bevorzugter Weg zur Tese für die oben am Grat freiverdenden Steine. An einem Septembertag eines anderen Jahres konnte ich hier einen ununterbrochenen Geschoßhagel beobachten. Auch die weiter links herabziehenden Rinnen sind gleich bedroht. Ganz sicher und ungefährdet ist aber

der Aufstieg durch die von uns begangenen Verschneidungen rechts. — Oberhalb der Felsstufe gelangt man unmittelbar über die Firnhänge oder mit dem Umweg über die Gletscherspitzen, den ich bei meinen sommerlichen Besteigungen beidemale nahm, zum Grat, den der Gipfel nach Norden sendet. Der Vorgipfel, bei dem der Grat erreicht wird, wird oft aus mir nicht bekannten Gründen als „Signalgipfel“ bezeichnet. Viele lassen es sich genügen, ihn erreicht zu haben, und ersparen sich den Weg zur höchsten Spitze. Ein Vergleich der wenigen im Gipfelbuch eingetragenen Besteigungen mit den viel zahlreicheren im Hüttenbuch vermerkten beweist dies. Und doch bietet gerade der letzte Aufstieg über den Grat viel bergsteigerischen Reiz. Im Winter und Frühsommer bei gutem Firn ist er leicht; wenn der obere Gletscherfeld aber dunkles, blankes Eis zeigt und man genötigt ist, überall der felsigen Grattante zu folgen, ist er stellenweise recht schwierig. Darum scheint mir die Besteigung des Gletscher Fernerkogls mehr von den Verhältnissen abhängig als die der beiden andern Hauptgipfel unseres Gebiets, der Grubenwand und der Vorderen Sonnenwand. — Von der Neuen Pforzheimer Hütte aus wird man für die Besteigung  $3\frac{1}{2}$  bis 4 Stunden rechnen müssen.

Der Anstieg auf den Gletscher Fernerkogl wird also meist vom Gletscher ausgehen. Den Weg zu diesem von der Neuen Pforzheimer Hütte aus können wir natürlich auch im Sommer, wie im Winter, über die Hangterrasse nehmen. Mächtige Blochhalden alter Moränen, die Hinterlassenschaften früherer Gletschertätigkeit, bereiten dem Wanderer dann aber manche Mühen. Die Alpenvereinssektion Pforzheim will diese durch kleine Wegverbesserungen und Kennzeichnung der besten Weglinie mildern. Bis das geschieht, geht man besser unten im Tale hinein. Mühselos und fast eben kommt man dort — auf dem östlichen Bachufer — bis nahe zum Gletscher. Der Höhenverlust beim Abstieg von der Hütte zum Talgrund wird dadurch ausgeglichen. Ganz hinten im Tale — nach der Abzweigung der Wegbezeichnung ins Zischentkar und zum Westfalenhaus — wird unser Weg rauher. Dort, wo der Bach sich durch die Moränenwälle durchgenagt hat, werden wir dicht an ihn herangedrängt und gleich darauf müssen wir ihn an geeigneter Stelle überspringen. Dann leiten alte Wegzeichen zum Gletscherrand hinauf. — Der untere Gletscher ist wenig steil und ziemlich spaltenfrei; nach oben mehrten sich die Spalten. Später wird der Blick in die Südwestbucht des Gletschers, durch die der Anstieg zum Gletscher Fernerkogl führt, frei; vorher verdeckt sie der Ostsporn der Inneren Gletscherspitze.

Wir stehen nun unter der *Roskarsarte*. Daß diese mehr, als ihrer Eignung dazu entsprach, als Übergang in Ausnahme gekommen war, habe ich schon an anderer Stelle erwähnt. Im Jahre 1928 hat sie dann mehrfach von sich reden gemacht. Schon an Ostern hatte sie einige Schildläufer, die vom Gletscher zu ihr aufsteigen wollten, mit einem großen Schneebrett wieder zum Gletscher hinabgesandt; diese sind mit dem Schreden und dem Verlust ihrer Schier davongekommen. Als ich am 4. August jenes Jahres mit dem Haggener Führer Winkler nach den verlorenen, nun wohl wieder ans Tageslicht gekommenen Schiern zu suchen kam, standen die Eishänge unter der Roskarscharte schwarz und drohend über uns. Welch traurige Rolle sie bald spielen sollten, ahnte ich damals nicht. Glimpflich verließ noch das Abenteuer einer vierköpfigen Gesellschaft, die im August von der Winnebacheehütte herüberkam. Drei verbrachten die Nacht über den sie schredenden Eishängen, während der vierte beim Versuch, Hilfe zu holen, in eine Gletscherspalte fiel und, obgleich er sich selbst wieder herausarbeiten konnte, diese und die folgende Nacht bis zu seiner Bergung mit gebrochenem Bein im und neben dem Gletscher verbleiben mußte. Ein weit ernsteres Ereignis war am 11. September 1928 der Absturz zweier Innsbruder, die am letzten Tag einer vierzehntägigen Bergwanderung vom Westfalenhaus herüberkommen wollten. Während der eine blutend und zerrissen die Meldung des Unglücks noch zur Hütte bringen konnte, mußten wir den andern als Toten vom Fuß dieser Eiswände herabholen. — Ich habe

daher mit einem eigenen Besuch der Scharte gewartet, bis günstigere Verhältnisse den Aufstieg freundlicher gestalteten, habe aber auch da angesichts des unten aufnahmebereit gähnenden Bergschlundes alle Vorsicht und Achtsamkeit auf meine zwei weniger gletschergewohnten, mit schlechten Steigeisen ausgerüsteten Gefährten walten lassen müssen.

Die *Roskfarkuppe*, östlich neben der Roskfarscharte und von ihr leicht und rasch zu erreichen, ist wohl schon manchmal von die Scharte Überschreitenden betreten worden, doch hat dies keiner zu berichten für nötig erachtet. Dagegen verzeichnet die alpine Chronik die erste Überschreitung der Roskfarscharte am 4. September 1902 durch S. Baer, O. Lehleitner und Jos. Moriggl<sup>1)</sup>.

Mit der vorerwähnten Überschreitung der Roskfarscharte am 10. September 1930 verband ich eine Besteigung des *Winnebacher Weißkogls*. Lange schon hatte es mich gereizt, ihn von seinem Brudergipfel, dem Gleierischer Fernerkogl, her zu erreichen, aber immer hatte mich Zeitmangel oder schlechtes Wetter davon abgehalten. Nun wollte ich mich mit dem gebräuchlichsten und leichtesten Weg, dem über den kleinen Weißkoglferner begnügen. Er bietet keine Schwierigkeiten. — Auf dem Gipfel empfing uns unfreundliches Schneegestöber, nässende Nebel umbrauten uns. Gesehen haben wir so nichts. Doch konnte ich durch Ablesen des Taschenhöhenmessers meine Vermutung bestätigt finden, daß dieser Gipfel fast die gleiche Höhe hat wie der Gleierischer Fernerkogl.

Wann der Winnebacher Weißkogl zum erstenmal bestiegen wurde, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Wohl verzeichnet der Turenbericht *Max Peers* für das Jahr 1893<sup>2)</sup> eine Erstersteigung des „Weißkogls“. Bei den schwankenden Angaben in den Karten ist es aber fraglich, ob Peer nicht den P. 2995 bestiegen hat. Die erste sichere Nachricht einer Ersteigung finden wir in Hörtnagls Monographie der *Larstiggberge*<sup>3)</sup> wiedergegeben, derzufolge Dr. Karl Hopfgartner mit seinem Bruder den Gipfel im Sommer 1898 vom Winnebachjoch her erreichte. Schon im Winter darauf, am 31. Januar 1899, erhielt der Gipfel seinen ersten Winterbesuch durch die *U. U. K. Jbf.-Mitglieder* Carl Durig, Dr. Wd. Hintner, Dr. Frz. Hörtnagl, Hans Margreiter und Hugo Schmoher<sup>4)</sup>. Heute ist der Winnebacher Weißkogl ein bevorzugtes Schiziel vom Westfaltenhaus oder von der Winnebachseehütte aus. —

Die nördlichen Vorwerke des Gleierischer Fernerkogls, die *Gleiererschpizen*, haben bisher wenig Beachtung gefunden. Die *Äußere Gleiererschpize* ist zweifellos bei der Gratwanderung vom Gleierischer Fernerkogl zur Vorderen Sonnenwand am 11. August 1899 durch die *Innsbruder* Theodor Mayer und Otto Stolz erstmalig bestiegen und überschritten worden. Auch Herm. von Pfandler hat am 14. Sept. 1923 bei einer seiner Gewaltturen, die ihn über den Zwieselbacher Grieskogl und den Sonnenwandzug zum Gleierischer Fernerkogl führte, die *Äußere Gleiererschpize* überschritten. Dann hat sie am Tage nach der Eröffnung der Neuen Pforzheimer Hütte Besuch erhalten durch Bruno Gilsdorf, Willi Berner und Frau Sophie Gerwig, alle aus Pforzheim, die von der vorderen — nordwestlichen — Bucht des Gleierischer Fernerkogls zum Gipfel aufstiegen und ihn zuletzt durch einen eigenartigen Durchschluß erreichten. — Die

<sup>1)</sup> 10. Jahresber. des *Alp. Alpenkl. Innsbruck*, unter „*Neue Turen*“.

<sup>2)</sup> 1. Jahresber. d. *Alp. Alpenkl. Jbf. S. 13.* —

<sup>3)</sup> 8. Jahresber. d. *Alp. Alpenkl. Jbf.* „*Die Berge des Larstigggebietes*“ von Dr. Franz Hörtnagl. Die Einbeziehung des Winnebacher Weißkogls in das „*Larstigggebiet*“ ist natürlich nur durch die turistische Zugehörigkeit zum Ausflugsgebiet der Winnebachseehütte zu erklären; geographisch ist sie nicht zu begründen. —

<sup>4)</sup> Im 16. Jahresbericht des *Alp. Alpenkl. Jbf.* finden wir noch vermerkt: „*Zwieselbacher Weißkogl, 1. Ersf. über die Nordwand, durch Siegfried Hohenleitner, Max Holzlmach und Jos. Plattner am 22. August 1908.*“ Es erscheint aber fraglich, ob sich diese Notiz auf den Winnebacher Weißkogl bezieht oder ob mit dem „*Zwieselbacher*“ Weißkogl der P. 2995 über dem Zwieselbacher Fernerkogl gemeint ist.

Innere Gleiertschspitze habe ich am 4. August 1928 mit Franz Winkler-Haggen anlässlich einer Besteigung des Gleiertscher Fernerfogs auf dem bereits geschilderten Weg erreicht. Spuren eines früheren menschlichen Besuchs fanden sich oben nicht. — Von der Inneren zur Äußeren Gleiertschspitze hinüber sind es nur einige Minuten leichtes Wegs. — Die Gleiertschspitzen lohnen einen Besuch eigentlich nur in Verbindung mit einer Fernerfogl-Ersteigung, doch zeigt sich die Äußere Gleiertschspitze vom Hinteren Sonnenwandferner aus als eine hübsche, auch an sich zur Besteigung ladende Berggestalt.

Erst elf Jahre nach dem Gleiertscher Fernerfogl erhielt die Vorderer Sonnenwandspitze den ersten Besuch. Noch in dem 1894 erschienenen 2. Bande der „Erschließung der Ostalpen“ schreibt Purtscheller, daß die Vorderer Sonnenwand „noch ihres ersten Ersteigers harrt“, doch im selben Jahr noch fand sie ihren Begleiter. Hermann Delago war es, der im Alleingang am 16. Juli 1894 die Spitze als Erster betrat. — Ob die Herausgabe der „Erschließung der Ostalpen“ mit ihren Hinweisen auf noch zu leistende Erschließungsarbeit die Innsbruder Bergsteiger zur planmäßigen Durchforschung unserer Berge angeregt hat oder ob diese auch ohne solchen Anstoß erfolgt wäre, läßt sich heute wohl nicht mehr ergründen. Tatsache ist, daß gerade im Jahre 1894 diese planvolle bergsteigerische Arbeit einsetzte. — Von der Delagoschen Ersteigung hatten die zweiten Ersteiger Ad. Hintner, Frz. Hörtnagl und Dr. Josef Pircher keine Kenntnis, als sie am 21. Juli 1895 den Gipfel betraten. Beide Besteigungen nahmen denselben Weg: über den Vorderen Sonnenwandferner zum Sattel zwischen Zwieselbacher Griesfogl und Vorderer Sonnenwand und von da über den Nordgrat zur Spitze. Auf gleichem Weg kamen bei der dritten Besteigung am 11. September 1897 Ad. Hintner, Frz. Hörtnagl und Fr. Stolz auf den Gipfel mit der Absicht, den ganzen Sonnenwandstock von Nord nach Süd zu überschreiten. Wegen schlechten Wetters mußten sie diesen Plan aufgeben. Aber schon fünf Wochen später, am 15. Oktober 1897, nahm die Gruppe Frz. Hörtnagl, Ludw. Prohaska und Fr. Stolz den Plan wieder auf und führte ihn in umgekehrter Richtung — von der Hintersten Sonnenwandspitze zur Vorderen — durch. Sie stiegen dabei vom Hinteren Sonnenwandferner durch die lange Rinne an<sup>1)</sup>, die zur Scharte zwischen den beiden Gipfeln der Hintersten Sonnenwandspitze emporführt, und von dort zum Nordgipfel. Den Südgipfel haben erst 2 Jahre später, am 11. August 1899, Th. Mayer und O. Stolz bei ihrer Gratwanderung vom Gleiertscher Fernerfogl zur Vorderen Sonnenwand betreten. Die im Verbindungskamm zur Vorderen Sonnenwand liegenden Gipfel der Hinteren und Mittleren Sonnenwandspitze wurden von beiden Gruppen überschritten; beide stiegen über den Nordgrat der Vorderen ab. Th. Mayer und O. Stolz schlossen daran noch den ersten Abstieg von der Scharte nördlich der Sonnenwand ins Zwieselbachtal an<sup>2)</sup>. — Den Ostgrat der Hintersten Sonnenwand begingen im Abstieg Rich. Hofer, Siegfr. Hohenleiner und Sepp Plattner am 22. September 1909. Auch der Mittlere Sonnenwandferner, der bei der Hinteren und beim Nordgipfel der Hintersten Sonnenwandspitze bis nahe zum Grat reicht, wurde schon mehrmals im Abstieg begangen. Aus dem Kar, in das er eingebettet ist, stiegen am 12. September 1919 Herm. Moschitz und Gottfr. Pfeifer über die Ostwand zur

<sup>1)</sup> Hans Frenabemeh, Innsbrud, der nach seinem Eintrag ins Bergfahrtenbuch der Neuen Pforzheimer Hütte auch von dieser Seite anstieg, hielt sich dabei anscheinend weiter rechts, mindestens im oberen Teil seines Anstiegs. Die Schwierigkeiten sind hier wohl größer. —

<sup>2)</sup> 8. Jahresber. d. Al. Alpenkl. Jb.: „Eine tiefe Rinne führt dort vom Zwieselbachtal herauf, doch läuft diese oben unmittelbar unterhalb der Scharte in einem 10 m hohen Stellabsturz aus. Über eine große Platte von bedeutender Neigung muß man an der nördlichen Seite der Rinne hinausklettern. Dann gestattet ein Band einen unswwierigen Einstieg in die Rinne, durch die es über Firn und Schutt, weiter unten noch über etwige leichte Felsen unswwierig und rasch zu den Geröllhängen des Zwieselbachtals hinabgeht.“

Mittleren Sonnenwandspitze empor<sup>1)</sup> und im Jahre 1913 Sepp Plattner als Allein­gänger von Südosten auf die Vorderer Sonnenwandspitze<sup>2)</sup>). Eine Winterbesteigung der Vorderen Sonnenwand vom Mittleren Sonnenwandferner her durch die Rinne zwischen Ostlicher und Vorderer Sonnenwand durch Dr. Hans Hofmann, Dresden, am 20. März 1931 ist im Bergfahrtenbuch der Neuen Pforzheimer Hütte vermerkt. — Der Abfall des Sonnenwandzuges zum Zwieselbachtal bietet wohl mehrere Durchstiegs­möglichkeiten, wir finden in der alpinen Literatur aber nur einen Hinweis auf den 1. Abstieg durch die Westwand, den Ing. Hechenbleikner im Sommer 1906 nach seiner ersten Erstbeigung der Vorderen Sonnenwandspitze über dem Ostgrat von diesem Gipfel ins Zwieselbachtal hinab unternahm.

Bei dieser Tur ist auch die Ostliche Sonnenwandspitze das erstmal betreten worden. Den zweiten Besuch erhielt sie von R. Zeuner, Innsbruck, und es mag wohl die dritte Besteigung gewesen sein, die Josef Goeringer, Pforzheim, mit seinem Neffen Hans Jul. Albrecht am 7. September 1927 durchführte und über die er im Bergfahrtenbuch der Neuen Pforzheimer Hütte berichtet. Sie erreichten von der Hütte durchs Vorderer Sonnenwandkar mit seiner riesigen Geröll- und Steinwüste in 2 Stunden den Fuß der Schneehänge. Das am weitesten links befindliche Schneefeld diente zum Anstieg zu den Plattenschiffen, über die schwierig in Kletterstufen der Grat erreicht wurde, gerade an der niedrigsten Stelle, die noch von der Hütte sichtbar ist. Nun wurde der scharfe, recht schwere Stellen aufweisende Grat nicht mehr verlassen bis zum Gipfel der Ostlichen Sonnenwand. Auch beim Weiterweg hinab zur Scharfe vor der Vorderen Sonnenwand wurde nur der erste Zaden rechts umgangen, die anderen überklettert. Nach 6½ stündiger Kletterei, vom Einstieg ab, wurde über den von Rinnen und Felspältchen durchzogenen Plattenpanzer der Gipfel der Vorderen Sonnenwandspitze erreicht. — Auch ich halte die Überschreitung der Ostlichen Sonnenwand für eine der schönsten Klettereien in unserem Hüttengebiet.

Der Zeitbedarf für die Besteigung der Vorderen Sonnenwandspitze auf dem kürzesten Weg, dem üblichen über den Nordgrat, ist natürlich wesentlich geringer. Man wird für den Anstieg von der Hütte aus durchschnittlich 3 Stunden rechnen dürfen, bei raschem Gehen auch etwas weniger.

Die Überschreitung des Sonnenwandzuges ist eine der schönsten Touren des Gebiets. Ob man sie von Nord nach Süd oder umgekehrt durchführt, ist Geschmackssache. Ich wählte die letzte Richtung, als ich die Tur an einem schönen Septembertag des Jahres 1929 mit drei jungen Begleitern — Erika Schweidert, Ruth Wolber und meinem Neffen Walter Wizenmann — unternahm. Die Hangterrasse führte uns von der Hütte nach Süden an den beiden kleinen Sonnenwandseen vorbei zum Hinteren Sonnenwandkar. Der kleine, in dieses eingebettete Hintere Sonnenwandferner erregte mit seinen hübschen Spaltenbildungen das Entzücken meiner beiden gletscherungewohnten Begleiterinnen. Vom oberen Gletscherrand erreichten wir über einen mühsamen Schutthang die Scharfe, die als tiefste Grateinsenkung den Zug der Sonnenwände vom Stod des Gleierscher Fernerfogs trennt. — Bis hierher hatten wir ziemlich gebummelt und bei etwa 3 Stunden Gehzeit im ganzen 5 Stunden des Herbsttages verbraucht. Um so flotter erledigten wir dann, in zwei Seilschaften gehend, die nirgends eigentlich schwierige Kletterei des Gratübergangs zur Vorderen Sonnenwandspitze in 3 Stunden. Die Stichworte, die ich darüber in meinem Tagebuch finde, seien zur Kennzeichnung des Wegs hier angeführt: „Von der Scharfe dem Grate nach, einen roten Turm rechts, einen zweiten links umgehend, dann wieder auf dem Grat zum selbständigen Südgipfel der Hintersten Sonnenwandspitze. Flach hinab zur

<sup>1)</sup> Ost. Alpenzeitung 1923, S. 158.

<sup>2)</sup> Die Besteigung der Vorderen Sonnenwand über die Südostseite wiederholte am 12. August 1932 Rudi Helmstaedter, Pforzheim, als Allein­gänger.

Einsattlung vor dem nächsten Gipfel, von ihr über eine kurze Steilstufe, dann gerade durch die Wand zum Nordgipfel der Hintersten Sonnenwandspitze. Weiter immer dem Grate nach — von rechts leßt der Mittlere Sonnenwandferner fast bis zur Grathöhe heraus — zur wenig ausgeprägten Hinteren Sonnenwandspitze. Weiter auf dem Grate — ein roter Gratzahn wird links umgangen oder überklettert — bis vor die Mittlere Sonnenwandspitze, dann eine Fadenreihe links umgehend in eine Geröllrinne hinein, aber bald wieder zum Grate und über ihn zum Gipfel der Mittleren Sonnenwandspitze. Über den Grat hinab bis zur nächsten Scharte. Zwei Türme links umgehend, dann durch die Südwestwand auf die Vorschulter der Vorderen Sonnenwandspitze und dem Grate nach (Platten und Spalte) zum Steinmann der Vorderen Sonnenwandspitze.“ Lang konnten wir auf deren Gipfel nicht verweilen. Der kurze Herbsttag neigte schon seinem Ende zu, als wir zum Abstieg in die kalte Nordseite hinabtauchten. Der Weg war mir bekannt; wenige Wochen vorher hatte ich einige Pforzheimer Freunde, darunter Neulinge im Bergsteigen, hier heraufgeführt. Man hält sich am besten in mäßig schwierigem Klettern stets nahe am schneidig aufgeschwungenen Nordgrate. — Über die jetzt im Herbst ganz firnstreien steilen Eishänge, die von seinem Ende in die Tiefe schießen, halfen uns unsere scharfen Eckensteineisen geraden Wegs hinunter zum flacheren Gletscherfeld des Vorderen Sonnenwandfeners. Reizvoll geformte Rinnen hat das Schmelzwasser in sein blaues Eis genagt. Ungeheure Blockmassen alter Moränenwälle schließen das Kar nach außen ab. Hat man sie hinter sich gebracht, so ist die Hütte bald erreicht. Trauliches Licht leuchtete aus ihr in den frühen Herbstabend, als wir genau 12 Stunden, nachdem wir sie verlassen hatten, bei ihr anlangten.

Eine wesentlich andere Berggestalt ist der nördliche Nachbar der Sonnenwände, der *Zwieselbacher Grieskogel*. Ihm fehlt der Schmuck der Gletscher, dunkle Plattenschüffe geben ihm ein abweisendes Aussehen, ungleich der scharfen Spitze der Vorderen Sonnenwand wölben sich bei ihm die Grate zu einem breiten Gipfelbau. Insbesondere sein Nordostgrat ist aber darum nicht leichter zu begehen, und an ihm mögen auch die ersten Besteigungsversuche, von denen die Chronik berichtet, gescheitert sein. Glücklicher waren am 21. Juli 1895 Ad. Hintner, Frz. Hörtnagl und Dr. Josef Pircher, als sie sich nach der am Morgen dieses Tages durchgeführten zweiten Besteigung der Vorderen Sonnenwandspitze den Südgrat des Berges zum Aufstieg wählten. Bei der Scharte, an der dieser Grat beginnt, mußte eine nach Westen überhängende Platte auf schmalen Leisten gequert werden. Die nächsten zwei Gratzacken wurden westlich umgangen, dann leitete der Grat über den ausgeprägten Vorgipfel zur Spitze, wo keinerlei Zeichen einer früheren Besteigung gefunden wurden. — Der Nordwestgrat diente am 1. August 1899 Arthur Ledl und Friz Stolz zum Aufstieg. Sie erreichten ihn vom Samerschlagkar aus durch eine plattige Rinne oberhalb des untersten Felskopfes, mit dem der Grat im Zwieselbachtal ruft, und blieben dann im wesentlichen der Grattrippe bis zum Gipfel treu. Im Abstieg wurde von ihnen zum erstenmal die plattige, aber von mehreren Bändern durchzogene Nordwand durchstiegen. — Im Juli 1907 folgte die erste Begehung des Ost- (genauer Nordost-) grades durch F. und S. Hohenleitner und G. von Reden und am 14. August 1910 die Durchkletterung der abweisenden Südostwand durch Sepp Plattner und Florian Sperl<sup>1)</sup> — Otto und Elfe Friedrich und Luz Pistor, die nach einem Aufstieg über den Nordwestgrat den Ostgrat im Abstieg begingen und diese zur als „erste Begehung“ beschreiben<sup>2)</sup>, waren also wohl die zweiten auf diesem Wege. Sie schildern den Grat, von dem sie nur zweimal — bei einem Schartel in die Südwand und bei einem kleinen

<sup>1)</sup> 15. u. 18. Jahresbericht des Al. Alpenkl. Innsbruck. — Nähere Angaben über die beiden Touren fehlen aber dort.

<sup>2)</sup> Alpenfreund 1922, Nachrichtenteil, S. 74.



Abbruch in die Nordseite — abwichen, als schwierig, an vereinzelt Stellen sehr schwer. Vor dem Gratende stiegen sie durch eine vereiste Plattenrinne ins Samerschlagkar ab. — Wieder durch die Südostwand stiegen am 7. August 1929 die beiden Innsbruder Hans Frenademetz und Willi Richter empor; sie erreichten den Nordostgrat ziemlich weitab vom Gipfel. — In unmittelbarem, sehr schwierigem Anstieg durch die Südostwand gelangte zum Hauptgipfel der junge Pforzheimer Kletterer Rudi Helmschädel mit seinem Gefährten Karl Ruf, Mannheim. Die durchkletterte gewaltige Raminreihe soll jeden Vergleich mit bekannten Dolomittaminen bestehen.

Bei meinem ersten Besuch des Zwieselbacher Grieskogls am 10. September 1928 wählte ich mit drei Begleitern den Weg der Erstbesteiger, den Südgrat. Den von anderen erwähnten Genssenreichtum dieses Berges konnten auch wir dabei feststellen. Der Anstieg über den Südgrat bietet hübsche, ziemlich leichte Kletterei. — Viel größere Schwierigkeiten fanden wir fast genau ein Jahr später am Nordostgrat schon ganz unten, wo sich eine feste, plattige Felsnase in den Weg stellt. Wir gaben es damals wegen einziehenden Regens und schon vorgeschrittener Zeit auf, uns noch weiter mit diesem Hindernis auseinanderzusetzen. Vier Tage später, am 20. September 1929, umgingen wir es auch auf Gensspjaden nach links hinüber, fanden dort einen schutt-erfüllten Ramin, der uns auf schuttige Hänge hinaufleitete. Hier war es leicht, nach rechts zum Grat zurückzuqueren, der dann ohne Schwierigkeiten bis zum ausgeprägten nordöstlichen Vorgipfel beibehalten werden konnte. Dort beginnt der Nordostgrat, seine besondere Eigenart zu zeigen: scharfkantige Plattenstufen von großer Ausgehbarkeit mit Steilabbruch nach Süden. Meine Begleiter waren heute der Bewältigung strengere Aufgaben abgeneigt, mich lockte ebenso sehr, wie der nun offen vor uns liegende Grat, die Nordwand, daher boggen wir rechts in die Wand hinab zu dem in einiger Tiefe quer durch die Plattenschüffe ziehenden Band. Der Quergang auf ihm durch die ganze Wandflucht hielt stets in Spannung, wie's hinter der nächsten Falte weitergehen möchte, und war dadurch sehr reizvoll. Wir erreichten so eine vom Nordwestgrat abzweigende, nördlich absinkende Nebenrippe kurz unter ihrer Vereinigung mit dem Hauptgrat und blieben nun der Grathöhe bis zur Spitze treu. Der vertraute Südgrat geleitete uns wieder zu Tal. —

Die beiden im Rammverlauf nach Norden folgenden Gipfelerhebungen — die Samerschlagspitze und der Mehgerstein — haben nur geringe bergsteigerische Bedeutung. Rasch und ohne Schwierigkeiten sind sie von den Scharten neben und zwischen ihnen zu erreichen und wohl auch früher schon betreten worden<sup>1)</sup>. Sie geben so für die Sommerbesucher der Neuen Pforzheimer Hütte hübsche „Gipfelturen“ ab für eine kleine Nachmittagswanderung oder an Schlechtwettertagen in einer Regenspauze. Oder man übt sich im „Winterbergsteigen“ alter Art, wie es mir und meiner Begleiterin am 16. August 1930 möglich war, wo ich einen Laufgraben durch den 1½ m tiefen Neuschnee wühlen durfte! — Mehr Beachtung verdienen sie als Ziele winterlicher Schifahrten; von dem Jöchl zwischen ihnen, wo man gewöhnlich die Schier zurücklassen wird, sind sie in kurzer Zeit zu erreichen. Bei gutem Schnee wird man aber auf die höhere Samerschlagspitze auch bis zum Gipfel mit den Schiern gelangen können.

Wichtiger als die Gipfel sind hier die sie begrenzenden und trennenden Scharten.

<sup>1)</sup> Die im 17. Jahressber. des Al. Alpenkl. Innsbrud erwähnte „I. turistische Erststeigung“ des Mehgersteins durch 4 Mitglieder des Klubs im Juli 1909 kann wohl kaum als solche angesprochen werden, da nicht anzunehmen ist, daß von den vielen Bergwanderern, die das Glei-erichjöchl vorher schon überschritten haben, keiner den kurzen Abstecher auf den lodenden und leicht erreichbaren Felskamm gemacht haben sollte. — Dagegen dürfte es stimmen, daß im darauffolgenden Winter am 3. April 1910 — wie die „Stichronik 1909/10“, S. 200 berichtet — Dr. Frhr. von Dreiham, Carlo von Echer, Hans u. Leo Handl und Laufegger die ersten Schiläufer auf dem Glei-erichjöchl waren.



Die Umrahmung des Gletschertales — Grubenwand, Kogelharth, Gletscher Zernerfogl und Gletscherhöfen — vom Hauptgipfel der Gattelschrofen gesehen



Abendlicher Gipfelblick vom Südlichen Zwijselbacher Kopf nach Nordwesten



Das obere Kraaspestal mit Haidenfogel, Grubenkarpiße und Kraaspeferner

Das nördliche Gleiertschjoch ist seit langer Zeit für den Übergang vom Gleiertschjoch ins Zwieselbachtal, aus dem Sellrain ins Ostal in Venähung. — Im Winter stellt es aber nicht den besten Übergangspunkt dar. Vor den Steilhängen auf der Zwieselbachseite ist seit langem gewarnt worden; aber auch auf der Gleiertschseite besteht am letzten Steilhang nach meinen Beobachtungen große Schneebrettgefahr. Viel sicherer ist der Zugang von der Gleiertschseite beim südlichen Gleiertschjoch (zwischen Meßgerstein und Samerschlagspitze) und auch die Steilhänge auf der anderen Seite sind, weil der Kargrund höher gerückt ist, hier schon wesentlich niedriger geworden und, wenn im Spätwinter ausgeapert, in kürzester Zeit ohne Schier im Abstieg zurückzuliegen. Am günstigsten liegen auf der Zwieselbachseite die Verhältnisse für den Schiläufer wohl beim Samerschlagjoch, zu dem man aber im Winter von der Gleiertschseite her nur durch Queren der Steilhänge der Samerschlagspitze gelangen kann.

Für den Sommerwanderer ist der Übergang übers Gleiertschjoch durch Farbzeichen kenntlich gemacht. Wir folgen von der Hütte zunächst ungefähr dem Lauf des aus dem Großen Wolfskar kommenden Baches, an der Brunnenstufe der Hüttenwasserleitung vorbei. Bald darauf öffnet sich nach Norden das Große Wolfskar. Wir folgen aber einem von links herabkommenden Wasserlein und erreichen über der nächsten Talstufe einen klaren, wasserüberronnenen Boden. Über den danach wieder stärker sich hebenden Talgrund streben wir dem steilen Schluffhang unter dem Gleiertschjoch zu. In scharf ansteigenden Rehren führt ein kleines Wegchen zur Pashöhe hinauf. Die schöne Umschau dort wird jeden zu kurzer Rast bestimmen. Jenseits ins Zwieselbachtal über die Steilhänge hinab kommt man rasch tiefer, doch noch ehe der Talgrund des Zwieselbachtals erreicht ist, führt das Wegchen nach Norden hinaus, am Hang hin zur Zwieselbachalm, wo die Gubener Hütte den Wanderer zur Rast lädt. Der Weiterweg von ihr durchs waldig schöne Hairlacher Tal, am stillfriedlichen Dörfchen Niederthai vorbei nach Amhausen hinab, führt uns in eine andere Bergwelt.

Die Gubener Hütte liegt in der Mitte der Nord-Südlinie des „Gubener Wegs“, der Rührtal über die Finstertaler Scharte und das Zwieselbachjoch mit der Winnebachsee hütte verbindet, am tiefsten Punkt der Wegstrecke zwischen den beiden Jochhöhen. Von der Gubener Hütte nach Süden folgt der Weg dem Zwieselbachtal aufwärts und erreicht zuletzt über das sanfte Eisfeld des Zwieselbachferners das gleichnamige Joch. Südseitig senken sich eisfreie Trümmerhalden hinab ins Winnebachkar, an dessen unterer Schwelle am kleinen Winnebachsee die Winnebachsee hütte zwischen ersten Felsbergen liegt. — Noch vor Erreichen von See und Hütte zweigt nach Osten ein Wegchen ab, das uns übers Winnebachjoch zum Weistal hinüberführt. Zu diesem werden wir später noch auf anderem Weg gelangen. — Wenden wir uns von der Gubener Hütte nördlich, so führt uns der Gubener Weg hinauf durchs Weiße Kar zur Finstertaler Scharte, drüben hinunter, an einem kleinen Gletscherfeld vorbei, ins Finstertal und an den beiden Finstertaler Seen vorbei hinaus nach Rührtal, wo wir im Gasthof — dem kaiserlichen Jagdhaus aus der Zeit des Herzogs Sigismund und Kaiser Maximilians — oder in der nahegelegenen neuen Dorf- und Rührtal hütte Obdach finden können.

Zu einer Rundtour können wir die Wanderung von der Neuen Pforzheimer Hütte über Gleiertschjoch—Gubenerhütte—Finstertalerscharte—Rührtal (Dortmunder Hütte) zusammenschließen, wenn wir von hier ostwärts nach Haggen wandern und von dort auf dem schon geschilderten Weg durchs Gleiertschjoch zur Neuen Pforzheimer Hütte zurückkehren. Der Weg Rührtal—Haggen führt vom Gasthaus Rührtal mit kurzer und geringer Steigung zur Stodacher Alm auf dem Rührtaler Sattel. Die Wanderung durch das lange, ebene Pachtal, dann hinab zur Zirnbachalm und weiter gegen Haggen ist etwas eintönig, kein höherer Gipfel schaut ins waldlose Tal herab. Am so überraschender wirkt, wenn wir das Talrund von Haggen erreichen, der Einblick ins

Kraspestal mit seinem freundlichen Gletscherschmuck und seinem Kranz schöner Berge. Diesen Bergen wollen wir uns nun zuwenden<sup>1)</sup>.

In dem Ramm, der vom Gleierschöchl nördlich ansteigt, ist der erste ausgeprägte Gipfel der *Gleierscher Rofkogel*. Er ist, abgesehen von den unbedeutenden Erhebungen des Rehgersteins und der Samerschlagspitze, der am leichtesten und raschesten von der Neuen Pforzheimer Hütte zu erreichende Gipfel; dabei fast ein Dreitausender. Sicherlich ist er bei seinem zahmen Aufbau lange schon von Jägern und Hirten betreten und gewiß auch früher schon „turistischer“ bestiegen worden, zumal sich die einheimischen Führer anscheinend meist mit diesem Gipfel begnügten, wenn ihre Touristen von der Südseite auf den „Rofkogel“ geführt zu werden verlangten. — Der beste Weg auf den Gleierscher Rofkogel führt im Sommer vom Gleierschöchl, dem Ramm nach, über die beiden langgezogenen Schultern, die von der Hütte aus wie Gipfel erscheinen. Erst wenn wir dem Gipfel nahegekommen sind, zeigt sich weit im Norden der mächtige Gipfelbau des Südlichen Zwieselbacher Rofkogels, von dem uns noch ein langer Grat trennt. Ein kleiner Steinmann mit einem alten, dünnen Holzkreuz kennzeichnet den höchsten Punkt des Gleierscher Rofkogels. — Die Steilhänge nach Osten hinab mögen zu einem raschen Abstieg ins Große Wolfskar geeignet sein. — Im Winter, mit Schiern, wählt man zum Aufstieg nicht den Gratweg, sondern man steigt im Kleinen Wolfskar an. Über die Steilstufe hinauf, die das untere vom oberen Kar trennt und die als Südhang früh ausapert, wird man manchmal die Schierschultern müssen, im oberen Karteil sich ihrer aber stets wieder bedienen können und sie bei guten Schneebedingungen auch über den Südosthang des Gipfelbaus hinauf bis zur Spitze nicht mehr abzulegen brauchen. Dadurch und wegen seiner prächtigen Rundschau zählt der Gleierscher Rofkogel zu den lohnendsten Schigipfeln der Gruppe.

Den Grat, der vom Gleierscher Rofkogel zum Südlichen Zwieselbacher Rofkogel hinüberzieht, halte ich für den schönsten Weg auf diesen und für eine der anregendsten Wanderungen in unseren Bergen. Ich habe sie sechsmal gemacht — fünfmal im Aufstieg und einmal im Abstieg —, ohne daß ihr Reiz sich abgestumpft hat. — Vom Gleierscher Rofkogel steigen wir zunächst zu einer ausgesprochenen Einsattlung hinab. Drei Gratzacken liegen noch zwischen uns und unserem Ziele. Der erste, aus graugrünem Gestein, ist hübsch und leicht zu überklettern. Dann folgen, an Höhe zunehmend, die beiden anderen Graterhebungen; die letzte trägt oben eine Stange. Eine hübsche Kletterstelle führt drüben hinab und um einige Felszacken herum zur Scharte vor dem letzten Gipfelaufbau. Ihn unmittelbar über die glatten Platten zu erklettern, wird beträchtliche Schwierigkeiten bieten. Man hält sich deshalb besser etwas rechts, wo leichter gangbare Verschneidungen hochleiten. Doch wenn, wie im August 1930, alle Tritte und Griffe unter tiefem Schnee ertastet werden müssen, ist auch dieser Weg nicht leicht. Oben gelangt man von rechts her zunächst auf den südlichen Gipfelzacken des Zwieselbacher Rofkogels. Zum gleichhohen nördlichen Gipfelzacken hinüber gibt's keine Schwierigkeiten mehr. Will man sich diesen Weg etwas würzen, so wird man den Nordzacken gerade hinauf über die steilen Platten erklettern. Für die ganze Wanderung von Gleierschöchl her muß man etwa 2½ Stunden, von der Neuen Pforzheimer Hütte aus also etwa 4 Stunden rechnen.

Der erste Bergsteiger auf dem Südlichen Zwieselbacher Rofkogel — Jäger mögen

<sup>1)</sup> Der Zeitbedarf für diese Wege von Hütte zu Hütte rund um unser Gebiet ist etwa: Neue Pforzheimer Hütte—Gleierschöchl—Gubener Hütte: 2½ St., Gubener Hütte—Zwieselbachjoch—Winnebachtseehütte: 3½ St., Winnebachtseehütte—Winnebachtjoch—Westfalenhaus: 3 St., Westfalenhaus—Zischfenscharte—Neue Pforzheimer Hütte: 4 St.; oder Westfalenhaus—Pragmar—Sattelbergjoch—Neue Pforzheimer Hütte: 5½ St., Gubener Hütte—Finstertaler Scharte—Rühtal oder Dortmund Hütte: 3½ St., Rühtal oder Dortmund Hütte—Haggen: 2 St., Haggen—Neue Pforzheimer Hütte: 3 St.

schon früher oben gewesen sein — war Ludwig Purtscheller, der den Berg mit dem Zirler Gemsjäger Franz Schnaiter am 23. August 1881 bestieg. Nach seinem Bericht<sup>1)</sup> gelangte er vom Zwieselbachtal herauf anscheinend in die letzte Gratkarte südlich des Gipfels und von da auf dem obengezeichneten Aufstieg vollends zur Spitze. Den Abstieg nahm er über die südlichen Firnsfelder des Krapesferners, um die Besteigung der nahen Grubenkarspitze anzuschließen. Einen andern Abstieg wählten die zweiten Ersteiger Herm. Delago, B. Kerschler und Max Kühnel aus Innsbruck am 10. Juli 1892. Durch eine steil hinabziehende, von mehreren Felsstufen unterbrochene Rinne stiegen sie nach Südosten ins Große Wolfskar hinab. — Am leichtesten gelangt man dorthin, wenn man erst über die mit dem Krapesferner zusammenhängenden, südlichen Firnsfelder nach Osten geht und bei einem kleinen firnumschlossenen Eissee über eine Steilstufe südlich gegen das Wolfskar hinabsteigt. Sich weiterhin etwas links haltend, kommt man leicht in den Kargrund hinunter, der zum Gletscherjochwegchen hinausführt. Dieser Abstieg ist der kürzeste vom Südlichen Zwieselbacher Rofkogel zur Neuen Pforzheimer Hütte.

Die dritte im alpinen Schrifttum vermerkte Besteigung des Südlichen Zwieselbacher Rofkogels führten die Mitglieder des *Alp. Alpenklubs* Innsbruck: Karl Forcher-Mayr, Franz Hörtnagl, Hans Margreiter, Dr. Pircher und Dr. Walde am 16. Juli 1897 aus, als Abschluß einer Kammwanderung vom Schöllkogel her. Abgestiegen wurde vom südlichen Gratzaden „über einige schwierige Plattenstellen und durch eine steile Schuttrinne zu den Weideböden des Zwieselbacher Rofkars“.

Wann der für den Aufstieg von Haggen her gegebene Weg über den Krapesferner zum erstenmal begangen wurde, wird nirgends gemeldet. Dagegen berichtet Hans Handl in der „*Stichronik* 1908/9“ über die mit Dr. L. Feldner, Dr. F. Mayr und A. Tschon und Frau ausgeführte erste Schibesteigung dieses Gipfels, die von dieser Seite — der allein für den Schiläufer gut geeigneten — erfolgte. Anscheinend wurde dabei vom Krapesferner aus zuerst der Nördliche Zwieselbacher Rofkogel bestiegen und dann über die trennende Mulde weg der Südliche. Die weiten Kare des Gletschers und der oberen Talfüßen sind ein wunderbares Schigebiet. Aber der Zugang durch das untere Tal und die Talenge der „Zwing“ kann sehr lawinenbedroht sein.

Der Nördliche Zwieselbacher Rofkogel, der ohne eigentliche Gipfelbildung aus einem langen westöstlich verlaufenden Rücken besteht — der höchste Punkt liegt nahe dem Westende —, ist vom Südlichen her durch die trennende Firnmulde rasch und ohne Schwierigkeit zu erreichen. Der Aufstieg über die nördlich zum Krapesferner absinkenden Steilhänge oder von dem zu den Weitelskarspitzen ziehenden Grat her ist wesentlich mühsamer. — Die ersten touristischen Ersteiger waren wohl die fünf Innsbrücker bei ihrer Kammwanderung Schöllkogel—Südlicher Zwieselbacher Rofkogel am 16. Juli 1897. — Die erste Schibesteigung, die vom Krapesferner her erfolgte, ist schon erwähnt worden.

Auch im Sommer bietet der Abstieg vom Zwieselbacher Rofkogel durch das Krapesestal großen Reiz. Wer ihn mit dem Aufstieg über den Südgrat, vom Gletscherjoch her, verbindet, fügt damit eine der schönsten Hochwanderungen zusammen, die von der Neuen Pforzheimer Hütte zu unternehmen sind. — Über die Firnschwelle, die zwischen dem Nördlichen Zwieselbacher Rofkogel und dem P. 2960 die Wasserscheide zwischen Gletscher- und Krapesestal bildet, gelangen wir auf den nach Norden abfallenden eigentlichen Krapesferner. Als ich im Jahre 1926 das erstemal über den Gletscher aufstieg, lag er so zahm und glatt unter einer dicken Firnschicht, daß wir nicht daran dachten, uns durchs Seil zu verbinden. Die heißen Sommer 1927 und 1928

<sup>1)</sup> Mitt. des D. u. S. A.-V. 1882, S. 57.

haben ihn aber so zerschrundet<sup>1)</sup>, daß im oberen Teil Achtfamkeit sehr geboten ist. Davon konnte ich mich im September 1931 überzeugen. — Man kann beliebig über den Gletscher absteigen, sowohl über den westlichen Teil, wo wir 1926 heraufkamen, als auch im Osten, wo eine breite Gletscherzunge tief hinabreicht. Auf der ersten Karstufe unter dem Gletscher liegt zwischen Moränenwällen quer zur Talrichtung hingestreckt der graugrüne Krasspeisee. Unter dem See fällt das Kar in großen Steilstufen ab. Ganz am Ostrand des großen Runds ist aber ein Tälchen ausgebildet, in dem der Gletscherabfluß unter mächtigen Trümmermassen seinen Weg sucht. Ihm folgen wir. Wo das Tälchen nach Westen zurückbiegt, kommen von rechts die Schuttrinnen von der Reichenfarscharte herunter. Bald ist die süd-nördlich verlaufende Hauptachse des Tals wieder erreicht, und nachdem wir das von den Steilstufen herabkommende Bächlein überquert haben, treffen wir auf einen Weg, der uns am Westufer der vereinigten Gewässer talaus führt. Oberhalb des unteren flachen Talbodens hat sich der Bach eine enge Steilschlucht ausgenagt. Im westlichen Schluchtgehänge führt ein rauhes Wegchen hinab, unten über einige plattige Felsstufen, zum Talboden. Bleiben wir vor der Schlucht links auf der Höhe, so kommen wir zu neuerdings angebrachten Farzeichen, die uns hier, aber nicht viel bequemer als das Schluchtwegchen, hinableiten zu dem flachen, weitgerudeten Talboden. Allenthalben haben sich auf diesem die von den Berghängen niederrüngelnden Schuttströme ausgebreitet, überall wuchert Alpenrosengebüsch. Im Winter türmen sich hier die Trümmer der Lawinen, die aus den Steilflanken der Berge rings umher niedergebrochen sind. Nirgends sehen wir deshalb im Talgrund ein menschliches Bauwerk; nur oben in den Hängen unter schützendem Überhang geborgen oder auf lawinenteilender Rippe steht da und dort ein kleines Hühltüchlein. So zeigt das Krasspeestal ein eigenes Gepräge, einen Reiz weltverlassener Stille und eine Unberührtheit, die ihm gewahrt bleiben möge. — Schließlich leitet das letzte, waldige Talstück hinaus zur Häusergruppe von Hagen.

Rehren wir nun nach diesem Absteher, der uns das zweite Tal im Arbeitsgebiet der Alpenvereinssektion Pforzheim kennenlernen ließ, in die Höhen zurück, dorthin, wo wir unsern Abstieg ins Tal begannen, zur Firnsschwelle auf der Höhe des Krasspeiserfers, die vom Ostkamm des Nördlichen Zwieselbacher Rosskogls zum P. 2960 hindüber verläuft. Dieser P. 2960 kann kaum als Gipfel anerkannt werden; er ist nur eine niedrige, felsige Kanderhebung und von den Firnfeldern im Norden her leicht und in wenigen Minuten zu erreichen. Seine Bedeutung liegt darin, daß bei ihm der die beiden südlichen Rar — das Wolfskar und das Rotgrubenkar — trennende Pforzheimer Grat vom Hauptkamm abzweigt. — Diesen kleinen Bergzug beging ich am 3. August 1926 — wohl als erster aus bergsteigerischen Beweggründen — von der noch nicht ganz vollendeten Neuen Pforzheimer Hütte aus bis zum ersten der nahe der Abzweigungstelle gelegenen Gipfelpunkte. Der von der Hütte aus als Gipfel erscheinende, den weiteren Gratverlauf verdeckende Punkt ist nur eine Schulter im Grat. Die hier beginnende, sehr unterhaltende Gratwanderung hat inzwischen zu vielfachen Wiederholungen angereizt. Nach einer Begehung des ganzen Grats bis zum Wurzelpunkt am 8. September 1926 durch eine fünfköpfige Pforzheimer Gruppe (Werner, Gilsdorf, Scholl, Wild und Fr. Linder), wobei an der Scharte hinter dem ersten Hauptgipfel feilsch ausgewichen wurde, verfolgten den ganzen Grat ohne Ausweichen Prof. W. Keller und Dr. W. Eisenlohr, Pforzheim, am 17. August 1928. Seither ist diese etwa 5 Stunden erfordernde Gesamtbegehung noch mehrmals — fast ausschließlich durch Pforzheimer — wiederholt worden. — Auch im Winter hat der Pforzheimer Grat zu Begehungen verlockt. Die ersten von diesen wurden aus verschiedenen Gründen vor Erreichen des ersten Hauptgipfels abgebrochen; erstmals zu diesem —

<sup>1)</sup> Purtscheller meldet auch aus dem Jahre 1881 bedeutende Zerklüftung.



im Winter — gelangte ich am 28. März 1929 mit Dr. Käthe Lang, Pforzheim, und meinem Neffen Walter Wizenmann.

Ein verkleinertes Gegenstück zum Pforzheimer Grat ist der kurze Felsgrat, der etwas weiter nordöstlich mitten im Rotgrubenkar aufragt, das Rotgrubenköpfl. Prof. Ad. Keller und Dr. W. Eisenlohr (beide aus Pforzheim) haben ihm im August 1928 den ersten bergsteigerischen Besuch abgestattet.

Die Grubenkarspitze bestieg als Erster Ludwig Purtscheller mit dem Zirler Gensjäger Franz Schnaiter am selben Tag — 23. August 1881 — wie den Zwieselbacher Kofogel, von diesem über die südlichen, gleiterschtalseitigen Firnfelder des Kraspeßfeners herüberkommend. Er hielt damals den Berg für den „Haidenkogl“, wurde aber später seines Irrtums gewahr und schlug dann vor<sup>1)</sup>, „diese noch unbekannte, in der Spezialkarte nicht verzeichnete Spitze mit dem Namen Grubenkarspitze zu belegen, da sich südlich derselben das Rotgrubenkar befindet“. Purtscheller erstieg den Berg, den er eine „wildgeformte, imponierende Pyramide“ nennt, über die Südwestseite. Da er unterhalb der Spitze eine alte Signalfstange fand, war Purtscheller wohl nur der erste „turistische“ Ersteiger des Gipfels, der vorher schon Kartographen als Standpunkt für ihre Vermessungen gedient haben mag. — Neuerliche Beachtung fand der Berg erst wieder gegen Ende der durch die Innsbrucker Bergsteigerische in den neunziger Jahren durchgeführten Erschließung der Gruppe. Wilh. Heinz, Frh. Miller und German Siebenlist kamen als Zweite am 4. September 1898 auf dem Purtschellerschen Wege zur Spitze; den Abstieg nahmen sie von der ersten Scharte nordöstlich des Gipfels durch die nach Süden ins Rotgrubenkar hinabziehende Schuttrinne. Diesen Weg durch die „Südrinne“ — den leichtesten zum Gipfel — wählten 12 Tage später als Aufstieg die Innsbrucker Josef Moriggl, Anton Schönbichler und Otto Stolz als dritte Ersteiger. Von einer ganz neuen Seite her kam am 9. Juli 1899 die vierte Ersteigergruppe, R. Umberg, Josef Denoth und W. Heinz, welche die Nordwestabstürze des Bergs vom Kraspeßfener durch eine Eisrinne durchstiegen, durch die sie in die vorerwähnte oberste Scharte nordöstlich des Gipfels und dann rasch auf diesen gelangten. — Bei der nächsten Besteigung — am 3. August 1900 durch R. Liebenwein und A. Zimmermann — wurde diese mit einer vorhergehenden Besteigung des Haidenkogls am selben Tag verbunden. Der Aufstieg zur Grubenkarspitze erfolgte dabei vom Rotgrubenkar aus, also vermutlich auf dem Weg durch die Südrinne.

Der ausgeprägte Felsgipfel der Grubenkarspitze erregte schon gleich, als ich mich diesen Bergen zuwandte, meine Aufmerksamkeit; ein empfehlender Hinweis Dr. Schöns vertiefte sie. Einige Tage vor unserer Hüttenweihe, am 1. September 1926, betrat ich mit Prof. Ad. Keller und meinem Neffen Walter Wizenmann den Gipfel zum erstenmal. Wir waren von Hagen durchs Kraspeßtal und über den Kraspeßfener heraufgekommen und hatten bei dem hübschen kleinen Eissee am oberen Gletscherrand (nahe P. 2960) wieder Fels betreten. In reizvoller, leichter Kletterei überstiegen wir den südwestlichen Vorgipfel, der auch, doch weniger anregend, rechts umgangen werden kann, zur Scharte vor dem Gipfelaufbau hinüber. Von hier ab erwies sich der Weiterweg der Gratkante nach als wesentlich schwieriger. Daher bog ich, da wir die Rudfäden mit den Seilen unten am Gletscherrand gelassen hatten, in die Südwand aus, durch die wir dann, nach kurzem Abstieg am Fuß der Felsen hin, über begrünte plattige Stufen den Gipfel erreichten. Zum Abstieg gingen wir gerade nach Norden hinunter. Der steile, lodere Schutt dort erfordert bei dem Tiefblick auf den Gletscher einen sicheren, herzhaften Tritt, bietet aber sonst keine Schwierigkeiten. Unten kann man dann annähernd wagrecht zur Scharte südwestlich des Gipfels zurückqueren. Auch an die-

<sup>1)</sup> Mitt. des D. u. S. A.-V. 1885, S. 164.



sem Quergang ist höchstens die Brüchigkeit des Geländes nicht nach jedermanns Geschmack. — Ein andermal bin ich beim Aufstieg von der südwestlichen Scharte nahe bei der Kante geblieben; das verlangt einige Schritte etwas schwierigere Kletterei. Abgestiegen bin ich damals zusammen mit meinem Neffen Herbert Wihenmann über den oberen Teil der Rippe<sup>1)</sup> westlich der Südrinne und dann durch diese selbst. — So hatte ich schon verschiedene Seiten des hübschen Berges kennengelernt, als ich mich am 9. September 1928 anschickte, zu seinem Gipfel einen Weg zu gehen, der mir schon lange im Sinne gelegen hatte: der Nordostgrat von der Grubenarscharte her. Meine Begleiter waren Gertrude Wozak, Wilh. Kattnigg und Walter Wihenmann. Es scheint, daß wir die ersten waren, die den Nordostgrat in seiner ganzen Länge begingen. Durchs Rotgrubenkar waren wir auf die Grubenarscharte gekommen. Über die vorgelagerte, in zwei kühngeformten Felszacken endigende Gratstrecke gingen wir an den eigentlichen Gipfelaufbau heran. Hier stellte sich ein breiter, mandartiger Steilabbruch uns entgegen. Wir packten ihn etwas links drüben an, kletterten oben an die rechte Kante hinaus und gingen am oberen Rand wieder nach links zurück. Der Weiterweg bot keine besonderen Schwierigkeiten mehr. Über den aus abenteuerlich geformten und gelagerten Riesenblöcken aufgetürmten Nordostgrat hinweg kamen wir bald in die Scharte, wo von links die „Südrinne“ heraufkommt. Dann führte der Weg nur noch über Schutt zum höchsten Gipfel.

Der Weg über den Nordostgrat wird von der Neuen Pforzheimer Hütte aus immerhin 3—4 Stunden erfordern; er bietet aber bergsteigerisch den größten Reiz. Die anderen Wege sind kürzer, so daß die Grubenarspitze leicht als Halbtagsstur gemacht werden kann. Am raschesten kommt man durch die Südrinne hinauf; ich brauchte auf diesem Wege für Auf- und Abstieg von der Hütte aus einmal nur wenig über 3 Stunden. Dieser Weg ist aber der von allen am wenigsten anregende.

Ungleich der durch ihre flotte Felsgestalt den Beschauer sofort gewinnenden Grubenarspitze liegt breit und behäbig ihr Nachbar, der Haidenkogel, da. Dieser hat daher erst spät einen Anreiz zu turistischer Besteigung ausgeübt. Noch im Jahre 1894 schreibt Purtscheller, daß die wellenförmige Kuppe „Auf der Haide“ zu den von Touristen unerflogenen Bergen der Gruppe gehöre, aber im selben Jahr schon erhielt der Haidenkogel bergsteigerischen Besuch. Am 27. Juli 1894 stieg Dr. Herm. Krollik, Berlin, mit seinem Führer vom Gleierichtal herauf über den Ostgrat zum Gipfel. Da der auch heute noch mit einer Stange geschmückte Signalgipfel sich nicht als der höchste erwies, gingen die beiden noch bis zum westlich hinausgeschobenen höchsten Punkt hinüber, wo sie einen Steinmann errichteten. Der Abstieg wurde durch die Südostmulde genommen, durch die heute der leichteste Anstieg von der Neuen Pforzheimer Hütte aus führt. — Mit scharfen, nach der Seite des Kraspesferners überhangenden Saden strebt aus der Grubenarscharte der Südwestgrat des Haidenkogels auf. Möglichst nahe seiner Kante hielten sich die Innsbruder Hans Lenz und Karl Zeuner bei ihrer Besteigung von dieser Seite her am 16. Juli 1911. — Aus dem nordöstlich vom Haidenkogel, zwischen Rotgrubenkar und Reichenkar eingebetteten Haidenkar erstieg durch eine hohe, plattige Rinne in schwieriger Kletterei — nach brieflicher Mitteilung — Hermann Delago mit F. Arnold den Haidenkogel im Jahre 1918 oder 1919. Sie blieben jedoch nur aus Freude an der Kletterei in der Rinne; rechts und links von ihr hätten begrünzte Schrafen einen leichteren Anstieg gewährt. Den Abstieg nahmen die beiden zur Grubenarscharte und dort nach Norden zum Kraspesferner hinab. — Die erste Begehung des Nordostgrates gelang am 28. Juli 1923 Dr. Hermann von Pfaundler im Verlauf einer Gewalttut, die ihn als Alleingänger am gleichen Tag auf

<sup>1)</sup> Ganz hinab über diese Südostkante stieg am 22. Juli 1932 der junge Pforzheimer Rudi Helmstaedter. Er traf auf beträchtliche Schwierigkeiten.

Zwieselbacher Kofkogel, Grubenkarspitze, Haidenkogel, Reichengrat, Roterkogel und Podkogel führte!

Von den drei vorgenannten Besteigungen des Haidenkogels hatte ich keine Kenntnis, als ich mich am 8. August 1928 auf einem Alleingang von der Grubenkarsscharte dem Südwestgrat zuwandte. Ich wollte durch Auffinden bergsteigerisch reizvollerer Wege dem Berge vom Rufe eines „Mugels“, den er bei unseren Hüttengästen genoh, weghelfen. Die schon erwähnte Beschaffenheit des Grates bewog mich in seiner Südfanke zu bleiben und seine Schneide erst gegen den Gipfel hin zu benützen. Aber auch so war der Weg, wie ich vermutet hatte, bergsteigerisch anregend, und mit Befriedigung konnte ich feststellen, daß der Haidenkogel auch wegen seiner Aussicht besucht zu werden verdient. Der Blick auf den Bergkranz des Gletschertals ist von seinem Gipfel besonders schön. — Hatte ich bei meinem Aufstiegswege flüchtig daran gezweifelt, daß er neu sei, so hielt ich dagegen den Nordostgrat, über den ich absteigen wollte, bestimmt für unbegangen. Daß er dies nicht war, ermittelte ich erst lange nachher. Besonders sind mir von meinem Abstieg die zwei Steilstufen des Grates im Gedächtnis geblieben, die große in der oberen Grathälfte, die nach einer scharfen Schneide (P. 2878) sich in einem Zuge ablenkt, und eine untere, die aber in eine Reihe kleinerer Lürme aufgelöst ist. Beim oberen Abbruch wich ich auf kurze Strecke in die Ostfank aus, sonst hielt ich mich fast durchgängig an die Gratschneide. Die größten Schwierigkeiten liegen beim oberen großen Abbruch, die unteren Gratstufen sind leichter, aber ebenfalls sehr anregend. — Am Fuße des Grates stand ich in der tiefsten Scharte zwischen Haidenkogel und Reichengrat. Die Besteigung dieses Berges, die ich an jenem Tag noch anschloß, wird später zu schildern sein.

Lange hatte mich am Haidenkogel dann noch eine andere Aufgabe beschäftigt, die stets in die Augen sprang, wenn man vor die Lüre der Neuen Pforzheimer Hütte trat: die Durchkletterung der der Hütte zugekehrten plattigen Südwand. Eine deutlich ausgeprägte Rinne zieht etwas rechts von der Gipfelsfallinie gerade durch die Wand herab. Diese Rinne hatte ich mit meinem Neffen Walter Wihennmann als Anstiegslinie ausgewählt, als wir am 30. August 1930 mit vier Begleitern (Johanna und Elfe Wolber, Maria Wihennmann-Wozak und Prof. Herbert Kraft) von der Hütte aufbrachen. Es war eine etwas vielköpfige Gesellschaft für eine schwerere Kletterei, aber bei der Kürze der Aufgabe schien dies schon zulässig. 2½ Stunden nach Ausbruch von der Hütte, teilweise für den Aufstieg durchs östliche Rotgrubenkar, teilweise für eine ausgiebige Schaurast verbraucht, stiegen wir an der außersehenen Stelle in die Felsen ein. Wir gingen in zwei Seilschaften; mein Neffe und ich führten. Sehr rasch kamen wir in der Rinne höher, dann war die erste, schon von unten als „Fragezeichen“ erkannte Stelle, erreicht, eine Steilstufe mit plattigen, eingeklemmten Sperrblöcken. Mein Neffe überwand sie als erster. Gleich darüber verläßt man die Rinne nach links und steigt leicht links haltend durch die Wand gegen den ganz oben sie durchziehenden Steilgürtel an. Eine Einbuchtung gerade unter dem höchsten Gipfel schien die schwache Stelle in diesem Wandgürtel zu sein. Das war das zweite „Fragezeichen“. Hier ging ich als erster, nachdem ich zuvor die Schuhe gewechselt. Aber selbst für die Kletterschuhe waren dort, wo die Neigung am geringsten schien, die Platten zu glatt. Ich stieg deshalb etwas tiefer nach links hinüber und fand dort einen erfreulich guten Durchstieg. Der Gipfel war dann rasch und ohne weitere Schwierigkeiten erreicht. — Es blieb nun noch als unbegangene Seite des Haidenkogels seine lange, dem Kraspesferner zugekehrte Nordwestwand. Sie zu erkunden, die Durchstiegsmöglichkeiten festzustellen, war ich am 28. Juli 1932 mit Dr. Rätke Lang von der Neuen Pforzheimer Hütte her über die Grubenkarsscharte zu den Firnfeldern gekommen, die vom unteren Kraspesferner zur Haidenkogelwand heraufziehen. In späterer Jahreszeit mögen es Geröllhalben sein. Ein längerer Quergang in die Wand hinein zeigte zwei Durchstiegsmöglichkeiten: ent-

weder weiteres Queren nach Osten und dann Durchstieg zum Stangengipfel, oder Aufstieg auf einer Rippe rechts von uns, die ganz nahe am höchsten Punkt in den Gipfelgrat zu münden schien. Wir wählten diesen Aufstieg. Aber die Rippe kamen wir gut zum Südwestgrat hinauf. Das Gratstück zum Gipfel war dann aber doch länger, als es von unten geschienen, und bot einige schwierige Stellen. Auf dem Gipfel entzündete uns dann der reiche, duftende Blütenstiel des blauen Speiße.

Dem nördlichen Nachbarn des Haidentogls, dem Reichengrat, habe ich am 8. August 1928 im Anschluß an die oben geschilderte Überschreitung des Haidentogls einen Besuch abgestattet. Von der am Fuße des Haidentogl-Nordostgrats erreichten Scharte, führte eine Zwischengrattstrecke zu einer zweiten Scharte, der Reichenkar-scharte, die, vor dem Kammausschwung des Reichengrats eingesetzt, den besten Übergang aus dem Reichenkar ins Kraspestal vermittelt. Die Schuttrinnen und Schutthalden, die dort hinabziehen, ermöglichen durch die weiche Beschaffenheit ihres Gesteinschutts eine angenehme Geröllabfahrt. Der Aufstieg über den Kammrücken zum Gipfel ist leicht und mühelos. Der Gipfelgrat des Reichengrats trägt mehrere annähernd gleichhohe Gipfelpunkte; der am weitesten nördlich vorgeschobene trägt eine Stange. Der Grat, der von dort zum Roterfogl hinüberführt, zeigt wesentlich anderes Gepräge als der Südgrat. Wilde Zerklüftung des auf ihm aufgehäuften Blockwerks zwingt da und dort zu vorsichtigem Klettern. — Über diesen Grat, vom Roterfogl herüber, hat der Reichengrat den ersten bergsteigerischen Besuch erhalten; am 22. Mai 1893 durch Herrn Delago aus Innsbruck.

Das Reichenkar, von dem aus die Südanstiege zum Reichengrat ausgehen und aus dem der Übergang über die Reichenkarscharte nach Kraspes hinüberführt, ist von der Neuen Pforzheimer Hütte aus über die grüne Schulter (P. 2247) zu erreichen, die das Gleierschtal zwischen äußerer und innerer Alm von Westen her einengt. Von der Schulter führen Schafspfadspuren an den Hängen hin unter dem Haidenkar durch und zuletzt über eine felsige Rippe in das Reichenkar hinein.

Auf diesem Weg war ich am Nachmittag des 8. September 1930 — bei unerwarteter Aufheiterung nach 1½ Tagen strömenden Regens — von der Neuen Pforzheimer Hütte herübergeekelt und hatte aus dem hinteren Reichenkar den Reichengrat erstiegen. Wieder entzündete mich, wie bei meinen früheren Besuchen, die schöne Gipfelschau mit dem reizenden Tiefblick auf St. Sigmund und der Fernsicht auf die Kalkalpenketten im Norden draußen. — Drei Stunden hatte ich von der Hütte zum Gipfel des Reichengrats gebraucht. Der Weiterweg über den Verbindungsgrat führte mich in 40 Minuten auf den Roterfogl. Den Abstieg hatte ich über den Westgrat geplant und durch die Schuttrinne, die vor dessen Endpfeller nördlich ins Kraspestal hinabzieht und die ich einige Wochen früher von dort her ausgekundschaftet hatte. Da ich aber erst nachmittags von der Hütte weggegangen war, war es schon spät und die Dämmerung des Septemberabends nicht mehr fern. Daher ließ ich mich verleiten, früher schon in eine andere Rinne als die ausersehene einzusteigen; sie schien rascher ins Tal zu leiten. Aber bald wurde ich durch plattige Überhänge aus ihr heraus und in die Wandteile gedrängt, die ich als wenig einladend hatte vermeiden wollen. Allmählich gab's einen Wettlauf mit der rasch nahenden Dämmerung. Über einen kleinen Überhang mußte mein dünnes Alleingängerseil hinabhelfen. Zuguterletzt führte ein nicht sehr angenehmer Quergang über glatte Platten aus dem unteren Wandabbruch auf sicheren Grund. Als ich wenig später das Kraspestal hinaus gen Haggen schritt, leuchtete der unwahrscheinlich groß über den östlichen Bergen aufgestiegene Mond auf meinen Weg.

Der erste Bergsteiger auf dem Roterfogl war am 22. Mai 1893 Hermann Delago. Er war vom Gleierschtal nordwestlich über Rasenhänge zum begrünnten Gipfel des Nuttentogls angestiegen und gelangte „von hier dem Grat entlang bis zu einer tief

eingerrissenen Scharte, von der der Roterkogel steil ansteigt“. Von da erreichte er den Gipfel über die Felsen der Nordostseite. Zeichen einer früheren Ersteigung fanden sich oben nicht. Delagos Weiterweg über den Verbindungskamm zum Reichengrat hinüber wurde am 28. Juli 1923 von Dr. Herm. von Pfaundler und, wie erwähnt, auch von mir am 8. September 1930 in umgekehrter Richtung wiederholt, doch umging Dr. von Pfaundler dabei das erste Gratstück vom Reichengrat bis zur Scharte zwischen beiden Gipfeln auf der Gletscherseite. — Der Weg, den fünf Innsbruder Bergsteiger<sup>1)</sup> am 24. Mai 1900 über den Nordgrat nahmen und den sie als neu bezeichnen, war bis zu der scharf eingerissenen Scharte anscheinend der gleiche wie der Delagosche. Den folgenden senkrechten Plattenabsturz umgingen sie über Risse und Plattenbänder in der Westseite, behielten dann aber den wieder erreichten Grat mit geringen Abweichungen bis zur Spitze bei. Abstieg über schneebedeckte Schutthänge — also wohl nach Südwesten — ins Kraspeestal. — Nach dieser Seite stieg auch Dr. von Pfaundler am 28. Juli 1923 durch eine leichte Rinne ab.

Der Roterkogel ist der letzte Gipfel im Ostflügel der Kraspesberge. Muttentogel und Mittagsglat sind nur Schulterpunkte des über Haggen endenden Kamms.

Wir wenden uns daher dem Westflügel der Kraspesberge zu, der vom Nördlichen Zwieselbacher Rofkogel nach Norden strahlt. Von den beiden ersten Gipfeln dieses Kamms, den Weitekarspitzen wurde die Nördliche am 23. August 1881 von Ludwig Purtscheller bestiegen im Verlauf seiner Wanderung vom Südlichen Zwieselbacher Rofkogel über Grubenkarspitze zur Kraspespitze. Er erreichte dabei den von ihm als „Kleine Kraspespitze“ bezeichneten Gipfel nach nordwestlicher Querung des Kraspesferners von der Grubenkarspitze her und nach Umgehung eines von Westen herabziehenden Felsgrats aus dem nördlich von diesem eingebetteten Kar. Im Abstieg beging er den Verbindungskamm zur Großen Kraspespitze hinüber. — Dann werden die Weitekarspitzen, also auch die Südliche, wieder erwähnt bei der Rammwanderung vom Schöllekogel zum Zwieselbacher Rofkogel durch Hörtnagl und Genossen am 16. Juli 1897. — Die verbindende Strede von den Weitekarspitzen zum Nördlichen Zwieselbacher Rofkogel hinüber legt man am besten unterhalb der Rammhöhe am Firnrand des Kraspesferners zurück. Die scharfen Felszähne der Rammfläche überkletterten in teilweise nicht leichter Kletterarbeit Bruno Gilsdorf, Pforzheim, und der Führer Leiter aus Niederthai. — Die Ersteigung der Weitekarspitzen wird wohl nur im Verlauf einer Rammwanderung von und zu den Nachbargipfeln lohnen; sie ist aber auch ohne Schwierigkeit sowohl aus dem Weitekar im Westen, wie vom Kraspesferner im Osten her auszuführen. — Wohl zum erstenmal mit Schiern gelangte von dieser Seite aus Hermann Delago im Jahre 1919 zur südlichen Spitze.

Die erste bergsteigerische Ersteigung der Kraspespitze durch Ludwig Purtscheller mit dem Zirler Gemsjäger Schnaiter am 23. August 1881 ist schon erwähnt worden. Er kam von Süden über den Verbindungskamm von der Nördlichen Weitekarspitze herüber; Abstieg über die Finstertaler Seen nach Klühtal. — Von Norden her kam bei der zweiten in der alpinen Literatur<sup>2)</sup> erwähnten Besteigung H. Krollid, Berlin, mit seinem Führer, am 24. Juli 1894. Von der von Haggen in 5 Stunden erreichten Scharte nördlich des Gipfels wurde, da der Grat nicht weiter verfolgt werden konnte, nach links gequert und, um tiefes Absteigen zu vermeiden, die von Haggen sichtbare Nordwand ohne besondere Schwierigkeit erklettert. — Den Grat vom Schöllekogel her begingen „bei nicht leichter Kletterei in 35 Minuten“ Hörtnagl und Genossen bei ihrer mehrfach erwähnten Rammwanderung am 16. Juli 1897 und auch Herm. Delago und H. Luz im Jahre 1918 oder 1919. — Als trigonometrischer Punkt früh schon

<sup>1)</sup> Angermater, Gemeiner, Dr. Hörtnagl, Margreiter und Schmoher.

<sup>2)</sup> Mitt. des D. u. S. A.-V. 1895, S. 94.

von Vermessern betreten und wohl auch seit langem von Jägern und Hirten besucht, ist die Krapespiße heute als trefflicher Aussichtspunkt bekannt. Eine Wegbezeichnung erleichtert ihre Besteigung; sie führt von der Finstertaler Scharte längs des Westgrats herauf und zuletzt von Süden her zum höchsten Punkt.

Der erste Bergsteiger auf dem Schöllkogel war Julius Pod im August 1876. Die Angaben aus seinen Aufzeichnungen, die wir in der „Erschließung der Ostalpen“) finden, lassen keinen Zweifel darüber, daß er von den Finstertaler Seen aus den Finstertal und Krapesstal trennenden Hauptkamm in der Gegend des Steintalgrats erreichte und sich dort südwärts wandte. In einstündiger Wanderung über den Kamm, einige Male nach Osten ausweichend, erreichte er die Spitze. Daß die Deutung dieser Tur auf den heute „Podkogel“ genannten Berg falsch ist, habe ich an anderer Stelle dargelegt. — Die Erstbesteigung des Schöllkogels am 16. Juli 1897 durch Karl Forcher-Mayr, Franz Hörtnagl, Hans Margreiter, Dr. Josef Pircher und Dr. Alois Walde, von Haggen durch das Steintal und über die Blöde und Felsfusen des Nordostgrats war wohl die zweite.

Auf im wesentlichen gleichem Wege erreichte auch ich am 8. September 1930 als Alleingänger den Schöllkogel. Das letzte Gratstück zu dem etwas östlich aus dem Hauptkamm hinausgerückten Gipfel bietet anregende Kletterei. Bei meiner Weiterwanderung umging ich das erste Stück des zur Krapespiße führenden Grats auf der Ostseite, kehrte aber bald zur Grathöhe zurück, die vor dem Gipfel der Krapespiße einige Kletterstellen bietet. Von der Krapespiße aus überschritt ich dann noch Nördliche und Südliche Weitkarspiße, Nördlichen und Südlichen Zwieselbacher Rofkogel und Gleierscher Rofkogel bis zum Gleierschjochl und traf 11½ Stunden nach meinem Ausbruch von Haggen in der Neuen Pforzheimer Hütte ein. Da diese Wanderung mit verhältnismäßig geringer Mühe eine große Zahl der Krapesgipfel kennenlernen läßt, dabei sehr abwechslungsreich ist und schöne Fernblide gewährt, seien einige Hinweise gegeben und der Zeitbedarf für die Einzeltreden angeführt. Von der Krapespiße bis zur Südlichen Weitkarspiße bleibt man auf dem Kamm, dann spart es viel Zeit und Mühe, wenn man die Kammschneide rechts läßt und am Firnrand des Krapesgletschers hin zum Nördlichen Zwieselbacher Rofkogel hinübergeht. Der Weiterweg bis zum Gleierschjochl ist in umgekehrter Richtung schon eingehend geschildert; die Strecke vom Südzaden des Südlichen Zwieselbacher Rofkogels bis zum Gleierschjochl ist in Richtung Nord-Süd leichter als umgekehrt. Mühe los konnte ich mich durch die nun trockenen Verschneidungen am Gipfelbau des Südlichen Zwieselbacher Rofkogels hinabgleiten lassen, wo gerade 4 Wochen vorher der tiefe Neuschnee so schwere Arbeit gemacht hatte. Meine Zeiten — ohne Rasten — waren: Haggen—Südgipfel des Steintalgrats 3¼ Stunden, —Schöllkogel ¾ Stunden, —Krapespiße 1 Stunde, —Südliche Weitkarspiße 1 Stunde, —Nördlicher Zwieselbacher Rofkogel 1½ Stunden, —Südlicher Zwieselbacher Rofkogel Nordzaden ¼ Stunde, —Südzaden ¼ Stunde, —Gleierscher Rofkogel ¾ Stunden, —Gleierschjochl ½ Stunde, —Neue Pforzheimer Hütte ½ Stunde, zusammen 10 Stunden Gehzeit. — Für alle diese Gipfel kann neben Haggen und der Neuen Pforzheimer Hütte auch die Gubener Hütte als Ausgangspunkt dienen. Auch von Klühtal und der Dortmunder Hütte aus sind sie durchs Finstertal zu erreichen.

Der Steintalgrat, die verbindende Kammschneide zwischen Schöllkogel und Podkogel, ist von Franz Hörtnagl und Alois Walde am 15. Juli 1897 begangen worden. Wahrscheinlich hat den südlichen Teil auch Jul. Pod im August 1876 bei seiner Besteigung des Schöllkogels schon betreten.

Über die erste Besteigung des Podkogels ist nichts Bestimmtes bekannt, nach-

1) Bd. II, S. 470/471.

dem die Julius Podt zugeschriebene Besteigung ihn, wie oben ausgeführt, nicht auf diesen Gipfel, sondern auf den Schöllefogl geführt hat. Hörtnagl gibt an, daß der Podfogl schon öfters von Innsbrucker Bergsteigern besucht gewesen sei, als er ihn mit Alois Walde am 15. Juli 1897 erstmalig über den Ostabsturz erstieg. Den Abstieg nahmen sie nach Süden zur Umrandung des Steintals (Steintalgrat) und von dort nach Haggen. — Nach einer Besteigung, die ich am 2. September 1926 mit Prof. W. Keller, Pforzheim, und meinem Neffen Walter Wigenmann vom Winded her über ebenfalls über die hübsche, nur auf kurze Strecke etwas schwierigere Ostseite durchführte, sind wir — wohl erstmalig — durch die Nordseite abgestiegen. Vom Gipfel gingen wir ein Stück auf dem Westgrat hinunter bis zu einem Kopf aus morschem, rötlichem Gestein, stiegen von dort schräg rechts durch die Nordwand hinab in morschem, festem Gelände, das trotz der Steilheit keine besonderen Schwierigkeiten bot, und schließlich gerade hinunter ins Kar der Plenderleseen und an diesen vorbei, hinaus nach Rührtai. — Der Abstieg ins Finsertal, den unter anderem Dr. von Pfandler am 28. Juli 1923 unternahm, bietet keine Schwierigkeiten. — Einen Besuch mit Schiern hat Herm. Delago im Jahre 1920 vom Kraspestal aus dem Podfogl abgestattet.

Der Neunerkogel, im Aufbau ein verkleinertes Abbild des Podfogls, ist bestimmt von Rührtai aus schon häufig bestiegen worden, wenn auch im alpinen Schrifttum nichts darüber berichtet wird. — Ich bestieg den Berg am 25. Juli 1932 vom Plenderlesee her über den Nordwestkamm ohne Schwierigkeiten. Als noch leichter erwies sich der westlich absinkende Rücken, der mich im Abstieg zum Subener Weg unterhalb der Finsertaler Seen leitete.

Das Winded, der östliche Nachbar des Podfogls und etwas höher als dieser, ein verhältnismäßig ruhig geformter Eckpunkt des Rammes, ist zweifellos ebenfalls schon frühzeitig betreten worden. Die erste im alpinen Schrifttum erwähnte Besteigung und Überschreitung führten am 15. Juli 1897 Frz. Hörtnagl und Alois Walde aus, die vom Gaiskogel herüberkamen und zum Podfogl weitergingen. — Ich selbst war zweimal oben. Das erstemal<sup>1)</sup> kam ich vom Kar der Plenderleseen herauf zur Einsattlung nördlich des Gipfels (= „Windedjoch“) und von dort in wenigen Minuten zum Gipfel. Das zweitemal — genau ein Jahr später — kamen wir über die hohen, steilen Grassänge vom Kraspestal herauf, wohin wir das Jahr zuvor abgestiegen waren; wir gingen an diesem Tag zum Podfogl weiter.

Die mächtige Berggestalt des Gaiskogls, des letzten höheren Gipfels in der Reihe der Kraspesberge, hat schon früh die Aufmerksamkeit der Bergsteiger auf sich gezogen. Jul. Podt, B. Lühcher und Carl Wechner kamen im August 1876 als erste Touristen auf den Gipfel, der aber als trigonometrischer Punkt schon vorher von Vermessern besucht gewesen sein muß, und wohl auch von Jägern. Ist doch der Berg schon im „Gefäßbuch Kaiser Maximilians“ als Jagdgebiet erwähnt. Die Gruppe Pod-Lühcher-Wechner kam von Rührtai durch das Kar der Plenderleseen und zuletzt von der Scharte zwischen Gaiskogel und den westlich vorgeschobenen Plenderlespitzen zum Gipfel. — Die steile, dem Kraspestal zugewendete Ostseite erkor sich Hermann Delago im Jahre 1892 für seinen Anstieg<sup>2)</sup>, der ihn zu dem Vorgipfel, wo der Nordostgrat nach Westen umbiegt, und weiter dem Grat entlang zur höchsten Spitze führte. Den Abstieg nahm er über den Südwestgrat zur Gaiskogelscharte, von dort ins Plenderleskar und über den dieses nördlich begrenzenden Rücken zur Stodacher Alpe hinüber. — Den Nordostgrat in seiner ganzen Länge vom Rotjoch ab begingen Frz. Hörtnagl und A. Walde am 15. Juli 1897. Der plattengepanzerte Grat bot einige Schwierig-

<sup>1)</sup> Am 2. September 1925 mit Prof. H. Kraft und Walter Wigenmann.

<sup>2)</sup> „Alpenfreund“ (H. Schwaiger) 1893, S. 747.

keiten. Den Abstieg nahmen sie, wie Delago, zur Scharte am Ende des Südwestgrats und setzten dort die Wanderung über das Binded zum Podkogel fort. — Über die erste Winterbesteigung des Gaiskogls, die er am 16. April mit einem Begleiter (Lang, München) durchführte, berichtet Karl Krefz, München, in der „Ski-Chronik 1908/09“<sup>1)</sup>. Die Schier wurden dabei von Rührtai aus nur für den Anmarsch bis zum Gratbeginn benutzt. Dann wurde ohne Schier über den Nordwestgrat, der dabei vermutlich das erstemal begangen wurde, zum Gipfel angestiegen. Bei der winterlichen Verschneigung war dieser Weg nicht leicht; er erforderte vom Gratbeginn bis zur Spitze 2½ Stunden.

Bei meinem ersten Besuch des Gaiskogls — am 22. Juli 1932 mit Dr. Rätke Lang — über den Nordostgrat vom Rotjoch her umgingen wir die mittlere Gratstrecke auf der Nordwestseite und benutzten die Grathöhe etwa von da wieder, wo sie Hermann Delago aus dem Kraspeestal herauf erreicht hatte. Den Abstieg nahmen wir gerade nach Norden hinab ins Hirschebentar. — Bei einer späteren Besteigung — am 8. August 1932, allein, über die Westseite — stieg ich nach Süden zur Gaiskoglscharte und von da durch die lange Rinne ins Kraspeestal ab. Zum Aufstieg wäre dieser Weg sehr mühsam. Eigentliche Schwierigkeiten weist der Berg aber nur an seinem Nordostgrat auf.

Die kleine Hirschebenspitze, ein harmloses Gipfelchen, betrat ich am 25. Juli 1932 bei einer Durchwanderung sämtlicher Kare im Norden des Gaiskoglstods.

Schneidiger aufgebaut sind schon die Penderlespizen, das Gipfelpaar im Westausläufer des Gaiskogls, das sich, von der Dortmunder Hütte gesehen, „wie ein kleines Matterhorn“ vor den Gaiskogel stellt. Als ich den beiden Gipfeln am 8. August 1932 einen Besuch abstattete, stieg ich erst von Westen her auf den Westgipfel und später von Osten her auf den wenig höheren Ostgipfel.

Für die Gipfel im Nordwestflügel der Kraspesberge sind die geeignetsten Ausgangspunkte Haggen und Rührtai mit der neuen Dortmunder Hütte. Der Aufstieg auf die einzelnen Gipfel wird von dort durchschnittlich 3½—4½ Stunden beanspruchen.

Es bleibt nun noch der Ostflügel der Gleierschtalberge für unsere Betrachtung übrig. Wir wollen dabei die Richtung Nord—Süd einhalten, also vom Freihut her zu unserem Ausgangspunkt, den Gipfeln beim Gleierschferner, zurückkehren.

Die erste touristische Besteigung des Freihuts wird uns aus dem Jahre 1888 gemeldet, wo am 7. Juni Aug. Endres, Julius Pod und Josef Steinbacher aus Innsbruck den Gipfel erreichten. Noch am gleichen Tag folgten ihnen als zweite Besteiger Franz Rasperoffsky und Franz Wopfner und im selben Jahr, am 25. August, August und Freier Lieber mit Führer Joh. Hepperger. — Bei diesen, von der Grieser Seite ausgeführten Besteigungen, wurde entweder das vor der Ansiedlung Naröth herabkommende Tälchen, in dem ein Steiglein hochführt, benutzt oder — anscheinend besser — „über die Schönsseite durch die Rinne angestiegen, welche innerhalb Naröth hinaufzieht, in der ein Steiglein zur Mulde südlich des Freihuts führt, von der aus der Gipfel über Gras leicht erreicht wird“. — Ich wählte zum Abstieg am 9. August 1928 den ersten Weg. In besonderer Erinnerung ist mir außer den ungemein steilen Grashängen oberhalb des erwähnten Tälchens die wilde Zerfurchung des oberen Gipfelbaus durch tiefeingeriffene Gräben. Man wundert sich da nicht, daß weiter nördlich vor etwa 100 Jahren ein mächtiger Bergsturz niedergehen konnte, der zwischen Gries und Naröth den Talgrund überschüttete. Er war noch 1854 in Bewegung, als König Friedrich August von Sachsen auf seiner letzten Wanderung, vor seiner Todesfahrt bei Imst, durchs Eisentertal kam<sup>2)</sup>, und auch in neuerer Zeit kamen manchmal noch

<sup>1)</sup> S. 235.

<sup>2)</sup> „Letzte Reise Sr. Majestät d. Königs v. Sachsen Friedrich August“, beschrieben von Alois Moriggel. — Innsbruck, Wagnersche Buchhandlung, 1854.

Nachschübe herab. — Eigenartig ist die Gipfelformung des Freihuts: ganz oben breitet sich, gerade als ob die oberste Bergspitze abgetragen wäre, ein ebener Boden aus. Am West- und Oststrand sind ihm als eigentliche Gipfelpunkte kleine Hügel aufgesetzt, der östliche ist der höhere. — Über die mühsamen Westhänge suchte sich vom Gleiertschhof aus Herm. Delago am 17. Juli 1892 einen Weg.

Der nächste südliche Nachbar des Freihuts, der Grieser Grieskogel, überragt jenen um nahezu 100 m. Mit ungeheuren Trümmermassen türmt sich aus der Einsattelung zwischen beiden Bergen der Nordwestgrat zum Gipfel des Grieskogels empor und auch die Nordostflanke des Bergs ist steil. Sanft und begrünt sind aber die Hänge nach Osten hinab und die Kammfortsetzung gen Süden. Den ersten turistischen Besuch erhielt der Gipfel am 25. August 1888 durch August Lieber mit seinem Knaben Freier und dem Führer Joh. Hepperger. Sie kamen vom Freihut herüber und stiegen nach Osten ab. Der beste Anstieg führt von dort herauf über die Grübelp, die auf guten Wegen von Pragmar und Naröb zu erreichen ist. — Über die steile Nordostseite erstieg Herm. Delago den Berg im Jahre 1930.

Die *H o h e W a n d*, welche mit einem schlankeren Nordgipfel und einem langgestreckten südlichen Stock zwischen Grieser Grieskogel und Lambsenspitze aufragt, hat wohl den ersten turistischen Besuch erhalten, als am 28. August 1897 vier Mitglieder der *Al. Alpenklubs Innsbruck* die Kammwanderung von der Lambsenspitze zum Freihut machten. Im früheren alpinen Schrifttum ist der Berg nirgends erwähnt.

Dagegen hören wir schon sehr frühe von einer Besteigung der *L a m b s e n s p i z e*. Bernhard Fühner und Carl Wechner stiegen von Pragmar, das sie in anstrengendem Nachtmarsch von Innsbruck aus erreicht hatten, am 16. August 1879 wohl als erste Turisten zum Gipfel empor. — Dann erscheint die Lambsenspitze wieder in der Erwähnung einer Kammwanderung, welche vier Mitglieder der *Al. Alpenklubs Innsbruck* am 28. August 1897 von der Lambsenspitze zum Freihut machten.

Auf einer solchen Kammwanderung habe auch ich die genannten Berge kennengelernt. Da dies einer der lohnendsten Wege ist, den ein ausdauernder Berggänger von der Neuen Pforzheimer Hütte ins Tal zurücknehmen kann, soll die Wanderung hier kurz geschildert werden.

Zur Lambsenspitze war ich von der Neuen Pforzheimer Hütte über das Sattelbergjoch und die Südhänge aufgestiegen. Wegen einen orkanartigen Sturm hatte ich mir zuletzt Schritt um Schritt erkämpfen müssen. Der Sturm aber hatte das Gute, daß er das schwarze, regendrohende Gewölk, das am Morgen sich aufgetürmt hatte, vertrieb und in den folgenden Stunden den Himmel völlig rein setzte. — Noch ein anderes freundliches Erlebnis hatte ich auf meinem Weiterweg. Ich hatte mir ihn — so weit ab von jeder Allerweltsstraße — ganz einsam gedacht, doch plötzlich höre ich menschliche Stimmen, und vor mir taucht ein graubärtiger Herr mit zwei Mädeln auf — wie ich später ermittelte, der Wiener Geologe Dr. Wilh. Hammer mit seinen Töchtern. Gleiches Streben und Fühlen schlägt rasch die Brücke, löst frohen Gruß. Nach freundlich gewechselten Worten und einem Hinweis Dr. Hammers auf eine vor mir liegende, etwas schwieriger zu begehende Gratstrecke, ziehen wir weiter unseres Wegs, die Wiener nach Süden, ich gen Norden. — Wenn man zwischen Lambsenspitze und Hoher Wand größere Schwierigkeiten vermeiden will, muß man streckenweise mehr oder weniger tief nach der Eisener Seite hinab ausweichen. Steil ist dann der Abstieg in die scharf eingeschnittene Scharte zwischen dem Südkamm der Hohen Wand und ihrem Nordgipfel. Von der Scharte zieht eine Steilrinne gerade hinab auf die Äußere Gleiertschalm zu. Der Aufstieg aus der Scharte zum Nordgipfel ist nochmals steil, aber ungeschwierig. Dann wird der Kamm immer sanfter, das Wandern über den weichen Rasenboden mit dem freien Blick in die Weite ein müheloser Genuß. Fast ohne Steigung wird der lange Gipfelfamm des Grieser Grieskogels erreicht. Auch nach Osten sinken



nur sanfte, grüne Hänge hinab und man wundert sich, woher der Berg seinen Namen<sup>1)</sup> hat, bis man beim letzten nördlichen Gipfel plötzlich vor einer ungeheuren, zur Tiefe sinkenden Blockhalde steht, die aus Trümmern jeder Größe von dunklem Gestein aufgestürzt ist. Es war nicht schwer, einen Weg durch sie hinab zu finden zur tiefer gelegenen Gratstrecke, welche die Brücke hinüber zum Freihut bildet. Graufige Hänge führten mich an diesem zur Gipfelfläche, und auch die kleine östliche Kuppe — der höchste Punkt — war bald erreicht. Die Gipfelrast da oben mit dem Rückblick in die sonnen-dusterfüllten Täler von Gleiersch und Eisens mit dem silbern leuchtenden Eisener Ferner als Abschluß ist mir in tief eingprägter Erinnerung. Der Blick durchs Sellrain-tal hinaus traf gerade auf Innsbruck, das ich nach dem Steilabstieg nach Gries noch am selben Abend erreichte.

Der breite Westrücken der Lambsenspitze ist von Besuchern der Neuen Pforzheimer Hütte schon mehrfach begangen worden. — Durch die felsigen, nordwestlich ins Gleierschtal absinkenden Steilhänge nahm einen unfreiwilligen Abstieg mit seinen Begleitern Prior Dominikus Dietrich vom Stift Wilten, als er am 4. September 1926 von Eisens zur Neuen Pforzheimer Hütte, sie am nächsten Tage zu weihen, herüberkam.

Das Sattelbergjoch zwischen Lambsenspitze und Sattelschrofen ist ein seit langem benutzter Übergang vom Eisener ins Gleierschtal<sup>2)</sup>. Auf der Gleierschseite führt eine rotbezeichnete Wegspur zur Pashöhe. Nach Pragmar drüben hinunter mag man der nach rechts gegen das Sattelloch hinabführenden Bezeichnung folgen oder auch mehr links, nördlich, bleiben.

Bei der langgestreckten Kette der Sattelschrofen ist der Fels weit mehr als bei den nördlichen Bergen an der Gipfelbildung beteiligt. Als erste im alpinen Schrifttum erwähnte Besteigung finden wir die durch Dr. Josef Pircher (Alp. Alpenklub Innsbruck) am 28. Juli 1892, der vom Gleierschtal auf- und nach Pragmar abstieg. Sonst hat aber dieser hübsche Bergzug auffallend wenig Beachtung gefunden; im alpinen Schrifttum ist er fast nirgends erwähnt. Mir war er schon bei meinem ersten Besuch des Gleierschtals aufgefallen, und die Aufmerksamkeit, die ich ihm schenkte, verdichtete sich bald zu einer Besteigung des Bergs. Ich ging dabei an einem Spätkommertag des Jahres 1927 — mit meinen beiden Neffen — vom Sattelbergjoch aus. Wir hatten einen Filmapparat mit und hielten uns mit dem Filmen viel auf. Der Weg, dem felsigen Grat entlang über die einzelnen Zaden weg oder um sie herum, war sehr unterhaltend. Wir kamen so auf den nördlichen Gipfel (P. 2883). Hier ändert sich die Beschaffenheit des Grats. Waren die Grattürme bisher schrofig gewesen, durchsetzt mit Grün, so lag nun eine wildzersplitterte, scharfe Schneide aus reinem Fels vor uns, an ihrem Südende ein Turm, an Höhe den beiden vermessenen Gipfeln fast gleichkommend. Es fehlte uns an der Zeit, die Überkletterung dieser Gratstrecke zu versuchen. Das mag sich ein sportlicher Kletterer zur kleinen, aber reizvollen Aufgabe stellen. Wir gingen ein paar Schritte zurück und stiegen dann nach Westen hinunter, bis wir leicht auf Geröll gegen den Hauptgipfel hineinqueren konnten. Seine Erstigung bot keine Schwierigkeit mehr. — Den Südabsturz des Hauptgipfels, der so ungemein kühn zum Nordanstieg auf den Zischkelesspiz herüberschaut, beging ich drei Jahre später von der tiefsten Einsattelung zwischen Zischkelesstod und Sattelschrofen

<sup>1)</sup> Gries = Geröll; übertragen auch grobes Blockwerk.

<sup>2)</sup> Daß der Übergang von den Pragmarern für den Kirchgang nach St. Sigmund benutzt worden sei, wie Hörtnagl berichtet, soll aber auf einem Irrtum beruhen und auf einer Verwechslung mit einem nördlich um den Freihut herum führenden Weg, der nach Erbauung der Grieser Kirche überflüssig war und später durch den Bergsturz unterbrochen worden sein muß. Heute ist allerdings von diesem Wege keine Spur mehr zu entdecken. Es ist aber ganz unglauhaft, daß die Pragmarer, um sich den Aufstieg von 300 m von Gries nach St. Sigmund zu ersparen, die Mühen des 1000-m-Anstiegs zum Sattelbergjoch auf sich genommen haben sollen.

her. Die Kletterei ist dort steil, aber unschwierig. — Auf beiden Wegen ist die Erstbesteigung der Sattelschrofen eine sehr hübsche Halbtagsstour von der Neuen Pforzheimer Hütte aus. Beim Abstieg kann man sich auf dem vom Hauptgipfel nach Nordwesten absinkenden Rücken halten und dann, wie wir im Jahre 1927, nach rechts in das kleine Kar absteigen, das hinaus zum Sattelbergwegchen unter der letzten Steilstufe führt, oder man bleibt, wie ich es 1930 tat, länger auf dem Nordwestrücken und steigt schließlich wegfällig über die Steilhänge ab. Unten kann man dann auf der handartigen Terrasse, die bei den Wegen zum Zischkelesspiz noch zu erwähnen sein wird, zum unteren Teil des Sattelbergwegchens hinüberqueren.

Die Zischkelesspitze (ortsüblich „Der Zischkelesspiz“ oder wie viele abfärzen „Der Zischkeles“) ist zweifellos der bekannteste Gipfel im Ostflügel der Gleierschaltberge. Als Triangulierungspunkt ist der Gipfel von Vermessern und bei seinem Ruf als bevorzugter Aussichtspunkt auch von Sommergästen der anliegenden Täler, also „turistisch“, bestimmt schon frühzeitig bestiegen worden. Im alpinen Schrifttum finden wir Besteigungen aber erst in den neunziger Jahren erwähnt, wo die Mitglieder des W. Alpenklubs Innsbruck dem Berg ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Zum erstenmal im Winter bestiegen ihn am 6. Januar 1896 Gust. Beyrer, Wilh. Hammer, Fr. Hörtnagl, Dr. Pircher und Herm. Stieger mit Schneereifen, wobei sie von Pragmar aus über die Pragmarer Oberachsel und den Ostgrat anstiegen. Auch in der folgenden Zeit wurde der Berg im Winter öfters nach alter Art, also ohne Schier und meist mit Schneereifen, bestiegen. Heute ist er von der Pragmarer Seite her ein beliebtes Schiziel. Dagegen sind die Steilhänge der Gleierschaltseite im Winter selten lawinensicher, so daß dieser im Sommer so leichte Berg nicht eigentlich unter die Schiläufer-Ziele im Gleierschalt eingereicht werden kann.

Vor Erbauung der Neuen Pforzheimer Hütte ist der Zischkelesspiz auch im Sommer fast nur von Pragmar aus bestiegen worden, die Gleierschaltseite diente dann und wann zum Abstieg. Auch ich habe den Berg, ehe die Hütte stand, zweimal von Pragmar aus besucht. Mein Weg war der von jener Seite üblichste: ins Satteloch, dann zum langen Ostflamm, der als breiter Geröllrücken an den Gipfelbau heranführt. Zuletzt leitet ein plattiger Felsgrat zur Spitze. Man kann aber auch aus der oberen Bucht des Satteloches den Nordrücken erreichen und auf ihm zum Gipfel steigen. — Um von der Gleierschaltseite zum Nordflamm zu gelangen, geht man von der Innern Gleierschaltalm, wo das kleine Wegchen von der Neuen Pforzheimer Hütte herab den Talgrund erreicht, noch ein Stück talein und steigt über die Steilhänge des Zischkelesnordflamms zu der nördlich eingebetteten Mulde an. Diese kann man auch erreichen, wenn man gleich aus dem Talgrund auf dem Sattelbergwegchen ansteigt bis in die Höhe der Bänderfolge, die deutlich ausgeprägt durch die felsdurchsetzten Westhänge des Sattelschrofen-Nordwestsporns nach Süden zieht. Von ihrem Ende kann man wagrecht in die große Mulde hineinqueren. Aus der Mulde strebt man, rechts haltend, dem Nordrücken zu, der sich erst höher oben mit dem von den Sattelschrofen herüberziehenden, zersplitterten Hauptflamm vereinigt. Der Weg über den gegen den Gipfel hin sich zuschärfenden Nordgrat ist unschwierig. Wenn aber ein atemraubender Schneesturm tobt, wie er meine Begleiterin und mich im August 1930 umbrauste, und der Grat tief verschneit ist, kann auch dieser Weg alpines Gepräge zeigen.

Der Südgrat, der in seinem obersten Teil schon im Oktober 1892 von Ad. Hintner und Max Peier bei ihrem Abstieg durchs Zischkenkar ins Gleierschalt benutzt worden war, wurde erstmals in seiner ganzen Länge durch Josef Moriggl, Ignaz Rimml und F. Fehr. von Werdt aus Innsbruck begangen. — Als ich am Tage nach der Hüttenöffnung, am 6. September 1926, in größerer Gesellschaft den Zischkelesspiz bestiegen hatte, wählte auch ich mit zwei meiner Gefährten — mit Prof. Ad. Keller, Pforzheim, und meinem Neffen Walter Wisenmann — den Südgrat zum Abstieg und zum Ver-

bindungsweg zur Schöntaler Spitze hinüber. Von der ersten Scharte steigt der Grat wieder an zu einem kühnen Felsgebilde mit schroffem Südbsturz, dem *Ziſchen-turm*. Von Norden her gelangten wir ohne Schwierigkeit auf seinen Scheitel. Der große Abbruch nach Süden zeigte sich von oben ungangbar; auch die plattige Westseite schien uns für eine Umgehung ungeeignet. Wir wandten uns daher links, querten weiter unten aus der in einem Abbruch endenden ersten Rinne noch über die nächste Rippe hinüber und gelangten so auf leichtes Gelände, das uns zum Turmfuß und ihm entlang zum Grat zurückleitete. Die hier erreichte Scharte kann zum Übergang Gleiersch-Schöntal benutzt werden. Nun folgte die schon eingangs (S. 150) erwähnte „Zwischengrattstrecke“. Aber sie weiter, einige Taden meist auf der Gleierschseite umgehend, bei einem hohen Abbruch rechts hinab in eine mit dem Grat gleichlaufende Rinne und unten wieder zur Kante zurück — gelangten wir bei einer deutlichen Scharte an den eigentlichen Bergkörper der *Schöntaler Spitze*, als deren Nordgrat uns der weitere Kammverlauf, nicht überall leicht, zum Gipfel führte. — Die vorerwähnte Gruppe *Moriggl-Rimml-Werdt* hatte die Tur vor Erreichen der Schöntaler Spitze wegen schlechten Wetters abbrechen müssen. Es dürften aber doch vor uns schon Andere den ganzen Grat vom einen zum andern Gipfel begangen haben.

Aus früherer Zeit verlautet nichts über eine Besteigung der Schöntaler Spitze. Das Jahr 1894 verzeichnet dann gleich drei Besteigungen: Anfang Juli Otto Melzer vom Schöntale aus über die Nordostseite, am 16. Juli Max Peer, Hans und Alois Eglauer, Aufstieg vom Schöntale über die Nordostseite und oberen Nordgrat, Abstieg Westgrat und am 29. Juli Hermann Delago, Aufstieg wiederum Nordost, Abstieg über die Nordwestseite. — Die erste Winterbesteigung — alten Stils — wird vom 8. April 1898 gemeldet, wo Ad. Hintner, Franz Hörtnagl und Frits Stolz nach ihrer langen Tur auf *Zischkelespiz* und *Grubenwand* auch noch der Schöntaler Spitze einen Besuch abstatteten. Sie stiegen über den Westgrat auf und über die Nordostseite ins Schöntal ab. — Für den Schläufer bildet die Schöntaler Spitze eines der lohnendsten Ziele von der Neuen Pforzheimer Hütte aus. Man kann dabei die Schier bis zur östlichen *Zischenscharte* benutzen und von dort über den Westgrat zum Gipfel aufsteigen. Die Abfahrt über den *Zischkenerner* zählt zu den schönsten im Gebiet.

Von einiger bergsteigerischer Bedeutung ist noch der *Ostgipfel* der *Schöntaler Spitze*, der dem Hauptgipfel an Höhe nur wenig nachsteht. Eine scharf eingeschnittene Scharte trennt die beiden Gipfel; der Übergang von einem zum andern ist aber nicht schwer. Ich machte ihn im Jahre 1928 gelegentlich meines zweiten Besuchs der Schöntaler Spitze. Über einen früheren turistischen Besuch ist mir nichts bekannt geworden.

Westlich der Schöntaler Spitze ist die schon erwähnte *Ostliche Zischenscharte* eingeschnitten, die den kürzesten Übergang vom Gleierschäl ins *Lisener Längental*, von der Neuen Pforzheimer Hütte zum *Westfalenhaus* vermittelt. Auch die von der Ostlichen durch eine seltsam geformte Felspizze getrennte *Westliche Zischenscharte* kann für diesen Übergang benutzt werden. Da die von ihr südlich hinabführende Rinne steiler und mit noch looderem Schutt erfüllt ist, begehrt man diese Scharte aber besser nur in der Richtung Nord-Süd. Die Schuttgasse, die von der Ostlichen Scharte nach Süden hinunterführt, ist breiter. Einzelne Farnblenden weisen durch sie hinab; unten müssen wir, um die Markierung zum *Westfalenhaus* nicht zu verlieren, uns etwas links halten. — Von Norden reicht weit in den Sommer hinein der Firn des *Zischkenerners* bis zu beiden Scharten hinauf. Unter der Ostlichen apert er früher aus; dann können Vereisung und das haltlose Geröll den Zugang erschweren und mühsam machen.

Die zwischen beiden Scharten aufragende *Ostliche Zischenschartenspitze*, die schon bei der Betrachtung von der Neuen Pforzheimer Hütte aus durch

ihre jede Form die Aufmerksamkeit auf sich zieht, wurde am 26. August 1928 von Friedr. Weiß und Arthur Walter aus Pforzheim erstmals bestiegen<sup>1)</sup>. — Den Schwesterberggipfel, die jenseits der Westlichen Zischkenscharte aufragende Westliche Zischkenschartenspitze, etwas höher, aber von ruhigerer Form als die schlante Schwester, bestieg ich am 3. September 1930, nach einer Grubenwand-Besteigung, in Gesellschaft von Dr. W. Hartmann, München, und Frau und des Trägers der Neuen Pforzheimer Hütte, Sepp Hörzinger. Wir kamen von der Scharte am Fuß des Grubenwand-Ofsgrats her, umgingen die nächsten Felsgebilde auf dem nördlichen Firn und gelangten von der Gratscharte dahinter über eine niedrige, überhangende Stufe auf den Westgrat. Zum Gipfel waren es dann nur mehr wenige Schritte. Ein kleiner Felszaden, der zuerst wie ein von Menschen aufgestellter Stein ausgesehen, erwies sich als gewachsenes Gestein. Wir waren also allem Anschein nach die ersten Besucher des Gipfels. — Der Abstieg nach Nordosten zur Westlichen Zischkenscharte bot keine Schwierigkeiten.

Für die letztgenannten Gipfel ist auch das Westfalenhaus ein günstiger Stützpunkt. Wollen wir dieses nicht durch einen der geschilderten Übergänge erreichen, sondern auf dem Talwege, so gehen wir von Gries nach Süden ins Tal der munter schäumenden Melach hinein. Durch wechselvolle Landschaft führt der Weg talein. Beim sog. Kniepitz teilt sich der Weg; geradeaus, am Bach entlang, erreichen wir in etwa 2½ Stunden von Gries die dem Stift Wilten gehörende *Alpe Lifens* mit dem neuengerichteten Klostergasthof. Mit etwas mehr Steigung, aber rascher — in etwa 2 Stunden von Gries — gelangen wir, wenn wir uns bei der Wegteilung rechts halten, zur kleinen, hoch über dem Tal an den Hang geschmiegtten Siedlung *Pragmar*. Ein alter Bergsteigerstützpunkt! Schon der Name seines Gasthofs, „Zum Akademischen Alpenklub“, erinnert daran, daß die Erschließer dieser Berge sich hier heimisch fühlten und viele ihrer Fahrten von hier aus unternahmen. Von Pragmar führt ein kleines Wegchen durch Wald und über Matten am Talhang hin, später, den Einschnitt des Schöntales ausgehend, zu einer Bergschulter mit Holzkreuz und Bank. Hier, wo der Blick in das nach Westen umbiegende oberste Melachtal frei wird, vereinigt sich mit dem unseren auch der von links heraufkommende Weg von der *Alpe Lifens* zum Westfalenhaus. Am Talhang, an Höhe gewinnend, führt der Weg weiter zum fast 200 m über dem Talgrund liegenden Schuhhaus. Von Pragmar sowohl, wie von Lifens sind es etwa 2—2½ Stunden zum Westfalenhaus. — Mit dem Übergang über das Winnebachjoch von hier zur Winnebachsehütte ist der Anschluß gefunden an die Wege „von Hütte zu Hütte“, die an anderer Stelle schon geschildert wurden und die eine Rundtour um die ganze Gruppe der Gletserberge ermöglichen.

Unter den Bergen, die das Westfalenhaus mit der Neuen Pforzheimer Hütte als Surenziele gemein hat, ist der bedeutendste der Doppelgipfel der *Grubenwand*, — nicht nur der Höhe nach, sondern auch nach Aufbau und Gestalt die eigentliche Königin unserer Berge. Es ist deshalb verwunderlich, daß nicht dieser Berg als erster

<sup>1)</sup> Der Eintrag im Bergfahrtenbuch der Hütte lautet: „Von der Scharte (östl. Zischkenscharte) direkt bis zur halben Höhe. Umgeben rechts bis zu der Südwestseite. Quergang an der Südoftwand auf schmalem Band bis zu einer Rinne, die oben in einem Überhang endigt. Rechts überklettern. Aufstieg auf die Gipfelplatten. Keine Spur einer früheren Begehung zu finden. — Der Gipfel ist im oberen Teil gespalten. Wenn der Ramin trocken ist, kann man vielleicht darin bis zur Gipfelplatte emporstemmen. Griffe kaum vorhanden. — Kletterei im oberen Teil nicht leicht. Quergang brüchiges Gestein. — Zeit ½ Stunde von der Scharte.“ Als ich am 11. August 1932 mit Geheimrat Winter, Münster, und meinem jungen Sektionsgenossen Rudi Helmstaedter, der führte, die Besteigung wiederholte, haben wir im Aufstieg den Gipfelspalt durchklettert. Wir kamen von der Westlichen Zischkenscharte herauf und stiegen — ungefähr auf dem Weg der Erstersteiger — zur Ostlichen ab, überschritten somit erstmals den Gipfel.

von den großen Gipfeln ums Gleierschtal zu einer Besteigung verlockt hat. Daß sich beispielsweise Ludwig Purtscheller im Jahre 1883 dem Gleierscher Fernerkogel und nicht der Grubenwand zuwandte, obgleich er selbst die auffallende Gestalt des Berges hervorhebt<sup>1)</sup>, mag darin seinen Grund haben, daß die Grubenwand in der alten österreichischen Spezialkarte eine viel zu niedrige Höhenziffer (3076 statt 3251 m) erhalten hatte und daher nicht ihrem Rang nach gewürdigt werden konnte. — So hat sich ihr erst in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gleichzeitig wie den anderen noch unbesiegenen Bergen des Gleierschals die Aufmerksamkeit der Bergsteiger zugewendet. — Am 23. Juli 1894 betraten R. Preisel, Josef Pircher und E. Prohaska als erste den Gipfel der Vorderen Grubenwand. Sie kamen vom Schöntal über die Schöntaler Scharte herüber zum Zischkofel und stiegen über dessen oberste Firnhänge zu den Platten unterhalb des Gipfels und über diese zur Spitze. Auf dem gleichen Weg kam 6 Tage später Herm. Delago allein, nach seiner Besteigung der Schöntaler Spitze, auf die Vorderer Grubenwand und schloß daran die erste Besteigung der nahen, etwas höheren H i n t e r e n G r u b e n w a n d an, wobei er beim Übergang von der einen zur andern Spitze auf und nahe am Grat blieb. — Erst vier Jahre später folgte die dritte Besteigung der Vorderen Grubenwand, zugleich die erste Winterbesteigung, am 8. April 1898 durch Ad. Hintner, Franz Hörtnagl und Fritz Stolz. Dabei wurde im Aufstieg zum erstenmal der Dsigrat des Gipfels in seiner ganzen Länge begangen. Abstieg auf dem Wege der Vorgänger über die Firnhänge. — Im Spätkommer jenes Jahres — am 15. September — erhielt auch die Hintere Grubenwand den zweiten Besuch durch Jos. Moriggl, Anton Schönbichler und Otto Stolz, die wie der Erstersteiger vom vorderen Gipfel herüberkamen. — Vom Jahre 1903 ab fanden auch andere Seiten des Bergs Beachtung, so der Nordgrat, den E. Arnold, F. Hohenleitner und H. Maurer am 30. Mai 1903 erstmals überkletterten<sup>2)</sup>, dann am 16. August desselben Jahres der Westgrat der Hinteren Grubenwand durch F. Hohenleitner und R. Liebenwein<sup>3)</sup>. Der Grat wurde vom Gleierskofel herauf in einer Scharte erreicht, der westlich zwei Plattentöpfe vorgelagert sind. Nach kurzem Quergang von der Scharte nach links hinaus, wurde die Gratschneide erreicht. Auf ihr folgte bald eine scharfe, aus grifflosen Platten gebildete, dachstirnartige Kante; anscheinend die eindrucksvollste Stelle der Tur. Nun südlich neben und auf dem Grat weiter, beim zweiten Aufschwung absteigend in die Nordseite hinaus, aber durch Ramine und auf einem nach rechts leitenden Band wieder zur Grathöhe, die an den letzten Gipfelaufbau heranbrachte. Dieser bot durch seinen ausgeprägten Steilaufschwung die letzten Schwierigkeiten. — Die erste Durchkletterung der Südwand zur Vorderen Grubenwand hinauf melden Leo von Hibler, Igo von Laskhan und Fritz Niglutsch vom 5. September 1906<sup>4)</sup>. Dann folgt als letzte Seite des Bergs seine Nordwestwand, die im Juli 1911 von Sepp Plattner im Aufstieg zur Vorderen Grubenwand<sup>5)</sup> und am 3. September desselben Jahres von Wilh. Wolf und Karl Zeuner im Abstieg begangen wurde<sup>6)</sup>. Eine erste Besteigung der Nordwestwand der Hinteren Grubenwand melden vom 13. September 1919 Herm. Roschitz und Gottfr. Peiser<sup>7)</sup>. — Inwieweit sich

<sup>1)</sup> „Erschließung der Ostalpen“, Bd. II, S. 468: „... der Hohen Grubenwand zu, einem selbst von den fernen Gipfeln der Karwendelgruppe sich sehr stattlich präsentierenden Felsgerüste, dessen schwarzglänzende, zerhackte Wandabstürze schwer zu erklettern sein dürften.“

<sup>2)</sup> 11. Jahresb. d. Al. Alpenkl. Jbf. unter Neue Turen; keine näheren Angaben.

<sup>3)</sup> 11. Jahresb. d. Al. Alpenkl. Jbf. unter Neue Turen. Eine ausführliche Schilderung, der obige Angaben entnommen sind, gab F. Hohenleitner im 13. Jahresbericht des Al. Alpenklubs Innsbruck (1905/06).

<sup>4)</sup> 14. Jahresber. d. Al. Alpenkl. Jbf. unter Neue Turen; keine näheren Angaben.

<sup>5)</sup> 19. Jahresber. d. Al. Alpenkl. Jbf. unter Neue Turen; keine näheren Angaben.

<sup>6)</sup> Jahresbericht 1911/12 des Alp.-Klubs „Karwendler“, unter Neue Turen.

<sup>7)</sup> Ost. Alpenzeitung 1923, S. 158.

diese Durchstiege untereinander unterscheiden, ist schwer zu bestimmen. Die beiden Gipfeln gemeinsame Nordwestwand des Bergs bietet verschiedene Durchstiegsmöglichkeiten, die, sofern man die beste Linie findet, nicht schwierig sein dürften. Weil aber viel Schutt in der Wand liegt, eignet sie sich wohl besser für den Abstieg, als für den Aufstieg. — Wie die Nordwestwand ist auch die Südwand beiden Gipfeln gemeinsam zugurechnen. Einen neuen Weg durch sie zur Hinteren Grubenwand fanden die Innsbruder „Metzernappen“ Geisler und Siranek am 24. Juli 1921<sup>1)</sup>. — Unscheinend sind die Schwierigkeiten in der Südwand nicht so große, als man nach ihrem jähen Aufbau erwarten sollte. Man wird die Wand in der Regel vom Westfalenhaus aus angehen, da der Zugang von der Neuen Pforzheimer Hütte her zu lang ist. — Der gebräuchlichste Weg von dieser auf die Vorderer Grubenwand über Zischkenferner und Ostgrat erfordert etwa 3½–4 Stunden Gehzeit.

Ich selbst habe der Grubenwand erst spät — nach den meisten andern Gipfeln der Gruppe — den schuldigen Besuch abgestattet; am 17. September 1929, einem schönen Herbsttag, mit den gleichen drei jungen Begleitern, die bei der Sonnenwand-Überschreitung meine Gefährten waren. Von der Neuen Pforzheimer Hütte das Gletscherthal hinein, bei einem alten Wegweiser „Zum Westfalenhaus“ den Talboden verlassend und auf dem übergrünten Moränenkamm neben dem aus dem Zischkenferner herabkommenden Tälchen aufsteigend, hatten wir in etwa 1½ Stunden von der Neuen Pforzheimer Hütte aus das Zischkenferner und in ihm bald den Rand des Zischkenfernners erreicht. Mit unseren Eckensteineisen, die meine beiden Begleiterinnen zum erstenmal und nach anfänglichem Mißtrauen mit Begeisterung benutzten, stiegen wir geradenwegs über den Gletscher empor zu der Scharte hinaus, bei der der Ostgrat des Gipfelaufbaus beginnt. Die von mir vorher beobachteten Besteiger der Vorderen Grubenwand hatten alle möglichst hoch hinauf die Firnhänge benutzt und erst hoch oben den Ostgrat betreten. Mir schien es viel vorteilhafter und schöner, diesen Grat in seiner ganzen Länge von der Scharte ab zu begehen. In jenem Herbsttage blieb auch keine andere Wahl, als den Grat zu nehmen, denn da, wo sonst weiße Firnhänge hinaufziehen, waren jetzt nur noch wenige schwarze Eisschilde zu sehen, neben bloßgelegten Felsplatten, auf denen alle Augenblicke aufgelagerte Felsblöcke jeder Größe ins Gleiten kamen und als unheimliche Geschosse den Weg bis auf den Gletscher herab nahmen. Als freier Weg mit Blick nach beiden Seiten ist der Grat auch sonst vorzuziehen. — Ein kurzer Zickzack über leichte Platten brachte uns aus der Scharte zur Gratkante, die bis zum Gipfel beibehalten werden konnte, bis weit hinauf, fast ohne Hand anzulegen; erst zuletzt hieß es ein wenig klettern. — Bei seiner überragenden Höhe bot der Gipfel eine umfassende Rundschau nach allen Seiten. Nur dicht vor uns im Südwesten deckte der Gipfel der Hinteren Grubenwand als trohiges Felsgebilde einen Teil der Ferne. Dunkle Wolken, die sich nach dem schönen Morgen drohend zusammengezogen hatten, und fernes Donnerrollen ließen meinen Vorschlag, noch bis zum höheren Gipfel hinüberzugehen, bei meinen Begleitern keinen Anklang finden. — Mehr Glück hatte ich mit einem gleichen Vorschlag etwa ein Jahr später, am wolkenlosen 3. September 1930, wo einer meiner Begleiter, Dr. Hartmann, München, sich mir begeistert angeschlossen. Steil, aber an guten Griffen turnten wir von der Vorderen Grubenwand in die Scharte hinab und leicht ging's dann etwas links der Kante über Schutt und Blockwerk zum Gipfel der Hinteren Grubenwand. Hinüber haben wir, bis zur Scharte durchs Seil verbunden, 14 Minuten gebraucht; zurück ohne Seil nur 12. Es lohnt sich also wirk-

<sup>1)</sup> Der Eintrag im Buch des Westfalenhauses lautet: „Durchkletterung der Südwand der hinteren Hohen Grubenwand. Einstieg: links von der herabziehenden Kante durch eine Rinne, die sich in einen Ramin verläuft, die etwa 100 m unter dem Gipfel endet, dort nach rechts hinaus, wo dann ein Grat ansteht und direkt zum Gipfel führt. Zeit 3¼ Stunden. — Die ganze Zur führte durch sehr gutes festes Gestein.“

lich, noch den kurzen Weg an die Besteigung der Vorderen Grubenwand anzuschließen, nicht nur, weil man damit erst den höchsten Punkt des Berges und den höchsten Gipfel der Gleiercher Berge überhaupt erreicht, sondern auch wegen der im Südwestabschnitt prächtig vervollständigten Rundsicht. Aber die meisten ersparen sich die kleine Mühe. Zu meinem Ersäunen mußte ich aus den Gipfelskarten feststellen, daß seit über 4 Jahren niemand mehr hier oben war.

Den Weg, der mich an der Grubenwand nun am meisten reizte, den über den so lockend zur Hütte herüberschauenden Nordgrat, konnte ich schon 8 Tage später, am 11. September 1930, begehen. Ein Pforzheimer Sektionsgenosse, Heintr. Krämer, war dabei mein Begleiter. Die Bedenken, ob ich diesem frisch in die Berge gekommenen Gefährten nach der langen Tur des Vortags — zum Winnebacher Weißkogel und über die Zischentarte zurück — die geplante Tur auch zumuten könne, wurden durch den Wunsch, den letzten Tag meines Hüttenaufenthalts noch befriedigend auszunutzen, überhäubt, zumal ich die gestellte Aufgabe in ihrem Umfang stark unterschätzte. — Meine Absicht war, den Nordgrat in seiner ganzen Länge zu begehen, also schon ganz unten vom Zischentart her einzusteigen und dem Grat über den Vorgipfel P. 2922 und die stark zerzackte Zwischenstrecke weg bis zum eigentlichen Gipfelaufbau zu folgen. — Es war verdächtig warm, als wir, etwas spät für die geplante Tur, nach 9 Uhr von der Hütte aufbrachen, aber das Wetter schien doch durchzuhalten. Zwei Stunden später waren wir im Zischentart. Bis zum Vorgipfel war die Kletterei über den bald erreichten Grat leicht. Immerhin hielt ich es für ratsam, den Gefährten ans Seil zu nehmen. Auf dem Vorgipfel<sup>1)</sup> fanden wir einen Steinmann, aber keine Karten oder Angaben über eine frühere Besteigung. Nun änderte sich das Bild. Der Grat wurde scharf, wild zerzackt und zwang zu stetem Auf und Ab. Stets blieb die Spannung erhalten, wie's hinter dem nächsten Zacken weitergehen möge. Nur selten wichen wir von der Kante etwas nach der Gleierschseite ab. Besonders eindrucksvoll war eine Gratstelle, dort wo die Zwischengrattstrecke an den eigentlichen Gipfelstock ansießt, eine nur im Reitsitz zu überwindende, messerscharfe Schneide, buchstäblich so scharf, daß man sich die aufstühenden Hände daran zer schnitt. Auffällig war der häufige und unermittelte Wechsel der Szenerie. Auf die erwähnte Schneide aus festem braunem Fels folgte unmittelbar ein Blochhang aus verwittertem, grauschwarzem Gestein. Aber diese leichte Strecke war bald wieder zu Ende. Weit länger, als ich berechnet hatte, währte unser Weg. Stunde um Stunde verrann. Eine schärfere Gangart durfte ich meinem, trotz der Ermüdung vom Vortag wader mithaltenden Gefährten nicht zumuten. Als er mich daran mahnte, daß es schon 1/5 Uhr sei, mußte ich, daß der Weg über den Gipfel kürzer war, als das Zurück. Nochmals bäumte sich der Fels stärker auf, dann gaben die steilen Gipfelsfelsen den Weg zum Steinmann frei. Nur zu kurzer Gipfelkraft konnten wir uns — 5 Uhr 30 Min. abends — neben ihm niederlassen. Obgleich wir dann beim Abstieg über den leichten Ofsigrat, über den Zischentarterner und weiter ins Tal hinab schärfste Gangart einhielten, umhüllte uns beim Gang das Tal hinaus ganz dunkle Nacht, und unsere allezeit besorgte Hüttenwirtin, die gute Frau Gschwaner, hat lange nach uns ausschauen müssen, bis wir, in den Lichtschein der Hütte tretend, sie von ihrer Sorge befreiten.

### Ausflug

Der Kreis der Berge, die hier einer Betrachtung unterzogen werden sollten, ist geschlossen. Ich habe vor allem dargelegt, wie diese Berge sich uns im Sommerkleid zeigen, was sie uns als Ziele sommerlicher Bergfahrten bieten. Ich wollte die Eigen-

<sup>1)</sup> Die Höhenangabe der Karte, 2922 m, halte ich nach Abschätzung und barometrischer Nachprüfung für mindestens 50 m zu niedrig.

art eines jeden einzelnen in Erscheinung treten lassen. Das verwehrt der Winter. Er verwischt, insbesondere bei Bergen mittlerer Höhe, die Besonderheiten, er kleidet alles gleichförmig in Weiß.

Darum aber ist er in diesen Bergen nicht minder schön, sind die Hänge und Mulden, die Rare und Gletscher des Sellrainer Gleiertschales nicht weniger dem Schilauflügig. Ich habe bei den einzelnen Gipfeln auch jeweils ihre Bedeutung für den Schilauflüger mit in die Betrachtung einbezogen. Zusammenfassend soll nur nochmals gesagt sein, daß das Gelände um die Neue Pforzheimer Hütte herum auch dem mindergeübten Schilauflüger Gelegenheit bietet, seine Kunst zu vervollkommen, daß Zischfen- und Gleiertscherner, Hinteres und Vorderes Sonnenwandlar und das weite Rarrund des Kraßesfenerers dem, den der Schilauflüg als Hauptzweck in die Berge führt, ein uner-schöpfliches Betätigungsfeld bieten. Der Bergsteiger hingegen wird eine große Zahl von Gipfelbesteigungen mit diesen Fahrten verbinden können. Als solche seien genannt: Grubenwand und Schöntaler Spitze, Gleiertscher Fernerkogel und Gleiertschspitzen, Hinterste und Vorderer Sonnenwandspitze, der Zwieselbacher Grieskogel und die Gipfel rund um den Kraßesfenerer.

Ganz — bis zur Spitze — mit den Schiern sind bei sicherem Schnee zu erreichen Gleiertscher Rostkogel und Samerschlagspitze auf den geschilderten Winterrögen, der Haidenkogel durch die Südostmulde bis zum Stangengipfel, der Nördliche Zwieselbacher Rostkogel und noch andere Kraßesgipfel und im Süden — vom Westfalenhaus oder von der Winnebachshütte her — der Winnebacher Weißkogel.

Das alles wird immer mehr bekannt werden und im kleinen Bergheim dieses Gebiets, in der Neuen Pforzheimer Hütte, werden in den Hochzeiten des Hochgebirgsschilauflügers sich die Obdachsuchenden immer mehr drängen. An den weißen Hängen werden sich immer mehr dunkle Gestalten tummeln, und man wird darum nicht von „Entweihung“ reden. Man hat sich ja im Winter mit dem Massenbesuch der Berge abgefunden, weil man's eben nicht ändern kann.

Wenn sich im späteren Frühjahr der Schnee auf die hohen Hänge zurückgezogen hat, wird's wieder still im Tale. — Und im Sommer? Der zuversichtlichen Erwartung, daß meine Hinweise der Stille in unseren Bergen wenig Abbruch tun werden, habe ich schon am Anfang meiner Schilderungen Ausdruck verliehen. Nun ist sie niedergeschrieben habe, hege ich diese Zuversicht unvermindert. Vor 34 Jahren schrieb Hürtnagl am Schlusse seiner Abhandlung: „Wenn manchmal in künftigen Jahren ein Bergsteiger sich in dieses verborgene Hochlandparadies hinein verliert, so ist der Zweck dieses Auf-satzes erfüllt; Alle werden von den Schönheiten dieses abgeschiedenen Hochtales ent-zückt sein.“ Nun, die Zeiten sind für unser Gleiertschaltal auch im Sommer vorbei, wo „manchmal in Jahren ein Bergsteiger sich hineinverliert“; es werden und dürfen künf-tig viele sein. Das weite Rund der Berge, die das Tal umkränzen, wird drum doch ein stilles bleiben. Es bietet auf seinen vielen Gipfeln, auf seinen langen Graten und in seinen versteckten Winkeln und Raren, zu denen ich die Wege weisen wollte, Vielen Raum.





# Aus dem Reiche der „Sciara“

(Bergfahrten in den Bergeller Bergen:  
„Tom Forno zur Albigna und Bondasca“)

Von Hermann Giesele, München

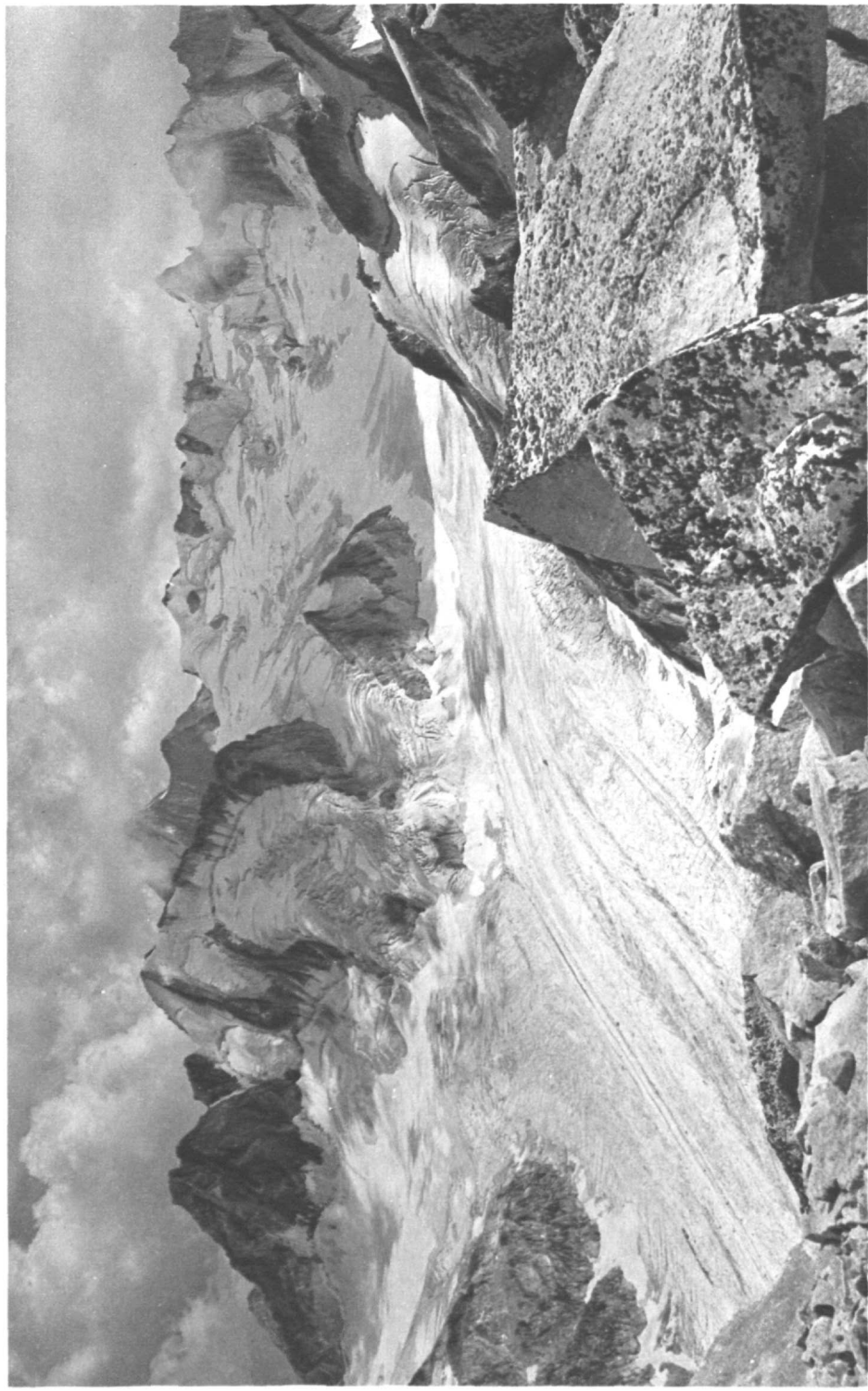
Von allen Schweizer Kantonen besitzt Graubünden die größte Ausdehnung und mit Stolz nennt sich dieser „Land der 150 Täler“. Es ist eine besondere Eigenart Graubündens, daß auf einer verhältnismäßig geringen Fläche von etwa 7200 km<sup>2</sup> die größten Gegensähe aufeinanderprallen. So reißt im Veltlin die Traube und liefert köstlichen Wein, im Bergell finden sich die schönsten Kastanienwälder der Schweiz an den Berghängen von Soglio nach Castasegna hinab. Aus anderen Talgründen aber ragen bis über 4000 m hohe eisgepanzerte Berge in den Äther, schon allein der Name „Bernina“ hat guten Klang. Und alljährlich pilgern Tausende und Abertausende an den Fuß dieser Eisriesen, um hier Erholung und Bergfreude zu finden im Engadin, im Lande der Farbenwunder oder, wie Nietzsche es nannte, im „Lande der silbernen Farbentöne“.

Tiefblaue Seeaugen sind eingebettet in liebliche Bergmatten, deren Flanken das hellrothe Grün der Lärchen bedeckt. Da und dort steht eigenstolz eine buschige Urve, deren dunkles Zirbengrün so warm ins Herz hineinleuchtet. Und über all diese Lieblichkeit lugt aus irgendeinem Tal ein grünschillernder Gletscher, zerrissen und zerspalten von der Wärme des Sommers, aus dem wuchtigen Gletscher baut sich firnbedeckte eine behäbige Urgesteinsgestalt auf in den lustigblauen Engadiner Himmel.

Und wanderst du weiter nach Südwesten, Italien zu, dann findest du Bergformen von erlesener Art. In einsame Hochtäler stürzen Hängegletscher, oft zerklüftet und zerborsten in Spaltenlabyrinthe und Eislaskaden, und auch die Gipfel, die plattengepanzert aus dem Eis sich emporrecken, zeigen sich dir in wildesten Formen. So manche dieser trohigen Sinnen strebt gleich einer zum Himmel gezückten Messerklinge zum Äther.

Bergell nennt sich diese großartige Landschaft — „Praegallia“ nannten sie die Römer als die Pforte für Gallia cisalpina, dem Gallien jenseits der Alpen. Der Murettopaf trennt die Bergeller Berge und die Bernina; vom Engadin gehören Isola, Plaun da Lej und Maloja schon zum Bergell.

Das Val Bregaglia, wie die Bewohner das Tal nennen, ist ein typisches Stufental mit sechs Abfähen. Auf der verhältnismäßig kurzen Strede von 32 km steigt das Tal von 317 m Seehöhe auf 1817 m an, so daß man in wenig Stunden die verschiedenartigsten Vegetationsstufen durchwandert. An die hellgrauen Granitblöcke oben in den Karen kuscheln sich die grünen Wiesenmatten, die hinüberleiten zu den Wäldern an den Bergflanken und im Talgrund. Oben am Silber See findet sich neben sturmzerkausten Lärchen die Kirche, die aus latfchenbestandenen Felsgrund emporragt. Ihr Reich endet bei Vicosoprano, da werden diese ersten Kampfnaturen vollends abgelöst von lustigen, fröhlichen Lärchen, die mit ihren knospenbesetzten, feinästigen Zweigen jedem Lüftchen zunicken. Und bei dem Eintritt in die Unterporta spürst du den Hauch des Südens. Ruß- und Kastanienbäume umfassen materische Ortschaften, schlanke, edelgeformte Campanile überragen das grüne Blätterdach und lugen hinaus



Miesquinto Brudmann

Blick vom Piz Castile auf Cima di Roisso, Monte Disgragia, Monte Ciffone und Ferronefamm



in das sonnige Gelände. Und klingt ihr Geläute auch nicht im Allegro vivace wie drunten im Lande der Signori, langsam kommt doch die Stimmung des Dolce far niente über dich, wenn du durch Weinberge, an Kastaniendäumen, Zypressen und Maulbeerbäumen vorbei, hinübergeleitet wirst in das Nirwana des Südens.

Maloja ist mit dem Engadin in gleicher Weise verbunden wie mit dem Bergell. Hier vermählt sich „das Land der silbernen Farbentöne“ mit dem Hauch des Südens.

Malojas Lage am Westufer des Silser Sees, inmitten der Berge, ist unbeschreiblich schön. Die von dem belgischen Grafen Renesse erbaute Burg steht am Talabschluß und tief wie die Hölle — sagt ein alter Spruch — liegt das Bergell unter dem Absturz von Maloja. In dem kleinen Friedhof dieses Ortes ist der Maler Segantini begraben, der hier lebte, und dessen Bilder die Schönheit des Engadins der ganzen Welt offenbarten. In dieser großartigen Einsamkeit geschah es, daß er „das Wesen der Berge in ihrer ganzen Größe erfaßte und im scharfen Licht des Engadins die Farbentechnik zur Vollendung gehoben hat“. Denn „diese Einsamkeit ist die absolute Herrscherin dieses weiten Halbkreises. Die Wiesen, die Hügel und der See, welche das Hochplateau bilden, haben die Berge auseinandergeschoben, als wollten sie freier atmen und die weite Ausdehnung und die freie Höhe dieser Gegend im Kranz der Hochgebirge drückt ihr den Stempel des Monumentalen auf. Der Wind ist allherrschend und hat eine ganz eigene Stimme. Es ist ein Land der Riesen und zwingt den menschlichen Geist zum Philosophen zu werden“.

Maloja bildete den Ausgangspunkt für unsere Bergfahrten. Schwerebepackt, mit Proviant für elf Tage im Rucksack, pilgerten wir<sup>1)</sup> durch die Urvenwälder am Ordlegnabach hinaus zum Cavlocchiosee. Zur Linken geleiten uns die sanften Hänge des Piz d'Uela und rückwärts schaut der Gravasalvas zu uns herüber. Nach einer Wegbiegung kommt der Monte del Forno ins Gesichtsfeld und seine wunderschöne abgeklärte Urgesteinsform hat man bis Plancanin vor sich. Hier ist gut wandern, die herrliche Umgebung läßt uns die drückende Last auf dem Rücken fast vergessen. Bald sind wir am Cavlocchiosee, einem kleinen, versteckten Paradies. Alter Firben dunkles Grün vereinigt sich mit dem leuchtenden Grünblau des Seespiegels und lustige Lärchenwipfel wollen der Urven Schwerkmut aufheitern. In diese Harmonie der Farben fügt sich das eisbedeckte Haupt des Monte del Forno ein, das im Wasserspiegel die kleinen Wellen umkosen und umspielen. Uns führte der Pfad am Süden des Sees vorbei, im gleichenden Gegenlicht leuchteten die Wellen des Ufers gleich riesengroßen Edelsteinen. Klar und rein wie ein Kinderauge ist der See, auf des Wassers Grund ist jeder Stein zu sehen. Wir rissen uns los von dieser hehren Stätte und kamen an der großen Alm vorbei, die im Süden des Cavlocchiosees steht. Steinig ward nun der Pfad, vor uns tauchte der Murettopf auf, der lange Jahre einen vielbenutzten Übergang vom Oberengadin ins Veltlin bildete. Kurz nach Plancanin betraten wir den Fornogletscher und als wir nach einer Stunde Gletscherwanderung in die Nähe der Fornohütte gekommen waren, stand die Sonne schon tief. Drüben im Westen ragte aus den sonnengoldenen Abendwolken der Cantone, der eisgepanzerte Rede der Talkhaften Forno und Albigna. Ein kleines Steiglein brachte uns vom Gletscher über die Moräne zur Fornohütte. Zumitten zweier Gletscher, wie auf einer Insel, liegt diese wunderbar ausgestattete, mit Liebe eingerichtete Hütte der Sektion Korschach des S. A. C. Wir verlebten in ihr unvergeßliche schöne Stunden.

Der nächste Tag galt dem Monte Rosso. Gleich gegenüber, südlich der Hütte, führt ein steiler Firnhang zu einer Schulter und hier sahen wir zum ersten Male die gewaltigen Ausmaße des Fornogletschers, sahen hinein in seinen Südschluß, wo die Torrone dem Grat aufgesetzt sind. Die ziehenden Nebelschwaden gaben immer nur ein

<sup>1)</sup> Unser Begleiter war der Sohn des bekannten Bergführers Forcher sen. aus Sertin.

Stück der Szenerie frei. Der Weiterweg ging durch ein mühsames Blocklabyrinth, das Bild hatte sich unterdessen wieder geändert, neue Berge hatte der Nebel freigegeben, nämlich den vierkantigen Castello, dann die Punta Rastica, den Torre occidentale und Torre centrale. Endlich da wir die Kletterei in den Blöcken hinter uns hatten, tauchte im Norden der Monte del Forno auf, auch der Passo del Forno oder Passo di Val Bona, der bei der Besteigung des Monte del Forno auf gewöhnlichem Weg zuerst angegangen wird. Recht unscheinbar schaut die Südseite dieses Berges aus, der mit so wunderbarer Gestalt nach Maloja hinunterblickt und das Wahrzeichen dieses Ortes ist.

Ein kleiner steiler Gletscher verhalf uns ohne Mühe zum morschen Gipfel; dort standen wir der wunderbaren eisgepanzerten Nordwestwand der Cima di Rosso gegenüber und konnten das ganze Forno-gletscherbecken übersehen, auch die steilen spaltendurchsetzten Nordwände der Torrone und den kühnen Aufbau des Ugo di Torrone. Leider gaben die Nebel während unserer Rast die Gipfel nicht frei, obwohl wir lange darauf warteten. Besser schaute es im Südosten aus. Unter uns der Passo di Vazzeda mit dem Vazzedagletscher und weiter draußen der Nordostgrat des Monte della Disgrazia mit der ihm aufgesetzten Erhebung des Pizzo Ventina, ferner waren zu erkennen Monte Braccia und Monte Senevedo.

Die wuchtigen, gewaltigen Granitblöcke fügen sich manchmal zu wunderbarer Architektur und vereinigen sich mit dem Castello und den eilenden Wolken zu einem eindrudsvollen Bilde. Je weiter wir abstiegen, desto schöner ward das Wetter. Die Abendsonne hauchte den sonst so starren Wänden ihre glutvolle Farbenseele ein. Der Piz Casnile und Piz Bacone erglühten und prangten im wärmsten Orangerot. Auch der Cantone, der seine Wolkenkappe die ganze Zeit nicht abgelegt hatte, senkte seinen Nebelschleier tiefer und gab uns sein Bild vom Abendsonnengold verklärt zur Bewunderung frei.

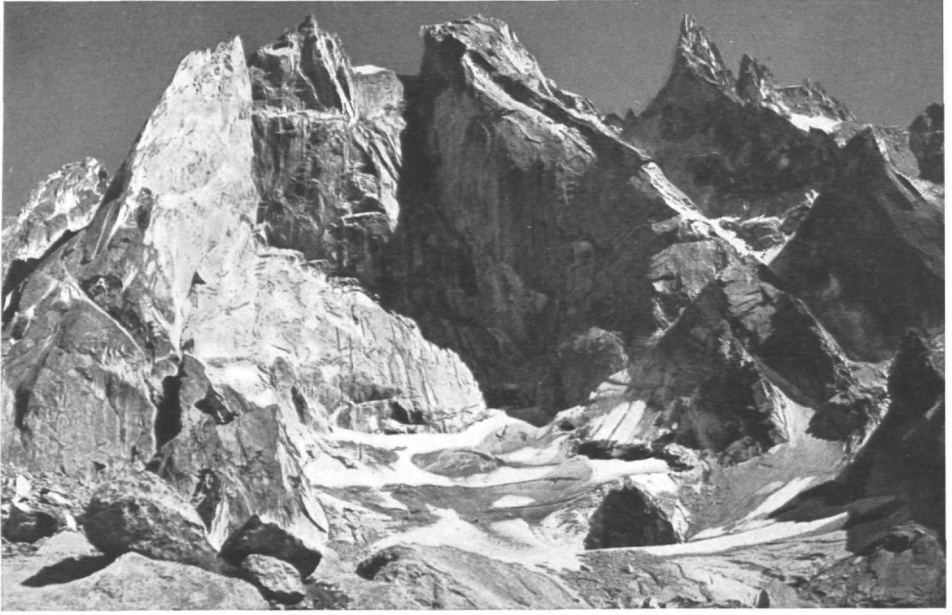
Morgen sollte es der Cima di Rosso gelten. Wie der Vortag, setzte auch der heutige zunächst trübe ein. Im grauen Wolkenkleide schauten die Berge abweisend aus und der Eisbruch der Cima di Rosso drohte förmlich herab. Duster und kalt starren die Wände der Cima di Vazzeda, die Gipfel umflort von leichten Wollenschleiern. Wir wanderten auf dem aperen Gletscher auf gut Glück weiter. Da huschte ein schüchterner Sonnenstrahl durch ein Wolkenfenster, noch etwas glasig, aber doch hoffnungserweckend; im Hintergrund des Tales standen abweisend Torre orientale und centro und der Spitze, unendlich kühne Ugo di Torrone. Dieses schaurig-schöne Bild begleitete nun längere Zeit unseren Weg, der bis in das Innerste des Talbeckens führte und den Westgrat der Cima di Rosso erst umging. Nun waren wir im Talgrund, die Steigung begann, wir legten das Seil an. Dem Torre orientale ziemlich nahegrückt, sprachen wir über Anstiegsmöglichkeiten auf den Ugo di Torrone. Wie ein Gürteltierpanzer schühen prächtige Eisbrüche die Nordwände des Torrone, in ihrer Wildheit ein unsagbar schönes Bild. Ein größerer Eisbruch zwang zu Umgehungen. Der Bergschlund war gutartig und gab uns den Weg zum Gipfelgrat frei, der in schön geschwungener Firnschneide höher führte. Auch dieser letzte Anstieg wies gute Verhältnisse auf. Der Blick ward nun freier, wir wandelten wie auf einem Dachfirst. Die Wolken hatten uns gegenüber die breite Gipfelkrone des Cantone freigegeben. Noch einige Schritte, und der 3370 m hohe Gipfel der Cima di Rosso ist unser. Ein Kranz von stolzen Bergen umgibt unsere Hochwarte. Vor uns Monte Siffone und Piz Pioda, umwogt von eilenden Wolken. An den Piz Pioda anschließend der schönste Berg des Bergells, der Monte della Disgrazia. Du Berg der Angnade, heute bist du der Monte Bello, bist die Erfüllung jahrelang gehegter Träume und Wünsche! Deinen Fuß behüten Spaltenlabyrinth, damit ja kein Anberufener dir nahe, und zum Gipfel leiten steile Eisflanken oder schwindelnde Grate; du bist wahrlich ein König-



Eoglio mit Badile, Cengalo und Scioragruppe



Dorfeingang von Eoglio



Sciora di Gnori, Punta Pioda di Sciora und Ago di Sciora



Scioragruppe von der Forcellette



licher Berg! Wir schieden schweren Herzens von unserem Gipfel. Der Firngrat brachte uns wieder zu der Felsenscharte, die zum Bergschlund führt. Gleich einer Perlenschnur leuchteten die Anstiegs Spuren herauf. Drüben am Castello und Cantone huschten weiche Wolkenschatten über die Firnfelder. Nur zu schnell waren wir wieder auf dem Fornogletscher.

Die Spätnachmittagssonne lag über den Bergen, Cantone, Casnile und Bacone leuchteten in goldenem Licht, blaue Schatten nisteten sich schon im Talgrund ein. Die Wärme des Tages hatte den Gletscher aufgeweicht, bis über die Knöchel versanken wir im Gletscherjumpf. Als wir dann den Westgrat der Cima di Rosso umgangen hatten, stand sonnenübergossen die Nordwestflanke dieses Berges vor uns. Es gibt im Leben Augenblicke, wo irgendein Ereignis dein Inneres aufwühlt und in weiche Schwingungen versetzt —, wo du das Glück zu besitzen glaubst. So erging es uns an diesem Abend. Andächtig standen wir still, andächtig genossen wir diese Lichtsymphonie, diese Farbenwunder, ausgefüllt von der Abendsonne über unseren Berg. Erst als die Farben verblichen waren, flogen wir empor zu unserem trauten Bergheim.

Als wir ein Jahr später von Vicosoprano zur Albignahütte aufstiegen, löste ein Gewitter das andere ab. Der an und für sich schmale Weg hatte sich in einen reißenden Bach verwandelt, aber so schnell das Unwetter gekommen war, verging es. Bei der Hütte standen die Berge der Albigna in wunderbarer Färbung vor uns, besonders die Punta d'Albigna. Die Nachgewitterstimmung brachte eigenartige Wolkenbildungen zustande, durch den Regen war die Luft so klar und rein, uns gegenüber erblickten wir das Val Furcella mit dem schöngeformten Forcellinahorn. Und die Wände des Spazzacalvera standen im Gegenlicht drohend schwarz vor uns, der zerfägte, zerfetzte Gipfelgrat spiegelte sich in einem kleinen See, der unweit der Hütte im Kar verborgen lag.

Der nächste Tag sah uns (nämlich Bühler Karl, Rummel Hans und meine Frau) auf der Wanderung zum Piz Casnile. Eine Pfadspur führte uns, nach Osten ansteigend, ins Ricciö. Schon nach kurzer Zeit hatten wir einen schönen Rückblick auf die Albignahütte, die frei und lustig auf einem Gletscherschliff steht. Ricciö heißt das Kar, aus dem der Piz de Päl aufsteigt. Es vermittelt den Übergang von der Furno- zur Albignahütte. Der Pfad schlängelt sich auf Wiesenpolstern durch mächtige Granitplatten hindurch und steht im Banne der Punta d'Albigna. Und hellstes Entzücken erwecken die kleinen Seeaugen, die in dem Ricciö sich vorfinden. In dem klaren Wasser — jeder Stein ist auf dem Grunde des Wassers zu sehen — spiegeln sich die Berge der Umgebung. In diesem Kar ertönte auf Schritt und Tritt das lustige Pfeifen der Murmeltiere. Weiter oben stolperten wir dann über grobes Geröll hinauf zum kleinen Gletscher, der zum Einstieg bringt. Der Gipfel der Punta d'Albigna war schon unter uns, weiter hinten sahen wir die mächtige Ostwand der Sciöra di dentro und die Cima della Bondasca, deren felsiger Gipfel aus dem Eis herausragt. Am Gletscher selbst hatten wir einen wundervollen Blick auf die eisgepanzerte Nordwand der Cima di Cantone. Unseren Gipfel erstiegen wir über den Westgrat, der wohl vor uns noch nicht begangen worden war, der den so ziemlich schwersten Anstieg auf den Casnile, 3172 m, vermittelt. Unsere Freude war groß, als uns der Gipfel prächtige Rundschau beschiederte. Unter uns sahen wir den Passo Casnile di dentro, den wir ein Jahr zuvor begangen hatten, zadenbewehrt ragten Torre orientale und Torre centro in die Lüfte, von der Scharte weg stieg der Scalinograt zur Cima di Cantone empor. Das war ein echtes Bild der ungebändigten Wildheit des Bergell. An die Sorrone schloß nach links der Monte Siffone an, dann die Cima di Rosso und über den Siffonesattel ragte in die Wolken der Monte della Disgrazia. So verwob sich hier auf dem Casnile Erleben von heute mit der Erinnerung von gestern, denn die Cima di Rosso hatten meine Frau und ich mit Forcher ein Jahr zuvor erstiegen.



Den morgigen Samstag wollte ich im Sauberwald des Saß primavera, im Albignawald als Lichtbildner verbringen. Über die Gletscherschliffe stiegen wir daher zur Albigna ab, die von einer Brücke im Talgrund überquert wird. Am anderen Ufer steht in malerischer Umgebung eine Schäferhütte, die den früheren Besuchern dieses Hochtales als Stützpunkt diente. Der erste Blick ins Albignahochtal, den man beim Anstieg kurz unter der Hütte hat, ist überwältigend schön. Im Talabflusse zeigen sich die Zaden des Monte Zocca, teilweise der Cantonegletscher und im linken Teil des Bildes die Punta d'Albigna. Nach kurzer Zeit waren wir bei den ersten Bäumen und überblickten den oberen Teil des Albignawasserfalls, der zu den schönsten Wasserfällen der ganzen Alpen gerechnet wird. Das Überstürzen und Brausen der Wasser, fast 400 m hoch, über die Felsen, war eine gewaltige, eindrucksvolle Urmeltnusik. Dank des stäubenden Wassers entwickelt sich am Saß primavera eine ungemein üppige Vegetation. Über den Wipfeln der Bäume ragen die Berge des Baconefammes auf und die dreigipfelige Cima di Largo. Große, teilweise flechtenbewachsene Granitblöcke, wie von Titanenhand ins Kar heruntergeschleudert, liegen allseits verstreut im Wald. Und draußen im Norden sahen wir den Lunghino mit seiner großen hellen Abbruchstelle, die Berge des Septimer. Dazu ringsum Alpenrosensträucher, die hier in üppigster Weise wuchern, jeden Riß und jede Spalte ausfüllen, so daß man sich in ein Paradies versetzt glaubt. Und immer wieder sind es die Urven, die mich so sehr begeistern, deren ernstdunkles Grün die Strahlen der Sonne so warm aufleuchten läßt. So manche Birbe steht einsam und allein an sturmumtosteter Stelle wie ein trotziger Nordlandredde, dem Kampf mit den Naturgewalten unerschütterlich standhaltend. Und daneben reicht südländische Üppigkeit an die Gletscher heran, und in den azurblauen Himmel heben sich hellgraue, eisgegürtete Granitwände, mit dolomitartig kühnen Formen — all dies Bergells Wunderbares und Einzigartiges!

Der nächste Tag sah uns schon sehr früh unterwegs. Um 3 Uhr 45 Min. hatten wir die Hütte verlassen und stolperten bei Laternenschein die Gletscherschliffe zum Albignahochmoor hinunter. Schon nach einer Stunde standen wir auf dem Gletscher. Der Himmel war mit leichten Wolkenschleiern verhängt, aber es war kalt und ein kräftiger Nordwind ließ uns einen schönen Tag erhoffen. Nach einer weiteren Stunde beschritten wir die mittlere Moräne und befanden uns um 6 Uhr früh ungefähr in der Höhe des Passo di Zocca, nordwestlich des Monte Zocca. Erst hier nahmen wir das Seil, denn nun begann die Steigung. Der erste Abbruch setzte sogar ziemlich steil an. Drüben am Zocca brodelten in dessen Südostflanke die Nebel und gaben diesem Berge ein phantastisches, gespensterhaftes Aussehen. Die ersten Sonnenstrahlen des Tages übergossen die Flanken der Berge mit leuchtenden Farben. In der kühlen Morgenluft ist gut steigen, langsam aber stetig kamen wir höher und steuerten in einem Bogen nach rechts einer Grateinschartung zu. Nach dem ersten großen Abbruch war der Gletscher weniger geneigt, die große Mulde wies nur einige Spalten auf. Auf dem Grat selbst kam wie zur Belohnung für die aufgewendete Mühe eine wunderbare Landschaft in Sicht. Eisumgossen, im Gegenlicht, stand vor uns die Punta Rascia, während im Sonnenlicht der Berg dieser Berge, der Monte della Disgrazia, herübergrüßte. Und blickten wir zurück zur Grateinschartung, die wir vor kurzem erreicht hatten, so entpuppte sich der anscheinend unbedeutende Ausschwing als schöner kühner Berg mit zerrissenem Gipfelgrat von echtem Bergeller Aussehen: ein unbekannter und unbekannter Gipfel, ein Glied der großen Kette von Eindrücken, die ein Berg dir gibt.

Nun hebt der Grat aber steil an und knirschend bohrten sich die Eisen in den hartgefrorenen Firn — der Gipfel naht, das langersehnte Ziel! Und oben in 3400 m Höhe drücken sich drei Freunde die Hände. Oh, ihr Berge, ihr unendlich schönen Bergel! Wohin der Blick reicht, ein Meer von erstarrten Wellenfämmen! Vor uns

im Westen die Cima della Bondasca, die Spitzen der Sciora und himmelhoch dahinter die Viertausender des Wallis und der Gran Paradiso. Im Osten grüht uns der breite Rücken des Piz della Margna. Vor uns, zu unseren Füßen, liegt das Fornogletscherbecken, aus welchem sich der Monte del Forno und Monte Rosso aufbauen, und alte Liebe kost diese Berge des Fornotales, in dem die ersten Bergeller Eindrücke in unser Herz gelegt worden waren.

Der warme Sommer hatte dem Gletscher viele tiefe Falten eingegraben, da war es 1927 doch leichter gewesen. Über dem Passo di Vazzeda lugten die majestätischen Viertausender der Bernina herüber, das Nebelmeer in den Tälern hoch überragend. Eine weitere kleine Blickwendung, und das Auge sah die Nordabstürze der Torrone. Schauerliche Flanken aus schwarzem, blank gefegtem Wassereis umgürten diese Taden gleich finsternen Gedanken, die sich in Ungebundenheit aufbäumen, und unten am Fuße dieser Türme dräuen Bergschründe gleich offenen Höllenrachen. Doch das Düstere, Schauerliche mildert der stolze diese Berge, die Gralsburg des Bergell, der Monte della Disgrazia, der sonnengoldumflossen in den Azur hinaufragt.

Das alles gab uns der Berg — und stumm und still verließen wir die Stätte des Glückes. Der Sonne Blut erweichte den Firn und allenthalben in den Mulden gludste und rauschte das Schmelzwasser. Je tiefer wir abstiegen, desto höher wuchsen die Berge um uns in den Himmel. Im latten Sonnenglanz stand drüben über dem Gletscher die Cima della Bondasca mit der furchtbaren Eiswand zum Colle d'Albigna. Wuchtige Spalten zerriffen hier unseren Gletscher, und der Ugo di Sciora und die Punta Pioda die Sciora mit steinschlagdurchfurchten Wänden gaben uns hier ihre Geheimnisse preis, die uns ahnen ließen, welche Schwierigkeiten die Ersteiger dieser Taden überwinden müssen.

Am nächsten Tag nahmen wir Abschied von der Albignahütte und wanderten mit unseren großen, unheimlich schweren Rucksäcken hinauf zum Albignagletscher. Obwohl dieser an und für sich kleine Ausmaße hat, trägt er dennoch auf seinem Rücken verhältnismäßig große Moränen. Um die Hänge der Cacciabella erreichen zu können, mußten wir schon unten am Gletscher durch die Blockfelder. Am Berghang angelangt, hielten wir die erste Rast. Uns gegenüber baut sich der wildzerklüftete Cantonegletscher auf, überragt von der Cima di Castello, die wir gestern erstiegen hatten. Dann ging's über einen Berghang auf steilem Geshröß mit leichter Kletterei ziemlich schnell empor. An einem kleinen Wasserfall blickten wir zurück zum Ricciòl, aus dem sich der Bacone und über dem Gletscher der Casnile erhebt, die wir als uns Wohlbekannte grüßten. Das untere Steilstück unseres Anstieges hatten wir nun überwunden und waren ungefähr in der Höhe des Naravedro-Ostspornes angelangt.

Am gegenüberliegenden Cantonegletscher meßten wir die erreichte Höhe. Wir sahen nun schon in die oberen Firnfelder hinein, die vom Cantone zum Castello hinüberleiten, und in der grellen Beleuchtung hob sich der letzte Anstieg, der auf der Gratante zum Castellogipfel führt, besonders schön vom Hintergrund ab. Die wundervolle Umgebung verjöhnte uns mit der großen Anstrengung, die uns die Blockspringerei auferlegt hatte. Immer wilder ward die Landschaft, je höher wir kamen. Der Naravedro-Ostgrat, zerspalten in eine Anzahl von Taden, umrahmte den Ausblick auf die Eisfelder des Castello. Eine Vorahnung der Bondasca überlam uns angesichts dieser eigenartigen, überaus kühnen Türme. Und bald darauf hatten wir die Pashöhe erreicht und standen nun im Kar, das uns hinunterleitete zur Sciorahütte. Nach einer kurzen, leichten Kletterstelle ganz oben am Cacciabellapass (dem Passo Cacciabella di dentro, 2800 m) waren wir auf steile Schneefelder gekommen, die uns ohne Mühe ein schönes Stück tiefer gebracht haben. Dann aber ging die Blockspringerei wieder an. Einzelne Nebelfehen hatten sich in das wilde Kar eingeschlichen, der Abendsonne warmes Leuchten lag auf den plattigen Wänden des Cengalo; langsam

stolperten wir von Block zu Block, vorsichtig stiegen wir ab, jeder Schritt mußte überlegt, gemagt werden, denn alles wackelt und kommt in Bewegung. War die Mühsal auch groß, die Füße schon müde vom ewigen Springen mit der schweren Last auf dem Rücken, die wundervolle Umgebung ließ uns alles vergessen und voll Andacht bewunderten wir den gigantischen Aufbau der Türme, die aus dem zerklüfteten Eis emporstieben. Die kalten Schatten lagen auf den gewaltigen Wänden des Badile, als wir uns der Sciorahütte näherten. Schon oben vom Paß hatten wir sie erblickt, aber es dauerte eine geraume Spanne Zeit, bis wir sie erreicht hatten. Im Schutze großer Moränenblöcke, steht die Hütte südlich der Scioraalsee in 2151 m Höhe inmitten eines Bergparadieses. Sie bietet etwa 20 Personen Unterkunft und ist wie die Albignahütte unbewirtschaftet. Im Norden schauen die zwei Spitzen der Pizzi Cacciabella ins Kar herab, senkrecht über der Hütte erblickt man den Naravedro und rechts von ihm die Einschaltung des Passo Cacciabella di dentro. Im ganzen gibt es fünf Cacciabellapässe, der von uns begangene ist der am meisten benutzte.

Die ersten Sonnenstrahlen lugten neugierig über den Sciorafamm herüber in unser Kar und hüllten die Schluchten des Cengalo, wie auch die Ostwand des Badile in leuchtende Farben ein, als wir am nächsten Tag die Hütte verließen, um gegen die Forcellette anzusteigen. Es war eine eigenartige Farbensymphonie, die der junge Tag über die Landschaft zauberte. Die gewaltigen Schuttfelder mit ihren haushohen Blöcken waren in blaue Schatten getaucht, während die Spitzen der Gemelli und die Wände des Cengalo und Badile im Orangegold aufleuchteten; auch die Steine und Blöcke nahmen den Schein der sonnenvergoldeten Berge auf und strahlten ihn, in wundervollen Reflexen, wider. Es sind gewaltige Wandfluchten, mit denen diese drei Berge zu Tal stürzen. Eisgefüllte Rinnen schieben sich in ihre Seiten und züngeln gleich Schlangen hinauf auf ihre Schultern. Badile und Cengalo haben mehr ein gedrungenes, wuchtiges Aussehen, im Gegensatz dazu sind die Türme der Sciora von zierlicher Gestalt. Im Gegenlicht, umwogt von eilenden Wolken, standen sie vor uns. Und jeder Schritt, jede Blickwendung gab uns neue Bildausschnitte. Wir sahen die schattendunklen Flanken der Scioratürme und die hellleuchtenden Wände der Gemelli, in ihrer Mitte eingeschlossen den wild zerklüfteten Bondascagletscher. Und die Wolfentürme, über dem Passo di Bondo aufgetürmt, zogen weiter gegen Osten und krönten die vier Sciorazaden: Sciora di fuori, Punta Pioba di Sciora, Ugo di Sciora und Sciora di dentro. Beim Weiterwandern ward der Blick freier, und die höhergestiegene Sonne gab Licht und Farbe den Gletschern, die das Dreigestirn: Gemelli, Cengalo und Badile umgürteten.

Eigenart verleihen die ungeheuren Blockfelder der Landschaft. In den hellgrauen Granit sind Glimmerteile eingelagert, die im Sonnenlicht leuchten und glänzen, als ob Diamanten verstreut worden wären. Der Zufall führte uns an einen kleinen Bergsee, in dessen klarem Wasser sich all diese herrlichen Faden und Spitzen widerspiegelten. Und hier ließ uns das Glück die blaue Blume der Romantik finden, denn Berge und Wolken vereinten sich im klaren Bergsee zu schönster Harmonie.

Das sind Feierstunden im Leben, die nur die Bergeinsamkeit zu geben vermag. Nicht immer muß es die „Zat“ sein oder der „Sieg“ nach heißem Kampf, der das Glück bringt — oft auch ist es die Stille der Berge, die als eindrucksvolle Sprache zum Herzen spricht.

In kurzer Zeit sind wir auf der Forcellette, einer Einschaltung in den Gratrücken, welcher nördlich der Sciorahütte das Kar begrenzt. Schneidige Türme sind diesem Kamme aufgesetzt, im Hintergrund grüßen die Berge des Splügenpasses zu uns herüber. Und blicken wir nach Norden, zeigt sich tief zu unseren Füßen die Obporta, das obere Bergell mit seinen malerisch gelegenen Dörfern und der schönen Kunststraße, die gleich einem Silberfaden in die Landschaft hineingewoben ist. Und im Süden schauen

wir in das untere italienische Bergell, in die Unterporta mit ihrer üppigen Vegetation und ihren herrlichen Kastanienwäldern.

Durch ein Meer von Steinen stiegen wir ab. Es war ein ein wildes einsames Kar, in dem wir wandelten; im Piz Grande vor uns bäumt sich der Westgrat der Cacciabellaspitzen nochmals zu edler Berggestalt auf, bevor er endgültig in die grünen Talgründe abstürzt.

Der nächste Tag sah uns schon sehr früh unterwegs. In der Dämmerung waren wir die Moräne hinter der Sciorahütte in südöstlicher Richtung hinaufgestiegen, der heraufziehende Morgen fand uns in dem ungeheuren Schuttfeld, das den Scheitel der Moräne krönt. Von keiner Stelle aus kann man die Größe und Wucht der Bondasca so in sich aufnehmen, wie hier oben auf diesem Schuttkegel. Dicht vor uns liegt der Gletscher, zerklüftet, zerborsten in Spaltenlabyrinthe und diesen blaugrünen Wundern entragen mit edler Gestalt die Spitzen und Zaden der Gemelli. Wir stiegen von der Höhe der Moräne in östlicher Richtung zum Gletscher ab und näherten uns den wuchtigen Plattenwänden des Ugo di Sciora und der Sciora di dentro. Auf dem Eise angelangt, zogen wir unsere Steigeisen an und Rummel übernimmt die Führung. Noch lag das große Schweigen in den Wänden, die Kälte des Morgens hatte ihnen die Sprache genommen. Wir wanderten im Schatten. Rairischend brachten uns die Eiseu höher und bald hielt uns der Gletscher umfassen mit Spalten und gähnenden Tiefen. Die Klüfte hauchten uns mit fröstelnder Kälte an und ihr blaugrünes Schillern gaukelte Feenpaläste vor, die geheimnisvoll in dämmernden Tiefen ruhten. In etwa 2640 m Höhe drängten uns die Schründe mitten hinein in den wildesten, furchtbarsten Teil des Bondascagletschers, wo Eistürme und Eisbrüche unseren steilen Anstieg säumen, von sommerlicher Wärme zu absonderlichsten Gebilden geformt. Schmale Brücken und steile Eismände waren der Weg durch dieses Labyrinth, der Zugang für unsere Erststeigung. Es ist schon mehrfach vorgekommen, daß in heißen Sommern der Weiterweg an dieser Stelle sein Ende hat, wenn sämtliche Brücken eingestürzt. Dieses steilste Stück des Anstieges hinter uns, drängten uns große Querspalten ab, den Wänden der Gemelli zu. Wohl war der Hang noch steil, aber schon näherten wir uns den obersten, gutbegehbaren Firnsfeldern. Nun kamen wir aus dem engen Talkessel heraus, den die Wände zu beiden Seiten im Banne hielten. Freier ward der Blick, drüben im Osten stand vor uns der Piz Ferro orientale und rechts von ihm der Monte della Disgrazia. Der Ostgipfel der Pizzi Centrali del Ferro, der den südwestlichen Abschluß des Albignagletschertales bildet, war ziemlich ausgeapert, sein Rücken zeigte gewaltige Risse und Spalten. Rechts vom Gipfel im Hintergrund zeigten sich formenschöne Bergamascher Berge. Wir kamen höher und sahen eingeraht von Firnwänden den Castello und den Anstiegsweg, den wir seinerzeit begangen hatten. Links vom Castello schaute über den Firnsattel die breite Gipfelkrone der Bernina zu uns herüber. Noch wenige Schritte, und wir waren am Bergschrund angelangt. Reizvoll war hier die Verteilung von Licht und Schatten. Fast senkrecht setzte die jenseitige Wand des Schrundes an, doch Rummel hatte sie in kurzer Zeit überklüftet und ließ uns gut gesichert nachkommen. Der felsige Gipfel ist eine riesige in den Firn gerammte Granitplatte. Steile Eismände führten zum Fels; die Berge der Albigna, der Castello und Cantone, überragt von der Bernina, fesselten immer wieder unsere Blicke. Nochmals bäumte sich der Fels senkrecht auf — aber nach kurzer Kletterei waren wir am Ziel. So schmal und so klein ist der 3293 m hohe Gipfel der Cima della Bondasca, daß immer nur einer von uns oben Platz hatte. Das ganze Bergell mit seiner Königin Disgrazia zeigte sich von unserer hehren Hochwarte.

Wieder unten auf der Moräne, schauten wir mit Andacht hinauf zu den Bergen, die uns ihre Geheimnisse preisgegeben hatten. Und was der bezwungene Gipfel uns heute entgegenstellte an Gefahr und Lücke, es war überwunden, der Bann gebrochen,

der morgens beim Aufstieg in uns war. Im Sonnenglanz lag der Gletscher vor uns, belebt vom leuchtenden Licht und vom süßlichblauen Himmel, der diese eindrucksvolle Landschaft, diese kühnen Zaden der Gemelli umschließt. Hier inmitten ihrer Berge stehend, nahmen wir Abschied von der Bondasca. Der Badile, mit seiner schneidigen Nordflanke wird uns noch längere Zeit auf unserem Weg geleiten; die schaufelförmige Gestalt seiner Nordostflanke der er seinen Namen verdankt, kommt erst im Thal zu voller Geltung. Auf dem Weg zu den Laretalmen zeigte sich dann auch die Nordflanke in wesentlich schönerer Form. Unwahrscheinlich hoch standen uns gegenüber die Türme der Sciora. Aus dem Blodfeld erhoben sie sich in einer ungehemmten Linie hinauf in den tiefblauen Himmel wie Säulen des Hercules. Und aus breitem Tor floß ein Eisstrom neben den riesigen Wänden zu Thal, der an dem sonnenklaren Tag leuchtete und glänzte, wie Tausende von Edelsteinen, die aus einem blaugrünen, wellenbewegten Bergsee herausfunkeln. Süßliche Glut liegt auf der Bondasca, auf ihren Bergen, die in ihrem Formenreichtum und ihrer abwechslungsreichen Gestaltung jedem Bergsteiger ein Paradies bedeuten.

Am nächsten Morgen machte uns trübes Wetter den Abschied leicht, wir stiegen zunächst zur Alpe Naravedro ab. Dann wurde der Pfad steil und schlecht, er führte durch die Wände, die das Thal abschließen. Der Weiterweg war von einer mächtigen Mure verschlittet und führte durch den mit großen Blöcken besäten Talboden zur Alpe Laret in 1378 m Höhe. Diese Alpe ist Eigentum der Gemeinde Bondo, die durch die Holzertträge aus ihren Waldungen in der Bondasca als eine der reichsten Gemeinden Graubündens gilt. Wir hielten nach dem anstrengenden Abstieg hier längere Rast und blickten hinauf zu den Riesen, in deren Banne wir nun tagelang gestanden waren. Die Hütten von Laret fügen sich mit ihrem braunroten Gebälk wunderbar in die Landschaft ein. Das grüne Eiland umgürten ringsum steile Wände und die Weiden reichen fast bis an den Bondascagletscher. Oben im Blodgewirr unter der Punta Pioda di Sciora leuchtet das weiße Hüttendach der Sciorahütte gleich einem Abschiedsgruß zu uns herab. Langsam wanderten wir auf breitem, steinigem Wege das Bondascatal hinaus. Umboden wechselte mit dunklen Wäldern, der rauschende Bach war unser Begleiter. Da und dort guckten Almhütten durchs Lärchengäßt hervor. Aus dem Bachbett uns gegenüber stiegen mit wunderbarer Linie die Steilhänge des Saffora zum Äther auf. Nach kurzer Wanderung konnten wir in das Val Trubinasca hineinblicken, über dem der Badile mit seiner Nordflanke und rechts von ihm der Piz Badilet sich aufbauen. Plattige, glatte Wände umgürten diese Berge und kühne schöngeformte Grate geben ihnen ein unnahbares, hoheitsvolles Aussehen, sie sind würdige Söhne der Bondasca. Dann kam die Wegbiegung, die uns den letzten Blick auf die Türme der Sciora gestattete. Das Thal lag vor uns mit der Innigkeit und „Süße der Farben des Südens“, die Wände leuchteten in Orangegold und alles überwölbte ein Himmel in blaugrünen „Farben der Sehnsucht“. Der Pfad näherte sich nun schon dem Haupttal, würzig duftender Tannenwald nahm uns auf. Am gegenüberliegenden Berghang des Marcio lag der Glanz der Abendsonne auf den hellen Häusern von Soglio. Bald hielten wir Einzug in der Unterporta, in Promontogno. So brachte uns der Tag aus dem Gletscherbereich, aus dem Blodlabyrinth oben bei der Sciorahütte in südländische Appigkeit. Große, buschige Nuß- und Kastanienbäume schmiegen sich an die Berghänge und schließen in ihre grünen Arme die anmutige Ortschaft; enge Straßen bilden die festungsartigen Häuser. Am andern Tag führte uns alte Liebe und Sehnsucht über die Maira nach Spino zur Straße, die nach Soglio hinaufleitet. „Man kann die Schönheit und Romantik des unteren Bergells erst ermessen, wenn man oben von der Terrasse, auf der Soglio erbaut ist, hinunter schaut auf die Häuser von Bondo, auf das Waldtal der Bondasca, und wenn man von hier aus die Zaden und Türme in ihren Farben erlebt hat.“ Da wird dann das Thal

zum wunderbar geschlossenen Bilde, und hier haben wir es im Innersten empfunden, wie unendlich reich und schön dieses Bergell ist. Kurz nach Spino nahm uns der Kastanienwald auf, ein Hain mit riesenhaften Stämmen und wunderbaren Kronen. „Die unteren Äste setzen keine Früchte an und werden deshalb abgehauen. Die astlosen Stämme reihen sich manchmal zu riesigen Säulenhallen zusammen, in denen es so feierlich und dämmerig ist, wie in einem heiligen Dom. Die Kastanie ist die Hauptfrucht des unteren Bergells. Zur Zeit der Blüte ist die ganze Gegend mit süßlichem Duft erfüllt, im Oktober und November reift die Frucht.“ Die Bäume mit ihren hellgrünen stacheligen Früchten bieten einen wunderbaren Anblick. Die lanzettförmigen Blätter schauen aus, als wären sie gegerbt, sie glänzen und leuchten eigenartig im Sonnenlicht. „Im Spätherbst werden die Früchte, welche bei natürlicher Reife von selbst aus der stacheligen Kapsel springen, aufgelesen und in die Dörrhütten gebracht, welche da und dort im Walde zerstreut liegen. Manchmal ist es ein kleines Dorf, so dicht gedrängt stehen diese malerischen Häuschen beieinander und im Herbst liegt der Rauch, der ihnen entsteigt, wie Nebel in der Luft.“

Durch den lichter werdenden Wald grüßte uns Soglio. An Wiesenhängen wand sich in kurzen Kehren der Weg zur Höhe. Freier ward der Blick, die Berge der Obporta, die Spitzen der Cacciabella traten in unser Gesichtsfeld. Am Steilhang liegt versteckt zwischen Bäumen das hochgelegene Bergdorf. Die Schwelle des Paradieses nannte Segantini Soglio. Wir verstehen es, „daß im Gegensatz zum übrigen Bergell hier die Auswanderung nicht gelingen will, daß die Leute in der Fremde bald Heimweh bekommen und wieder heimkehren. Daran sind diese Berge schuld, die drüben über dem Tale stehen, die Berge der Bondasca. Wie herausgemeißelt stehen die Gipfel da, wie gesägt sind die Grate, ungeheuren Zähnen gleich reckt sich Spitze an Spitze in dämonischer Größe himmelan. Und der Blick in diese kühnen Berge macht Soglio zur Schwelle des Paradieses“. So wurde der Weg zu diesem Dorfe zu einem großen inneren Erleben. Die Täler und die Höhen lagen vor uns wie ein offenes Buch, in dem wir lesen konnten, das zu uns sprach und unser Innerstes gefangen nahm. Es war eine Pilgerfahrt im heiligen Land der Berge. Langsam Schritt für Schritt näherten wir uns dem Ziele. Dunkle Stämme warfen farbige Schatten auf den hellerleuchteten Weg, da und dort unterbrach eine malerische Hütte die Linie. Und bei der letzten Wegbiegung, die uns auf die Höhe von Soglio brachte, umfriedeten die Umrisse der Bondasca im blaufarbenen, weichen Dunst des Sommertages das Bild. Frei und ungehemmt konnte der Blick nun auf diesen geliebten Taden ruhen. Alles war in frohe Farben getaucht und atmete südländische Glut. Fast scheint es, als wäre bei der Schöpfung dieser Fleck Erde besonders bevorzugt worden, denn die Berge und Wolken, Täler und Höhen, Bäume und Wiesenmatten treten in wohlgeordneter Harmonie an dich heran, als hätte weise Vorsehung alles so gestaltet, daß jeder Schritt dir einen künstlerisch vollendeten, wunderbaren Bildausschnitt gibt. Und hast auch du, gleich uns einstens, deine Bergsehnsucht im Bergell gestillt und hast drüben im Zauberland der Bondasca den Becher der Bergfreude geleert, dann pilgere hinaus zum stillen Bergdorf und genieße hier träumend die köstlichen Gaben, die diese Höhen dir spendeten.

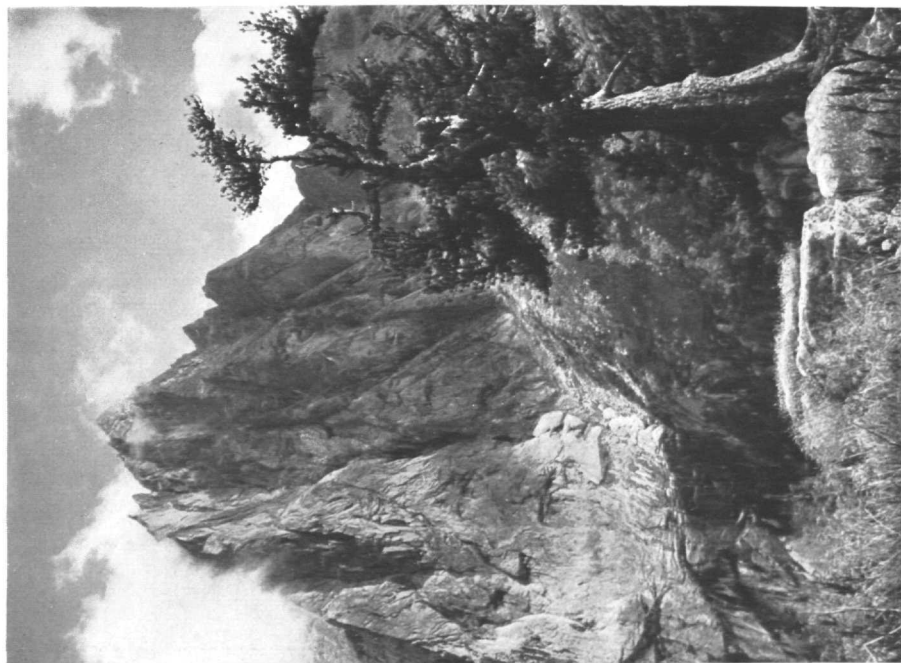
Nun sind die Berge unserer Urlaubstage in weiter Ferne. Im grauen Meere der Häuser greift dann und wann die wachgerufene Sehnsucht nach den Bildern, die dieser oder jener Tag uns gab, und der Märchen Wunderland lebt aufs neue wieder auf, Bäume und Berge und Wolken über südlich üppigen Wäldern verweben sich zum Märchen der Albigna. Und weiter eilen die Gedanken zu den blinkenden Türmen der Sciora, dem Wahrzeichen der Bondasca, die wir einmal in einer Nacht sahen, beleuchtet vom milden Schein des Mondes. Gespensterhaft silbern traten sie aus nächtigem Dunkel heraus gleich einem Hort der Geister.

„Bondasca“, du Wort voll Blut und Farbe! Kühne Zinnen und zackige Türme wachsen aus dem Eise heraus und halten mit plattigen Wänden den Gletscher im Zaum — und horch! Das Eis stöhnt und ächzt und birft ob solcher Bevormundung zu kristallinen Märchen mit blaugrünen Geheimnissen.

Eis und Fels, die ewigen Zeugen der Urwelt, die kalt und starr und scheinbar seelenlos dem Nichtfühlenden entgentreten — auch sie leben und glühen und brennen, denn die Liebe, die wir ihnen schenken, strahlen sie auf uns wider.

Und alle Bilder leben im Inneren fort und leuchten in trüben Tagen und bleiben als unvergängliches Gut für das ganze Leben. Ob sie die Albigna gab oder die Bondasca, in brennender Sonnenglut oder im eifigen Sturm auf lustigem Grat —, es war ein seliges Erleben „im Reiche der Sciora“.





Piz Balgetto vom Castoprinnabera



Scioragegruppe vom Weg nach Coglio





Im Niciöl: Blick auf Albignagletscher



Ûornohütte

# Das Höllengebirge

Von Engelbert Koller, Altmann

Wer einmal an klarem Sonnentage auf einem der aussichtsreichen Gipfel dieses Gebirges saß, auf den wirkt so viel Schönes ein, so viel Pracht, daß die Stunde auf dem Bergesgipfel für ihn ein unauslöschliches Erlebnis wird. Im alpinen Sturm und Drang ist man geneigt, die Berge erst bei 3000 *m* beginnen zu lassen. Erst viel später hat man auch Zeit für niedrigere Berge, und man ist dann meist überrascht, wie schön auch sie sind und bedauert, sie, die doch viel näher lagen, nicht schon früher aufgesucht zu haben. So war es auch mit der Erschließung der Ostalpen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß, vom Glanze der Großen überstrahlt, die kleineren Gebirge lange Zeit hindurch fast unbekannt blieben und spät erst von ihnen Kunde verbreitet wurde. So ging es auch dem Höllengebirge.

Dem Namen nach ist es ja vielen bekannt, denn es ist ja einer der Edelsteine in dem an landschaftlichen Kostbarkeiten überreichen Salzkammergut. Wer von Kammer mit dem Dampfer auf dem Attersee gegen Unterach fährt, erblickt hinter bewaldeten Felsbergen den langen, steil abfallenden Bergzug des Höllengebirges, dessen über 1000 *m* hohe Flanken schließlich bei Forstamt und Weissenbach unmittelbar an das Ufer des Sees herantreten. Wer von Salzburg an den Mondsee kommt, dessen Blick wird ostwärts durch das breite Tal zwischen Schafberg und Hollerberg auf das Höllengebirge gelenkt und je mehr man sich Unterach nähert, desto wuchtiger wächst es in die Höhe. Und wer von der Esplanade der schönen Stadt Gmunden südwärts schaut, die herrliche Umrahmung des Traunsees betrachtend, dessen Blick wandert unwillkürlich vom Ende des Sees westwärts auf die Höhen des Höllengebirges hinan, das mit seinem kühnen Nordrande einen hochalpinen Eindruck macht. Bei der Bahnfahrt von Ebensee nach Ischl wirkt es nicht so gewaltig, weil sanftere Formen bildende Gesteine an der Ostseite vorherrschen, aber bei der Fahrt im Autobus von Ischl durch das Weissenbachtal, oder von Ebensee zum Vorderen Langbathsee, oder auf der neuerbauten Straße von Gmunden über Neukirchen in die Wichtau und über die Großalm nach Steinbach am Attersee, da wird man wieder an dem reichen, schönen Bilderwechsel seine helle Freude haben.

Das Höllengebirge erstreckt sich vom Attersee bis zum Trauntale zwischen Mitterweissenbach und Ebensee. Im Norden wird es begrenzt vom Rienbach, der bei Steinbach in den Attersee mündet und dem Langbathtale, das der die beiden Langbathseen entwässernde Langbathbach durchfließt. Geologisch gehören die das Langbathtal im Norden begrenzenden Höhenrücken bis zu den Felsbergen noch zum Höllengebirge. Die Südgrenze bildet das Weissenbachtal, das von Weissenbach am Attersee nach Mitterweissenbach im Trauntale führt. Durchflossen wird es vom Äußerem Weissenbach und vom Mitterweissenbach, die bei der Umkehrstube in nur 565 *m* Meereshöhe ihre Wasserscheide haben und von denen dieser sein Wasser in die Traun, jener zum Attersee schickt.

Das Höllengebirge ist 16 *km* lang, seine nach allen Seiten steil abfallenden Flanken tragen eine 2—3 *km* breite Hochfläche von durchschnittlich 1600 *m* Seehöhe. Der höchste Gipfel ist der große Hüllfogel mit 1862 *m*. Außer ihm reichen über 1800 *m* noch der Grünalmfogel, 1822 *m*, der Eiblgupf, 1816 *m*, der Hintere und Mittlere Kesselgupf, 1823 *m* und 1817 *m*, und das Hochhirn, 1817 *m*. Die Höhe ist also nicht

sehr beträchtlich. Aber der Eindruck, den ein Gebirge auf den Beschauer macht, hängt nicht so sehr von den absoluten, sondern von den relativen Höhen und den Gehängen ab. Und die relativen Höhen zwischen Tal und Gipfeln sind im Höllengebirge recht beträchtlich und die Gehänge steil. So beträgt der Höhenunterschied zwischen Mitterweißenbachtal und Höllkogel 1350 *m*. Selbst wenn wir den Höllbach aufwärts gehen, bis an den Fuß der in einen gewaltigen Kessel abstürzenden Wände des Großen und Kleinen Höllkogels, so haben wir noch immer eine Wandflucht von über 1200 *m* vor uns. Dieser Kessel wurde „in der Höll“ genannt, wonach dann der Hauptgipfel und schließlich das ganze Gebirge seinen Namen bekommen haben.

Die großartige landschaftliche Wirkung des Höllengebirges liegt in seiner weit nach Norden vorgeschobenen Lage und seinem freistehenden Aufbau am Nordrand der Alpenkette.

Eine Wanderung im Geiste möge uns nun mit dem Höllengebirge bekannt machen.

Vom Forstamt am Uttersee ausgehend, gelangt man über einen waldbewachsenen Bergsturzfegel im Sidzad aufwärts gegen eine steile Felswand. Die Morgen Sonne wirft ihre Strahlen schimmernd auf den Uttersee, der Mondsee zeigt uns seine spiegelnde Fläche und Schafberg und Drachenwand, alsbald auch die Salzburger Berge, reden der Reihe nach ihre goldglänzenden Häupter empor. Steil geht es aufwärts durch die Brennerrieße, dafür gewinnt man rasch an Höhe. Leiter und Drahtseil erleichtern den Angewöhnten das Steigen. Immer schöner wird der Blick. Nach 2 bis 3 Stunden sind wir oben auf der Brennerin und, ein kleines Stück weiter, beim Dachsteinblick. Das ist ein herrlicher Hochthron. 1100 *m* unter uns liegt der blaue Uttersee in seiner ganzen Länge, etwas weiter im Westen der Mondsee. Weiße Bändchen — die Straßen — umsäumen sie, waldbewachsene Berge umstehen sie. Am Steilabfall des Alpenrandes gleitet unser Blick westwärts, wird gefangen von den Gipfeln der Salzburger und Bayerischen Kalkalpen, dazwischen lugen Tauerngipfel herüber und wandert schwebend über Spizen und Zaden und Schneefelder, über den ganzen Kranz unserer schönen Alpengipfel. Ebenso reicht der Blick weit über das Vorland hin und findet erst Halt am Bayerischen Wald und am Böhmer Wald. Eine unendliche Vielgestaltigkeit landschaftlicher Formen schauen wir, ein Bild lachender, strahlender Schönheit.

Nun führt die Wanderung weiter über einen Teil der Hochfläche des westlichen Höllengebirges. Eine unruhig gewellte, Laßchenüberwucherte Landschaft, durchsetzt von kleineren Tiefenlinien, zwischen denen sich wenig charakteristische Formen zeigende Gipfel erheben. Hier und überall auf der Hochfläche sind zahllose Dolinen, von oft recht beträchtlicher Tiefe, und, wo der Laßchenwuchs fehlt, Karren. Freundlich grüßt das Hochledenhäus der S. Böcklabrud herüber. Vorerst hinab auf den Brunftboden, dann wieder hinauf zur Gaisalm, eine ziemlich ebene, dürftige Weide tragende kleine Fläche. Nochmals Höhe verlierend und wieder gewinnend erreicht man das Hochledenhäus. Nun erblickt man außer Mond- und Uttersee auch den Traunsee.

Am nächsten Morgen verläßt man das Schuhhaus zeitlich und beginnt die lange Wanderung über die Hochfläche des Höllengebirges. Es ist ein Weg von gut acht reinen Gehstunden und die verlangen auch ihre Rastzeit. Die Feldflasche sei gefüllt, denn man trifft nur einmal ein spärlich fließendes Wasserlein. Der Sommerweg führt — im Gegenzug zum Winterweg — über die höchsten Gipfel. Da aber eine Hochfläche keine Ebene ist, sondern von Tiefenlinien durchzogen wird, in die wir hinab müssen, um auf den nächsten Gipfel zu gelangen, müssen wir große Höhenunterschiede überwinden, insgesamt gut 1200 *m* Steigung und ebensoviel Gefälle. Der Weg ist rot bezeichnet. Die Markierung ist gut, aber es kann vorkommen, daß man in einem unachtsamen Augenblick fehlgehen kann, indem man einer sich zwischen den Laßchen einladend öffnenden Gasse folgt und übersieht, daß der Weg einen tödlichen Haden schlägt. Es

gibt auch Siebengescheite, die dieses fortwährende Herumkreuzen auf der Hochfläche und die Umgehung dieses und jenes Gipfels satt bekommen und sich entschließen, schnurgerade auf das Ziel loszugehen. Sie mögen es tun, wenn sie die Freuden des „Latschenreitens“ auskosten wollen. Nur sollen sie es sich recht gut mit der Zeit einteilen, damit sie nicht unter den Latschen oder in einer windstillen Doline nächtigen müssen. Möge sie nur kein Unwetter oder Nebel überraschen!

Vom Hochledenhäus geht man zunächst südlich etwas abwärts, dann ostwärts hinauf gegen die Einsattelung zwischen Jagertöpfel, 1668 *m*, und Aurachlarogel. Den Hochledenberg und den Spielberg links liegen lassend, zweigt man rechts ab, umgeht den Westrand einer Dolinenreihe, vor sich die wuchtige Kuppe des Grünalmkogels. Mit seiner Breite — sein Kamm senkt sich langsam in Nordost-Südwest-Richtung von 1822 *m* auf 1690 *m* — verperert er den Blick auf das östliche Hölleugebirge. Ein tiefer Graben, der Pfaffengraben, der das Hölleugebirge in zwei ungleich große Teile zerlegt, trennt ihn von dem östlichen Teil. Von 1620 *m* muß man steil hinab auf 1359 *m*. Senkrecht ragen die Schichtköpfe des Gesteins heraus, der Weg führt quer über sie. Felsblöcke und Dolinen und glatte oder karrendurchfurchte Gesteinsplatten hemmen rasches Weiterkommen, zwingen zu wohlbedachtem Schritte. Dann geht es jenseits wieder 3—400 *m* hinan. Ein richtiger Weg ist bei dieser Gesteinsbeschaffenheit sehr schwer anzulegen. Auf der Pfaffengrabenhöhe steht man am Südrande der Hochfläche. Freier Blick über das Weissenbachtal auf die Berge im Süden und Westen überrascht uns. Gern „verpufftet“ man dort, um sodann den langen Rücken des Grünalmkogels gemächlich hinaufzubummeln. Etwa 3 Stunden unterwegs, ist eine Gipfelrast wohl verdient. Jeder, der das Hölleugebirge überquert, sollte die Wanderung so einteilen, daß er hier ein Stündchen bleiben kann. Die gewaltigen Nordabstürze und tief unten zu Füßen der Hintere Langbathsee; der allseits freie Blick über Berge und Seen vom beherrschenden Gipfel aus machen die Rast köstlich!

Der Weiterweg ist ein Abstieg mit Höhenverlust von 300 *m*. Die Schichtköpfe bedingen wieder, daß unten in der Hirschklude der Weg in fortwährenden Richtungsänderungen und mit mühsamem Auf und Ab weiterführt, bis am Westhange des Hirschkludengupfes, 1779 *m*, die einzige Quelle erreicht wird. Um den Nordhang des genannten Gipfels herum, über steilen Abstürzen, führt der Weg ansteigend gegen die große Eibigrube und an ihr vorbei, in großem Bogen auf den Eibigupf. Wieder steht man am Nordrande der Hochfläche, auf einer eigenartig anmutenden Gipfelfläche. Hier und im großen Halbkreise bis zum Albersfeldkogel gähnen 1000 *m* tiefe Abgründe, der Eibigraben, der Große und Kleine Totengraben. Das Gelände zeigt wieder denselben Ausdruck: eine unruhige, unübersichtliche Kuppenlandschaft, mehr oder weniger stark mit Legföhren überwachsen oder verkarstet. Nach angenehmer Rast auf diden Moospöflern geht man südwärts weiter, über den Hinteren Kesselgupf und vorbei am Mittleren Kesselgupf. Unweit steht hier die Nieder Hütte. Man muß sich nun entscheiden, ob man dort nächtigen oder die ganze Überquerung heute noch beenden will. Im ersteren Falle kann man am nächsten Morgen den höchsten Gipfel, den Großen Hüllkogel ersteigen, der wunderbare Aussicht gewährt. Sonst geht man vom Mittleren Kesselgupf in weitem Bogen mit fortwährendem Auf und Ab gegen den Totengrabengupf, 1737 *m*, und auf seinem Westhange aufwärts bis knapp unter seinen Gipfel, der rechts liegen bleibt. Seinen langen Nordostrücken hinab, in gleicher Richtung weiter bis an den Rand der Nordabstürze und hinauf auf den Albersfeldkogel, wo man wieder eine Gipfelfläche antrifft, während nordwärts die Wand fast senkrecht abstürzt. Überall hat man schöne Blicke, wenn man unmittelbar am Nordrande der Hochfläche über den Heumahdgupf und Pledigupf zum Feuerkogel und zur Gmundner Hütte am Kranabethstadel geht. In der Tiefe liegt der Traunsee, jenseits des Trauntales erheben sich Totengebirge und Dachsteingruppe, die auch sonst die Glangpunkte

der Aussicht sind. Im Spätherbst wird die Überquerung aus jagdlichen Gründen jährlich für kurze Zeit gesperrt.

Auf einer Anzahl von schönen Wegen ist das Höllengebirge zu ersteigen. Vom Attersee aus von Weissenbach über die Madlschneid, von Forstamt über die Brennerrieße, von Steinbach über den Stieg oder durch den Blegagraben. Nordseitig sind Anstiege durch den Langen Graben, auf dem Gangsteig und über den Schafsludensteig, einem sehr beliebten gesicherten Klettersteig vom Hinteren Langbathsee aus. Diese Wege, die wie die meisten anderen ausgestaltete Jagdsteige sind, liegen im Bereich des Arbeitsgebietes der Alpenvereinssektion Vöcklabruck. Das östliche Höllengebirge ist Arbeitsgebiet der Sektion Gmundner und hat folgende Anstiege: Von der Kräh im Langbathstale über die Plebiam auf den Feuerkogel; von Ebensee und von Steinkogel über das Gfoll auf den Kranabethsattel; von Langwies über die Spizalm auf den Höllkogel.

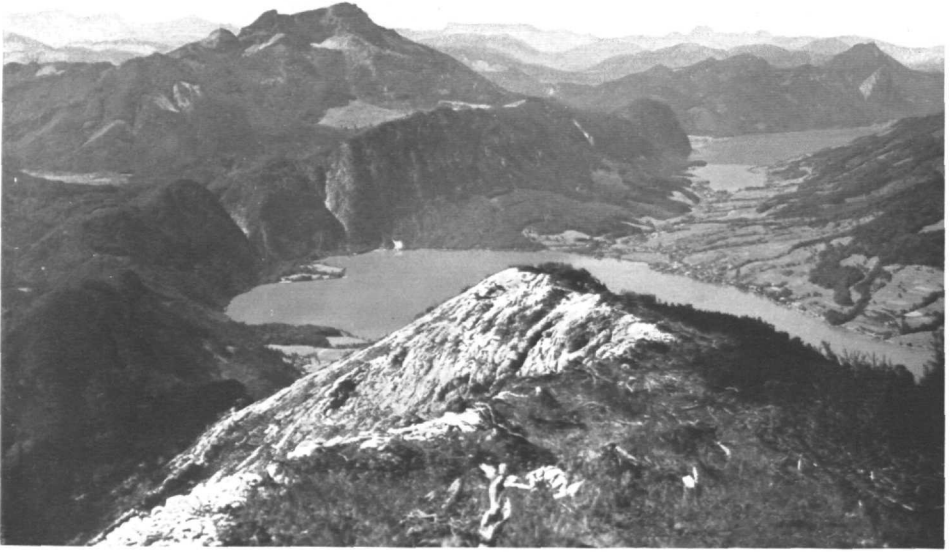
Für Kletterer ist die Nordwand des Albersfeldkogels und des Eiblgupfes da, im westlichen Höllengebirge sind die kühnen Adlerspizen, eine Stunde nordöstlich davon die Nadelspizen ein wahrer Klettergarten. Angeteilter Anerkennung erfreut sich das Höllengebirge im Winter. Vollständig geändert ist sein Gepräge. An Stelle des meistens dichten Laßchenwuchses, angefaßt dessen das Laienauge keine Schibahn für möglich hält, haben wir eine Winterlandschaft, wie wir sie uns nicht abwechslungsreicher wünschen können. Unter der Last des vielen Schnees liegen die Legföhren zu Boden gedrückt und tief verschneit. Die kleineren Dolinen sind mit Schnee erfüllt, die Felsblöcke verschwunden. Schnee und Wind haben die kleinen Unebenheiten ausgeglichen und uns freie Bahn über die ganze Hochfläche des Gebirges geschaffen. Man ist nicht mehr an den bezeichneten Weg gebunden wie im Sommer, sondern frei ist das Höllengebirge in seiner Gänge. Die Gipfel, früher als wenig charakteristisch bezeichnet, bieten sich uns als schöne Schirberge dar. Es ragt keiner aus der Hochfläche, den wir nicht mit Schiern besteigen könnten, und der uns nicht gute Abfahrt gewährte. Es bieten sich Möglichkeiten in Fülle. Das vielbuckelige Gelände bedingt einen fortwährenden Wechsel von Aufstieg und Abfahrt. Ohne daß die Hochflächenfahrten große Schwierigkeiten bieten, erfordern sie doch Geschicklichkeit. Das und die lohnenden Ausblicke sind es neben der leichten Erreichbarkeit, die die Höllengebirgsfahrten so genussreich und beliebt machen.

Im Gebiete des Kranabethsattels wimmelt es an schönen Wintersonntagen von Schifahrern. Sie finden Herberge in der mehrfach vergrößerten Gmundner Hütte, im Naturfreundehaus und im großen, modern eingerichteten Hotel mit seinem eigenen Turistenheim. Da es hier auch einige Almten und ein Jagdhaus gibt, sieht die Gegend fast besiedelt aus. Obendrein führt die Seilsehwebebahn herauf<sup>1)</sup>. Diese Umstände könnten vermuten lassen, daß Einsamkeit der Winterlandschaft hier vergeblich gesucht wird. Das ist jedoch Täuschung. Die Seilbahn verhilft wohl die im Winter anstrengenden steilen Anstiege aufs Höllengebirge zu vermeiden, da die wenigsten Bergsteiger mehr als Samstagnachmittag und den Sonntag dem Schilauß widmen können. Wer sich daher die Bahnfahrt leisten kann, der tut es, denn er spart dadurch Zeit und Kraft und verlängert sich die Freuden der Hochflächenfahrten. Er kann nunmehr in der kurzen, ihm zur Verfügung stehenden Zeit die Überquerung des Höllengebirges ohne Überanstrengung ausführen. Und Vergemeinsamkeit findet man, wenn wir nur etwas abweisen von der Heerstraße und der Hüttenumgebung. Der besuchteste Gipfel ist der Große Höllkogel, der durch seine schöne Pyramidenform anlockt und der in die weite flache Mulde der Höllkogelgrube übergeht, durch die man in staubender Schußfahrt jagen kann. Die in der Nähe — nördlich des Kleinen Höllkogels — 1929/30 erbaute Nieder Hütte der Alpenvereinssektion Nied i. J. ist eine willkommene Raststätte und ein Stützpunkt für die Höllengebirgsüberquerung. Schon nach dem er-

<sup>1)</sup> Erbaut 1925—27. Befördert jährlich etwa 25000 Personen. A.-B.-Mitglieder Ermäßigung.



Der Dachstein vom Hochsteifenberg im Höllengebirge



Höllengebirge: Bremnerin, Blick gegen Atter- und Mondsee und Schafberg



Höllengebirge; Kranabethsattel mit Gmundner Haus gegen das Tote Gebirge



sten Winter ihres Bestehens erwies sie sich zu klein und mußte ausgebaut werden. Von der Gmundner Hütte der Sektion Gmundner erreicht man sie in 1½stündiger Fahrt. Sie liegt nur ungünstig in einer Schneegrube, aber von ihr aus sind schöne Gipfelsfahrten zu machen, z. B.: Großer und Kleiner Hällkogel, Kesselgipf und Hochhirn. Die größte und schönste Schifahrt im Hällengebirge ist die Überquerung von der Gmundner Hütte zum Hochledenhäus. Vor 1½ Jahrzehnten noch eine aufsehenerregende Leistung, ist sie heute durch die Schaffung der genannten Schutzhütten eine beliebte Fahrt, weil sie hohen landschaftlichen und sportlichen Genuß vermittelt. Sie soll aber vor Neujahr nicht angetreten werden, denn es bedarf ausgiebiger Schneemassen, um günstige Voraussetzungen zu schaffen. Der ganze Weg ist mit Stangen gut bezeichnet, die bei schönem Wetter genügen. Diese Winterwanderung nimmt nur die Hälfte, sogar oft noch weniger von der im Sommer benötigten Zeit in Anspruch. Keine Spur von Massenbetrieb ist zu bemerken, wenn wir westlich der Nieder Hütte in die Kleine Eißlgrube hineinfahren. Hier ist die Scheide, über die nicht Sonntagschifahrer, sondern nur die Turenfahrer, die Schibergsteiger hinausgehen. Nach Abfahrt und Gegensteigung eröffnet sich immer wieder eine neue Szenerie. Hat man Zeit genug, dann nur nicht eilen, sondern genießen, genießen in vollen Zügen. Warum soll man dem lodenden Winken des Segenbaumkogels widerstehen? Man folge seiner Einladung. Wenngleich auch das letzte Stück besser zu Fuß zu ersteigen ist, gehe man doch ganz hinauf. Diese Aussicht verdient es! Zum Elegenkogel hinüberzuqueren ist verlockend und die Abfahrt ist von ihm prächtig! Nun geht es wieder weiter, den Grünalmkogel rechts lassend, etwa als Zugabe bei der Rückfahrt am nächsten Tage, zur Pfaffengrabenhöhe. Dort wird verpuffet und etwas gewippt, damit die Schwünge in den Pfaffengraben hinein und hinab rasch und sicher gelingen. Sodann hinauf in die Eifenau und in gemächlichem Ausflingen zum Hochledenhäus. Ruhige Tage, ausgefüllt mit Fahrten auf den Hochleden, auf den Salzkogel, den Salzberg und die Brennerin lassen sich hier verleben. (Durch das Hochledenhäus, erbaut 1924/25 von der Alpenvereinssektion Böcklabrud, wurde erst das westliche Hällengebirge erschlossen.)

Die Abfahrten im Hällengebirge sind steil. Die leichteste ist die vom Hochledenhäus ins Weißenbachtal, die allerdings zwingt, im Tale noch 40 Minuten nach Weißenbach a. A. zu gehen, von wo an Sonntagen abends ein Autobus nach Böcklabrud und Altnang verkehrt, wenn man nicht zwei Stunden nach Mitterweißenbach „dippeln“ will, um dort den Zug zu erreichen. Die meist benützte Abfahrt führt von der Hällkogelgrube nach Langwies. In der oberen Hälfte ist sie wunderschön, sie endet aber in einer erbärmlich steilen Waldfahrt.

Die erste im Hällengebirge erbaute Schutzhütte, die Gmundner Hütte (1911), die für die sommerliche und namentlich winterliche Erschließung des Hällengebirges bedeutungsvoll war, hat trotz des starken Betriebes in ihrer nächsten Umgebung eine Reihe schöner Schiberge.

\* \* \*

Wichtig, überragend, steht das Hällengebirge inmitten einer niedrigeren Umgebung. Schon von weitem heben sich die lichten Wettersteinkalkwände ab, aus denen das Hällengebirge größtenteils besteht.

Das Hällengebirge ist eine große Liegendstufe. Vom Attersee aus kann man ihren Aufbau schön beobachten. Es steigen von Süden (Weißenbach) die Schichten nicht allzu steil an, fallen jedoch am Nordrande sehr steil, auch saiger und überhangend ein. Entsprechend diesem Bau sind die Nordwände sehr steil, und es bilden die ausgewitterten, steilen Schichten bizarre Felstürme, wie die Adler- und Nadelspitzen, während die Südhänge sanfter und bis gegen den Hochflächentand bewaldet sind. In den Wänden, unter der Brennerin zeigen sich zahlreiche Harnische, das sind Rutschflächen.



untergeordnete Verwerfungen, die nicht mit dem Schichtbau verwechselt werden dürfen. Im Höllengebirge sind die Oberflächenformen der altmiozänen Kuppenlandschaft, die durch die jungtertiäre Hebung in größere Höhe verlagert wurde, dank der unterirdischen Entwässerung gut erhalten. Die erwähnten auffallenden Flächenstücke sind Reste der alten Landoberfläche, die sonst durch die Karsterosion bearbeitet wurde und wird.

Kleine geologische Störungslinien durchziehen das Höllengebirge in wirrer Art und bedingen seine große Unübersichtlichkeit. (Pfaffengraben, Eisenau, Edlthal, Ofental.)

Der größeren Widerstandsfähigkeit gegen die Abtragung, infolge des härteren Wettersteinfalkes, verdankt das Höllengebirge seine beherrschende Stellung inmitten einer stärker abgetragenen Umgebung. Seine großen Höhenunterschiede gegen die Umgebung sind durch die Denudation bedingt.

Auf der Hochfläche können sich keine fließenden Gewässer entwickeln, da der wasserdurchlässige Wettersteinfalk zur Ausbildung unterirdischer Entwässerung geführt hat. 40 km<sup>2</sup> werden im Höllengebirge unterirdisch entwässert. In tieferen Lagen tritt das Wasser in Form sehr starker Quellen zutage, so am Ursprung des Schwarzenbaches, des Gimbaches u. a. Die Wasserführung dieser Ursprungsbäche ist namentlich zur Zeit der Schneeschmelze und nach starken Regengüssen sehr wechselnd. Losend stürzen die Wassermassen aus dem Ursprung. Man hat früher diese Wassermassen zum Klausen, Schwemmen des Holzes ausgenützt.

Zur Eiszeit war das Höllengebirge nicht nur von mächtigen Gletschern umflossen, vom Traungletscherarm Mitterweißenbach—Weißenbach und dem Utterseegletscher, sondern es trug auch beträchtliche selbständige Vergletscherung, die ihre Spuren eingegraben hat. Wir sehen in die Ränder der Hochfläche mehrmals schöne Rare eingesenkt, die von dem talwärts fließenden Eise geschaffen wurden und die Sammelbeden des Eises waren. Sie sind an den Steilabfällen nur als Ausgangskare entwickelt und sind in gewisser Höhe von steilen Wandstüden unterbrochen, über die das Eis als Gehängegletscher gestürzt sein wird. An der sanfter geneigten Südseite und nordseitig im Langen Graben sehen wir einzelne schöne Durchgangskare weit hinabreichen. (Klein- und Großweißenbachkar.) Die südlichen Lokalgletscher schidten ihr Eis zum Weißenbachgletscher, die nördlichen Gletscher waren isoliert. Ein beträchtlicher Gletscher ergoß sich ins Langbaththal, es so hoch mit Eis erfüllend, daß es auch über den Sattel von Lueg, 869 m, gegen die Großalm überfloss, wo er noch Moränen ablagerte. In der Talweitung westlich der Kräh vermutet Penck das ausgefüllte Zungenbeden eines alten Gletschers, der aus dem Pfaffengraben und aus den Abfällen des Grünalmfogels und des Ciblgupf wie des Albersfeldfogels gespeist wurde. Er tiefte das Tal — ein Antiklinaltal im Hauptdolomit stark aus und die Moränen des Würmgletschers stauten den Vorderen, die des Bühlstadiums den Hinteren Langbathsee auf. So hat die Eiszeit auch dem Höllengebirge seine heutigen Züge aufgeprägt und uns vor allem die wunderschönen Langbathseen geschaffen.

Seit den ältesten Zeiten schauten Menschengenossen gegen das Höllengebirge, und seine Wälder lockten kühne Männer zur Jagd. Wenn die Pfahlbauern des Utter- und Mondsees oder des Traunsees den Blick bergwärts richteten, so sahen sie das mächtige Gebirge. Ein im Tale des Klausbaches gefundenes Bronzebeil (westlich des Weißenbachtals) sagt uns, daß sie sich auch auf die Jagd von Ur (vgl. Urach) und Bären gewagt hatten. Die Kelten haben in den das Höllengebirge umgebenden Niederungen gehaust oder gejagt, oder das Salz, das sie in Hallstatt eingehandelt hatten, getragen. Als die Römer vom Lande Besitz ergriffen hatten, bauten sie von Kammer über Weyregg—Steinbach—Weißenbach bis nach Mitterweißenbach eine Vizinalstraße, die die Konsularstraßen nördlich und südlich davon verband. Römische Offiziere und Vornehme errichteten sich an den Ufern des Uttersees angesichts des Höllengebir-

ges schöne Willen. Im frühen Mittelalter gehörte das Höllengebirge zum Herzogtum Baiern. Die Bezeichnung „Pfaffengraben“ stammt jedenfalls aus der Zeit, in der er Grenze geistlicher Gebiete war. Denn das östliche Höllengebirge war Besitz des Nonnenklosters Traunkirchen.

Die Entdeckung des Salzberges zu Ischl und die Errichtung des Sudhauses in Ebensee hatte für das Höllengebirge bzw. für seine Wäldungen einschneidende Bedeutung. Es wurden Waldämter errichtet und sachmännisch geschulte „Wostner“ — Förster — bestellt.

Die Notwendigkeit, möglichst viel Holz nach Ebensee zu bringen und die damaligen, nach heutigen Begriffen unzureichenden Vorschriften über Schutz und Hegung der Wälder lassen die Befürchtung berechtigt erscheinen, daß bis zu einem gewissen Grade Raubbau an den Wäldern unseres Gebietes getrieben wurde. Es sind (nach Mitteilung des Herrn Ing. Klein) noch heute hoch oben in den Südhängen des Höllengebirges Stümpfe gefällter Eiben von außerordentlichem Durchmesser zu sehen. Heute ist im ganzen Gebiete kaum eine Eibe mehr zu finden. Ebensowenig ist in der Haselwaldgasse noch etwas von Haselwäldern zu sehen, die bis zu einer gewissen Höhe sicherlich vorhanden waren, die aber ihr Holz zu Reisen für die Salzfässer geben mußten.

Es ist auffallend, daß die Namen vieler Gipfel im Höllengebirge auf Baumwuchs deuten: Hochleden auf Ledern, wie im Gebiete die Legföhren genannt werden, Elerenkogel und Elerenberg auf die Traubentirische (Elere), Segenbaumkogel nach dem Segenbaum (Savestrauch), Eiblgupf auf die Eibe, Erlsack auf die Erle, nach Dr. Schmozer, Wels, auch das Edltal. Erle wird mundartlich El gesprochen. Derselbe hält Ubersfeldkogel nach Uibern, Weiden, benannt. Kranabethsattel scheint von der Kranabethsfaude zu kommen, was jedoch Schiffmann nach der urkundlichen Bezeichnung Chreimbiltsattel als von dem Namen einer Nonne des Klosters Traunkirchen stammend feststellt.

Der Totengrabengupf hat seinen Namen nach der spärlichen Vegetation in dem Graben unter seinem Gipfel. Am Salzberg und Salzkogel wurden Salzsteine für das Wild ausgelegt. Der Brunn- oder Brentakogel, wie er auch genannt wird, hat nichts mit Brunnen zu tun, sondern es muß hier einst „brunna“, gebrannt haben, wie auch auf der Brennerin. Darauf deutet auch das Fehlen von Latzchen am Gipfel des Brunnkogels, auch des Hochleden, und die dicken Moospolster hier stehen vielleicht auch damit in Zusammenhang. Feuerkogel hängt auch mit Feuer zusammen. (Brand, Sonnwendfeuer?) Spielberg kommt offenbar von Spielhahn, Schildwand, an der wir auf dem Wege von Steinbach zur Gaisalm vorbei gehen, von Schildhahn, vielleicht ist sie nach der Form benannt. Aber das Grenzied läuft seit alters eine Grenze, ebenso über den Grünalmkogel, dessen südwestlicher Vorgipfel Rotenkogel heißt, was nach Dr. Schmozer von ruot, Recht, herzuleiten ist. Die Eisenau, westlich des Pfaffengrabens ist als „äußere“, jenseits der Grenze liegende „Au“ anzusprechen. (Schmozer.) Die Madlschneid, der nordwestliche Ausläufer des Höllengebirges hat beileibe nichts mit einem schneidigen Mädchen zu tun. Das Bauerngut unterhalb des Grades, der Schneid, das heutige Forstamt, hieß Mahdbauer. Ein kleines Mahd ist ein Madl. Das Zwiefelmahd, über das wir auf dem Wege zum Hochledenhaus kommen, ist eine zweimal mähbare Wiese, während die Alm, wo zwei Bäche sich zum Höllbach vereinigen, richtig die Zwischelalm heißt. Gschirred ist nach Schiffmann vermutlich slawischen Ursprunges und ist nicht von römisch casiera, Sennhütte, abzuleiten. Kugelgipf stammt von römisch cuc, Hügel. (Schiffmann.) Pölitz kommt von slaw. belu, weiß. (Schiffmann.) Wie leicht sich Namen einbürgern, zeigt, daß eine Blöße unterhalb der Hohen Rehlstatt „Ruffenschlag“ heißt, weil zum Schlagen des dortigen Waldes während des Krieges kriegsgefangene Russen verwendet wurden.

Die Jagd wurde schon in früheren Zeiten bis hoch hinauf betrieben. Es wurde in den Südhängen des Salzberges eine Lanzenspize, eine „Saufeder“, vermutlich des 17. Jahrhunderts, gefunden. Auf Bären deuten mehrere Flurnamen. Der letzte Bär wurde im Aurachkar erlegt.

Das Höllengebirge gehört zu den von Kaiser Franz Josef am meisten besuchten Jagdgebieten. Es ist nicht weit entfernt von Bad Ischl, dem gewesenen Sommerfize des Kaisers und ist reich an Gemsen und Hirschen. In jungen Jahren, etwa bis 1871/72, stieg der Kaiser bis auf die Höhen des Höllengebirges, so öfters auf den Kranabethsattel, von wo aus gegen die Spizalm gejagt wurde.

1860 hat man im Höllengebirge Steinböcke eingefetzt. Um für reichlichere Nahrung zu sorgen, hat man in den Südhängen des Elegenkogels streifenweise die Latschen ausgeholzt, was jedoch dazu führte, daß die ausgeschlagenen Gebiete vollkommen verkarsteten, was vom Weihenbachstale aus zu sehen ist. Über auch die Steinböcke konnten sich nicht halten, sie gingen ein. Der letzte wurde 1880 von Herrn Stadlmann, jetzt Oberförster i. R. in Mitterweißenbach, am Schoberstein bei Weissenbach gesehen.

Wenn man hört, daß in früheren Zeiten auf dem Höllengebirge eine ganze Anzahl bewirtschafteter Almen war, möchte man meinen, daß es die Jagd war, die den meisten dieser Almen ein Ende bereitet hat, oder daß früher günstigere Vegetationsverhältnisse bestanden. Jedoch ist keines von beiden die Ursache des Zurückgehens der Almwirtschaft auf dem Höllengebirge, denn die Bauern haben nach wie vor ihre Weiderechtigung und eingehende Erkundigungen bei alten Leuten, insbesondere bei der einzigen noch lebenden Almerin, die einst 12 Sommer auf der Brennerin und Gaisalm als solche tätig war, bringen zur Überzeugung, daß der Weideboden auf dem Höllengebirge damals ebenso dürrtig war, als er heute ist. Für die heutigen Rentabilitätsansprüche der Landwirtschaft ist der Pflanzenwuchs auf dem Höllengebirge eben zu dürrtig. Daher haben wir heute im westlichen Höllengebirge keine einzige bewirtschaftete Alm, im östlichen Höllengebirge nur mehr zwei.

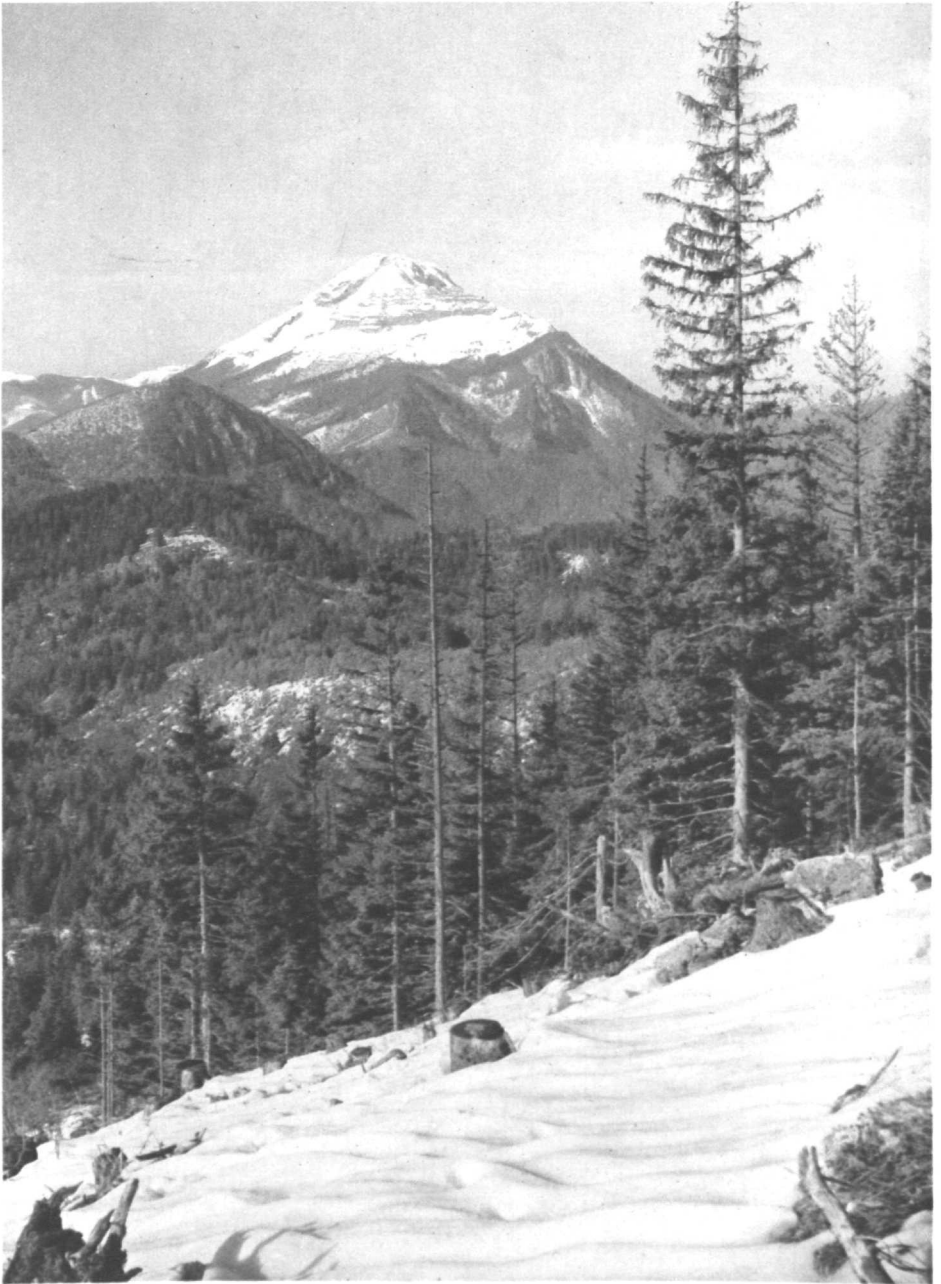
Heute sind im Gebiete der Griesalm noch 10 Bauern mit 57 Stück Vieh weiderechtigt, es sind aber gegenwärtig nur 10—15 Stück Jungvieh aufgetrieben, die Tag und Nacht im Freien weilen und nach denen nur ab und zu gesehen wird. Um den spärlichen Weideboden nicht ganz von Latschen überwuchern zu lassen, kommen die Bauern der Weidegenossenschaft etwa jedes zweite Jahr hinauf, um zu „schwenden“, d. i. Latschen zu schlagen. Das Holz ließ man bisher verfaulen, nunmehr liefert es dem Hochledenhäus willkommenes Brennmaterial.

\* \* \*

Mancherlei Wissenswertes haben wir hier zusammengetragen für den Höllengebirgswanderer. Eine vielseitige Kenntnis des Zieles unserer Bergfahrt macht uns dieses erst recht vertraut. Nicht nur freudetrunkener, nicht nur in herrlicher Aussicht schwelgend wollen wir unsere Berge durchwandern, sondern sie auch beobachtend und denkend erfassen. Das macht sie uns doppelt lieb, das kettet uns noch mehr an sie, und sie schenken uns noch mehr aus der Fülle ihrer Gaben.

Das Höllengebirge ist schön. Es lohnt sich, es zu durchwandern.





Messotinto Bruchmann

Der Dtscher von Osten



# Der Ötcher

Von Dr. Fris Beneš, Wien

Mit dem Gefäße werden die Nördlichen Kalkalpen gegen Osten zum Hauptkamm der Alpen. An das Knie der Enns reiht sich eine Kette entzündender Tafelberge, vom langgestreckten, riesigen Hochschwab bis zur massigen Rax und dem Wiener Schneeberg, begleitet von einem dichten Gewimmel prächtiger Waldberge, die sich nur selten über die Baumgrenze erheben und nach Norden und Süden hin allmählich verflachen. Doch wie über dem Regenbogen oft ein gleichartiges Gebilde in bläulicher Farbe am Himmel erscheint, so zieht im Norden des Hochschwabs und gleichlaufend mit ihm eine zweite Kette hoher Gebirge gegen die aufsteigende Sonne, nicht mehr so hoch und von bescheidenerem Ausmaß, aber kaum weniger schön als ihre südlichen Nachbarn.

Die Kette gliedert sich in vier scharf voneinander getrennte Gebirgsstöcke, deren Gipfel die Meereshöhe von 2000 *m* zwar nicht mehr erreichen, aber die obere Grenze der Bäume noch hoch überragen. Diese Gipfel zeichnen sich durch schöne Fernsichten aus, denn sie beherrschen die Voralpen und die Niederungen der Donau und stehen auf der anderen Seite der Hauptkette der Alpen gegenüber, die sich nahe und riesengroß vor dem Beschauer erhebt.

Der letzte und höchste Vertreter dieses sekundären Gebirgsbogens ist der Ötcher. Er liegt im Meridian von Pöchlarn, der uralten Donaufstadt, die schon im Nibelungenliede genannt wird, erstreckt sich als schmaler, hochgeschwungener Felskamm in fast ost-westlicher Richtung von der obersten Erlauf bis zu den Quellbächen der Ybbs und bildet mit dem südlich anschließenden Rücken der Feldwiese und der Gemeindealpe ein gegen Osten offenes Hufeisen. Sein Hauptkamm erreicht eine Höhe von 1892 *m* über dem Meere und erhebt sich auf eine Strecke von mehr als 3 *km* über die Höhengrenze des Waldes. Dieses kahle, oberste Stück des Gebirges, der Ötcherkamm, ist ein flaches Trapez, das mit seinen lichten Wänden noch gut 600 *m* hoch über die Voralpen aufragt.

Die Grundform des Gebirges ist mit wenigen Worten beschrieben. Der lange, kahle Gipfelkamm des eigentlichen oder Großen Ötchers fällt gegen Norden und Süden so steil ab, daß er, von Osten betrachtet, einem riesigen Zuderhut gleichsieht. Er ist, genauer gesagt, nach Ostnordosten gerichtet und verläuft mit seinem s-förmig gekrümmten Ende in einer Felschlucht der Erlauf. Im Westen ist er durch den 1284 *m* hohen Sattel der Riffel vom 1549 *m* hohen Regel des Kleinen Ötchers getrennt, der mit dicht bewaldeten Hängen steil zum Ybbstal absinkt und gegen Nordwesten noch die niedrigere, bewaldete Plattform des Schwarzen Ötchers vorstiebt.

Vom Kleinen Ötcher schwenkt der Kamm gegen Süden. Er beginnt mit einer niedrigen Einsattlung als schmaler, steiler Waldrücken, verbreitert sich, wieder ansteigend, zur geräumigen Hochfläche der Feldwiese und erhebt sich schließlich, wieder ganz schmal, in östlicher Richtung zum Gipfel der Gemeindealpe, 1622 *m*, die als der Südoststeiler des Hufeisens drei mächtige Rämme gegen Osten und das Innere der Rundung ausstrahlt.

Der ganze Gebirgskamm vom Erlaufboden am Ostende des Ötchers bis zum Fuß der Gemeindealpe hat eine Länge von rund 23 *km*, der Durchmesser des Hufeisens

von Gipfel zu Gipfel mißt mehr als 6500 *m*, die rhombische Grundfläche, die das Gebirge bedeckt, rund 120 *km*<sup>2</sup>.

Im Westen wird die Ötztalgruppe durch das obere Töbatal, im Osten durch die Felschluchten der Erlauf begrenzt, in die der Ötztalbach aus dem Innern des Hufeisens mündet. Die Talsohle sinkt an der tiefsten Stelle, im Nordosten der Gruppe, unter die Meereshöhe von 500 *m* und übersteigt am höchsten besiedelten Punkt, im Südwesten, die Höhe von 1000 *m*. Dies zum Verständnis der folgenden Schilderung. Näheres ist aus der Österr. Spezialkarte 1 : 75 000, Blatt Gaming—Mariazell, zu ersehen.

Der Ötztal ist der weit vorgeschobene Eckpfeiler einer der Schubdecken, die die Alpen in grauer Vorzeit aufgestürmt haben. Darum ragt er auch so hoch und unvermittelt über das vorgelagerte Bergland empor, daß er mehr auffällt als mancher weit höhere Gipfel in diesem Teile der Alpen. Seine Gesteine gehören wie die seiner großen Nachbarn im Süden der Trias an. Zu oberst, in den gebänderten Felsen des Berges, finden wir den uns wohl bekannten, schön gebankten Dachsteinkalk. Auf ihm liegt in der Umgebung des Ötztalerschuhhauses ein Fled Lias, an der lehmigen, roten Erde erkennbar. Der breite Grundstock des Gebirges mit den steilen Waldhängen — bei der Gemeindealpe einschließlich des Gipfels — besteht aus Dachsteindolomit, der Boden des Hufeisens oder Ötztalbedens mit den darin eingeschnittenen Klammen aus dem kieselig zerfallenden Wettersteindolomit, und zwar einem hellen jüngeren in den Ötztalgräben und einem dunkelgrauen tieferen in den Stierwaschmauern an der Erlauf. Trotz der Weichheit des Wettersteindolomits sind die verhältnismäßig jungen Klammen nicht allein durch die Wirkung des Wassers entstanden, sondern wahrscheinlich durch Einstürze entlang von Grabenbrüchen vorgezeichnet worden.

Der Werfener Schiefer bildet im Ötztalgebiet nicht wie gewöhnlich die Basis des Gebirges, sondern liegt in Form von teigartig zerdrückten Massen in den Klammen auf dem jüngeren Wettersteindolomit. Der bekannte Geologe und Alpinist Dr. Otto Ampferer, der dieses Gebiet eingehend studiert hat (s. Abhandlungen d. Geolog. Bundesanstalt, 80. Bd.), erklärt das eigenartige Vorkommen damit, daß die riesige Ötztalerschubbede schon früher einmal bis auf den lichten Unteren Dolomit des Ötztalbedens abgetragen war, worauf die neuerlich vordringende Schubmasse dieses schon ziemlich tief eingeschnittene Relief mit Massen von Werfener Schiefer, den sie aus dem Untergrunde emporhob, überdeckte. Dann erst sind die Einbrüche längs der heutigen Ötztalklammen entstanden, in denen sich die Schuttreste teilweise noch erhalten haben. Wahrscheinlich hat die schwere Masse der Ötztalbede dabei ihren Untergrund mit dem normal gelagerten Werfener Schiefer tief unter die Horizonte der östlich benachbarten Gesteinsfolgen eingedrückt.

Das Klima des Ötztals ist ungewöhnlich rauh und reich an Stürmen und Niederschlägen. Die Folge davon ist ein Tieferrücken des Vegetationsgürtels und ein auffallender Unterschied zwischen der Flora der Nordhänge und der der Südhänge des Berges. Im Norden ist der Blumenschmuck vereinzelt und meist auf kleine Wiesenflecke zwischen und unter den Zerbén beschränkt. Die bunten Rinder der Flora verstecken sich hier, Schutz suchend, hinter den Zerbén und duden sich scheu unter die Felsen, von denen die Sonnenwärme zurückstrahlt; dabei kommen sie hier fast nie zur vollen Entfaltung. Hingegen geben die wildzerklüfteten, sonnigen Hänge auf der anderen Seite des Berges ein überaus farbenprächtiges Bild. Dorthin flüchten sich alle Vertreter der herrlichen Ötztalflora, erreichen in diesen Lagen oft die doppelte Größe und entwickeln sich zu seltener Schönheit.

Weiters zeigt die oberste Grenze der Bäume, die hier nicht so hoch liegt wie auf dem Wiener Schneeberg, an der Nord- und Südseite des Berges je nach der Baumart Höhenunterschiede bis zu 80 *m*. Dabei sind die Bäume infolge der Stürme an

vielen Stellen der Norkehe im Holze spiralförmig verdreht und bloß an einer Seite mit Ästen besetzt.

Das Ötchergebiet ist ein fast ununterbrochenes Waldland, und vom Schwarzen Ötcher bis zu den felsigen Tiefen der Tormäuer nimmt der Wald eine Breite von mehr als einer deutschen Meile ein. Schütterer ist er nur an der Südseite des Berges, denn dort lassen ihn die Lawinen schwer aufkommen. Der Ötcher ist nämlich ein Laminenberg, wie man von gleich bescheidener Höhe in den Alpen nur wenige findet. Die mächtigen Schneebalkone, die der Wintersturm längs des Gipfelfammes ansetzt, bestreichen im Sturz an der Südseite allein eine Fläche von 560 Hektar.

In den schattigen Nordhängen des Berges gedeiht hauptsächlich der Fichtenwald, an der Südseite der gemischte Wald oder der Laubwald, insbesondere die Buche, die aber auch hier, namentlich in den Tälern und Schluchten, allmählich von der Fichte verdrängt wird. Eine besondere Rolle spielt im Ötchergebiet die Föhre, der hier nur als Weißföhre vorkommt. Nirgends wächst sie als geschlossener Bestand allein, sondern stets mit Buche, Tanne und Lärche vermischt. Sie begnügt sich mit den geringsten Mengen an Feuchtigkeit, hat aber ein außerordentliches Lichtbedürfnis, so daß sich Sämlinge im Föhrenwald entweder gar nicht oder nur schlecht fortpflanzen. Es gehen dort immer andere Bäume auf, die die Föhre allmählich verdrängen. So mußte sich dieser Baum nach und nach auf die trodenen, heißen Standorte der Klammfelsen zurückziehen, wohin ihm die anderen, feuchtigkeitsliebenden Bäume nicht folgen konnten. Er ist gleichsam die Gemse unter den Bäumen des Ötchers und meist auf das Gebiet der felsigen Ötchergräben und Hinteren Tormäuer beschränkt.

Eine Eigenart unseres Gebietes ist das Vorkommen der Eibe in den Klammern und auf der „Burg“, die größte pflanzengeographische Merkwürdigkeit der Ötchergegend aber sind die sogenannten Pflanzenenklaven, die hier besonders zahlreich vertreten sind. Da erscheinen an gewissen Stellen, weitab vom klimatisch bedingten Zerbengürtel des Berges und tief unter ihm, plötzlich große Bestände von Krummholz, die ringsum durch ausgedehnte Buchen- und Fichtenwälder von ihren Artgenossen getrennt sind. Das ist aber nicht alles. Mit diesen Zerben leben noch verschiedene andere Flüchtlinge aus höheren Lagen, wie Alpenrosen, SoldanelLEN, Buschweiden und mehrere alpine Grasarten im Gril. Es ist, als wären Inseln der alpinen Flora weitab von ihrer Heimat heruntergetragen worden in Zonen, deren Klima ihrem Wesen fremd ist, an das sie sich aber mit der Zeit gewöhnt haben. Solche Pflanzenenklaven befinden sich vor allem in den Ötchergräben, in den Hinteren Tormäuern, beim Lassingfall, in der Langau und in der Klamm bei Neuhaus, also mit Ausnahme des letztgenannten Vorkommens in einer Meereshöhe unter 1000 bis nahezu 500 m.

Aber das Entstehen dieser Enklaven wurden schon viele Theorien aufgestellt, aber nur zweierlei Möglichkeiten können die Erscheinung reiflos erklären. Entweder sind die Samen der alpinen Pflanzen durch das Wasser an ihren ungewöhnlichen Standort getragen worden, oder es handelt sich um Überbleibsel aus einer längst vergangenen Zeit mit rauherem Klima, etwa der Eiszeit. Wenn die Verbindung der Enklaven mit der alpinen Pflanzenregion unterbrochen ist und nur durch tiefe Schluchten mit Bächen oder Abhänge mit langen Geröllstreifen aufrecht erhalten wird, dann kann man von heruntergeschwemmten Pflanzenarten sprechen. Das ist der Fall in den Ötchergräben, bei Neuhaus und in der Langau. Wachsen die Enklavenpflanzen aber auf einzelnen höheren Felsen, dann muß man an Reste einer früheren Flora (Disjunktflora) denken.

Wettstein nennt diese Art von Enklaven Remanente der tertiären Flora, die während der Eiszeit herabgestiegen ist, um mit dem der Eiszeit folgenden wärmeren Klima wieder in größere Meereshöhen hinaufzuziehen. Als Überbleibsel dieser Art sind die Enklaven in den Hinteren Tormäuern und beim Lassingfall anzusehen. In



der Formäuerklamm wachsen die Alpenpflanzen zwischen den Stiermaschmäuern, obwohl die Bergwässer der Hochregion durch den langen Riden der „Burg“ vollständig abgelent werden. Auch bei der Enklave am Laßingsfall fehlt heute jeder Zusammenhang mit einer alpinen Flora des Hinterlandes. Die Enklave der Ötchergräben ist die reichhaltigste, denn sie enthält außer den Zerbernen nicht weniger als 37 verschiedene Arten von Alpenpflanzen, darunter Alpenrosen, rote Clusiusprimeln und den bräunlich-violetten pannonischen Enzian.

Die Enklaven sind Alpenpflanzgärten der Natur, die uns in der ungewohnten Umgebung doppelt entzücken. Die kleinen, bunten Flüchtlinge der alpinen Flora haben sich wohl nicht leicht und nur im Laufe von Jahrtausenden an das fremde Klima gewöhnt. Daher verdienen sie hier unseren besonderen Schutz. Ausführlicheres über die Pflanzen des Ötchergebietes ist in der ausgezeichneten, hier benutzten Abhandlung „Vegetationsverhältnisse des Ötchergebietes von Dr. Johann Nevole“ (Abhandlungen d. zoolog.-botan. Gesellsch. Bd. III) zu lesen.

Daß ein so walddreiches Gebiet wie das beschriebene einen großen Wildstand besitzt, ist nicht zu verwundern. Die Zahl der Hirsche wird auf 500 geschätzt, die der Gemsen auf fast ebensoviel. Im Winter treiben Lawinen und Stürme die Gemsen in die Gräben herunter, im Sommer ziehen sich die munteren Tiere in die gründurchzogenen Wände und Latschen zurück. Viele aber bleiben wie die Enklavepflanzen den Felsen der Tiefe treu und bevölkern die Wände am Ötcherbach und die hinteren Formäuer.

Durch seine auffallende Erscheinung und Eigenart zog der Ötcher schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Bewohner des Flachlandes auf sich. Zwar hatte ihn wohl keiner der alten Chronisten aus größerer Nähe gesehen, denn noch im 14. Jahrhundert waren die Voralpen, die ihn von dem Donautal trennen, eine fast undurchdringliche Wildnis, aber auf dem Land- und Wasserwege quer durch die Ostmark, wo schon im frühen Mittelalter Tausende hin- und herzogen, bekam ihn bei klarem Wetter jeder, der den Blick den Alpen zuwendete, zu Gesicht, und alle staunten über den mächtigen Felsbogen, der über den Waldfuppen bis zur Wolkenshöhe emporsteigt. Man hielt den Berg für höher und bedeutender, als er ist, und was man sich an ihm nicht erklären konnte, das Festhalten von Nebeln und Wolken, den Schnee auf dem Gipfel vom Herbst bis ins späte Frühjahr und das schlimme Wetter, das er verkündet, das alles schrieb man bösen Mächten zu, die auf ihm gehaust haben sollen, vor allem dem Teufel, mit dem das abergläubische Volk gleich bei der Hand war.

Die Sage weiß vom Ötcher nur Unheimliches zu berichten. Seit den ältesten Zeiten stand er weit und breit in dem Ruf, alle Schauer des Hegen- und Gespensbergglaubens in sich zu vereinen. Niemand wagte sich ohne größere Gesellschaft in seine Urwälder, denn in seinem Innern soll eine Schar von Teufeln gewohnt haben, die zur Strafe für ihre ganz besondere Bössartigkeit in den Berg hinein verbannt worden waren, wo es ihnen so schlecht ging, daß sie sich nach der Hölle zurücksehnten. Eine spätere, in einer Handschrift der Wiener Nationalbibliothek wiedergegebene Sage erzählt vom Ötcher, „daß alle diejenigen Teuffen, so aus denen Befessenen ausgetrieben werden“, auf diesem Berg ihren Aufenthalt nehmen müssen, welcher ihnen aber, ihrem eigenen Geständnis nach, so unangenehm falle, „daß sie auch viel lieber in alle andere abscheuliche Orte als hieher wandern möchten“, ja sie sollen sich sogar über argen Plahmangel beschwert haben, indem sie behaupteten: „Der Ötcherhöhlen seind von unseren Gefellen bereits so angefüllt, daß sie fast darinnen ersticken und verschimmeln müssen“.

Zum erstenmal wird der Ötcher in einer Urkunde des Klosters Mondsee aus dem 9. Jahrhundert erwähnt und darin Othza, später Othzan und Oethshan genannt. Im Jahre 1330 kam der Berg samt dem ausgedehnten Vorland in den Besitz der Kar-

täufer, die Herzog Albrecht II. von Osterreich nach Gams berufen hatte, damit sie das nur mit Widerstreben angenommene Land kultivierten. Sie waren es, die die ersten Ansiedler nach Luns und Ladsenhof am Fuße des Ötztals brachten.

Im 16. Jahrhundert machte der Ötztal schon viel von sich reden, aber nicht etwa wegen seines stattlichen Aussehens oder als Fundstätte wertvoller Mineralien, sondern weil die vielen Sagen, die den Geheimnisvollen umgeben, auch von Schätzen zu berichten wußten, die sich in den Höhlen an seiner Ostseite befinden sollen. Solche Kunde stieg vielen zu Kopf, anscheinend auch einem geldbedürftigen Monarchen, indem Kaiser Rudolf II. auf einen Bericht Reichharts von Strein hin 1591 eine Expedition auf den Ötztal ausfenden ließ, um zu erfahren, „was es vor eine Gelegenheit mit dem Ötztalberge habe“.

An dieser Expedition nahm auch der Bannerherr Christof Schallenberg teil, der „seine peregrinationes wohl angelegt hatte und so begierig war, vill zu erfahren“, daß „ihme dabei nichts weder an Herz noch an Geschicklichkeit des Steigens gemangelt und er sich hernacher befunden, das er denen Weegweisern selbst in mehrer weg gute anleitung gegeben und das sie ohne ihme nicht so weit kommen wären“. Der junge Gelehrte war also der erste, der dem Berge großes Interesse entgegenbrachte und furchtlos alles mit offenen Augen betrachtete und in sich aufnahm.

Im Jahre 1747 ließ Kaiser Franz, der Gemahl der Maria Theresia, den Berg und seine Höhlen durch den nachherigen Hofmathematikus J. N. Nagel erforschen, damit er „die Seltenheiten des Ötztalberges“ in Augenschein nehme und „das Wahre vom Falschen unterscheidet“. Nagel entwickelte aber dabei wenig Mut und noch weniger Sinn für die Schönheiten der alpinen Landschaft, denn in der Höhle, die er erforschen sollte, kehrte er aus Angst vor den gruseligen Dingen, die er kurz vorher als Produkte des Aberglaubens bezeichnet hatte, bald um, und in seinem Bericht an den Kaiser erzählte er von dem „fürchterlichen Aussehen dieses ungeheuren Felsichts und 700 Klaffter hohen Hauffens“.

Im Jahre 1808 wurde der Ötztal mit seinen Höhlen von zwei Wiener Gelehrten, dem Regierungsrat Schreiber, Direktor des Hof-Naturalienkabinetts und dem Direktor des Technologischen Kabinetts, v. Widmannstätten, besucht. Sie waren von der Expedition hochbefriedigt. Vielleicht durch ihre Erzählungen angeregt, wollte auch Erzherzog Ludwig in Begleitung des damaligen Abtes von Litschensfeld, Ladislaus Pyrker, die Ötztalhöhlen besichtigen, aber der Anstieg vom Spielbühler aus erhielt den Prinzen so sehr, daß er, eine Erkältung befürchtend, mit seinem Hofmann zurückblieb, was ihn später sehr reute.

Bis dahin galten die Ötztalbesteigungen stets mehr dem Besuche der Höhlen, von turistischen Besteigungen des Berges hört man nicht vor Beginn des vorigen Jahrhunderts. Da lebte in Ladsenhof, am Fuße des Ötztals, ein Pfarrer namens Nikolaus Dengler, der 44 Jahre lang sein Amt als Seelsorger der Gemeinde verwaltete. Er war ein begeisterter Naturfreund und gönnte auch anderen seine Freude, denn wenn irgendein Alpenwanderer daherkam, öffnete er ihm sein gastliches Haus und begnigte sich bei Plazmangel nicht selten mit einer Lagerstätte auf dem Dachboden. Mit Stolz erzählte er oft von hohen Besuchen, besonders vom Kronprinzen Ferdinand, dem nachmaligen Kaiser von Osterreich, und vom Herzog von Reichstadt, der den Berg im August 1826 bestiegen und dabei dem mitgegebenen Mentor „durch seine Behendigkeit viel zu schaffen gemacht“ und ihn ob seiner Waghalsigkeit wiederholt in Angst und Schrecken versetzt hatte.

Das letztmal bestieg Pfarrer Dengler den Ötztal zur Einweihung des Gipfelkreuzes am 6. Juli 1852. Diese Feier ist insofern denkwürdig, als schon am Vorabend Hunderte von Personen hinaufpilgerten, um auf dem Gipfel im Freien zu nächtigen. Es war das ein Massenbivak, wie die Geschichte der Alpen vor dem Weltkriege

nur wenige kennt. Damals hatte der Berg schon eine hölzerne Schutzhütte mit Heulager.

Ein größerer Kuristenbesuch des Stfchers setzte erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein. In den achtziger Jahren wurde bereits der Bau eines größeren Schutzhäuses nötig. Der Österreichische Touristenklub, zu dessen Tätigkeitsgebieten der Stfcher gehört, unterzog sich der Aufgabe in würdiger Weise und errichtete 1886 ein stattliches Haus unweit der Kiffel. Da die Reise von Wien an den Fuß des Stfchers damals einen Tag erforderte, so bekam der Berg außer im Sommer bloß an den wenigen Doppelseiertagen des Jahres einen stärkeren Besuch. Das änderte sich mit dem Ausbau der Lunz-Gaminger Strecke im Jahre 1898, besonders aber nach der Eröffnung der Mariazeller Bahn im Jahre 1907, und seither zählt der Stfcher zu den Sonntagsausflugsgebieten der Wiener.

Der wachsende Kuristenverkehr erforderte bald neue Schutzhäusbauten. Im Jahre 1906 ließ der Österreichische Gebirgsverein das stattliche Terzerhaus auf dem Gipfel der Gemeindealpe erbauen, bald darauf erhielt derselbe Berg eine kleine Unterstandshütte, die Jglerhütte, und im Jahre 1926 mußte der Österreichische Touristenklub sein Stfcherschutzhaus durch einen großen Zubau erweitern. Die beiden Schutzhäuser und die Wirtschaften Spielbichler und Schöner im Stfcherbecken sind ganzjährig bewirtschaftet.

Die Gasthäuser im Tale sind durchwegs gut und nicht teuer. Je zwei Gaststätten stehen in Ladenhof und in Reith, je eine im Dorf Neuhaus und in den Weilern Erlaufboden, Erlübenbach und Langau, drei hat das freundliche Mitterbach; wer aber vornehm eingerichtete Hotels sucht, der findet sie in Gösing und Wienerbrud und vor allem im großen Wallfahrtsort Mariazell, der sich im Südosten des Gebirges unweit der Gemeindealpe erhebt.

Der Zugang zum Stfcher ist leicht zu beschreiben. Wer von Passau her kommt, fährt mit der Bahn oder dem Schiff nach Pöchlarn an der Wiener Strecke und dann auf einer kurzen Filialbahn über Scheibbs und Gaming nach Lunz, von wo aus ein Postauto nach Ladenhof am Fuße des Stfchers verkehrt.

Die Bahnfahrt von Wien nach Pöchlarn dauert  $1\frac{1}{2}$  Stunden. Wien hat aber auch noch eine kürzere, weit schönere Zufahrt ins Stfchergebiet, die elektrisch betriebene Lokalbahn von St. Pölten nach Mariazell. Diese prachtvolle Gebirgsbahn, die an landschaftlicher Schönheit der berühmten Semmeringbahn kaum nachsteht, führt fast 400 m hoch an einer der Ostseite des Stfchers gegenüberliegenden Lehne dahin, so daß ein Besuch des Berges von dieser Seite her mit einem beträchtlichen Höhenverluste verbunden ist. Die Bahn berührt aber im weiteren Verlaufe den Fuß der Gemeindealpe, die denn auch meistens von der Station Mitterbach aus erstiegen wird.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß längs der West- und Südwestgrenze unseres Gebirges eine vorzügliche, 36 km lange Gebirgsstraße von Lunz über Neuhaus und den Zellerrain, einen 1070 m hohen Sattel, nach Mariazell führt und mit ihrem regen Post- und Privatautoverkehr den kürzesten Zugang zu den reizenden, südwestlichen Teilen des Gebirgsfoces, den Allmen der Feldwiese und des Brunnsteins, vermittelt. Sie zieht durch die romantische Waldschlucht des oberen Obbstales zwischen dem Stfcher und dem westlich benachbarten, prachtvollen Dürrenstein, berührt Langau mit den parkähnlichen Jagdrevieren Rothschilbs, dann nahe dem Urwald am Fuße des Dürrensteins das kleine Neuhaus, das höchstgelegene Dorf Niederösterreichs, und kurz vor Mariazell den lieblichen Erlaufsee am Fuß der Gemeindealpe.

Weitaus der schönste, aber auch längste Zugang ins Stfchergebiet führt von der Station Rienberg oder von Gaming aus neben der Erlauf durch die Vorderen Lormauer, eine 4 Stunden lange, wildromantische Schlucht mit den prächtigsten Felskarnen, die sich würdig denen der Stfchergräben und Hinteren Lormauer anreihen.

Der Pfad längs des rauschenden, kristallklaren Flusses ist schmal, aber so prächtig gebahnt, daß auch der Schwindelbehaftete hier kein Unbehagen verspürt. Der einzige Nachteil des Weges ist seine ungewöhnliche Länge.

Im folgenden soll nun das schöne Gebirge mit seinen landschaftlichen Reizen näher geschildert werden.

Ein breiter, sanft ansteigender Wiesengrund mit wenigen, verstreuten Häuschen darauf, über ihm ein mächtiger, schoberähnlicher Berg mit schräg vorspringendem Horn, die Hänge voll Fichtenwald, der sich in Streifen zur felsig-fahlen Kuppe hinaufzieht, und talauswärts niedrige Höhen, über die die blauen Rämme der Voralpen hereinschauen, das ist der Talkessel von Ladenhof am Fuße des Ötchers. In Ladenhof liegt die Poststraße dem Berge am nächsten. Sie kommt durch einen Einschnitt herauf und endigt bei der dreihundertjährigen Linde vor dem Gasthof unter der Kirche.

Udterhalb Stunden dauert der Anstieg von Ladenhof bis zum Schuhhaus, dessen glitzernde Fensterfront freundlich herabgrüßt. Die Wiesenhöhen über dem Ort liegen bald unter uns, und wir betreten den Wald. Hohe, stattliche Bäume mit wogendem, grünem Laub ziehen sich in den Winkel zwischen dem Großen und Kleinen Ötcher hinauf, und nur ab und zu ist uns ein kurzer Ausblick vergönnt.

Am R i s s e l b o d e n kommen die ersten Serben herab. Sie stehen hier auf fremdem Boden, fern von den Artgenossen der Höhe, denn der hochstämmige Wald ist noch nicht zu Ende und zieht zu beiden Seiten des Grabens, durch den sich der weitere Anstieg bewegt, noch lange dahin. Freilich ist er jetzt einfacher geworden. Die hohen Tannen und Lärchen blieben schon früher zurück, und nun beginnen auch Buchen und Fichten die Spuren des rauhen Klimas zu zeigen.

In 1200 m Höhe legt sich die Grabensohle zurück, und bald darauf treten wir auf die Rajenschwelle der R i s s e l hinaus. Der Blick, der vor kurzem durch den Einschnitt des Grabens beengt war, wird jetzt mit einemmal frei, und bewundernd blicken wir auf die Kunde des riesigen Bedens hinter dem Berge. Die ganze Kette schroffer, reichgegliederter Höhen vom Mitteredkogel über den Jägerberg und die felsige Brei am Eisernen Herrgott liegt aufgeschlossen vor uns, und ganz hinten ragt noch das fahle, grüne Horn der Gemeindealpe empor.

Eine Wegtafel zeigt in die mächtige Tiefe des Kessels, wo helle, breite Holzschläge die dunklen Wälder durchbrechen, unser Weg aber führt links auf den Abhang des Ötchers zurück. Es ist ein schöner Saumpfad durch geschlossenen Wald, den letzten, der uns die Ferne verhüllt, und bald darauf liegt die erste Alpenmatte, die W i e s m a h d vor uns. Links weicht der Wald in die Tiefe zurück, vorne wölbt sich der Berg als breite, dunkle Kuppe höher empor, und rechts steht, von bemoosten Wetterfichten umrahmt, das stattliche Ötcherschuhhaus. Seine breite Fensterreihe blickt frei in die Ferne hinaus. Das Gewimmel der Voralpen, die uns in den Tälern so hoch und stattlich erschienen waren, liegt jetzt tief unter uns, und über den grünen Gipfeln leuchtet mit goldigem Schimmer das Flachland herein. Wir erkennen den glitzernden Strom, die bunten Kulturen mit den Dörfern und Städten, die ihn umsäumen, und sehen den verschwimmenden Streifen der böhmischen Berge mit den bläulich-blauen Tälern und den breiten, dunklen Wall, der sich, mit hellen Ortschaften besetzt, bis zur Donau herabzieht. In der Tiefe aber liegt wie ein Geschmeide auf grünem Samt, das liebliche Ladenhof. Wer diesen herrlichen Punkt in seiner ganzen Schönheit erfassen will, der muß hier einen klaren Sommerabend verbringen und die unglaubliche Farbenpracht sehen, die sich vom Sinken der Sonne bis zum Aufleuchten der Sterne vor unseren Augen entrollt.

Die grüne Wiesmahd zieht sich in sanfter Steigung zum Kamm des Berges hinauf. Fast unvermittelt trifft dort der Blick über einen felsigen Absturz die sonnige Tiefe

des Stcherbedens. Heiße Luft strömt aus dem Abgrund herauf, und über dem flimmernden Dunst der Frühsonne erscheinen die Berge von Mariazell und die Hauptkette der Alpen.

Drüben am Hüttenkogel, der ersten Erhebung des Rammes über die Riffel, endet der Wald, und schon werden die letzten, verkrüppelten Fichten von den Zerben verdrängt. Der dunkle Kegel des Kleinen Stchers taucht über dem Hüttenkogel empor, aus dem Rahmen der zackigen Felsberge über der Ybbs löst sich das Bild des breiten, massigen Dürrensteins mit dem schräg geschichteten Horn, das sich vor der majestätischen Kette des Hochschwabs verneigt, und über dem Ganzen erscheint am Südhimmel in schimmerndem Blau die endlose Kette der Großen, die in dichtgedrängten Scharen vom weißblinkenden Dachstein hereinziehen.

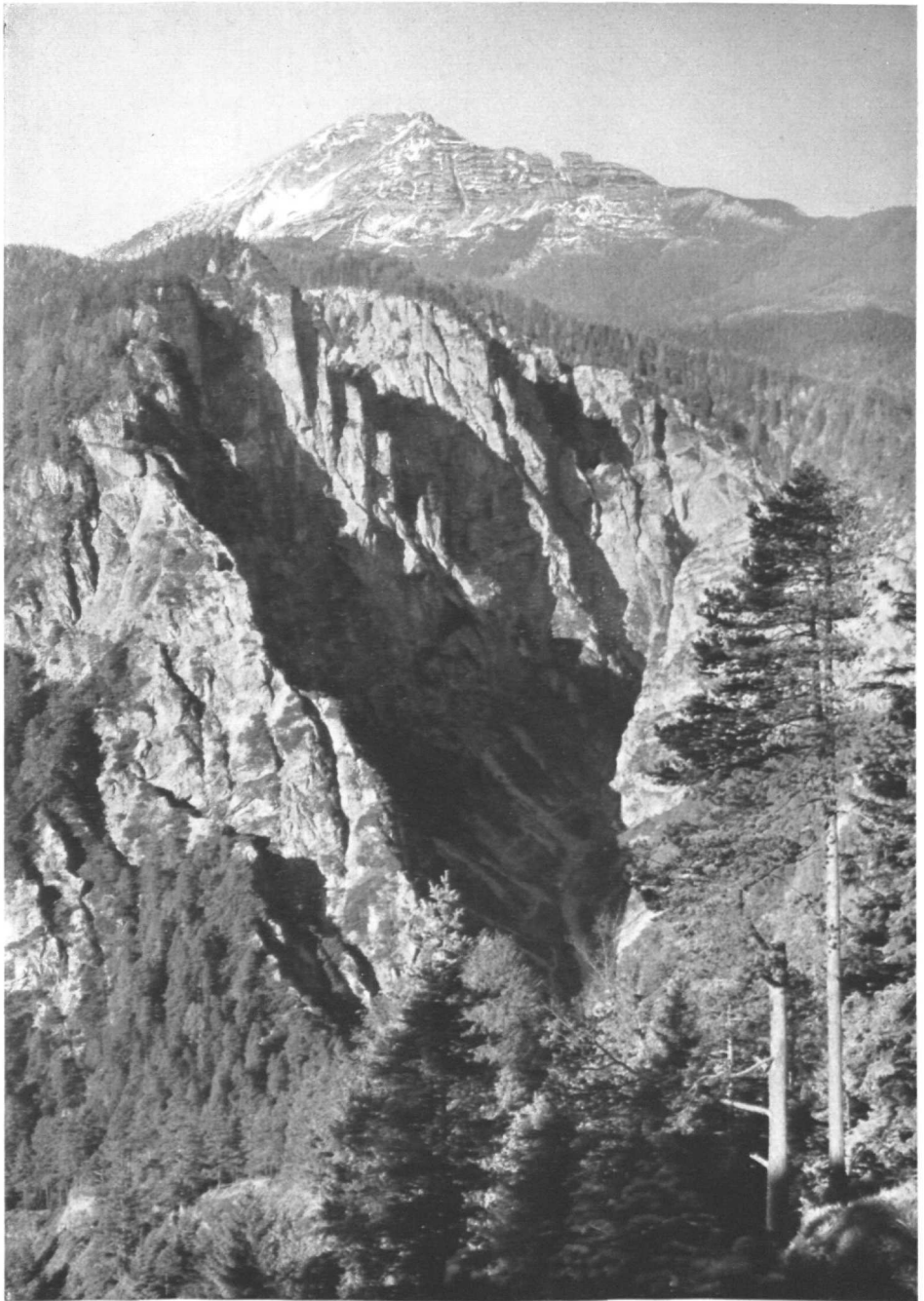
Ein schmales, harmloses Gratstück beim Weißen Mauerl zwingt uns, den Blick zur Tiefe zu wenden. Der Absturz zur Rechten wird mächtiger, die Wände schroffer und massiger, und man begreift, mit welcher Wucht die Schneebalkone, die hier der Wintersturm ansetzt, zur Tiefe fahren, den Berg aufwühlen mögen. Die Zerben werden jetzt kleiner und schütterer, der steinige Weg immer schlechter, da verflacht sich der Hang, und über einer ebenen, grünen Raft erscheint die breite Gipfelkuppe mit dem eisernen Kreuz.

Von den Abstürzen ist jetzt nichts mehr zu sehen, aber nahe der Spitze sind sie größer als je, und wir können der Versuchung nicht widerstehen, abseits vom Wege hinunterzubliden. Ein tiefes, schauriges Kar mit Lawinenresten gähnt wie ein Krater herauf. Es stürzt in den mächtigen Haselgraben, durch den eine der größten Lawinen des Berges ihren Lauf nimmt, und über dem Ganzen wölbt sich der ungeheure, schwindelige Bogen des Parriegels aus dem Berge heraus. Seine grün gebänderten Felsen schwingen sich immer steiler hinab und zeigen die seltsamsten Verbiegungen des Gesteins. Hier, nahe dem Gipfel, haucht sich der Stcher am weitesten aus und schiebt nach Norden zwei massige Pfeiler vor, die riesige Steinkuppel des Fürstenplans unter der Spitze und das Horn des Taubensteins ihm gegenüber.

Die Aussicht vom Gipfel des Stchers ist äußerst umfassend. Zwar entbehrt sie der packenden Tiefblicke, was die Kuppelform des Berges mit sich bringt, doch ist sie von jeltener Schönheit und hat ihren alten Ruf trotz der höheren Ansprüche, die heute gestellt werden, bewahrt. Der Blick umfaßt rund die Hälfte der steirischen Alpen, wir sehen die endlose Kette hoher Berge vom Wechsel an der Grenze des Burgenlandes bis zum Hüllengebirge und den Gletschern des Dachsteins, erkennen den Wiener Raxenberg ebenso wie die letzten Kuppen des Böhmer Waldes und überschauen bewundernd ein Land von mehr als 20 000 km<sup>2</sup>.

Man ist überrascht, auf diesem steil aufgetürmten Berge eine kleine Hochfläche zu finden. Die flache Gipfelkuppe senkt sich gegen Osten in eine rasige Mulde, die Schneegrube, darüber erhebt sich gegen Norden der kahle Rücken des Taubensteins und auf der anderen Seite ein sanft abfallendes Rafendach, das in gemessener Entfernung zu einer höheren Kanzel, dem Herrenstand, ansteigt. Von diesem aus und der Scharte davor erblickt man die höchsten Steilwände des Berges, den Absturz des Gipfels in das Wagenritschkar. Dahinter schneidet die verschmälerte Hochfläche jäh ab, und aus der schwindelnden Tiefe ragen große, geschichtete Felszacken, der rauhe Kamm, über den der schwierigste Weg des Berges heraufzieht. Doch davon später. Wir kehren einstweilen zum Schutzhause und zum Sattel der Riffel zurück, um die Stcherklammen kennenzulernen.

Von der Wegtasel wölbt sich die Wiese in einen Winkel des hier beginnenden Riffelwaldes hinab. Jäh geht es unter dem finsternen Laubdach dahin, und man staunt, daß sich das Erdreich des Bodens auf solcher Fläche noch halten kann. Der Abstieg



Hintere Formäuer und Stjcher vom Kaiserthron



Ötztalgebiet. Blick von der Brei gegen Hochstadel und Gefälseberge



Ötztal. Der Eingang zum Geldloch



auf schwach ausgeprägtem Zickzacksteiglein im Dunkel des Waldes scheint kein Ende zu nehmen.

Langsam nähern wir uns dem großen Schlag im Hintergrunde des Bedens. Mauer gleich schließen sich dort die steilen, hohen Waldlehnen zu einem düsteren Kessel zusammen, wie man sich ihn einsamer und weltabgeschiedener kaum vorstellen kann. Hier haust der Spielbücher mit seinen Nachkommen, eine alte Holzknachtsfamilie, die auch ein Wirtshaus betreibt. Das historische Spielbücherhaus auf der Wiefe dahinter ist wohl eines der ältesten Unterkunfthäuser der Alpen, wie die bis in das 17. Jahrhundert zurückreichenden Fremdenbücher bezeugen.

Auf der Bank vor dem Gasthause sehen wir, wie sich die Landschaft weiter entwickelt. Die lange Front der Waldduppen zur Gemeindealpe hinüber hat sich zusammengeschieben, nur die schön geschwungene Linie dieses Gipfels tritt stärker hervor. Von den sanfter geschweiften Hängen flutet der Wald wie ein grüner Mantel herab, die Stfchermulde hat sich nach unten verflacht, ist weit und zu einer offenen Landschaft geworden. Im Handumdrehen hat sich das düstere Hochgebirge in ein freundliches Mittelgebirge verwandelt, nur links oben neigt sich, noch riesengroß, die Südlehne des Stfchers über das Tal.

Noch hören und sehen wir nichts von einem Gewässer, obwohl die schattigen Waldhänge von Feuchtigkeit gesättigt sein mögen, denn schon hier, im Hintergrunde des Tales, dem „Loch“, ist der Bach in einem Einschnitt verborgen, aus dem er sich bis zur Mündung in die größere Erlauf nicht mehr befreien soll.

Rechts und links vom Grunde des Bedens zieht je ein Weg in das verflachte Gelände hinaus. Rechter Hand geht es über zahllose Querriegel auf und ab gegen Mitterbach, links wandern wir einer geheimnisvollen Landschaft entgegen. In zwei Kilometer Entfernung ragt aus der Mulde jenseits des Einschnitts ein steiler Kopf auf und hinter ihm ein zweiter kleinerer, der Große und der Kleine Eichhorn. So weit müssen wir noch den untersten Hang des Stfchers verfolgen, ehe der Weg in die Klammern hinabsteigt. Der Pfad ist wie zum Promenieren geschaffen, und leichten Schrittes wandern wir über die sonnigen Waldschläge dahin.

Eine halbe Stunde noch bleibt uns der Stfcher im Bild, stark verkürzt, aber mächtig und eindrucksvoll. Wir sehen den felsigen Rand, wo der Ladenhofer Aufstieg den Hauptkamm erreicht, erblicken darunter die grüne Wiesmahd des Südhanges und ihre Fortsetzung nach rechts, die „Edla“, unter ihr den Streifen der Uerschlagmäuer und noch tiefer unten die gleichnamige Blöße. Daran schließt sich nach rechts, unter den gebänderten Bergwiesen der Edla der Hochböse Graben, einer der schlimmsten Lawenzüge des Berges. Der Teufelskirchensriegel trennt ihn vom Großen Kar unter den Steilwänden des Gipfels. Das Weitere wird unseren Blicken entzogen, denn schon senkt sich der Pfad gegenüber dem Eichhorn durch finsternen Jungwald und führt in den Großen Stfchergaben hinab.

Wildes Gebüsch erfüllt den Grund des düsteren Einschnitts. Links rauscht, halb versteckt, über eine hohe, glatte Wand ein prächtiger Schleierfall, rechts kommt aus einem weit geöffneten Graben ein Steiglein herab. Der Steg über den Bach bezeichnet den Anfang der wundervollen Enge, die uns nun mehr als drei Stunden lang festhalten soll.

Eine Wendung nach links, und vor uns liegt die erste Klamm, eine breite, wilde Schlucht mit tosendem Wasser und riesigen Mauern, die sich zur Linken an 200 m hoch aufstürmen. Es sind dies die Lerndlmauern in der Falllinie des Gipfels, die ersten Dolomitgebilde, die wir auf unserem Wege in größerem Ausmaß zu sehen bekommen. Die Schlucht ist gekrümmt und der Blick auf die höheren Wände gerichtet. Riesiges Blockwerk erfüllt das geräumige Bachbett, und seine blank gescheuerten Flächen werfen blendende Helle auf die blaugrauen, vom Alter verdunkelten Mauern.



Das düstere Bild macht bald einem freundlicheren Platz. Der tosende Bach hat sich wieder beruhigt und fließt als klarer Spiegel durch ein langes, gewundenes Talstück hinaus. Jetzt sind die hellen Felsen in Türmchen und zackige Grate zerteilt, und die Galden dazwischen mit struppigen Berben besetzt. Der kristallklare Bach hat aus dem felsigen Bett die seltsamsten Formen gewaschen und den spärlichen Schutt in unergründliche Tümpel zusammengetragen. Wir werden nicht satt, bald auf die wildgerissenen Wände, bald auf das löcherige Bachbett zu schauen, und müssen uns immer wieder besinnen, daß wir hier nicht achtlos dahinschreiten dürfen. Der Weg ist so schmal, daß nur einer hinter dem andern gehen kann, und führt, wenn auch prächtig gebahnt und sorgfältig erhalten, oft hoch an den Felshängen dahin.

Die Szenerie zeigt einen unglaublichen Wechsel, und fast jede Krümmung des Weges bringt uns ein neues, köstliches Bild. Bald öffnet sich eine düstere Seitenschlucht, die der Pfad auf hoher, schwankender Brücke überseht, bald drängt ein Vorstoß der Wände den Weg auf ein schroffes Felsed mit schwindelndem Tiefblick hinaus, dann wieder geht es durch eine schattige, stille Oase des erweiterten Grabens dahin, worauf der Bach wieder donnernd und brausend zwischen hohen Mauern hinabschießt.

Den Gipfel an Wildheit erreicht die Szenerie beim Mirafall und ein Stück weiter unten an der Mündung des Jodelgrabens, wo die Steilwände der Schlucht rund 300 m Höhe erreichen. Als breiter Schleier stürzt zur Linken ein Wasserfall über eine turmhohe, gelbe Wand und dann in schäumenden Kaskaden zum Talgrund herab. Prachtvolle Föhren schmücken die unzugänglichen Felsen und verleihen der Landschaft einen ganz eigenen Reiz.

Schon vor dem Myrafall bog links ein rot bezeichnetes Steiglein in den klammartigen Noisengraben ein. Die Wegspur quert das dürre Bett des Wildbachs, der vom Geldloch herabkommt, und erklimmt in kurzem Sidjad eine steile Rasenwand, die plötzlich mit scharfem Felstrand unter uns abbricht. Blant wie ein Brett schießen helle Dolomitrusen zur Tiefe, aus der das Rauschen des Otsherbaches herausdringt.

Wir stehen auf dem Sperriegel. Der Weg schlängelt sich steil an der Schneide empor, die hohe Westwand des Brennleitenniegels gegenüber sinkt immer tiefer hinab, und nach kaum einer Stunde ist der Rand des Otsherbeckens erreicht. Noch einen Blick über die Waldschläge auf den sonnbeschienenen Berg, dann nimmt uns finsterner Fichtenwald auf, den wir bis zur Lichtung am „Jäger Herz“ jenseits des Sperriegel- und Lerndlgrabens nicht mehr verlassen.

Auf der Lichtung stand einst ein Jägerhaus, nach dessen Bewohner der Ort seinen Namen erhalten hat. Mauerreste sind noch in der Wiese zu sehen, und wir beneiden den Mann, der hier einst wohnen und manch köstlichen Tag seines Lebens verbringen konnte. Ein herrlicheres Plätzchen als dieses gibt es in dem ganzen Gebirgstal nicht. Vom Otshergipfel, der mit gebänderten Felsen und smaragdnen Matten hoch über die Waldwiese aufragt, bis zur schwarzgrünen Kuppel der Gemeindealpe gegenüber und vom innersten Talwinkel bis zur „Burg“ an der Erlauf breitet sich, rund eine Quadratmeile groß, eine fast unbewohnte Wildnis, als wären wir fern von den Menschen in einem weltabgeschiedenen Land. Soweit das Auge reicht, ist kein Haus, keine Hütte zu sehen, nur dunkler, prachtvoller Wald, der in allen Schattierungen des Grün von den Hängen herabzieht. Kaum ein Laut stört die göttliche Stille, nur ab und zu der heisere Schrei eines Geiers, der am blauen Himmel seine Kreise zieht, und fernes Rauschen, das der Wind aus der Tiefe heraufträgt.

Zwei Wege ziehen vom „Jäger Herz“ weiter bergemwärts. Der eine führt durch Wald und über Holzschläge zum Spielbächler zurück, der andere hinauf zu den geheimnisvollen Höhlen in den Wänden des Berges. Schon sehen wir die breit gebäu-

berten Felsen des Rauhen Kammes mit den zackigen Sinnen nahe vor uns, aber gut eine Stunde dauert es noch, bis wir den Jungwald des *Lernldigrabens*, den Lawinenzug aus dem Wagenritschlar, und den Buchenwald des obersten Sperrriegels am „*Fled*“ hinter uns haben.

Jetzt, auf den rasiigen Halden am Fuße der Wände, staunen wir über die haushohen Bänke der eben gelagerten Schichten, die sich, von dunklen Zerbendändern durchbrochen, in eine unabsehbare Höhe hinaufziehen. Zur Rechten, tief unten, leuchtet aus dem Dunkel der Fichten eine entzündende Waldwiese mit einer Hütte darauf, der *Dschenkoben* im Zuge der „*Eisgruben*“, die in den Jodelgraben auslaufen. Wir erkennen den Moßengraben mit dem scharf vorspringenden Brennleitentriegel, daneben talauswärts die flache Rinne der „*Mira*“ mit dem jäh abschneidenden Rand, wo der Bach in die Tiefe stürzt. Zwischen ihr und dem Jodelgraben ragt das Horn des „*Rüffel*“ gegen den Großen Stjchergraben hinaus, dann erhebt sich weit im Osten ein breiter, bewaldeter Rücken mit anschließender Kuppe, die „*Burg*“ und der „*Jodlschopf*“, hinter denen das Ostende des Stjchers mit den riesigen *Stierwalsmauern* zur Schlucht der Hinteren Formauer abstürzt.

Der Weg zieht die Schutthalden unter den Höhlenwänden entlang und über der grünen Rückfallkuppe des *Dschenkops* gegen den Rauhen Kamm, wo er in den Nordostanstieg mündet. Die großen Stjcherhöhlen, das Geld- und das Taubenloch, haben im Jahrgang 1902 dieser Zeitschrift ihre Würdigung gefunden; wir kehren daher zur Mündung des schluchtartigen Jodelgrabens zurück.

Die feingeschnittene Formenwelt des oberen Großen Stjchergrabens mit dem hellen Dolomit und den buschigen Zerben war beim Jodelgraben düsteren Steilwänden gewichen. Das nächste Talstück zeigt nun wieder ein anderes Bild: mächtig hohe, bauchige Wände zur Rechten und links ein halb bewachsener Hang. Nach einer halben Stunde rücken die Talseiten zusammen, richten sich auf und werden zu schroffen, fast unersteiglichen Mauern. Die Szenerie wächst ins Gewaltige. Rechts mündet in scharfer Krümmung eine riesige Schlucht, das Tal der Erlauf. Ihr Bett ist leer und von gespenstischer Wildheit. Der Fluß wird vom Staubecken bei Mitterbach, 200 m über dem Grunde der Schlucht, in Röhren zu einem Kraftwerk geleitet. Dröhnendes Surren dringt aus dem großen Gebäude. Wir sehen zwei mächtige Stahlrohre über den Berg kommen, eines von der Erlauf, das andere vom Lassingfall gegenüber dem Stjcher. Dieses Werk und das nächste auf dem Erlaufboden treiben die 110 km lange elektrische Bahn von St. Pölten bis Guxwert hinter Mariazell und versorgen überdies viele Fabriken und Ortschaften mit elektrischem Strom.

Unter dem Kraftwerk beschreibt das Erlaufthal einen Bogen und erweitert sich zwischen hoch aufstrebenden Bergen zu einem grünen Talkessel, wo das Wasser der Schluchtbäche zu erneuerter Kraftleistung aufgestaut wird. Vom Wehr am unteren Ende des Weihers sticht ein meterdickes Rohr in den Berg, das Tal verengt sich, hohe, dunkle Wände schieben sich vor, und ein wasserloses, wildes Flußbett senkt sich langsam in den finsternen Spalt.

Wären die Felszenerien der Tiefe bisher noch so phantastisch und wild, so entbehrten sie doch nicht der Anmut zierlicher Dimensionen und hellerer Farben; hier aber ist alles düster, zyklopienhaft wild und von so wuchtigen Formen, als hätten kämpfende Götter der Vorzeit die Gebilde übereinandergestürmt. Das sind nicht mehr Wände, wie sie die Gletscher der Eiszeit ausgehürst haben, das ist ein zertrümmerter Berg, den eine Titanenfaust bis in den Grund gespalten hat. Besonders die Steilwand zur Linken, die an 400 m hoch aufragt, ist in einer Weise zerklüftet, daß nur eine Front himmelhoher Dolomitsäulen stehen blieb. Dazwischen ist alles eingestürzt und in die Tiefe versunken, und riesige Trümmerhalden mit haushohen Blöcken ziehen in die finsternen Winkel hinaus. Die kantigen Ungetüme stehen wie gigantische Bild-

säulen da, und wenn wir zur schwindelnden Höhe hinaufblicken und sehen, wie die Wolken über den Riesenzacken dahinziehen, dann scheinen die Gebilde zu wanken, sich vornüberzuneigen, als drohten sie, auf uns herunterzustürzen. Selbst der weitgereiste Bergsteiger, der viel Derartiges in den Alpen gesehen hat, wird hier von Bewunderung erfüllt. Die *Hinteren Tormäuer* sind eine wahrhaft klassische Landschaft und in ihrer düsteren Erhabenheit wie eine Szenerie aus der Unterwelt. Sie sind das größte Schauspiel des ganzen Gebirges.

Un dieser Stelle sei in Dankbarkeit der Alpenvereinssektion „Osterreichischer Touristenklub“ gedacht. Ihre Eisgeseilschaft „Ladenhofer“ hat das Naturwunder der Ostferrklammen 1883 durch die drei Stunden lange Steiganlage erschlossen, und der Verein hat dieses verdienstvolle Werk seither in mustergültiger Weise erhalten.

Der 8 km lange Cañon des Ostfers ist nun zu Ende, und der Berg setzt zu einem breiten, ebenen Talleffel ab. Rechts mündet das weite Ungertal, aus dem ein Fahrweg herauszieht. Er kommt mit einem abkürzenden Fußpfad von der Station Gßing herunter. Deutlich erkennen wir die Trasse der kühn angelegten Gebirgsbahn an der Lehne zur Rechten, 370 m über uns.

Auf den *Erlaufboden* steigen von Gßing die Touristen herab, die den Ostfer über den Rauhen Ramm besteigen und in dem einfachen Gasthaus neben dem Kraftwerk oder in Trübenbach nächtigen wollen. Der weitere Weg führt längs der befreiten Erlauf weiter talauswärts: zuerst durch eine Enge gegenüber der Schießwand, dann durch Wald in ein weit geöffnetes Tal mit sonnigem Wiesengelände, schmucken Häuschen, Obstbäumen und Feldern. Vor uns liegt die Ansiedlung Trübenbach, 1400 m unter dem Gipfel des Ostfers, der hinter den steilen Vorhöhen wieder riesengroß aufsteht.

Der lange, s-förmig gerundene Ostkamm des Berges trägt verschiedene Namen. Über der Baumgrenze bildet er die schmale Felschneide des Rauhen Kamms, tiefer unten das *Sommerfeldl* und in der Mitte des S den bewaldeten *Schwarzfögel*, worauf sich der Rücken gegen Norden herumshawingt, um als *Teufelsriegel* gegenüber der Schießwand zu endigen. An der Nordflanke des bewaldeten Teiles treten verschiedene Wände zutage: an der Lehne des Sulzgrabens herunter die *Einstandsmäuer*, längs der Schneide die *Krippmäuer* mit der hohen, gegen Gßing gerichteten *Trübenbachwand* und unter dem Schwarzfögel die *Hanslbaur-Wassermauer*.

Der Weg von Trübenbach über den *Rauhen Ramm* ist der einzige schwierige Aufstieg auf den Ostfer und trotz teilweiser Versicherung für minder Geübte nicht leicht.

Über den ersten Teil dieses Weges bis zur *Bärenlücke*, einem Sattel mit kleiner, sumpfiger Waldwiese zwischen dem Ostfer und seinem nördlichen Vorberg, ist nicht viel zu sagen. Mit Ausnahme eines einzigen schönen Ausblicks auf den Talleffel am Beginne des *Sulzgrabens* führt er immer durch Wald, und gar der weitere Anstieg über die Nordlehne des Berges, ein endloses Sackgag durch finsternes Dickicht, wird wohl von jedem als Tretnühle empfunden. Um so herrlicher ist der Lohn, der uns oben erwartet.

Wir betreten den Rauhen Ramm 900 m über dem Tal bei den letzten Wetterfichten, die den gerundeten Rücken hier nur auf der Schattenseite besetzen. Gegen Süden hin schweift der Blick frei über die weit ausgedehnten Vorhöhen des Berges, über den Schwarzfögel am Ende des Kamms, den *Regel des Jodlschopfs* und die abgeplattete „Burg“, und das ganze Hochtal von Mitterbach und Mariazell mit seinem lieblichen Mittelgebirge liegt aufgeschlossen vor uns. Deutlich sehen wir, zwei Meilen von hier, die Häusermasse von Mariazell, erkennen mit unbewaffnetem Auge die glitzernden Türme der Gnadenkirche und die großen Hotels, und ab und zu trägt der Wind dumpfes Blodengeläute an unser Ohr.

Über die nächsten Budel des Kammes blickt jetzt der genäherte Stfchergipfel herein. Noch eine sanft gewellte Stufe empor, und wir stehen im Bereiche der Zerben vor einem mächtigen Aufbau. Breit gebänderte, helle Felsen mit dunklen Latzterterrassen, die Ra u h e-R a m m-W ä n d e, ziehen sich links als unübersehbare Mauern die Halden entlang. Ein dürftiges Steiglein führt zu den Stfcherhöhlen am Fuß dieser Wände. Rechts reicht das dichte Zerbendach der Nordflanke hoch und steil am Vorbau hinan. Die deutliche Wegspur windet sich durch, gewinnt rasch an Höhe und tritt hinter einem Drahtzaun auf die Nordseite über. Hier ladet ein hoher Überhang, der bei Schlechtwettereinbruch willkommenen Schutz bietet, zur Rast ein.

Jetzt ragt der mächtige, glodenförmige Gipfel frei vor uns auf. Seine geschichtete Ostwand ist von tiefen Rinnen durchzogen und stürzt steil in die „P f a n n e“, das große Schuttflur zu unseren Füßen. Der wilde Kessel ist das Sammelbecken für die Hochwässer und Muren des Pfannbachs, des schlimmsten im ganzen Gebirge.

Am reinlichen Saum der Steinbänke geht es die üppigen Rasenbänder entlang. Aber uns liegt jetzt der erste Zaden des Rauhen Kamms, das breite, trapezförmige „H a u s“; der zweite, turmartige wird zur Hälfte erstiegen. Wir erklettern eine steile, rufschige Platte, die sicher einst gangbarer war, aber jetzt vom Erdreich entblößt ist. Loses Geröll auf dem glatten Gestein mahnt zur Vorsicht. Oben zieht der Pfad wie gebahnt auf sanft ansteigenden Zerbendändern dahin und führt unter den Zaden des dritten „Hauses“ in eine Scharte mit jähem Absturz nach der anderen Seite des Berges.

Hier befinden wir uns über dem „Geldloch“. Vor uns erhebt sich in einiger Entfernung ein hoher Gratausschmung als steil aufgerichtetes, rundliches Felshorn von so abweisender Gestalt, daß bei dem Anblick manchem Neuling das Herz in die Hose sinkt. Doch die Sache ist nicht so schlimm, wie sie aussieht. Beim Näherretren legt sich die Turmwand zurück und verwandelt sich, mit einem Geröllfeld beginnend, in steiles, gut gestuftes Geschröf, das schräg gegen die Südfanke des Hornes unschwer erklettert wird.

Die Südfanke des Turmes ist überaus lustig, denn unter uns wölbt sich ein Absturz so steil in die Tiefe, daß der Blick erst Hunderte von Metern darunter den Boden erreicht. Doch sind die Felsen hier gut gestuft und zu einer förmlichen Rampe geformt. Noch einige Schritte nach rechts, und wir stehen auf der Spitze des Turmes.

Das Gebilde steht ringsherum frei, denn das nächste Kammsstück senkt sich beträchtlich gegen den Berg, der jetzt als steile, grün durchsehte Pyramide riesengroß vor uns aufragt. Die anderen Seiten aber sind schwindelerregender Abgrund in fatten, dunklen Lönen, die sich in tausendfältiger Schattierung mit dem bunten Panorama vermischen, bis das entzückende Farbenspiel in blauschillernder Ferne verschwimmt.

Wir stehen rund 200 m unter der Spitze des Berges und blicken in alle Täler hinein. Wie ein ungeheurer Sidzadriß der Erde durchtrennt der Stfchercanion tief unten das Bergland auf Meilen im Umkreis. Wir erkennen den felsigen Spalt bereits hinter dem winzig erscheinenden Eichhorn, zählen alle die tiefen Kerben, mit denen die Seitengraben in die Hauptfurchung münden und verfolgen mit dem Blick jede einzelne Krümmung, bis der breite Schlund der Erlauf alles verschlingt. Die riesigen Stierwafschmanern mit ihren Steinfäulen verlaufen hinter dem Bild und bleiben verborgen, doch das Relief des gewaltigen Einsturzgrabens prägt sich jenseits der „Burg“ mit wuchtiger Deutlichkeit aus. Und weit draußen im Norden, jenseits des Kessels von Trübenbach mit den winzigen, weißblinkenden Häuschen sehen wir noch einen zackigen Riß, die Vorderen Lormäuer, durch die Platte der Voralpen hinausziehen.

Langsam steigen wir zur nächsten Scharte hinab. Der Grat wird schmal, der Fels hart und plattig. Vorsicht ist angezeigt, denn ein Ausgleiten wäre hier, wo es rechts und links wie über eine Mauer hinabgeht, gefährlich. Tief sind die Abstürze nicht,

denn der große Abgrund der Höhlenwand ist längst hinter uns und der Berg trotz seiner Steilheit von grünen Terrassen und Bändern durchzogen; aber es löst doch ein prickelndes Gefühl aus, wenn man am folgenden Gratstück wie an einer Hauswand entlang klettert, und nicht ungern ergreift der Zaghafte die Eisenkiste, die ihn auf die sichere Grathöhe bringt.

Jetzt legen sich weiche Humusbänder quer über den Grat, verdichten sich und überziehen das anschließende Steildach mit frischem Grün. Links vom letzten Grataufschwung führt die Wegspur in einen von höheren Wänden gebildeten Winkel hinauf. Steiler, fastiger Rasen bekleidet hier die Südflanke des Berges scheinbar bis zu den Schutthalden hinab. Es ist eine Täuschung, denn der Hang ist unten von zahlreichen Steinbänken durchzogen. Nun kommt das schwierigste Stück, eine Felsstufe im schroffen Rasendach. Die Griffe sind schwer zu erreichen und spärlich, die Tritte abschüssig und glatt, eine Versicherung fehlt. Über der Stelle geht es rasch und sicher auf die Gratkante hinauf und in lustiger, genußvoller Kletterei zur nahen Hochfläche des Berges.

Unterhalb Trübenbachs beginnt bald der prachtvolle Cañon der *Vordern Tormäuer*. Die entzückende Wanderung längs der Erlauf nach Rieberg dauert  $3\frac{1}{2}$  Stunden. Ungefähr ebenso lange brauchen wir, um, den Nordfuß des Ötchers entlang, nach Ladenhof zu gelangen. Dieser Weg aber lohnt nicht die Mühe, denn er führt fast immer durch Wald und ist wegen des Übersteigens zweier Sättel ziemlich beschwerlich.

Der erste Sattel ist die schon oben erwähnte Värenlade am Wege zum Rauhen Ramm. Drüben geht es an 200 m tief zum *Pfannbach* hinab und dann unter Umgehung des *Edebachkogels*, einer Rückfallkuppe des Berges, zum *Raneggfattel* empor. Vom Forsthaus Ranegg, wo wir die gewaltige Nordflanke des Ötchers in ihrer ganzen Größe erblicken, führt eine 4 km lange Fahrstraße nach Ladenhof. Hier ist die Landschaft freier, die Steilhänge des Berges weichen zurück und geben zwei kleinen, bewaldeten Vorkuppen Raum, dem *Brandkogel* bei Ranegg und dem höheren *Bergkogel* in der Fallinie des Gipfels. Zwischen beiden aber liegt eingebettet das freundliche *Wassertal*, das sich als steile Felsrinne zur Schneegrube fortsetzt. Bei den ersten Häusern von Ladenhof endlich mündet die feuchte Wiesenmulde des *Sulzbachs*, überragt von den waldigen Steilhängen unter dem Schutthaus, wo die düsteren *Bergmäuer* quer durch den Hang ziehen.

Der südliche Weg durch das Ötcherbeden, vom Spielbühl nach Mitterbach, ist nicht so lohnend wie der durch die Klammern, aber doch eigenartig und schön. Sein Hauptreiz besteht in der erhabenen Stille und Weltabgeschlossenheit der Landschaft, dem besonderen Merkmale des Ötcherbedens.

Unmittelbar hinter dem Spielbühler zweigt der blau bezeichnete Weg von dem andern nach rechts ab und wendet sich dem Bacheinschnitt zu. Drüben geht es auf die gleiche Höhe hinauf und dann um ein Eck in eine Bucht des Gebirges, wo sich ein Jägerhaus und die kleinen Gehöfte von *Hinterötcher* befinden. Unser Weg bleibt, den *Steinbach* übersehend, an der Außenseite der Bucht und muß nun die ungezählten Riegeln, die der Zug der Gemeindepfe gegen den Grund des Bedens herabschickt, übersteigen.

Der höchste der Querriegel, *Sommerriegel* genannt, zieht steil zur Kuppe des Großen Eichhorns herab, dessen Regel den Bedengrund an 100 m hoch überragt. Auf dem Sattel dahinter, oder besser noch, von der nahen Spitze des Hügels aus bietet sich ein umfassender Überblick über das Tal.

Der ganze Südhang des Ötchers, die *Sonnseite*, liegt aufgeschlossen vor uns. Wir blicken in die großen Gipfelfare hinein, erkennen die Lawinenrinnen und das Werk ihrer Zerstörung und erfassen das ganze, großartige Panorama der Ötcher-

gräben mit dem entzündenden Relief, das die Bergwässer im Lauf der Jahrtausende in die Hänge geschnitten haben. In den mittleren Lagen sind die Gräben noch breit, dann verengen sie sich zwischen rundlichen Kluppen, um ganz unten als düstere Felskluchten in den Großen Ötchergraben zu münden. Zum erstenmal sehen wir auch die mächtigste Seitenrippe des Ötchers, den Karriegel, in voller Größe vor uns. Er trennt das Große Kar vom Wagenritschkar mit der Großen Schütt und verbreitert sich zu einem dreieckigen Keil, der grünen Wurzelstein, in der Falllinie des Gipfels. Darunter ist der Hang von zwei Gräben durchfurcht, dem breiten Feichtelgraben zur Linken und den verästelten Schweigbachgraben rechts daneben.

Inzwischen hat sich auch die „Schattenseite“, wie die südliche Lehne des Befens genannt wird, zu beträchtlicher Höhe entwickelt. Steil über uns streicht auf der Kammhöhe der helle Dachsteinkalkstreifen der Breimäuer aus. Aus dem Kessel darunter fließt der Lambach, den wir soeben überschritten haben.

Nun steht die Gemeindealpe nahe vor uns. Von ihrer Spitze senkt sich zum Kleinen Eichhorn gegenüber der mächtige Windriegel herab, der mit dem Hauptkamm den Kessel des Brunnbodens einschließt. Aus dem stillen Tal rauscht ein Bächlein heraus und eilt zwischen den beiden Eichhornen der Hauptschlucht entgegen. Unweit davon und am Fuß unseres Hügels steht auf einer Waldwiese das Gasthaus Schöner mutterseelenallein.

Längs des Wassers führt dort ein rot bezeichneter Weg in die Ötcherklammen hinab, ein zweiter, mit der gleichen Bezeichnung, über den nahen Gaisriegel auf die Höhe der Brei und dann links über den Kamm auf die Gemeindealpe. Auf der schütter bewaldeten Brei, wo der Gaisriegel und der Sommerriegel entspringen, steht eine Halterhütte und unweit davon auch ein Jagdhaus.

Der blau bezeichneter Weg, den wir nun weiter verfolgen, führt über fünf weitere Gräben nach Mitterbach. Wir übersehen zunächst hinter dem „Schöner“ den vom Brunnboden kommenden Räumelbach gegen ein freies Ed des untersten Windriegels, wo wir den letzten ungehinderten Ausblick auf die wundervolle Landschaft genießen, und wandern dann im Bereiche des Schneckengrabens einem ansteigenden Wiesenstreifen entlang, um jenseits eines zweiten Sattels den tiefen Eingangsgraben zu queren. Im Pfarrergraben hinter dem dritten Riegel ist die Aussicht durch den Brattler versperrt, und lange Zeit geht es im Waldesdunkel dahin.

Auf der großen Wiese von Hinterhagen wird der Ötcher zum letztenmal frei, dann senkt sich der Weg zur Tiefe des Hagengrabens, durch den ein Steiglein aus dem Großen Ötchergraben heraufkommt. Bis zum Waldgut Vorderhagen müssen wir die frühere Höhe wieder gewinnen. Es ist der letzte Anstieg, dann geht es fast eben zur Station Erlausklaufe hinüber oder auf einer prächtigen Fahrstraße längs des Stausees nach Mitterbach.

Die Gemeindealpe, 1622 m, ist das Wahrzeichen von Mitterbach. Ihre prächtige Blodengestalt mit den schön geschweiften Hängen bleibt jedem Besucher des Erlaussees in Erinnerung, ihre ansehnliche Höhe und freie Stellung gegenüber den benachbarten Bergen läßt den typischen Ausichtsberg in ihr erkennen. Um mehr als 800 m überragt sie das hochgelegene Mitterbach, und der Anstieg dauert gut zweieinhalb Stunden.

Es ist kein Vergnügen, mit der heißen Vormittagssonne im Rücken die steilen Hänge des Berges hinaufzusteigen und dabei von der entzündenden Landschaft im blendenden Sonnendunst fast nichts als die Umrisse zu sehen. Auch sind bei der späten Ankunft auf dem Gipfel die Stunden der klarsten Luft meistens veräumt, und so hat denn der Österr. Gebirgsverein sein schmodes Terzerhaus auf der Spitze des Berges

erbaut. Man steigt jetzt am besten nachmittags die schattigen Osthänge hinauf, genießt das farbenprangende Bild der vom goldigen Abendlicht übergossenen Landschaft, und wenn man am nächsten Morgen, gut ausgeruht, vor die Hütte tritt, stehen die schneegeporenkelten Berge frischallklar und in entzückender Plastik vor uns. Mit unverbrauchten Kräften treten wir dann die lange Rammwanderung zum Ötcher an und sind voll aufnahmefähig für die intimen Schönheiten der wundervollen Landschaft, ohne den Genuß durch die Strapazen des Weges geschmälert zu sehen.

Der abgerundete Kegel der Gemeindealpe schiebt in zwei Drittel der Höhe eine fast ebene Schulter, das *Bodenbauerneck*, gegen Osten vor. Der steil abgestufte Vorbau setzt sich, mit dem *Rehsattel* beginnend, in einem Drittel seiner Höhe mit einem langen, niedrigen Rücken, dem *Franzlbauerknogel* gegen Mitterbach fort. Die beiden einander stützenden Schultern bezeichnen den günstigsten Weg. Er ersteigt den niedrigen Vorbau von vorne, begleitet seinen sanft ansteigenden Rücken an der rechten, nördlichen Lehne bis zum Rehsattel und klimmt dann den steilen Abfall der höheren Schulter im *Zickzack* hinan.

Während des Anstiegs entfaltet sich ein großartiger Ausblick auf die östlichen Vor-alpen und die niederösterreichisch-steirischen Grenzberge vom Wiener Schneeberg bis zum nahen Hochschwab, und der grüne Talleffel von Mariazell liegt wie auf einer Landkarte ausgebreitet vor uns. Der Charakter der Landschaft ist jetzt ein anderer geworden. Hier ist nichts mehr von der menschenleeren Wildnis des Ötchers zu sehen, die breiten Talgründe sind dicht mit Häuschen besetzt, und buntschneefige Fluren ziehen sich auch an den Hängen hinauf. Der interessanteste Punkt dieses lebensvollen Bildes ist Mariazell, das sich 6 km von hier auf einer Vorhöhe der Bürgeralpe erhebt.

Auf der höheren Schulter geht es unter prachtvollen Ausblicken fast eben dahin. Wir schreiten an der Iglerhütte vorbei, wo ein gelb bezeichneter Weg vom Erlaufsee heraufkommt, werfen ab und zu einen Blick nach rechts in die Tiefe des *Murbodens* und erreichen den Hauptkegel des Berges bei den letzten, buschigen Waldbäumen am Beginne der „*Wiesmahd*“, die sich, in der Höhe mit Serben bedeckt, immer steiler zum Gipfel hinaufzieht. Der weitere Weg führt über den letzten Wetterfichten schräg gegen den Südgrat und daran unter großartiger Aussicht im *Zickzack* empor.

Die Rundsicht von der Gemeindealpe gleicht der des Ötchers. Hier sind wir den Alpen noch näher, und sie erscheinen uns größer, dafür fehlt der fesselnde Blick gegen die Donau, weil ihn der Ötcher versperrt. Doch das Schönste, was uns die Gemeindealpe beschert, ist die Höhenwanderung zum Ötcher.

Sunächst geht es in kurzem *Zickzack* an der steilen Westflanke hinab auf den smaragdgrünen *Rührigel*, einen schmalen, beiderseits steil abfallenden Rücken mit schönen Tiefblicken und entzückender Fernsicht. Gegen den nächsten Gratausschmung, die *Brei*, ziehen von links aus der „*Grube*“ die dicken Bänke der „*Marmorwände*“ herauf. Oben zweigt bei einer Halterhütte rechts der Weg über den *Waisriegel* ab. Es verlohnt sich, hier ein Stückchen hinunterzusteigen, bis wir den Ötcher frei vor uns sehen und in die Tiefe des Brunnbodens blicken.

Jetzt senkt sich unser Weg zwischen schütter stehenden Bäumen über einen reizenden Almaboden mit Fernsicht gegen die *Brunnsleinalpe*. Doch die Hütten bleiben hinter einer Kuppe versteckt. Hier, in einer weiten Mulde, kommt aus dem Graben zur Linken ein Weg vom Erlaufsee und dem Erlaufursprung herauf, unser Pfad aber wendet sich rechts über eine schütter bewaldete Anhöhe und senkt sich sodann durch eine steinige Mulde gegen den Sattel des „*Eisernen Herrgott*“, wie ein einfaches Kreuzifix auf kahler Höhe genannt wird.

Jetzt schreiten wir auf dem Almweg rascher dahin. Vom *Schwarzkogel* überragt, zieht eine leichte Verschneidung in sanftem Gefälle zur Feldwiese hinunter. In



Stfchergipfel vom Beginn des Rauben Kammes



Am Großen Stfchergraben  
Auf dem Bild sind die Zerbenerflaven deutlich zu sehen





Stjchergebiet. Erlaufsee vom Südaufstieg auf die Gemeindealpe



Der Stjcher von der Brei (Süden)

der Ferne erblickten wir schon die Halterhütte der Alm, doch wir beeilen uns nicht, hinüberzukommen, denn das genussvolle Wandern über die entzündenden Matten könnte stundenlang währen, ohne an Reiz zu verlieren.

Bei der Hütte guckt über eine Einkerbung der Mulde der Kleine Stjcher herein. Dort führt der verbotene, in die Felsen gesprengte Steig durch die „K l a m m“ nach Hinterötscher hinab. Unser Weg aber senkt sich noch einige Zeit in der bisherigen Richtung, dann biegt er nach rechts ein, in den finsternen Wald, der die Feldwiese begleitet. Geradeaus aber zieht ein rot bezeichneter Pfad gegen Taschelbach.

Jetzt ist es mit der schönen Fernsicht ziemlich zu Ende, aber der prachtvolle Fichtenwald, den wir nunmehr durchschreiten, entschädigt uns reichlich. Aus der breiten Hochfläche der „Feldwies“ ist ein schmaler Rücken geworden, über den sich die Ruppen des Sä g e r b e r g s und des M i t t e r e d f o g e l s erheben. Sie werden nach links umgangen, wobei wir die dazwischen liegenden Scharfen berühren.

An der Rußenseite des Mitteredkogels blicken wir über die tiefen Waldgräben des W i n k e l b a c h s und des k l e i n e n S t j c h e r b a c h s gegen die Langau und die felsigen Vorhöhen des Dürrensteins.

In der dritten Scharte, der tiefsten, haben wir den Kleinen Stjcher erreicht, und nun geht es an seiner Lehne rechts zur Riffel hinüber. Dabei werden die dolomitischen Zacken der D i r n d l m ä u e r im Anstieg umgangen, ein etwas mühsames Stück, das uns durch einen umfassenden Blick auf das Stjcherbeden belohnt.

Auf diesem viel begangenen Touristenweg bekamen wir die eigentliche F e l d w i e s e nur aus der Ferne zu sehen, und bloß ab und zu schimmerte ihr Licht von links her in das Waldesdunkel herein. Die üppige Grasfläche bedeckt die 1000 m lange tiefste Mulde des Hochlandes, über das wir herabstiegen, und wenn wir sie ganz überblicken wollen, müssen wir den roten Farbstrichen gegen Taschelbach folgen. Aus der Ferne gesehen, nahm sich die Wiese reizvoller aus. Sie erinnert an die Bodenwiese des Wiener Schneebergs. Der Weg berührt sie bloß an ihrer vordersten Bucht, wendet sich links, gegen Süden, und zieht, sanft ansteigend, durch einen moorigen finsternen Wald.

Mit dem Sattel zwischen B u r g r i e g e l und W e i ß l ist die Höhe erreicht. Jetzt scheint es endgültig in die Tiefe zu gehen, da erhellt sich das Waldesdunkel noch einmal, und wir treten auf eine wundervolle Wiese hinaus, die schönste ihrer Art im ganzen Gebirge. Wie sie so als enge, feierlich stille Gasse zwischen turmhohen Fichtenwänden im Bogen hinauszieht, gleicht sie in ihrer stolzen Erscheinung einer Wiese des Märchenwalds mit Gnomenpfad und Elfenreigen. Ein poesievolleres Plätzchen als die W e i ß l w i e s e ist in diesem Gebirge kaum mehr zu finden.

Ein sanfter, passender Ausklang des stimmungsvollen Gemäldes ist der Niederstieg durch den lieblichen W e i ß l g r a b e n zur Mulde von Taschelbach. Da erblicken wir ein freundliches, offenes Bergland, flache Waldhügel, die zwischen den zurückweichenden Ketten des Hochgebirgs in breiten Wogen hinausziehen. Es ist das ein Erdenfleck, so weit ab von dem Getriebe der Welt, daß sich hier ein Urwald bis heute erhalten hat.



# Rühne Fahrten in den Zillertaler Alpen

Von Willy Mayr †, Innsbruck

## 1. Grundschartner (Ahornkamm), 3066 m

Erste Besteigung über die Nordkante am 10. Juni 1928

Einsam sind die Berge des Ahornkammes. Einsam, wild und schön. Stille Hochlaren träumen dort unter gewaltigen Wänden, steile zerschründete Gletscher sind von zerhackten Graten umrahmt. An den Steilflanken zwischen tiefen, schattigen Schluchten, welche die schäumenden Bergwasser mit wildem Getöse erfüllen, führen durch prächtigen Hochwald die Pfade der Alpler hinauf zu den grünen Almten unter den Südkaren. Selten kommen Bergsteiger dorthin und die wenigen, die kommen, es sind solche, die die Einsamkeit suchen oder großes Erleben auf schwierigen Wegen.

Beides suchte ich, als ich das erstmal und allein zu diesen Bergen zog. Beides fand ich; kam ich doch zu einem Berg, der in diesem Kamm formenschöner und mächtiger Gipfel stolzer und herrlicher ist als alle: zum Grundschartner. Kühn und massig, mit feingeschwungenen Graten und eisumgürteten, wuchtigen Plattenwänden steht er über dem romantischen Bodental, dem er und die gotisch-islante Felszinne des Mugler einen ernstern und einzigartig schönen Abschluß verleihen.

Mein erster Besuch des Ahornkammes galt einer Erkundung. Durch das steile und zerklüftete Bodentalees fand ich als Erster einen Anstieg zum noch unbetretenen Nordwestgrat des Grundschartners. Ich erreichte im Grat eine kleine Scharte, gerade unterhalb einer riesigen, ungemein steilen Plattenkante. Es war mir nicht vergönnt gewesen, den Grat bis zum Gipfel zu verfolgen. Nicht die Schwierigkeiten der Felsen, sondern die späte Tagesstunde zwang mich zu raschem Abstieg. Diesen ertrugte ich mit sehr schwieriger Kletterei und mehrmaligem Abseilen über die Südwestabstürze. Vom Maderedlfar lief ich dann eilig talwärts. (Acht Tage später haben die Herren Dr. Felix Gaisböck †, Hubert Lauer, Dr. Alfred Pensch und Dr. Oskar Schmidegg — ohne von meiner Fahrt zu wissen — meinen Eisanstieg wiederholt und den Grat erstmals bis zum Gipfel überklettert.)

Ward mir damals auch kein Gipfelglück zuteil, eines fand ich: großes Erleben und verlassene, unberührte Berge, an denen noch manch abweisende Wand, manch keder Grat zu erobern war.

Vor allem hat mich ein Problem ganz besonders begeistert. Die aus dem Bodentalees stolz aufsteigende Nordkante des Grundschartners, welche zwischen zwei furchtbaren Plattenfluchten in majestätischem Schwung gerade zum Gipfel zieht.

Ein Jahr später kam ich mit zwei Klubbrüdern wieder ins Bodental. Unser Ziel war des Grundschartners gewaltige Nordkante. Aber wie mir schon so oft das Wetter einen Streich spielte bei einer neuen Unternehmung, so auch damals. Nebel und Regen verwehrten uns sogar einen Versuch.

Meine Freunde haben im gleichen Sommer noch einen Angriff auf die Nordkante gemacht. Allein der große Überhang im untersten Teile höhnte ihrer Werbung. Auch andere gewandte Kletterer haben die Kante vergeblich versucht. Das Problem schien unlösbar.

Wieder wurde es Frühling in den Bergen und der Reigen der Kletterfahrten begann. In sonnigen Südwänden hatte ich mir schon gute Verfassung erworben, da kam Klubbruder Pinamonti — der schon einmal zornersfüllt an dem großen Überhang der Grundschartner-Nordkante umgekehrt war — zu mir und beschwor mich, ich solle mit ihm die Nordkante doch noch versuchen, er glaube fest an den Erfolg. Zweifelnd gab ich seinem Drängen nach und am 9. Juni 1928, an einem Samstagabend, wanderten wir zu dritt, Aschenbrenner — mein jüngster Seilgefährte —, Pinamonti und ich hinein nach Häusling im Zillergrund. Aschenbrenner, der unseren Berg noch nicht kannte, sah dem nächsten Morgen fast gleichgültig entgegen; ich war ein wenig erregt, Pinamonti fieberte geradezu und erzählte immer wieder, wie der Überhang anzupaden und zu überlisten sei.

Am 3 Uhr 30 Min. morgens verließen wir Häusling. Hinter dem Kirchlein führte uns ein schmaler Steg über den brausenden Ziller und von seinem (flußwärts) linken Ufer schritten wir durch taunasse, herrliche Wiesen zum Eingang der Schlucht, durch welche der Bodenbach weißgischend und donnernd herabfällt. Unter einem klaren Himmel stiegen wir rüstig bergan. Es ist ein Aufstieg ähnlich den vielen anderen, die von den tiefeingeschnittenen Trogtälern dieses Gebirges hinaufführen in die Kare. Zuerst geht's noch in der weiten Klamm empor und, sobald die Felswände enger zusammenrücken, nach links hinaus auf einen bewaldeten Felsporn, über den das oft mit künstlichen Leitern und ausgeprengten Stufen mühsam gebaute Steiglein in kleinen steilen Rehren hinanzieht zu den Hochlegern.

Durch dämmerigen steilen Hochwald zogen wir hinauf und fogen in tiefem Atemholen die würzige kalte Morgenluft ein. Leise begann es zu tagen und mit der Helle wuchs das Trillern und Loden der jubilierenden kleinen Sänger im Tann. Auch wir grühten freudig das Licht.

Geringer wird des Weges Steilheit, bald muß das Bodental sich öffnen. Schon blinkt ein rosiges Leuchten durch das Gezweig. Nun eilt, Kameraden, eilt, daß wir unseren Berg erschauen, solange er noch brennt in wabernden Feuer der ersten Sonne! Der letzte Hang, von einzelnen dunklen Birben und hellen Lärchen bestanden, ist hinter uns. Vor uns liegt das Tal. Grüne Hänge säumen es ein, von leuchtenden Alpenrosenbüschen überwuchert. Im Grunde ein silberner Bach. Blaue Schatten dämpfen noch die frischen Farben. Doch in den Felsen des Grundschartners und Muglers, die sich im hintersten Talgrund über weißschimmernden Schneefeldern in den tiefblauen Himmel heben, fadelt das Morgenlicht. In erhabener Ruhe steht unser Berg, ergreifend schön. Scharf zieht seine Nordkante in gerader Linie zwischen Licht und Schatten gipfelwärts.

Auch Peter stimmt nun kräftig mit ein in meine und Pinamontis Begeisterung. Leichtes Schrittes streben wir zum Talschluß. Dort halten wir vor mächtigen Lawinenresten bei einem einladenden Stein kurze Rast. Nachdem wir noch unsere Rudfäden um die uns entbehrlich scheinenden Sachen erleichtert haben, steigen wir über alten, knolligen Lawinenschnee hinan zu einer Rinne und durch diese empor zu einem begrünten Moränenrücken. Nicht lange erfreuen wir uns des aperen Bodens, bald müssen wir durch weichen Schnee mühsam aufwärts stapfen. Doch murrst keiner ob des anstrengenden Steigens, denn wir kennen nur einen Wunsch: möglichst schnell die Felsen der Nordkante zu erreichen. Von einer Schneemulde unter der Felsrippe welche mit der Nordwestwand des Berges das Bodentarkees einschließt, queren wir zum Gletscher hinüber. Aber eine eisige Steilflanke, die ohne Pickel und Eisen sehr heikel zu überlisten ist, gewinnen wir die Reeszunge und, diese nach links überschreitend, die letzten im Eise untertauchenden Felsen der Nordkante. Hier ruhen wir noch ein wenig aus vom langen Anstieg; haben wir von Häusling doch schon 1300 Höhenmeter überwunden.

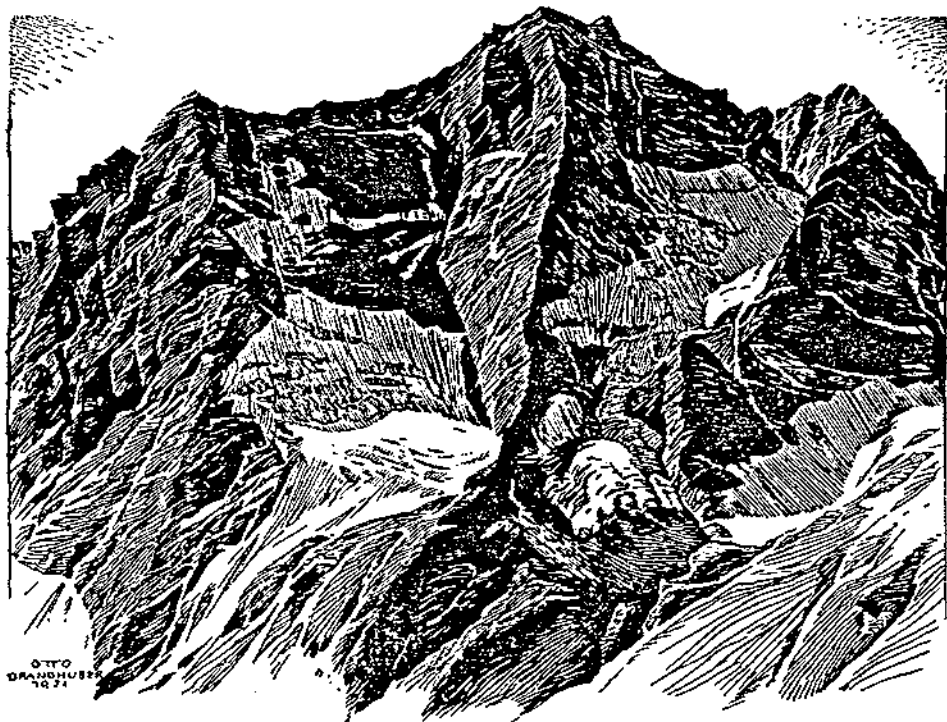
Während wir mit einem zweiten Frühstück in profaner Weise unsere Erregung zu verbergen suchten und uns ein wenig stärken für die voraussichtlich sehr lange Kletterei, tasten unsere Blide sorgsam prüfend die Kante auf und ab. Nach einem sanft ansteigenden, dornigen Gratstück ragt als erstes großes Hindernis eine überhängende Nase auf. Dort sind die bisherigen Versuche gescheitert. Darüber verheißt die immer steiler aufgeredete und schärfer ausgeprägte Kante äußersten Widerstand. Besonders der letzte, unheimlich glatte Auffschwung erfüllt uns mit Bangen.

Nicht lange halten wir es aus auf unserem sonnigen Kaspflächchen. Die Unruhe und Neugierde des Pfsuchers hat uns befallen. Schon möchten wir drohen stehen in den steilen Felsen, möchten Gewißheit haben, ob wir fähig seien, den stolzen Pfad zu gehen, den unser Geist sich erwählt.

Um 7 Uhr 45 Min. werfen wir unsere Säde über und klimmen den ersten, zackigen Grat hinan. Ich bin ein Stück vorgeeilt, begierig, den großen Überhang bald in der Nähe betrachten zu können. In herrlichem Frohgefühl turne ich von Zaden zu Zaden. Dann hält mich ein überhängender Steilabsturz auf. Nun muß ich warten, bis meine Kameraden mit dem Seil nachkommen. Wie ich gefürchtet, fehlt Pinamonti, der in diesem Jahre noch nie geklettert war, die für eine so große und unbekannte Fahrt unerläßliche Form. Besorgt denke ich an die zu erwartenden Schwierigkeiten. Endlich sind die Freunde bei mir. Wir seilen uns hinab in die kleine Scharte. Auf schmaler Schneide richten wir dort die Seile zurecht und wechseln die Schuhe mit den Pat-schen. Da eröffnet uns Pinamonti, daß er auf die Fahrt verzichten will. „Er sehe ein, daß zwei aufeinander abgestimmte Seilgefährten weit erfolgreicher seien, als eine langsamere Dreier-Seilschaft.“ Nur ungern billigen wir seinen vornehmen Entschluß. Wissen wir doch, daß das Wünschen zur Bezwingung der Nordkante in seiner Seele am tiefsten verankert ist. In der schlichten Art, mit der er sich in den herben Verzicht ergeben hat, ist wahrhafte Größe gewesen.

Wir sichern unseren Freund hinab zum Gletscher. Da fällt uns auch ein, daß die Schuhe eigentlich sehr schwer sind und so gar nicht in unsere kleinen Kletterrucksäcke passen. In raschem Entschluß binden wir sie zusammen und werfen sie auf das Rees hinunter, wo sie Freund Pinamonti in Empfang nimmt.

Aller Hemmnisse sind wir nun ledig. Nun rasch heran an den Fels! Über steile, griffarme Platten klettere ich an. Immer glatter wird der Fels, immer schwieriger. Eine rißartige Verschneidung bewältige ich pustend, schlage mühsam einen Sicherungshaken und erreiche über ein widerspenstiges Wandl endlich eine große, bergwärts geneigte Platte, gerade unter dem gefürchteten Überhang. Schnell und leicht klimmt Peter nach und tastet über eine stark geneigte, moosige und nasse Platte schmiegsam an den Überhang heran. Ich habe mich auf den Rücken gelegt und beobachte gespannt seinen aufregenden und zähen Kampf mit der ungemein glatten und abdrängenden Wand. In den unwahrscheinlichsten Stellungen klebt Peter am Fels, wechselt auf kaum sichtbaren, winzigen Leistschen den Stand und vollbringt sogar das Wunderbare, hier noch einige Haken zu schlagen. Nach seinen knappen Rufen muß ich das Seil bald einziehen, bald nachlassen. Jede Bewegung des Freundes fühle ich mit, erleide mit ihm alle Schwierigkeiten und jauchze, wenn er wieder einen Schritt gewonnen hat. Und ich presse das Seil mit den Fäusten, als könnte ich dadurch dem Freund neue Kräfte leihen. Vier Haken stecken schon in der Wand. In verwirrendem Sackad läuft das Seil durch die Karabiner. Fast scheint es unmöglich, diesen Überhang zu bezwingen. Doch Peters hervorragendem Können und seiner beispiellosen Seiltechnik muß sich auch dieser Fels ergeben. „Einziehen!“ ruft der Gefährte, spreizt mit dem rechten Bein hoch hinaus auf einen kleinen Tritt, dann „Loslassen!“, ein blitzschnelles Strecken, er fängt einen hohen Griff und ein besserer Stand ist erreicht. Zwischen einer losgeprengten Platte und der überhängenden Wand stemmt nun Peter hinauf und



Grundschartner (Nordkante in der Mitte sichtbar)

schwimmt sich leuchtend und mit letzter Kraft über die Kante des Überhanges. „Heil dir! das hast du fein gemacht“, rufe ich in närrischer Freude. Auch Dinamonti, der vom Gletscher aus zugehört, jubelt und schreit: „Jetzt habt ihr gewonnen!“

Mein Raden ist schon ganz steif geworden vom langen Aufwärtsschauen und nach mein Gewand von den über den Überhang herabfallenden Wassertropfen. Froh bin ich, mich endlich wieder bewegen zu können. Peters Rucksack schwebt am Seil hinauf. Dann darf ich nachfolgen. Da ich selbst an winzigen Griffen und Tritten am Fels klebe, kann ich erst ermessen, wie ungemein schwierig diese Stelle ist. Es gelingt mir, zwei Haken zu entfernen, die anderen sollen unseren Nachfolgern helfen. (Bisher wurde die Nordkante nicht wiederholt.) Mit äußerster Anspannung des ganzen Körpers klettere ich vorsichtig und langsam empor. Endlich kann ich mich mit müden Armen und hämmernden Pussen über die Kante ziehen, wo mich auf einer geräumigen, tischartigen Plattform mein sichernder Gefährte mit leuchtenden Augen grüßt. Seine prachtvolle Leistung danke ich ihm mit herzlichem Handschlag.

Steil zieht die Kante weiter. In übermütigem Sturmloch geht's hinan, nach jeder Seillänge (40 m) wechseln wir den Vortritt. Immer spannend und aufregend ist das Klettern, gleichmäßig schwierig und doch ewig neu der herrlich feste Granit. Stolz und schön ist es, aufwärts zu klettern an steiler, schmaler Kante, wenn du unverzagt zu beiden Seiten in tiefe Abgründe blicken kannst, der eignen Sicherheit und Kraft dir wohl bewußt.

„Seil aus!“ Ich halte inne im hastigen Steigen und erstaunt schaue ich auf eine ganz glatte, unmittelbar vor mir aufspringende Riesenplatte, die als Dach über den links-

seitigen Abgrund hinaushängt. Hier hätte mich mein Freund gar nicht zum Halten mahnen müssen, denn diese furchtbar glatte, etwa 12 m hohe, ungemein steile Platte verwehrt mir unerbittlich den weiteren Anstieg. Doch lasse ich mich nicht so schnell einschüchtern. Von sicherem Stand hole ich das Seil ein. Flüssig und elegant klettert Peter zu mir herauf. Dann finnen wir beide nach einer List, dieses Hindernis umgehen zu können. Rechts ist es unmöglich; haltlose Wände stürzen hinab zum Gletscher. Schon ist Peter um die linke Ecke verschwunden. Sorgsam sichernd gebe ich das Seil aus. Kurze, harte Hammerschläge wecken ein gellendes Echo in den Wänden, dann dringt es schwer verständlich durch das Pfeifen des Sturmes: „Seil einziehen und ganz langsam nachgeben!“ Atembeklemmende Stille wieder um mich, nur der Wind singt und winselt in den Felsen. Nur zentimeterweise läuft das Seil durch meine Hände. Plötzlich ein starkes Schlenkern und bald darauf zu meinen Häupten der aufmunternde Ruf: „Nach!“ Behutjam taste ich um die Kante. Nach einigen sehr ausgefetzten und heiklen Schritten unter dem vorpringenden Dach hält die rechte Hand den letzten Griff; ganz zusammengeduckt spreize ich hinab auf eine vollkommen glatte und sehr steile Platte, die in einem stumpfen Winkel mit der darüber aufragenden Platte zusammensößt. Gleich ober dem Knick der vorgewölbten oberen Platte steckt Peters Haken zum Ausgleich des Körpergewichts. Diesen Haken soll ich nun heraus schlagen. Eine ganz unmögliche Sache. Schräg von mir weg läuft das Seil nach links um eine Ecke und jenseits hinauf zur Schneide. Bis zur Ecke aber fehlt Griff und Tritt. Ohne die ausgleichende Stütze des Hakens würde ich bei Fortsetzung des äußerst schwierigen Querganges todsicher in einem großen Bogen durch die Wand pendeln. So ziehe ich es vor, zu meiner früheren Ranzel auf der Kante zurückzukehren und mit Seilhilfe gerade über den Plattenaufschwung nachzufolgen. Ich versuche noch, den Eisnagel zu retten, aber schon nach einigen Hammerschlägen hat er sich so unglücklich verbogen, daß ich ihn nicht mehr herausbekomme. Schwer ist es im Heulen des Sturmes, dem Gefährten meine Absicht hinaufzuschreien. Endlich nach einigem Hin und Her hat er verstanden und gibt das Seil nach. Von meinem früheren Standplatz hangle ich mich dann am straffgezogenen Seil empor. Gott sei Dank, das ist geschafft.

Sich steilt die schmale Kante auf. Schnee und Eis bedecken die glatten, griffarmen Platten. Immer eindrucksvoller und wilder erscheinen die beiden furchtbaren Wände links und rechts unseres kühn aufsteigenden Kletterpfades. Kleine Eiskleden, die in unwahrscheinlicher Reigung auf dem glatten Fels kleben, erhöhen noch den unbeschreiblichen Ernst dieser abweisenden Abstürze. Erdrückende Einsamkeit ist um uns, die wir ganz allein sind in dieser grauenvollen und starren Welt von erbarmenloser Härte, die uns sagt, „daß Kraft die Lösung des Lebens ist“.

Düstere Wolken, losgerissen von der über dem Zentralkamm wuchsenden Föhnmauer, rasen knapp über den Bergspitzen nach Norden, zerreißen in kleine Fetzen, die sich weit draußen im Vorland wieder sammeln zu einem unheimlichen und drohenden Wollenheer.

Während ich wieder aufwärts klettere an vereister, steiler Felschneide, fällt mich der Sturm oft tödlich von der Seite an und droht, mich vom Grate zu schleudern. Gefährlich und erschreckend sind solche Augenblicke, und ich fühle das brausende Pochen des Blutes in den Adern. Rastlos klimmen wir Seillänge um Seillänge an dem glatten Granit der Kante höher. Sicherung gewährt der treue Stahl. Fast jeder Meter muß schwierig erobert werden und wird uns zum innersten Erlebnis. Verwirrend wäre es und wohl unmöglich, dies alles zu schildern.

Wieder zwingt uns ein ganz glatter Aufschwung, die Kante zu verlassen. Einige Meter darunter quere ich an ihrer rechten Seite in moosigem Fels etwa 30 m aufwärts und gewinne von neuem den steilen glatten Firsi. Unermüdllich streben wir gipfelwärts. Ausgedörrt sind wir von Wind und Sonne, und die schmalen, vor Anstrengung eingefallenen und kantigen Gesichtserbrennen.

Immer steiler reden sich die Platten auf, immer neue Hindernisse stellt uns der Berg entgegen. Eine überhangende Nase umschleichen wir auf einer eigenartigen Rampe in der schauerlichen Steilwand zur Linken. Dann klimmen wir wieder zwischen Abgrund und Abgrund. Es ist ein heißes und erbittertes Ringen um den Sieg. Tief unter uns gähnen die Klüfte des Bodentarteeses, über dessen gleißenden Firn die Schatten der Wolken eilen. Von unserem Freunde sehen wir schon lange nichts mehr. Vielleicht ist er talwärts gezogen, müde des langen Wartens.

Die Tiefe wächst. Freier wird es um uns, schon schauen wir über die nachbarlichen Berge in die Weite. Nicht mehr ferne ist auch unser Gipfel. Endlich haben wir den letzten, furchtbar steilen und haltlosen Aufschwung erreicht, der nach etwa 60 m im Gipfelgrate sich verliert. Acht Stunden sind wir ohne Unterlaß geklettert in schwierigstem Fels. Und nun, kurz vor dem Ziele setzt sich der Berg noch einmal ehrlich und kraftvoll zur Wehr. Unheimlich glatt und fugenlos aneinandergereiht türmen sich die hellen Granitplatten. Keine Hoffnung geben sie unseren bange forschenden Augen. Darum Hand angelegt an den Fels, wir müssen empor! Sind die Arme auch müde, die Finger wund, es sichts uns nicht an, denn wir wollen den Sieg. Heil, brause nur Sturm, du wilder und troziger, eine gewaltige Kampfmusik; heut lieb ich dich, fühl' mich als Seil von dir!

Heraus mit den letzten Kräften, es gilt den Gipfel!

Die ganzen Sohlen angepreßt, schleiche ich schmiegsam hinan, kralle die Finger in kleinste Ritzen und ziehe mich Meter für Meter aufwärts. Doch glatter und steiler werden die Platten, feltener die engen, kaum zentimeterbreiten Ritzen. Singend fährt ein Haken in den Fels. Kaum eingeschlagen, muß ich mich schon daran halten. Noch ein verzweifelter Versuch, höher zu kommen, umsonst! Geschlagen muß ich zurück zum Gefährten, der sichernd bei einem Haken steht. Was jetzt? — Zurück können wir heute unmöglich, dazu haben wir zu wenig Seil und Haken zum Abseilen. Eine Beiwacht bei dem Sturm, der in der Nacht wahrscheinlich Regen bringt, ohne Schutz, ohne warme Kleidung der Kälte preisgegeben, welch frostiger und unheimlicher Gedanke. Wir müssen den Gipfel erobern, müssen es in der Nordwestwand versuchen.

Ein abshüssiges, morsches Band führt hinaus. Naßglatt schießen darunter schauerliche weitvorgebauchte Wände hinab zum Gletscher. Schmelzwasser, das von den Wächten des Gipfelgrates rinnt, springt in kleinen Wasserfällen über die schwarzen Überhänge zur Tiefe. Hoffnungslos glatt bäumt sich auch hier der Fels auf. Wie eine unheimliche Sphinx erscheint mir die Gipfelwand. Ich habe das Gefühl, als würde sie alle grausam in die Tiefe stoßen, die auf ihr Loden gläubig vertrauend sich nähern. Mit würgenden Geierkrallen faßt dieser fürchterliche Gedanke meine Seele. (Wie mir später mein Freund verriet, litt auch er an dieser Stelle an einer ähnlichen Gemütsstimmung.)

In vermittertem Fels habe ich einen Haken geschlagen und sichere Peter bei seinem Quergang in die Wand. Nur schlecht hält das Eisen, ein Sturz des Kameraden wäre auch mein Verderben. Endlich ist das Seil aus, Peter hat mit dem treuen Stahl die Sicherung hergestellt. Leicht reiße ich meine heraus und folge nach. Bei auffallend hellen, weißgeschuerten Platten, über die ein kleiner Wasserfall herabrauscht, klettert Peter an. Welch köstliche Labung ist das herabsprudelnde Wasser unseren trodenen, verdörrten Kehlen. Gierig pressen wir den Mund an den Stein und saugen in durstigen Zügen. Dann ringt sich Peter durch den Wassersturz an senkrechter Wand empor. Wieder klingt der Hammer und ein Haken sitzt. Nun folgt die Querung links aufwärts über glatte Platten. Als mein Freund über der Steilwand verschwunden und mit freudig erregter Stimme mich zum Nachklettern auffordert, löst sich meine Nervenanspannung in hellen Jubel. Froh werfe ich Peters Rucksack über meinen eigenen, schlage den Eisenstift heraus und tauche hinein in den Wasserfall. Leichter als ich ge-



dacht, überwinde ich die nasse Wand. Bald habe ich den obersten Haken erreicht. Er wird dem Berg gelassen. Nur den Karabiner hänge ich aus. Dann stehe ich klopfenden Herzens im Quergang. Eindringlich habe ich den Gefährten ermahnt, das Seil nur einzuziehen, wenn ich es verlange, da ein einziger unbedachter Zug mich schräg links von den Felsen risse. Die nassen Patschensohlen saugen sich an den Fels, die wunden Fingerspitzen geben das Letzte. Ich hab's geschafft; ruhig und sicher. Das erfüllt mich mit ordentlichem Stolz. Über loses Blockwerk stürme ich zum Gefährten empor. Kaum eine Seillänge leichter Fels trennt uns noch von der überwältigten Gipfelschneide.

Wenig später reichen wir uns beim mächtigen Steinmann erst die Hände. Eine junge Freundschaft, welche aufsproß in den Bergen, wird zum innigen Bunde. Stolz blickt Peter gegen Süden, wo der gewaltige Löffler sich in die grauen Wolken reckt. Seine harten Züge adelt das schöne Lächeln des Siegers und in seinen dunkelumschatteten Augen glimmt ein heimliches Feuer, wie der Widerschein des reinen Höhenlichts.

Ungetrübte Freude, ein Glücksgefühl, wie es vielleicht nur der Künstler empfinden mag, wenn er ein neues Werk geschaffen, ist der Lohn unserer vielstündigen Mühen. Keine Bergfahrt auf bekanntem Wege kann solches Glück schenken. Aber es ist nicht allein der Stolz und die erhebende Befriedigung, einen kühn entworfenen neuen Weg mit allen Zweifelsqualen des Pfadsuchers in hartem Ringen erobert zu haben, was unsere Herzen in solchen Feierstunden erfüllt, sondern auch das Bewußtsein, anderen einen Weg weisen zu können zu Schönheit und Lebensfreude.

Wunschlos und zufrieden mit uns selbst lauschen wir den Stimmen der Berge. Des Abends leuchte gedämpfte Farben huschen über weite Schneefelder und da und dort auf einem festen Felszahn steckt die sinkende Sonne noch eine Fackel an. Drohend fürmt sich hinter dem Hauptkamm die riesige Föhnmauer. Vergrämt zieht die Sonne hinab. Ihr lehtes goldenes Leuchten im Westen ertrinkt im Grau.

Wir müssen scheiden. Der schneidige Nordwestgrat führt uns hinab. Über den berühmtesten, senkrechten Plattenabsturz wird abgeseilt. Von der kleinen Scharte, die ich einst erstmals über den Gletscher gewann, zeigt sich zum Abschied die bezwungene Nordkante noch in ihrer wildesten Schönheit. Fast scheint es uns ein Traum, diese kühn aufzudende Kante erklettert zu haben.

Aufatmend springen wir um 7 Uhr 30 Min. aus den Felsen und laufen in großen Sprüngen eine kleine Blockhalbe hinab in die Scharte zwischen Grundschartner und Mugler. Zerrissen und zerfetzt sind die Kletterschuhe, die Hände wund. Jede Berührung mit dem rauhen Fels ist zum Schlusse eine Qual gewesen.

Über steile Schneefelder stapfen wir talwärts. Tief, oft bis zu den Hüften sinken wir durch eine Harschdecke in den weichen ermüdenden Schnee. Nach einem Sturm Lauf über die Moräne und alte Lawinen haben wir endlich um 9 Uhr abends den Talschluf erreicht. Bei unserem Frühstückstein finden wir glücklich unsere Schuhe und einen Zettel Pinamontis, worauf er uns mitteilt, daß er in Häusling uns erwarte.

In tiefer Nacht stolpern wir mit den Laternen talaus und über die letzte Steilstufe hinunter nach Häusling. Groß ist die Freude unseres Klubbruders, als er uns heil und siegesfroh-kommen sieht, nachdem er viele Stunden in banger, nagender Sorge gewartet.

Der Weg nach Mahrhofen ist ein mildes Dahintorkeln. Ein kühles Freilager am Bahnhof der Luisklang. Der erste Frühzug bringt uns wieder zurück in den Alltag, in die Werkstatt und zum Schreibtisch.

## 2. Keilbachspitze

Erste Winterersteigung und Überschreitung am 31. März 1929

Es gibt Berge, die wir in frühesten Jugend in den Kreis unserer Gedanken einbezogen, deren Bild uns viele, viele Jahre begleitet und von denen wir fast mit Sicher-



Stoiten-  
Felsgange

Stoiten-  
tal  
Großer und Kleiner Mörchner, Mörchnerseid und Zeldkopf (Zigmondspitze)



Thurnerkamp, Großer und Kleiner Mößele



Stangenspitze, Grüne Wand, Stilluppfes, im Hintergrund die Rieserferner

heit sagen können, daß wir sie einmal ersteigen werden, weil — ja weil wir dies fühlen, da wir eine stille Sehnsucht danach haben. Und doch eilen wir nicht, solchen Bergen näher zu kommen. Warum auch? — Wir wissen ja, daß unser Wunsch Wirklichkeit werden wird, wenn wir es nur wollen.

Die Keilbachspitze galt mir als solcher Berg. Mit ehrfurchtsvoll staunenden Rinderaugen habe ich zu ihm aufgeblid, habe als Jüngling, da ich Bergsteiger wurde, den Gletscher zu seinen Füßen vom Bruneder Schloßberg aus mit dem Fernglas nach Spalten abgesehen, und ich kann mir meine schöne Vaterstadt an der Kieng nicht denken ohne den herrlichen Ausblick auf das romantische burgenreiche Tauferertal mit den eisumgürteten Gipfeln des Löfflers und der Keilbachspitze als Abschluß.

Ich liebte den Berg, denn er gehörte zum Bilde der Heimat. Ich glaubte ihn zu kennen wie einen lieben Freund und doch hatte er für mich viel Verborgenes. Schon als Knabe fühlte ich, daß ich einst auf seinem Gipfel stehen würde und doch vergingen Jahre, ohne daß dies geschehen wäre. Und je älter ich wurde, um so klarer wußte ich, daß das einstige Gipfelerlebnis ein frischkräftiges sein müsse, sollte es nicht den Traum der Jugend zerstören. Vielleicht zögerte ich auch deshalb so lange, mir dieses Erlebnis zu holen. Denn anders denkt der Jüngling als der Mann, und andere Aufgaben müssen beide sich suchen, um darin Befriedigung zu finden.

Drei sonnedurchglühte Bergtage sind vorüber. Abschiednehmend stehe ich mit meinen vier Freunden vor der kleinen Kaffeler Hütte in der Stillupp. Einer nach dem andern schaut in die Runde — ein letzter verzweifelter Versuch, all die Schönheit zu halten —, stößt dann mit den Stöcken ab und faust zu Tal. Mit ihnen zieht das Glück dreier Tage, unvergeßlich allen durch ihre strahlende Schönheit, durch das reiche Erleben, das sie uns geschenkt, und die treue Kameradschaft, die sie noch inniger geknüpft. Ja einzig sind diese Tage gewesen, zum Beten schön! Jeden Morgen der gleiche sonnenklare Blauhimmel, jeden Abend derselbe Zauber, wenn die Sonne schied. Tagsüber Kampf und Erleben auf Bergen, die im Winter noch nie erstiegen worden waren, Gipfelkanten von ergreifender Schönheit, dann tolle Abfahrten mit dem beseligenden Genuß der gespannten Glieder, der Kraft des jungen, gesunden Körpers. Und nicht zuletzt die molligen, heimeligen Hüttenabende voll urwüchsigen, herzerfreuenden Frohsinns.

Nun ruft der Alltag. Noch einmal sauge ich das wundervolle Bild dieses Bergfranzes in mich. Da erlähmt die erste leuchtendweiße Wolke im Blauen, gerade über der eisigen Märchenburg der Keilbachspitze. Die erste Wolke seit Tagen. Still und plötzlich ist sie gekommen wie ein Wunsch.

Mit diesem Bilde im Herzen fahre ich den Freunden nach. Und ich weiß: ich lehre wieder.

Sehn Tage später (30. März 1929), als die Menschen die Auferstehungsgloden läuteten, bin ich mit Klubbruder Runo Baumgartner wieder auf dem Wege zur Kaffeler Hütte. Unter blauem, weißgeflogtem Frühlingshimmel wandern wir in froher Stimmung mit geschulterten Brettern und schweren Rucksäcken durchs Stillupptal. Während der kurzen Zeitspanne, da ich nicht mehr hier gewesen, hat sich die Natur stark verändert. Weit hinein ist der Talgrund aper geworden, aus vergilbtem Gras reden sich die ersten schlüchternen Blumentöpfe und die Kraft der Sonne hat die erstarrten Wasserfälle über dunklen, hohen Urgesteinswänden. Da und dort in schattigen Schluchten klebt noch das Eis an den Felsen wie die Wachsbärte an den Kerzen. Die Sonne duldet keinen Winter mehr, sie sprengt die Fesseln, die er der Natur angelegt hat. Der Schnee zerrinnt, die Eispanzer bersten und krollern polsternd und krachend über die Wände.

Als wir uns endlich entschließen, die Schi anzuziehen, so ist es mehr der geplagten Schultern als des Schnees wegen. Noch lange fahren wir in faulem Brei, durch Waf-

fertümpel und über nasses, braunes Gras. Erst im hintersten Tale wird es besser. Wir haben wieder eine zusammenhängende Schneedecke vor uns. Schmutzige Drachenleiber alter Lawineureste sperren uns manchmal den Weg. Als auf den stolzen Bergen des Talschlusses die fatten Farben des Abends langsam verblässen, erreichen wir die Grüne-Wand-Hütte. Hier halten wir Rast und ziehen die Felle auf.

Mit der Dämmerung steigen wir bergwärts. Kalt ist es geworden und scharrend durch die Schi den hartfichtigen Schnee. Für kurze Zeit tauchen wir nochmals in den Bergwald. Dann ziehen wir über die freien, weißen Flächen empor.

Sterne stehen über den gezackten Konturen der Berge. Es ist Nacht geworden. Nun die Laterne heraus! Kehre reiht sich wieder an Kehre. Dann stehen wir im letzten Steilhang, den wir von links nach rechts schneiden. Windgepreßter Schnee liegt hier und warnt uns vor Schneebrettern. Ein eissiger Wind fällt uns von oben an und verlöscht mir das Licht. Mit vielen Stündhölzern versuche ich, die Kerze wieder anzuzünden, doch nur klamme Finger sind der Erfolg. Erst als Runos „Elektrische“ aufflammt, entfliehen wir schnell dem gefährlichen Hang. Über sanfte Böden schleifen wir zur nahen Hütte. Diese umfängt uns bald mit warmer Behaglichkeit.

Bevor wir schlafen gehen, stellen wir noch eine Kanne Tee auf den heißen Herd für Peter, den wir als dritten im Bunde erwarten. Seine Ankunft um 1 Uhr nachts unterbricht nur ganz kurz unseren gesunden, starken Schlaf.

Um 5 Uhr ruft Runo zur Tagwache. Kräftig wird gefrühstückt mit Holznecht-schmarrn und Tee, denn wir haben voraussichtlich einen schweren Tag vor uns. Eine Stunde später verlassen wir die Hütte.

Es ist ein Morgen von unbeschreiblicher Erhabenheit. Blau dunkelt noch der Talgrund und der wildgezackte Florentenklamm ragt als ungegliederte Mauer in den reinen, blaßgrün und zartrosa schattierten Himmel. Hinter den Tager Bergen spiegelt sich als violetter Halbkreis der Erdschatten im unendlichen Raum. Nun trifft den königlichen Löffler der erste Sonnenstrahl, und wie im Lichtecho blitzen Gipfel und Gletscher auf in wunderbarem Scheine.

Der Keilbachspitze im Winter von Norden beizukommen ist nicht einfach. Zwei Möglichkeiten ergeben sich:

1. Überschreitung des Frankbachjoches und Erstiegung des Gipfels von Süden her über den mit Schi leicht befahrbaren Frankbachgletscher;
2. Aufstieg über das sehr steile Stillupptees und die ganz vereiste felsige Nordflanke des Berges zur Scharte zwischen Hauptgipfel und einem auffallenden Turm im Westgrat; sodann gleichfalls von Süden auf den Gipfel.

Beide Lösungen sind keineswegs leicht. Wir entschließen uns für eine Überschreitung Nord-Süd-Nord.

Kurze Zeit folgen wir alten, hartgefrorenen Schmuggler Spuren, die gegen das Keilbachjoch ziehen, einem auch im Winter leichten Übergang vom Uhr- ins Stillupptal. Heute ist das Schmuggeln wenig verdienstreich und es mag von den Tausendern wohl mehr als Leidenschaft als aus Geminnsucht betrieben werden, zumal es bei den Bauern gleich wie das Wildern ja nicht als unehrenhaft gilt. Da haben eben die Bauern ihre eigene Moral. Wir ziehen bald die Schi an und queren an bodharten Hängen unter der Grünen Wand und Rasteller Spitze durch die weiten Mulden des Eisares gegen das Löfflertees. Dieses Queren ist so nicht ganz ohne Nervenreiz, da vom Rande des Aares fast senkrechte, eisbehängene Felswände zum Talgrund niederbrechen.

Die Berge scheinen in diesem schattigen Winkel durch den Winter wie verzaubert. Würde ich nicht, daß hier im Sommer düstere Urgesteinswände und Grate aus dem Eise wachsen, ich könnte diese Berge für kühn modellierte Schneeburgen halten. Selbst die steilsten Wände sind mit funkelnden Schnee- und Eiskristallen übergossen. Wind

und Kälte haben dieses seltsame Raubreißwunder geschaffen, durch das ganz besonders die Keilbachspitze wie in ein prunkvolles Märchenschloß verwandelt scheint. Der mächtige Löffler, von hier dem Zermatter Weißhorn vergleichbar, hebt sich in adeliger Größe aus den gleißenden Eiszügen seines Gletschers.

Als wir durch die Mulden unter dem Stillupptees fahren und die steile Nordflanke der Keilbachspitze betrachten, da haben wir wohl Sorge, ob wir da überhaupt herabkommen. Aber so ein bißchen Ungewißheit erhöht nur den Reiz der Zur.

Durch weichen Pulverschnee gleiten wir hinab aufs Löfflerkees. In vielen Schleifen, die wir kunstvoll zwischen den Spalten hindurchziehen, winden wir uns stetig und zielstreich an den steilen Hängen rechts (westlich) vom Frankbachjoch empor. Wir haben ein kleines Scharfl im Löffler-Ostgrat, etwa 100 m oberhalb des Frankbachjoches, als Übergang zum Frankbachkees in Aussicht genommen. Mit wahrer Freude spüre ich aufwärts und vermeide es sorgsam, die wundervolle Harmonie der Linien zu stören.

Staunend müssen wir immer wieder ausschauen zur leuchtenden Wand vor uns. Wäre das nicht ein Ziel für den Sommer?

Immer steiler wird es; wir müssen bald die Bretter abschnallen. Hier, etwa 200 m unter dem Grat, halten wir kurze Rast. Prachtvoll ist der Rückblick auf die winzige kleine Hütte und auf die sie umgebenden Berge. Kaum mehr als eine Woche ist vergangen seit meinen einzig schönen Entdeckungsfahrten dort drüben auf der Grünen Wand, der Wollbach- und der Stangenspitze. Verschwunden sind die Runen und schwungvollen Schlangenlinien, die dort unsere Ski in die weißen Hänge gezeichnet. Nichts aber kann die Erinnerung an jene Fahrten aus unserem Denken verwischen.

Wir beginnen den Aufstieg zum Grat. Die Schier auf der Schulter stapfen wir in der etwa 50° steilen harten Firnslanke kerkengerade empor. Runo und Peter, die Steigeisenbewehrten, voraus. Runo ist der Stufenreiter. Er hat's nicht leicht; lang und mühevoll ist die Arbeit. Dazu hat es eine ganz unheimliche Kälte. Peter meint, es frieren ihm noch die Füße ab. Mittags erreichen wir den Grat und die langersehnte Sonne. Aber Wärme ist uns nicht vergönnt. Giftig pfeift der Südwind durch die Kleidung. Wir suchen Schutz zwischen den Blöcken, richten uns zu behaglicher Rast und kochen Tee.

Da liegt meine Heimat vor mir. Dort draußen, wo sich das frühlingsbraune Ahrental mit dem Haupttal vermählt, schimmert als lichter Streifen durch den graublauen Dunst meine Vaterstadt. Ein dunkler Waldberg mit silberner Kuppel steht darüber. Der Kronplatz, mein erster Berg. Ich habe sie heute alle vor mir versammelt, die Berge meiner Jugend. Schulter an Schulter stehen sie, die trotzig Felsburgen und die weißen Schneedome der Rieserferner. Mit allen halte ich Zwiesprache und sie erzählen mir viel Sonniges aus den ersten Tagen meines Bergsteigens. Und ich weiß, daß ich diese Berge am innigsten liebe von all den vielen, die seither mein Fuß betrat. Wie ein heiteres, unendlich süßes Lied klingt das Erinnern durch meine Seele. Plötzlich aber mischt sich ein wehmütvoller Mollakkord darein, als hätte eine dunkle Hand die Saite der Trauer angeschlagen, die um die verlorene Heimat weint. Ja schön bist du, Heimat, ich möchte zu dir! Aber ich stehe vor dir wie einer, der durch ein massives eisernes Gitter voll Sehnsucht in einen blühenden Garten blickt. Und die Gitterstäbe sind die marmornen Grenzsteine hier auf dem Hauptkamm. Wie lange noch?!

Mit heftigen Stößen rüttelt nun der Südwind an den Felsen. Ungemütlich wird es und kalt. Als sogar ein Hut und das Kochgeschir in fröhlichem Fluge von uns Abschied nehmen, da schnüren wir eilig die Scherker und fahren hinab in die Senke des Joches. Hier finden wir Schutz vor dem Wind und auch unsere Sachen glücklich wieder.

Milchigweißer Föhnwind deckt jetzt den Himmel und dämpft den Glanz des Schnees. Im wohligen warmen Windschatten schleifen wir in salzigem Firnschnee ge-

mächlich zum Gipfelbau der Keilbachspitze hinan. Kurz vor der gutmütigen Randkluft lösen wir die Bindung und stecken die Schi in den Schnee. Dann erklimmen wir über eine sehr steile Firnrippe den schmalen Scheitel des Berges. Freudig schütteln wir uns die Hände und ein übermütiges Jauchzen wird vom Winde fortgetragen.

Prachtvoll sind die Abstürze zum Stillupptees. Die ganze mächtige Steilwand ist von herrlich glitzernden Schneekristallen behangen. Ob hier von der Scharte zwischen Gipfel und Keilbachturm der Abstieg wohl glückt?

Mit durstigen Augen trinken wir die Schönheit naher und ferner Berge: scharfgeschnittene Dolomitenprofile, wuchtige Urgesteinsreden im Zentralkamm, die hellen Mauern des Karwendels und vieles mehr.

Licht ist der Tag und voll tiefen Glücks. Nur ungern steigen wir abwärts. Doch es hilft nichts; es ist schon 3 Uhr vorbei und der Abstieg nicht leicht.

Wir stehen wieder bei den Brettern, schnallen sie an und queren hinüber zur Scharte neben dem Keilbachturm. Dort rasten wir noch eine Weile und erfreuen uns an der kräftigen Frühlingssonne.

Ein Gruß noch den Heimatbergen, dann geht's hinab in die eisige Nordflanke. Die Schi unter den linken Arm geklemmt, in der Rechten die Stöcke, taste ich vorsichtig abwärts. Manchmal gleite ich aus, aber ich werde gut gehalten von den steigeisenbewehrten Freunden, mit denen mich das Seil verbindet. Es ist, als stiegen wir in die Hölle hinab. Wild springt uns der Sturm von unten an und schleudert uns sauchend und mit teuflischem Lachen Titanenhande voll Schneestaub ins brennende Gesicht, daß wir zusammenzucken wie unter Peitschenhieben. Wie Eiswasser rinnt mir die Kälte durch die erstarrenden Glieder. Es ist ein harter Kampf um den Abstieg. Endlich stehen wir drunten auf dem steilen, wildzerklüfteten Stillupptees. An eine Abfahrt ist noch nicht zu denken. Wir müssen den gefährlichsten Seil des Gletschers hinabwaten. Bis zu den Hüften versinken wir im durchfrorenen, sandigen Schnee. Der Sturm ist hier noch tödlicher. Ganze Ladungen feinen Schneestaubs schleudert er über uns. Längst habe ich kein Gefühl mehr in Füßen und Händen. Kein Schutz sind die Kleider, die Kälte beißt bis auf die Knochen durch. Einmal sacke ich in eine Spalte, kann mich aber mit den quer darübergehaltenen Brettern noch selbst erhalten. Als wir endlich so tief gekommen sind, daß wir die Schi anziehen können, da bin ich vorerst gar nicht fähig dazu. Lange dauert es, bis das Blut wieder in den leblosen Gliedern zu kreisen beginnt, und da könnte ich schreien vor Weh. Aber alles hat einmal ein Ende. Schließlich find wir doch alle fahrbereit. Mit dem Seil verbunden fahren wir zwischen den gefährlichsten Spalten hinab, dann fliegen wir zügellos über die Hänge. Eine übermütige Stimmung hat uns erfaßt, wir schmelzen im Rausch der Abfahrt. Wir sausen hinein in die Mulden der Kare, schweben schwerelos einen Hang hinauf, um jenseits wieder jauchzend hinabzugleiten. Und jeder hat es eilig und müht sich, als Erster bei der Hütte zu sein. Ein letztes Zischen durch leicht verkrusteten Firnschnee goldig-warmer Sonnenhänge, dann reißen wir vor unserem kleinen Bergheim den letzten Schwung.

In nie gemalten Farben verglimmt der Abend. Das Geschehen eines seltenen Tages ist beendet.

### 3. Zsigmondy Spitze (Feldkopf), 3085 m

Zweite Durchkletterung der Nordostwand am 8. September 1929  
mit Peter Aschenbrenner, Ruffstein

Der Feldkopf ist einer jener berühmten Berge, die durch ihre Erstieigungsgeschichte aufragen wie ein Denkmal für die Entwicklung des Alpinismus von der klassischen bis zur neuesten Zeit. Schon 1891 spricht Professor E. G. Lammer in seinem Aufsatz über die Zsigmondy Spitze: „Die sportliche Geschichte gerade dieses Gip-



fels in der kurzen Zeitspanne von 1879—1891 zeigt uns lehrreich die Weltgegend nach der sich der gesamte Alpinismus entwickelt hat und weiterwachsen wird.“ (Jungborn, S. 25.) Von der ersten Bezwingung des „absolut unersteiglichen Feldkopfs“ bis zu dem Zeitpunkt, da dieses „starre Felshorn“ zum Allserweltsberg geworden ist, hat uns Lammer ein anschauliches und lebensfrisches Bild von der rasend schnellen Entwicklung des Bergsteigens gegeben. Lammer nannte dieses Nachdrängen der Massen auf den Wegen der Pioniere etwas „durchaus Neues, Hochbedeutungsvolles“, dem er (1891!) voraus sagte, daß es in naher Zukunft „ganz ungeheure, noch gar nicht vorauszuahnende Maße“ gewinnen werde. Eine Voraussagung, die wir längst bestätigt finden. Lammer erklärte diese mit elementarer Wucht hereingebrochene Bewegung als „Demokratisierung des Bergsportes, und diese nur als einen besonderen Fall der Demokratisierung aller Körpersporte“. In prophetischer Ahnung sagte er weiter: „Der Körpersport wird uns wieder zurückführen auf den Weg zur Gesundung, zur Heiligung des Leibes, zur Harmonie des ganzen Menschen in Körper und Geist und Willen und Mut und Schönheitsfönn.“ Und durchdrungen von dieser hohen Aufgabe der Körpersporte, insbesondere des edelsten aller Sports, des Bergsteigens, preist Lammer die „segensreiche Kulturaufgabe des sportlich Wegweisenden, des Bahnbrechers für die nachdrängende Masse“. Dies konnte er nicht schöner tun, als mit den Versen Richard Dehmels, die er seinem Aufsätze voran setzte.

„Seht dort: noch deutet der Himmel recht schlichtern mit Funken an,  
daß da eine Sonne auslobern will und kann.  
Hörcht hier: noch rührt sich kein Vogelruf im Wald;  
in einer Stunde schmettert alles und schallt.  
So wird, wenn Einer erst wagt Haupt und Herz zu erheben,  
dieser Eine viel Andere mitbeleben,  
bis alle aufglimm zu immer hellerem Geiste.“

Überblicken wir nun auch die weiteren 20 Jahre von 1891—1911, in welcher Epoche sämtliche Probleme an der Sigmondspitze gelöst worden sind, so erkennen wir deutlich, wie das sportliche Moment immer enger mit dem Bergsteigen verknüpft wurde, wie eine Art des Bergsteigens, die wir heutigen „Leistungsbergsteigerei“ nennen, einen gewaltigen Siegeszug angetreten hat. Die Jugend bekannte sich begeistert zu dieser Bewegung, für die einige wenige trotz vieler Angriffe den Boden geebnet hatten. Immer schwierigere Aufgaben wurden gesucht, die größten Probleme gelöst. Und heute können wir wohl sagen, daß mit den letzten Spitzenleistungen im rein Technischen, in der körperlichen Fähigkeit des Menschen die Schwierigkeiten der Berge zu überwinden, sei es im Fels oder im Eis, die Grenze des Möglichen, wenn nicht schon erreicht ist, so doch bald erreicht sein wird. Doch mögen auch die letzten Höchstleistungen der besten Kletterer und Eisgeher vielleicht nicht mehr zu überbieten sein, der Alpinismus an sich mit seinen mannigfachen Erscheinungsformen wird weiter emporsteigen bis auch dieser ausgedehnten und noch immer tiefer in alle Volksschichten eindringenden Bewegung ein Höhepunkt erwachsen wird.

\* \* \*

Bis zum Jahre 1909, in welchem Fiechtl zum ersten Male an die Lösung der Feldkopfs-Probleme heranging, kannte man nur drei bemerkenswerte Anstiegswege auf unseren Gipfel:

1. Den Weg der Erstersteiger durch die Gunkelwand,
2. den allgemein üblichen Weg durch die Südlanke, die allerdings mehrere Anstiege gestattet, und
3. den Anstieg aus der Floite durch eine steile Rinne in die Feldscharte und von dort auf dem gewöhnlichen Wege zum Gipfel (eigentlich kein wesentlich neuer Anstieg).



Der von Lammer und Oskar Schuster am 17. August 1891 im Abstieg erstmals bezwungene Nordwestgrat kam als Aufstieg noch nicht in Betracht, denn den Abbruch des zweiten Gratturmes hielt selbst Lammer für unersteiglich; obwohl er sich einer allfälligen Klettermöglichkeit doch nicht ganz verschloß, indem er sagte: „Sollte trotz alledem eine Klettergruppe den Anstieg siegreich durchführen, so sei dem kühnen Ersten hier mein herzlichstes „Glückauf!“ zugerufen.“

Dieses „Glückauf!“ hat Hans Fiechtl gegolten, der mit Heinz Paukisch und dem Führer G. Hauser den berüchtigten Grat und Lammers Abseilstelle im Jahre 1909 das erste Mal im Aufstieg meisterte.

Am 18. Juli 1910 siegte Fiechtl über die gewaltige Nordostwand, die er mit dem Träger Hans Hotter in zehnstündiger „an der Grenze des Möglichen“ stehenden Kletterei durchstieg.

1911 fanden die beiden wieder einen neuen Aufstieg aus der Floite, den Ost-Nordost-Grat. Diesen Grat hat Fiechtl 1923 mit Fr. Rhombert nochmals begangen und diese Kletterfahrt als die großartigste der ganzen Gruppe bezeichnet<sup>1)</sup>.

Im gleichen Jahre mußten sich dem sieggewohnten Fiechtl auch die letzten unbezwingenen Grate der Zsigmondy Spitze ergeben:

1. Der West-Südwest-Grat (mit Führer Michael Kröll).
2. Der direkte Südostgrat (mit Träger Hotter) bei gleichzeitigem erstem Abstieg über den West-Südwest-Grat.

Damit waren sämtliche Probleme an der Zsigmondy Spitze gelöst.

\* \* \*

Die Floitenanstiege (wenn man von der zweiten Begehung des Ost-Nordost-Grates durch Fiechtl selbst absieht) wurden nicht wiederholt. Wie seltsam! Wo sich bei anderen Bergen, im Wetterstein, im Kaiser, in den Dolomiten z. B., die „Süßstigen“ geradezu rissen um die schwersten Wege, um die letzten Probleme. Fiechtl sprach noch 1924 von der Floitenwand: „— auch heute noch halte ich diese Wand für die schwerste aller mir bekannten extremen Kletterwände“. Warum zog das nicht bei den modernen Leistungsbergsteigern, deren heißester Wunsch doch die schwierigste Wand, der wildeste Grat ist? — Vielleicht scheute man den langen, mühevollen Aufstieg zum Fuße der Wand, vielleicht auch die abschreckend geschilderten objektiven Gefahren. Das sind allerdings Beigaben, die eine moderne Kletterwand nicht gerade begehrter und anziehender machen.

19 Jahre sind nun vergangen seit der ersten Durchkletterung der gewaltigen Nordostabstürze des Feldkopfs. Der große Führer und Bergsteiger Hans Fiechtl hat die zweite Begehung seiner schwierigsten Wand nicht mehr erleben dürfen. Er, der Freund und Lehrmeister der Kletterjugend, der so manch einem mit blühenden Augen von dieser schredenvollen Plattenschlucht erzählte und zu deren Erstbegehung anreiserte. 1925 hatte er im Wilden Kaiser seine letzte Bergfahrt vollendet.

Fiechtl war kein Führer schlechthin. Viele Erstbegehungen, so auch jene der Floitenwand, unternahm er aus eigenem Antrieb, er ging nicht mit einem „Herrn“ um klingenden Lohn, sein Begleiter war ein Freund, den er zu einem Unternehmen begeisterte, dessen geistiger Urheber er selbst war. Mit dem Heimgange Hans Fiechtl's haben wir einen der größten Führer verloren. Damit er fortlebe unter den Jungen, sei die folgende Beschreibung über die Floitenwand seinem Andenken gewidmet.

\* \* \*

<sup>1)</sup> Nachdem mir im September 1930 mit Erwin Schneider auch die Begehung dieses Grates gelungen ist, möchte ich doch die Grundchartner-Nordflanke als die großartigste Kletterei in den Zillertaler Alpen bezeichnen.

Als ich an einem klaren Dezembertag des Jahres 1924 das erstemal auf dem Gipfel des Feldkopfs saß und über seine grauenvollen Plattenstürze in die Tiefe des Floitentaltes hinabschaute, schien es mir fast unmöglich, daß hier einst zwei Tollkühne heraufgeklettert waren. Hätte mir damals einer gesagt, ich werde mich fünf Jahre später durch diese düstere Mauer zum Gipfel durchkämpfen, ich hätte ihn für einen Phantasten gehalten. —

In den folgenden Jahren besuchte ich mit stets wachsender Freude die stillen Seitentäler des Zillertaler Hochgebirges. Mit Freund Runo Baumgartner war mir die Bezwingung der für unersteiglich gehaltenen kühnen Türme der „Drei Könige“ gegliückt und im gehobenen Selbstgefühl, das der Erfolg uns schenkt, stieg mir ein heißes Verlangen auf, auch die Ersteigung der wilden, rätselhaften Floitenwand zu versuchen.

Dieses Verlangen verließ mich nicht mehr. Ich mußte mir ein Erlebnis erringen in dieser einsamen Felsmauer.

Lange fand ich den richtigen Abstieg nicht.

Doch im vergangenen Jahre nach der Erstbegehung der herrlichen Grundschartner-Nordkante gewann ich Klubbruder Aschenbrenner für meinen Plan und am Ende eines erfolgreichen Kletterfommers waren wir zur Erkundung zum Sonntagssfeld emporgestiegen. Und das war gut so. Jener Erkundung verdanken wir das hemmungslose Gelingen der späteren Ersteigung.

Der kühle, nasse Herbst des Jahres 1928 gönnte uns jedoch keinen Versuch mehr. Um so fester aber wurde unser Entschluß: im nächsten Sommer muß die Wand fallen.

Am 7. September 1929 waren wir wieder im Floitental. An den Flanken des Löfflers wick das letzte goldene Leuchten des Tages den emporsteigenden Schatten der nahenden Nacht. Aber blauschwarz dunkelnden Bergen wölbte sich im Westen ein purpurn verglühender Himmel. Beim Gasthaus „Steinbod“ angelangt, warfen wir die schweren Rucksäcke ab und eilten noch ein kurzes Wegstück talein, um beim letzten Tagesschimmer den Steg über den wilden, mehrarmigen Floitenbach und das Weglein ausfindig zu machen, das durch die Bichlerklamm zum Sonntagssfeld hinanführt. Hoch über uns, nur im obersten Teile sichtbar, baute sich die düstere Floitenwand zum dreigezackten Gipfel des Feldkopfs auf. Ob sie morgen wohl unser wird? —

Es dämmerte schon stark, als wir den Steg gefunden. Zufrieden schlenderten wir gemächlich zurück zum „Steinbod“. Still war das Haus, wie wir es wünschten, denn verebbt war die geschäftig lärmende Flut des kurzen Sommerverkehrs. Früh gingen wir zur Ruhe.

Raum eine Stunde nach Mitternacht wurden wir von unseren Ruffteiner Freunden geweckt, die erst spät von Mayrhofen hereingewandert und gekommen waren, um unsere Schuhe vom Einstieg in die Feldscharte hinaufzutragen. Wir gönnten den Opfermütigen noch ein Stündlein Schlaf, während wir für ein tüchtiges Frühstück sorgten. Um 2 Uhr 20 Min. verließen wir das Haus. Kein Berg war sichtbar, schwarzer Nebel lastete über uns. Im Lichtschein zweier Laternen tasteten wir durch die Finsternis. Feuchtwarme Luft zog um unsere Stirnen und wir waren in ärgerlicher Stimmung über das zweifelhafte Wetter. Bei der Baumgartenalm verließen wir den Salweg und stolperten über Bachgerölle hinüber zum rauschenden Floitenbach. Der schmale, aus zwei jungen Bäumen gebaute Notstieg war bald gefunden, dann schritten wir eine Weile bachaufwärts, dürstigen Steigspuren folgend, die sich immer wieder verloren im versandeten Boden, im groben Gerölle und klüftigen Strauchwerk. Endlich standen wir am Fuße des aus der Bichlerklamm hervorströmenden, grasbewachsenen Geröllkegels. Tiefschwarz gähnte uns die Schlucht entgegen. Weglos mühten wir uns aufwärts. Bald stolperte der eine, bald der andere; verschont blieb keiner. Felsplatten kippten um, sobald der tastende Fuß sie berührte, Steine kollerten. Kurze

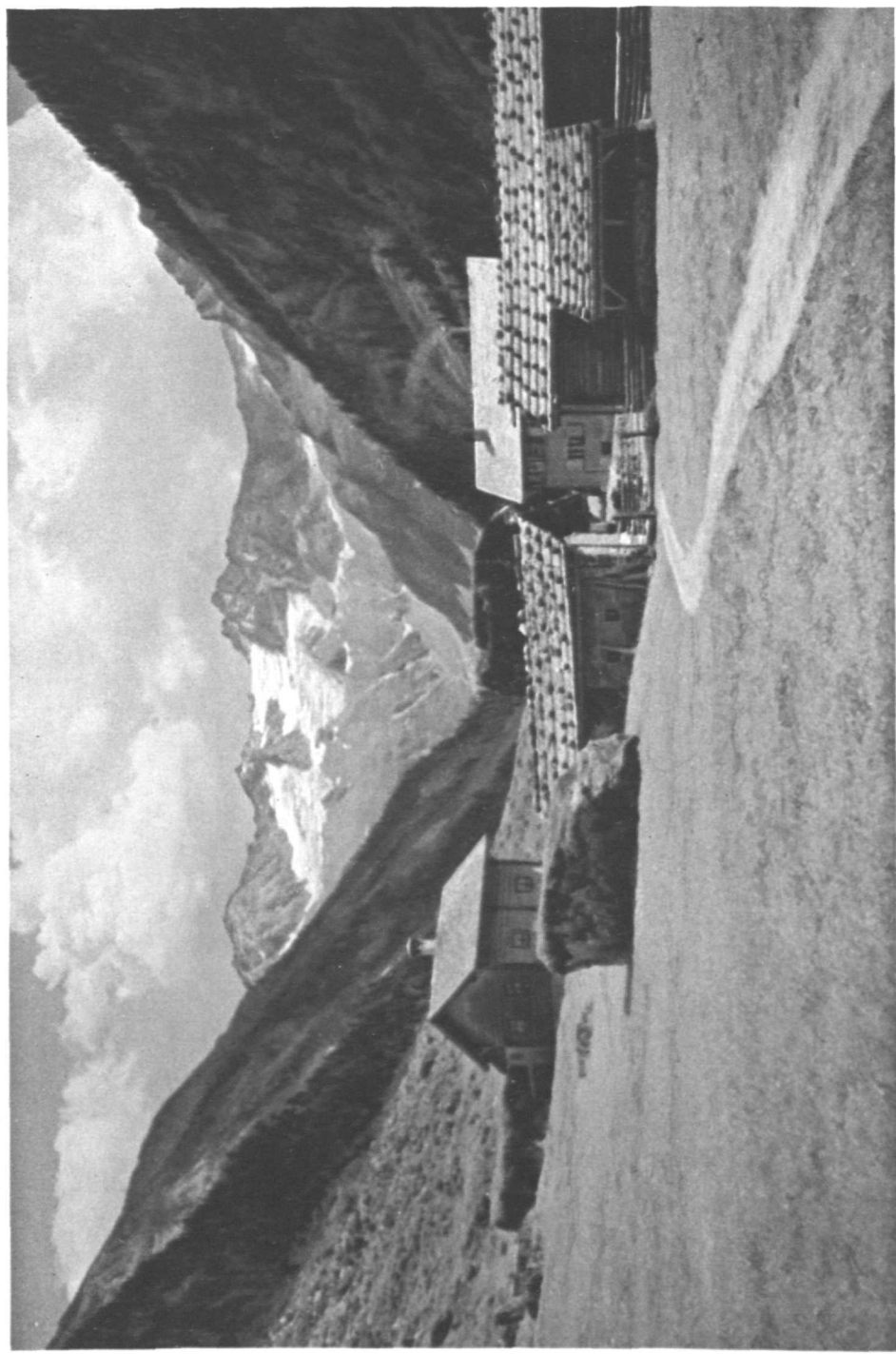
Warnungsrufe gab manchmal der erste, die anderen fluchten. Es war eine Schinderei, das fühlte jeder. Aber jeder hatte auch den zähen Willen zu raschem Anstieg. Wenige Lehren führte uns ein armseliges Steiglein, dann mußten wir uns wieder durch Gestrüpp hindurchraufen, dessen taunasses Laub unsere Kleider durchnähte. Über steile Grashänge ging's bergan, wobei wir manchmal ausglitten auf heimtückisch versteckten Platten. Endlich gerieten wir ins trodene, von grobem Geröll erfüllte Bachbett, darin wir gerade anstiegen und schnell an Höhe gewannen. Enger ward die Schlucht, wir mußten nach links auf eine Rippe hinausqueren, wo wir das Steiglein mußten. Den von Farnen, hohem Gras und Sträuchern überwucherten schmalen Steig fanden wir glücklicherweise sofort, und dieser führte uns nun zügiger und müheloser aufwärts. Längst waren wir dem trüben Nebel entstiegen. Ein bezaubernd schöner Sternenhimmel wölbte sich über uns und die schroffen Berge des Floitenkammes ragten als schwarze, wildgeackte Mauer tief darein. Weit im Talhintergrund schimmerte matt das Eis des Floitenkeeses. Ein einsames Lichtlein irrte durch seine Brüche. Wesensverbunden fühlten wir uns mit ihm. Bald ließen wir auch unsere letzten Weggenossen, die Sturmzerzausten, knorrigen Wetterzirben hinter uns. Auch unser Steiglein verlor sich wieder unter hohem Berggras, zu dem kein Schnitter gekommen in diesem Sommer. Endlich erreichten wir über steile, von dichtem Alpenrosengestrüpp bewachsene Hänge, eine verlotterte, wohl lange nicht mehr benützte Heuhütte, die uns schon vom Vorjahre bekannt war. Stehend wollten wir ein wenig ausrasten vom steilen Anstieg, doch der kalte Morgenwind trieb uns fröstelnd weiter.

Hinter dem kühnen Felsbau des Gigelitz stand schon der erste blasse Schein des erwachenden Tages. Die Dämmerung war nicht mehr ferne. Wir verlöschten unsere Lichter. Immer körperlicher trat uns das Wesenlose der nächsten Umgebung entgegen und bald empfing es von der empортаuchenden Sonne neues Leben. Purpurn erglühete die dreizackige Krone der Zsigmondy Spitze, als sie die ersten Feuerlanzen trafen, welche die Sonne durch die Scharten des Floitenkammes herüberschleuderte. Mählich floss das Licht die steilen Plattenfluchten herab, bald leuchtete der ganze Berg wie der goldene Plattenschild eines Titanen.

Flammend ragte vor uns die gewaltige Wand in den klarblauen Himmel und wir standen zu ihren Füßen mit jenem eigenen banger Gefühl im Herzen, das großen und gefährvollen Unternehmungen stets vorangeht und jenes dunkle Ahnen um den Kampf in den kommenden Stunden in sich birgt, die erfüllen sollen, was der Traum langer und heißer Sehnsucht war.

Erwartungsvoll eilten wir einen letzten Geröllschinder hinauf, dann hielten wir vor dem Einstieg kurze Rast. Unsere beiden Freunde kochten fürsorglich Tee zur Erwärmung, während Peter und ich uns kletterfertig machten. Den Schlassack, ein Vierzigmeterseil, einige Haken, den photographischen Apparat und etwas für allfälligen Hunger steckte ich in den gemeinsamen Rucksack, Peter schlang ein zweites Seil um Brust und Schulter und behängte sich mit der „Schlosserei“. Die Schuhe und sonstigen entbehrlichen Sachen übernahmen unsere opfermütigen Gefährten, um sie in die Feldscharte hinaufzutragen.

Dann schütteln wir den Freunden die Hände und betreten, von ihrem herzlichem „Glückauf!“ begleitet, kurz nach 7 Uhr den Bereich der Wand. Die Einstiegsrinne ist im Gegensatz zum Vorjahre ausgeapert, was uns gleich zu ernstem Klettern zwingt. Vorerst klettern wir ohne Seil und so rasch als möglich in den (im Sinn des Aufstiegs) linksseitigen Felsen zuweilen auch über die glatten, ausgewaschenen Platten im Grunde der Rinne empot. Der oft glitschnasse und von glasiger, dünner Eisschicht überzogene Fels erfordert sicheres und schmiegamees Steigen. Die Griffe sind meistens nur für die Fingerippen geschaffen und der Halt der Füße ist die rauhe Pat-schensohle. Doch klimmen wir flüssig empot, freuen uns an der hemmungslosen Aber-





windung der Schwierigkeiten und kennen nur einen Willen: solange es möglich, raschestens hinaanzustürmen, damit wir Zeit gewinnen für den schwierigsten und gefährlichsten Teil der Wand. Denn auf einen heißen Kampf sind wir nach Fiechtl's Beschreibung gefaßt, und dem herüchtigten Steinschlag, dessen erste Boten schon jurrnd und pfeisend an uns vorbeisaußen, wollen wir rechtzeitig entfliehen. So hasten wir schweigend aufwärts, Peter voran, immer näher zu den fast senkrechten, glatten Mauern der eigentlichen Wand. Trotz Morgenfrische und leichter Kleidung wird mir ganz heiß vor Eifer und Anstrengung, nur die Finger wollen sich nicht erwärmen am kalten Gestein. Mein Gefährte kletterte mit bewundernswerter Leichtigkeit über mir und es war mir nicht möglich, ihn einzuholen. Endlich konnte ich ihn leuchtend erreichen, da er über einem kurzen, etwas überhangenden und aalglatten Kamin stehengeblieben war, um mir zur gesicherten Überwindung dieser Stelle einige Meter Seil herabzuwerfen. Raum stand ich oben, warf Peter die paar Schlingen über die Schulter und jeder war wieder seiner eigenen Sicherheit überlassen. Noch einige plattige und nasse Stufen stürmten wir hinauf, dann standen wir plötzlich vor einem sehr steilen (55°) schmutzgrauen Eisfeld, das in einer Länge von etwa 50 m auf den dachziegelartig geschichteten Platten lag. Es ist gewiß nicht einladend ein solches Eisfeld in Kletterstiefeln und ohne Pidel zu überschreiten und Peter schimpfte drum auch mit ehrlicher Überzeugung über das leichtsinnige Zurücklassen des Eisbeiles. Aber ohne lange Betrachtungen beginnt er mit dem Hammer flüchtige Stufen zu schlagen und mit einem Haken frage ich sie nachbessernd aus. Den eingestohlenen Haken benützte ich gleichzeitig auch als Griff. Schließlich ging's auch ohne Pidel, selbst mit scharfen Steinen habe ich schon Stufen gericht, nur ist dies etwas langsamer und aufregender. Gegen Ende des Eisfeldes schlägt der Hammer plötzlich ein Loch und wir schauen erschreckt durch eine nur mehr fingerdicke Schicht in eine unheimliche, etwa 3 m tiefe Höhle mit geschliffenen Platten am Grunde. Mit äußerster Vorsicht, das Körpergewicht sorgsam verteilt, schwindeln wir uns eiligst zu den linksseitigen Felsen hinüber. Aber loses, vom Frost zusammengekittetes Gestein streben wir noch etwa zwei Seillängen aufwärts, dann drängt uns ein Überhang nach links zu einer Verschneidung. Nun beginnt die Wand sich ernstlich zu wehren. Wir verbinden uns mit zwei Seilen, prüfen die Knoten und richten Hammer und Haken zurecht. So gut es geht, fasse ich sicheren Stand und Peter quert über morschen Fels und gefrorenen Grus zum Beginne der Verschneidung. Dorthin folge ich nach. Dann kann ich bewundern, wie mein Freund sicher und fast spielend hinanklimmt und nach etwa 30 m den sperrenden Überhang an der linken Plattenwand in stilvollem Klettern überlistet. Raum ist Peter ober dem Überhang verschwunden, da erschallt auch schon der Ruf „Nach!“ in den Felsen. Gerne verlasse ich mein kühlshattiges Plätzchen und mache mich eifrig an die wärmende Arbeit. In kleine Ritzen klammern sich die Finger, ein Fuß zwängt sich in die Verschneidung, der andere tastet an der linken Wand nach winzigen Tritten. Kalt und glatt, fast spedig ist der Fels. Doch in gleichmäßiger, ruhiger Bewegung ziehe und drücke ich mich empor und bald ist's geschafft. Ich wechsele den kleinen Stand mit dem Gefährten, der in der Fortsetzung der Verschneidung zu einer bandartigen Steiltrampe emporklettert, die zu einer dachziegelartig geschichteten Plattenwand führt. Fröstelnd, denn wir sind im kalten Schatten des Ost-Nordost-Grates, lasse ich das Seil durch die Hände gleiten und schaue sehnsuchtsvoll hinüber auf die lichtvolle rechte Wandhälfte, deren Platten in goldigwarmer Sonne glänzen. Doch diese kalten Schattenarme, die uns umfingen, hatten auch etwas Gutes. Sie hielten die losen Steine fest an ihre Unterlage und beschützten uns so vor der größten Gefahr, die Fiechl dieser Wand nachgesagt hat. Tack, tack, tack... der erste Haken sitzt, ich darf nachfolgen. Auf dem Bande — wenn man diese etwas breitere Leiste so nennen darf — fand ich leidlichen Stand und konnte den weiterkletternden Gefährten auch im Wilde festhalten. Mit größter

Spannung, wann wir wohl den ersten Fiechtthaken treffen würden, kämpften wir uns durch die ununterbrochen schwierigen Plattenwände empor, wechselten den oft nur fußbreiten Stand beim sichernden Stahl. Fast begannen wir an der Richtigkeit unseres Anstieges zu zweifeln, da sich immer noch kein rostiger Haken fand, um uns zu versichern und Vertrauen zu geben für den Weiterweg. Peter meinte, wir seien zu nahe beim Ost-Nordost-Grat. Rechts aber schaute es ganz hoffnungslos aus. Jene unheimlichen Plattenfluchten riefen uns ein starres „Nein“ zu. Da wir uns aber mit der Beschreibung Fiechtls nirgends zurecht fanden, so wurden wir immer mehr in der Vermutung bestärkt, daß sich seit der Erstbegehung vieles stark verändert haben muß. Ob wir wohl durchkommen? — Alle die bangen Zweifel, wie sie sonst nur der Erstbegeher fühlt, stürmen auf uns ein, während wir die dunklen Rätsel dieses verlassenen Gemäuers zu ergründen suchen. Hinter losgesprengten, großen Blöcken geht's vorbei, es folgt eine senkrechte Wand. Auf dürftigem Stand zum Haken gelehnt, verfolge ich den vorankletternden Freund. Plötzlich trifft mich sein Freudenschrei: „Heil vier Haken hintereinander.“ Und wie aus einem Munde rufen wir beide: „Heil Fiechtl!“ Nun waren wir in übermütiger Stimmung, jetzt konnte uns nichts mehr fehlen, wir hatten Fiechtls Spuren. Zwei der alten rostigen Haken schlug ich heraus zum Andenken, dafür ließen wir einen von uns, an den ich eine kleine Filmschachtel mit den Erststigungsdaten band, im Fels. Wir erreichten nun bald eine weniger steile, teilweise mit Eis glasierte, große Platte. Hier mußte sich nach Fiechtls Beschreibung seinerzeit ein Schneefeld befunden haben, was auch an dem bröckeligen, verwitterten Gestein und dem angefrorenen Grus zu erkennen war. (Die Existenz dieses Schneefeldes mochte früher die größte Steinschlaggefahr hervorerufen haben.) Wir querten die Platte aufwärts und gelangten durch eine ganz seichte Steiltrinne und über eine anschließende Wandstufe zu einem riesigen Überhang, der, von tief unten kommend, von rechts nach links zum Ost-Nordost-Grat hinanzieht. Hier sollten nach Fiechtls Bericht irgendwo zwei gewaltige Blöcke waagrecht in die Luft hinausragen. Diese abenteuerlichen Blöcke sahen wir zwar nicht — sie lagen wohl längst schon drunten im Kar — jedoch wirkte die ganze Umgebung ungewöhnlich ernst, fast erdrückend die senkrecht sich aufbäumende Wand. Vor allem sperrte uns eine völlig glatte 4 m hohe, lotrecht stehende Platte den Weiterweg. In einer Ritze links davon schlug Peter einen Haken und von einem winzigen Tritt für den linken Fuß spreizte er mit Seilzug weit nach rechts aufwärts auf einen ganz kleinen Vorsprung, auf dem nur der äußerste Sohlenrand des Kletterschuhs haftete. Ein Andrücken der Handflächen an den glatten Fels, ein Aufschnellen des Körpers und er war oben. Meisterhaft hat er diese Stelle bewältigt! Um eine Felsnase herum entschwand er meinen Blicken und ich hörte nur sein schweres Keuchen, das mir die Schwierigkeiten verriet, und das tad, tad, ting, ting... wenn er einen Haken mit sicheren Schlägen in den Fels trieb. Langsam glitt das Seil durch meine Hände. Als es bis auf einige Schlingen ausgegeben, erschallen wieder die kurzen harten Schläge des Kletterhammers und dann der Ruf: „Nachkommen!“

Um auf den hohen Tritt in der glatten senkrechten Platte hinaufzukommen, mußte ich das Seil fassen. Kaum war diese Stelle überwunden, da zwangen mir die senkrecht aufgetürmten, glatten und gebauchten und in den Fugen mit nassem Moos gesprengelten Platten einen erbitterten Kampf auf. Einmal hatte ich in dieser etwa 20 m hohen Wandstufe das Gefühl, stürzen zu müssen. Nirgends gab es einen richtigen Griff, nur glatte Wulste, an die sich Hände und Füße verzweifelt anpreßten. Diese Stelle ist mir als die schwierigste und infolge der nassen Moospolster auch als die unangenehmste der ganzen Wand in Erinnerung geblieben. Über loses Blockwerk querten wir nun schräg links aufwärts zum nahen Ost-Nordost-Grat, dessen sonnige Kanten wir jubelnd begrüßten. Vom Grat genossen wir einen eindrucksvollen Tiefblick zur steilen Rinne, die zur Feldscharte zieht, und wir gedachten mit aufrichtigem Mit-

leid unserer Freunde, die mit den schweren Rucksäcken sich durch diese unheimliche, von Steinschlag bedrohte Rinne hinauffschinden mußten.

Jäh bäumt sich der Grat auf. Eine senkrecht aufgestellte Plattentafel ist der Beginn. Ein herrliches, lustiges und genußvolles Klettern begann jetzt, das ein starkes und befeeligendes Lebensgefühl in uns auslöste. Dieser letzte, steilauffspringende Grat, auf dessen schmalen Ranten und Gefsimen wir hoch über gewaltigen Abstürzen in heller Sonne gipfelmwärts stiegen, war wie ein Geschenk des Berges nach dem schweren Ringen in den unter uns wuchtenden Plattenfluchten, aus deren düsteren Rinsen und Spalten uns bange Zweifel angefallen hatten. Jetzt ist alles Licht um uns, und siegesgewiß stürmen wir empor. Manch frohen Jauchzer senden wir hinüber zur Fehlscharte und hinauf zum Gipfel, hoffend, daß unsere Freunde uns hören werden. An der uns links gegenüberstehenden, schwarzdurchschatteten Felsburg der Kofhar- spizen messen wir unser Aufwärtssteigen. Von überwältigender Wildheit ist der Gipfelfurm unseres Berges, von dem eine ungeheure, finstere Plattenwand ostwärts an die 600 m tief niederbricht.

Durch den spizen Auschnitt der Fehlscharte erschauten wir das Hornkees und die zierliche Hornspitze, ein Bild voll Glanz und Milde in einem dunklen, ernsten Rahmen steiler und wuchtiger Felskanten.

Der Grat wurde bald ungangbar, und wir mußten wieder in die Wand hineinqueren. Nochmals wahrte sich der Berg mit einigen Plattenüberhängen, forderte gespannte Muskeln bis zum Schluß. Um 1 Uhr 10 Min. standen wir auf der Schneide des Nordwestgrates. Wir hatten ihn ungefähr 20 m ober der Scharke erreicht, in die der Gunkelanstieg mündet. Schnell kletterten wir eine steile Rante hinab zur Scharke und stürmten über die jenseitige Plattenwand jubelnd hinauf zum Steinmann. Mit frohen, übermühtigen Jauchzern verkündeten wir den Freunden — Klubbruder Jankowitsch eilte gerade die kahlen Hänge zum Schwarzsee hinunter, Peters siebzehnjähriger Bruder wartete auf uns in der Fehlscharte — unseren stolzen Sieg. Dann streckten wir uns neben dem Steinmann hin auf die sonnenwarmer Platten zu stiller, glücklicher Rast.

Lange weiße Schleier zog der brausende Föhnsturm über den Himmel und die weiten wilden Gletscher lagen vor uns in stumpfem Glanz. Schwarze Grate tauchten empor aus den starren Wogen des Eises und redeten sich auf zu den majestätischen Hochzinnen des Hauptkammes. In feierlicher, erhabener Ruhe standen die großen Berge; auf ihre sonst so harten ernsten Züge hatte die wunderbare Föhnstimmung Milde und Güte gehaucht.

Als der Blick trunken sich löste von der Schönheit der Berge und ich still meinen Gedanken nachhing, die noch ganz den Kampf der verflossenen Stunden widerspiegeln, da erschien mir ein gewaltiger Unterschied zwischen Fiechtl's Höchstleistung und unserer epigonenhaften Tat. Vor 19 Jahren hatte Fiechtl vollbracht, was an der Grenze des Möglichen war, was zu seinen Lebzeiten von Führerlosen und Führern nicht wiederholt wurde. Fiechtl hatte diese Wand zur schwierigsten Felskletterei gestempelt. (Man vergesse nicht, daß die kühnen Erstersteiger durch Vereisung und Schnee weitaus größere Schwierigkeiten und Gefahren vorgefunden haben müssen, als wir bei der zweiten Begehung im trodenen Sommer 1929.) Dieses Urteil eines der tüchtigsten Kletterer moderner Schule erweckte in uns die großartigsten und gespanntesten Erwartungen. In unserer Phantasie sahen wir Schwierigkeiten, die ans Übermenschliche grenzten. Die Wirklichkeit aber hatte unserem grauenvoll schönen Phantasiebild die leuchtendsten Farben genommen. Nirgends fanden wir Schwierigkeiten, die wir nicht schon längst meistern gelernt haben. Das hat uns, ehrlich gesagt, ein ganz klein wenig enttäuscht. So sind wir: weil uns nicht Gelegenheit gegeben war zu noch größerer Leistung, um uns in Augenblicken wilder Siegesfreude noch stolzer und



erhabener fühlen zu dürfen, war ein bitterer Wermuttropfen in unseren Freudenbecher gefallen. Und wie schon so oft, auch an diesem Ziele fand ich bestätigt: nicht die Tafsache, diese oder jene berühmte Wand durchstiegen zu haben, macht uns glücklich und zufrieden (das kann nur unseren Ehrgeiz befriedigen), sondern das große wunderbare Erlebnis des eigenen „Ich“, an das wir, wo immer im bunten Leben, die höchsten und edelsten Anforderungen stellen müssen, um es am tiefsten zu genießen.

Wenn ich von „höchsten“ Anforderungen spreche, so denke ich dabei weniger an die unbedingte Spitzenleistung, als an Anforderungen im besten Sinne, indem wir in heißem Bestreben uns freimachen von der dem Leistungsbergsteigen oft anhaftenden Refordsucht, die uns zu Sklaven eines falschen Ehrgeizes macht und abhängig vom Urteil jener, deren Können wir zu erreichen oder zu überbieten versuchen. Vielleicht hat es mein einfach denkender Freund Peter am klarsten ausgedrückt, als er auf dem Heimwege von unserer Fahrt sagte: „... so, jetzt können wir endlich einmal für uns bergsteigen.“ Das ist es! Weil wir manchmal zu viel um die so schnell vergängliche Ehre geizen, die unbedingte Höchstleistung zu erreichen, können wir, solange wir glauben, sie nicht vollbracht zu haben, nie ganz glücklich und zufrieden sein. So entwürdigten wir die erhabenen Berge zu einem Wertmesser — übrigens ein ganz unmöglicher und falsch zeigender Wertmesser —, der unserer nur allzu menschlichen Eitelkeit dienen soll. Kein Wunder, wenn wir dann das reinste Glück nicht finden, denn niemals kann der Berg mehr uns schenken, als wir ihm gegeben mit unserem Fühlen und Denken. Arm, unendlich arm wären wir, gingen wir nur aus solchen Beweggründen in die Berge. Nein, dazu gäbe es andere Sporte, wo sich wirklich wägen läßt und messen. Gott sei Dank sind solch nichtige Beweggründe unserem aus innerem Zwang und Naturliebe geborenen Bergsteigen nur vereinzelt beigemischt, da die Refordlüsternheit unserer Zeit zuweilen auch abfährt auf unser Tun. Erst auf Irrwegen erkennt man, daß man den rechten Weg verloren. Um so dankbarer und glücklicher wird man dann auf ihm wandern, wenn man ihn wiedergefunden. Dies beweist mir untrüglich die Tafsache, daß ich auf Fahrten, die nichts oder nur wenig gelten bei den „Sünstigen“, unfagbar glücklich war. Warum wohl? Weil ich zu Berge flog aus reiner Freude am Steigen, am Klettern, am Schneestapfen, am Stufenschlagen, an Gefahren und Schwierigkeiten, kurz aus Freude an allem, was die Berge von uns verlangen und uns bieten. Weil ich dies alles liebte um seiner selbst willen und nicht um gleichviel oder mehr zu leisten als ein anderer. Nur wenn wir so denken und handeln als freie Menschen, und zu solchen wollen wir uns emporringen aus der unausgeglichene und doch so herrlichen Sturm-und-Drang-Zeit — der Mensch ist zusammengesetzt aus Gegensätzen —, werden wir in reinstem Glück die Berge und uns selbst erleben auf unseren Fahrten.

Gerne hätte ich noch meine Gedanken weitergesponnen in wohliger Rast auf dem ein samen Gipfel, da niemand mich störte, weil auch mein Freund versunken war in Schauen und Träumen. Doch die erbarmentlos weiterhaltende Zeit mahnte uns zum Abstieg.

Durch die Südschranke ging's hinab. Schnell näherten wir uns dem Rare. In der Feldscharte empfing uns Peters Bruder fürsorglich mit kaltem Tee, den wir in brennendem Durst dankbar tranken. Noch ein kurzes Verweilen zum Wechseln der Schuhe und Paden der Rucksäcke — inzwischen war es 2 Uhr 30 Min. geworden — dann sprangen wir über wildes Felsgetrümmer hinüber zur Welferscharte und jenseits hinab in die stille, grüne Gunkel.

Oft noch schauten wir stolz zurück auf die in der Sonne glänzenden Plattenwände unseres Berges, dem wir in harten Stunden des Kampfes eine Erinnerung abgerungen, die sich tief und unvergänglich in unsere Herzen gegraben hat.

# Eine siedlungs- und volkskundliche Wanderung durch Willgraten

Von Hermann Wopfner, Innsbruck

(Fortsetzung von 1931 und Schluß)

## 4. Innervillgraten

Am Grafenbach ist die Siedlung bereits zur Talsohle herabgeschritten; der Schuttkegel, den der Grafenbach am Boden des Haupttales aufgeschüttet hat, trägt auf der Außervillgrater Seite den Hof Unterpihl, auf der Innervillgrater Seite einige Häuser, die zum Grafenhof und zum Außerkasbachhof gehören. Der Name dieses letzteren Hofes erinnert uns übrigens daran, daß der Grafenbach einst den Namen Kasbach (um 1300 Cheserpach) führte, wie ja auch das Tal, das er durchfließt, als Kasetal bezeichnet wird. Hier an der Grenze von Innervillgraten bietet sich ein recht guter Überblick über die Besiedlung des inneren Tales (vgl. Abb. 13 des Jahrgs. 1931), ein Überbild, wie er uns im engen Tal von Außervillgraten nie gegönnt ist. Eine halbe Stunde inner der Grenze liegt die Kirche von Innervillgraten mit ihrem Turm, der noch seine ältere barocke Form behalten hat, während die Kirche selbst im romanischen Stil neu erbaut wurde. Auf dem Schuttkegel des Linatbaches sind in der unmittelbaren Umgebung der Kirche mehrere Häuser errichtet worden, so daß eine kleine Dorfsiedlung, die Fraktion (Gemeindeteil) Gasse, entstand, in der freilich die einzelnen Häuser noch immer ziemlichen Abstand voneinander wahren. Sie stehen auf dem Boden der vier Urhöfe, des Widen-, Meßen-, Pletter- und Niederrainhofes.

Uns reizt es aber, von der Hauptstraße, der wir von Bruggen weg gefolgt sind, abzuweichen, und zu den Höfen am sonnseitigen Hang emporzusteigen, der hier im innern Tal dichter besiedelt erscheint als im vordern Tal. Der Wald ist im Bereich der Siedlung weiter zurückgedrängt, selbst steile Hangteile dienen noch als Raine der Grasnutzung: Wie im vordern Tal so fallen auch hier die zahlreichen „Herpsen“ (vgl. Abb. 14 des Jahrgs. 1931 und Abb. 21) zum Trocknen des Getreides auf. Sie bestehen zu meist aus drei Pfeilern; die in ihrem oberen Teil durchlocht sind; in den Löchern liegen waagrechte Stangen, die „Saiten“ dieser Riesenharfen. Auf die Stangen werden die Garben so aufgehängt, daß die Ähren durch das Stroh verdeckt werden. Der Zwischenraum zwischen zwei Stangen wird als „Lucken“ bezeichnet.

Neben diesen einfachen „Herpsen“ gibt es Doppelharfen, die aus zwei parallelstehenden einfachen Harfen bestehen, der zwischen ihnen bestehende Raum ist überdacht und so breit, daß der mit Garben beladene Wagen einfahren kann. Die Gitter an den steilen Hängen kennen nur die einfache Harfe, während die wenigen in ebener Lage (am Talboden), deren Garben mit Fuhrwerk eingebracht werden können, gelegentlich die Doppelharfe besitzen. Im östlichen Pustertal ist die Doppelharfe häufig anzutreffen, westwärts vom Toblacher Feld reicht sie aber nur bis in die Gegend von Welsberg, Drautal abwärts können wir sie bis in die Südsteiermark verfolgen; die einfache Harfe begegnet in den verschiedensten Tälern Tirols, nur im Nordosten (Inntal, ostwärts vom Ziller) konnte ich sie nicht feststellen, während sie im mittleren und oberen Inntal zwar nicht frei am Feld stehend, wohl aber an die Wände des Stabels (Scheune) gerückt erscheint. In Südtirol wie im Wipital nördlich vom Brenner er-

scheint die einfache Harfe unter dem Namen „Köfn“. In den Westalpen tritt sie noch bis ins Oberwallis und nach Piemont auf. Bei den Slovenen wird sie „Kozolec“, in Graubünden „Kesne“ (auch „Kisne“ und „Chischne“, bei den Ladinern Tirols „Favá“, bei den schon stark italienisierten Ladinern in Umpezzo „Arfa“, bei den Italienern des Tessin „Reskana“ genannt. Außer den Alpen kommt die Harfe auch in Norwegen und Schweden, im nördlichen Rußland wie bei den Bergvölkern im südöstlichen China und dem angrenzenden Tibet und endlich in Japan vor. Die weite Verbreitung dieses eigenartigen Trockengerüstes legt die Frage seiner Entstehung und Herkunft nahe. Es ist kaum anzunehmen, daß es unter Einwirkung gleicher äußerer Umstände in diesen verschiedenen Landschaften selbstständig entstanden ist; man müßte sich doch wundern, warum es dann in benachbarten Landschaften mit gleichartigen klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnissen nicht zur Einführung der gleichen Einrichtungen zur Trocknung der Feldfrüchte gekommen ist. Es müssen also wohl besondere Kulturbeziehungen gewesen sein, welche die Ausbreitung dieser eigenartigen Einrichtung über ein so weites Gebiet erklären könnten, Kulturbeziehungen, die schon in frühe vorgeschichtliche Zeiten zurückreichen\*).

Unser Weg, oft nur ein schmaler Steig, führt ziemlich steil empor, am Achorner vorüber steigen wir gegen Högge (Hochegg) an; zahlreiche kleine Trockenmauern zum Festhalten der Ackererde queren den Hang, sie sind hier zahlreicher als in Außerwillgraten, wie denn auch der Ackerbau in Innerwillgraten noch heute ziemliche Ausdehnung besitzt. Högge besteht aus zwei Bauerngütern, deren Fluren auf den Hängen liegen, die zum Haupttal und zum Untertal sich steil hinabsenken; solche Verscheidungsstellen werden im Volk gewöhnlich als „Eggen“ bezeichnet und sind von der Hofbesiedlung vielfach bevorzugt worden. Zeugnis hierfür sind die zahlreichen Egghöfe, die wir in ganz Tirol finden, im romanischen Idiom, wie es bei den Ladinern Tirols gebräuchlich ist, entspricht der deutschen Ortslichkeitsbezeichnung „Ed“ das Wort „Costa“, das dann wiederum in zahlreichen romanischen und deutschen Flur- und Hofnamen wie Costa, Coste, Gofte und in Familiennamen, die nach letzteren gebildet wurden, so Costner, Goffner, wiederkehrt; diesen entsprechen die nach dem deutschen *Eck* („Egg“) gebildeten Eder und Egger.

Um Brunnen oberhalb der Häuser hielt ich bei einer meiner Wanderungen an einem Spätherbsttag Rast; da es Mittagszeit war, forderte mich die Bäuerin des oberen Hocheggshofes auf, ins Haus zu kommen und etwas zu essen. In Willgraten finden wir noch auf Höhen und Almen die alte tirolische Gastfreundschaft. Wenn diese Gastfreundschaft mehr und mehr verschwindet, so hat manches hierzu die Schädigkeit beigetragen, mit welcher Fremde die gastfreundliche Sitte ausnützten. Der Bauer alten Stiles erwartet nicht, daß der Fremde, für das, was ihm freiwillig angeboten wird, eine Zahlung leistet. Aber andererseits entspricht der Gast der Sitte, wenn er den Umständen entsprechend eine Gegengabe reicht. Wie manch andere alte deutsche Sitte sich im Kreise der bäuerlichen Kultur erhalten hat, so gilt dies auch von der schon das alte deutsche Recht beherrschenden Anschauung, daß jede Gabe eine Gegengabe heißt. Das Sprichwort drückt das in der Form aus: „Zum Schenken gehören zwei“, was so zu verstehen ist, daß der Beschenkte seinerseits ein Gegengeschenk machen muß. Die Gegengabe muß nicht der Gabe an Geldwert gleich sein, unter Umständen genügt auch ein einfaches „Vergelt's Gott“ als Gegengabe\*). Hier in Willgraten kann man sich dort,

\*) Wie hoch das „Vergelt's Gott“ übrigens vom frommen Sinn unserer Bauern geschätzt wird, ergibt sich aus Folgendem. Ich sprach jüngst auf einem Berghof des Mattentals mit einer alten Bäuerin über den geringen Wert der zentrifugierten Magermilch. Sie erzählte mir, daß bei einer Bäuerin der Nachbarschaft ein Bettler wiederholt mit solcher Magermilch beschenkt wurde und sich jedesmal mit einem „Vergelt's Gott“ bedankte. Der Bauer, der einmal dazu kam, wie der Bettler in dieser Weise der Bäuerin danke, gebot seiner Frau, in Zukunft dem Bettler gute Milch zu geben. „Vergelt's Gott“ sei eine zu hochwertige Gegengabe für Zentrifugenmilch.

wo etwa Kinder des Gastgebers vorhanden sind, durch ein kleines Geldgeschenk an die Kinder erkenntlich zeigen und die Aufforderung daran knüpfen, sich von dem geschenkten Geld weißes Brot zu kaufen; gegenüber dem als Alltagsnahrung gebräuchlichen, im Haus gebadenen Hartbrot, das aus Roggen oder einer Mischung von Roggen und Hafer bereitet wird, bildet das weiße Brot einen von den Kindern geschätzten Leckerbissen. So oft überfieht der Städter, daß ein bodenständiges, seit alters freies Bauerntum wie das tirolische, seine bestimmten Kulturformen auch für den täglichen Verkehr ausgebildet hat und daß diese Kulturformen gerade so ihre Achtung und Beachtung fordern wie die städtischen; ja man darf wohl sagen, daß die bodenständige bäuerliche Kultur mehr von guter deutscher Eigenart gewahrt hat als unsere städtische Allerveltszivilisation. Der Städter, der die bäuerlichen Kulturformen, wie sie unter anderem in den Sitten sich aussprechen, nicht kennt, erregt leicht Anstoß, nur daß der Bauer oft mit vornehmerer Nachsicht über solche Verstöße hinweggeht als der Städter, wenn etwa ein Bauer gegen städtische Manieren sich verfehlt. Freilich gilt das alles nur für jenes Bauerntum, das noch mit einigem Selbstbewußtsein in seinen alten Überlieferungen steht, nicht etwa für das Bauerntum, das, durchsetzt von städtischen Elementen, eine halb bäuerliche, halb städtische Mischkultur angenommen hat, die recht wenig erfreulich ist.

Hinter Högge biegen wir in das abgeschiedene Minattal ein; ein Karrenweg führt durch Lärchen- und Fichtenwald talein; der Bach schäumt tief unter uns über eine steile Mündungsstufe ins Haupttal hinab. Dem Bach entlang führt ein steiler Pfad von der Kirche in Innervillgraten zu den ehemaligen Dauerfiedlungen und zu den Ulmen des Tales empor. Gleich oberhalb der Steilstufe verbreitert sich die bisher enge Talrinne, auf dem Talboden, der eine mäßige Neigung gegen den Bach hin aufweist, liegt der alte Talhof, in der Mundart *Tallate* (bei den Talleuten) genannt (vgl. Abb. 8 und 12 des Jahrgs. 1931). Von Högge her erreichen wir nach einer viertelstündigen Wanderung den Talboden und den Bach; wir überschreiten letzteren auf einer Brücke, um zu den Wiesen und Äckern am rechten Ufer zu gelangen. Ein Hohlweg zwischen zwei Trockensteinmauern führt uns zum untersten Haus von Tallate. Im Ganzen stehen heute auf dem Boden des alten Talhofes vier Häuser, zwei alte und zwei neue. Die Güter sind heute nur mehr sogenannte „*Zuhoamatten*“ (Zuheimaten); ursprünglich bestanden hier vier Bauerngüter, sie sind bereits für das Jahr 1558 aus dem *Innicher Urbar* erweislich. 1781 sind bereits drei von den vier Gütern zu Zugütern geworden. Die Bodenverhältnisse sind günstiger als bei vielen anderen Höfen Villgratens, die Wiesen und Äcker weniger steil und daher leichter zu bearbeiten. Das gegen Norden abgeschlossene und gegen Süden geöffnete Tal ist auch in klimatischer Hinsicht begünstigt. Die Höhenlage — zwischen 1600 und 1700 m — teilt der Talhof mit mehreren andern, heute noch dauernd bewohnten Höfen Innervillgratens. Boden und Klima begünstigen den Ackerbau, der noch heute ziemlich Ausdehnung besitzt. Tallate besitzt auch wie andere Urhöfe Villgratens seine eigene Mühle, um das Getreide vermahlen zu können. Die Verbindung mit dem Haupttal und seiner Straße wird man kaum als ungünstiger bezeichnen können als bei zahlreichen andern Berghöfen Villgratens. Vom linksseitigen, den Häusern gegenüberliegenden Hang ziehen sich freilich zwei breite Lawinenbahnen herab bis zum Bach; im vergangenen Spätwinter (1931) soll eines der Häuser von einer Lawine geschädigt worden sein. Vor allem mag wohl das Streben, die mit dem Talhof verbundenen Weidrechte und Wiesen zu erwerben, die frühzeitige Umwandlung in Zugüter bewirkt haben. Waren einmal zwei Güter verlassen und die auf ihnen sitzenden Familien talaus gezogen, so mochte auf die Zurückbleibenden die Abgeschlossenheit ihres Aufenthaltes bedrückend wirken, so daß auch sie zum Verkauf ihrer Heimaten geneigter wurden. Heute ziehen die Besitzer der Zuheimaten am Talhose Mitte Mai auf und bleiben bis gegen Aller-

heiligen. Das heroben gewonnene Heu wird hier vom aufgetriebenen Vieh aufgebraucht und der abfallende Dünger zur Bestellung der Äder und Wiesen (Gärten) verwandt. Ober den Häusern von Talleite folgt eine zweite Steilstufe, oberhalb derer die Almweiden sich noch weit am Boden und den Hängen taleinwärts ziehen.

Ein fahrbarer Weg führt vom untersten Gut des Talhofs fast ohne Steigung quer über den steilen rechtsseitigen Hang talaus gegen *Bergleite* (Berghof, bei den Bergleuten). Der Hang trägt magere Bergwiesen, die von Lärchen beschattet sind. Nachdem der Weg aus dem Anattal heraus auf den Hang des Haupttales gelangt ist, hört der lichte Wald auf und betritt man die Fluren des Berghofes (vgl. Abb. 15 des Jahrgs. 1931). Unser Weg verbindet ohne wesentliche Steigungen die Höfe, die hier am oberen Rand der Dauersiedlung liegen und bietet prächtige Ausblicke über die Landschaft von Innervillgraten und Einblick in die gegenüberliegenden drei Täler, von denen eines, das westlichste, das Tal Kalkstein, noch heute besiedelt ist, während das östlichste, Tassinne, heute von der Dauersiedlung aufgegeben ist, und das mittlere, das Tal des Ruchlet- oder Stauderbaches seit alters her unbesiedelt blieb und nur in seinem Innern eine Alm aufweist. Von Tassinne sehen wir nur den vorderen, von Wald erfüllten Teil sowie die lichte Rodungsinsel des alten Oberhofes (vgl. Abb. 11 des Jahrgs. 1931). Sie war noch zu Ausgang des 18. Jahrhunderts mit vier Bauerngütern besetzt, die heute sämtlich zu Zugütern geworden sind. Kalkstein hat seinen Namen vom Kalkfelsen (mesozoischen Dolomit), an seinem Eingang; gleich einer Mauer schließt der Kalkfels das Tal an seiner Mündung ab; der Bach vermochte nur eine schmale Pforte aus dem harten Gestein auszubrechen, die sich auch der Weg zu nute macht. Einige Meter ober Bach und Weg niden einige Stämmchen Edelweiß von der Felswand herab. Der vordere Teil des Tales ist eng und unbesiedelt, aber nach kurzer Wanderung gelangt man zum Bad Kalkstein, einem einfachen Wirtshaus; die landwirtschaftlichen Siedlungen des Tales liegen auf der andern (rechten) Talseite auf einer terrassenartigen Verflachung am untersten Teil des Hanges. Hinter den Häusern von Kalkstein blickt die kleine Kirche Maria-Schnee hervor, zu der einst viel gewallfahrtet wurde. Raum eine Viertelstunde hinter der Kirche liegen der Nieder- und Oberalshof, die als sogenannte *Schwaig-* oder *Viehhöfe* bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts erwähnt werden, heute jedoch Almen sind. Zu Ausgang des 15. Jahrhunderts und zu Beginn des 16. Jahrhunderts saßen noch Bauern als „Schwaiger“ auf diesen Höfen und wurde hier auch Uderbau betrieben, wie denn auch zu den Höfen eine Hausmühle gehörte. Den Hauptreichtum dieser Schwaighöfe bildeten jedoch von Anfang an die ausgedehnten Wiesen, namentlich die Bergwiesen. Derentwegen sind die beiden Alshöfe spätestens zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Zugüter verwandelt worden und unter eine größere Zahl von Bauern aufgeteilt worden; ein Zehentverzeichnis (-urbar) des Hochstiftes Innichen von 1625 nennt zu Oberalsh acht Teillinhaber, zu Niederalsh sieben; 1691 werden dort elf, hier acht Inhaber genannt. Im Volk hat sich hier in Alsh ebenso wie bei andern aufgelassenen Dauersiedlungen die Erinnerung erhalten, daß sie einst ständig bewohnt waren. Von Oberalsh wie vom Mooshof im Winkltal erzählt man, daß der Priester in Innervillgraten ebenso wie der zu St. Gertrud in Außervillgraten mit der Weihnachtsmette nicht beginnen durfte, bevor nicht der Bauer von Oberalsh beziehungsweise vom Mooshof in der Kirche eintraf und einen Käselaib oder Butterknollen am Altar opferte. Von derartiger Rücksicht auf den am entferntesten Wohnenden wird auch in andern tirolischen Pfarrgemeinden erzählt.

Im Gegensatz zu Außervillgraten, wo sich die Siedlung meist auf eine Talseite beschränkt, ist in Innervillgraten auch die Schattenseite des Tales von einzelnen Höfen besetzt, die meist auf kleinen Schuttkegeln der Talsohle und auf Niederterrassen liegen, vereinzelt auch auf die unteren Teile des Hanges emporgestiegen sind. Diese beider-

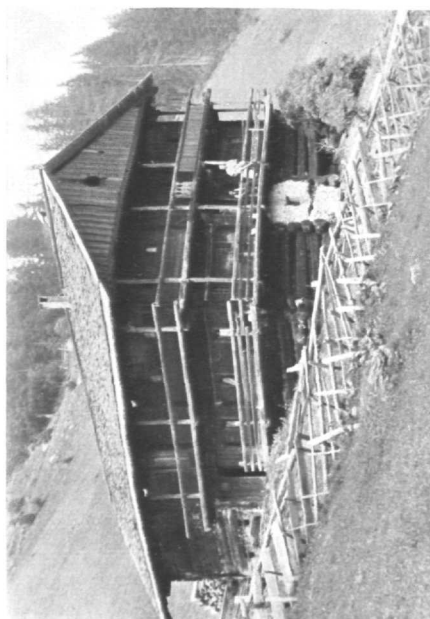


Abb. 16. Perfl

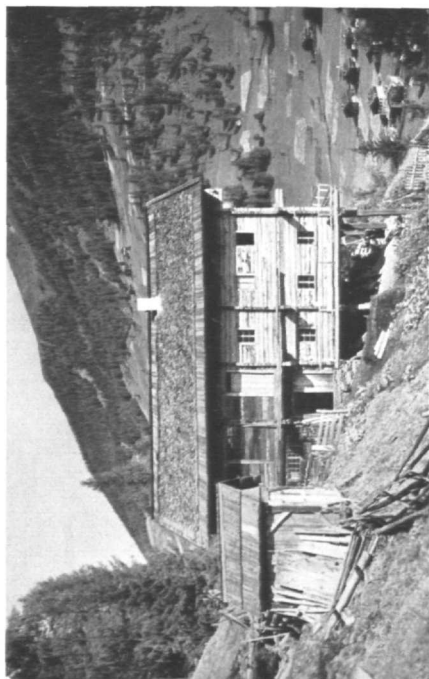


Abb. 17. Nofre

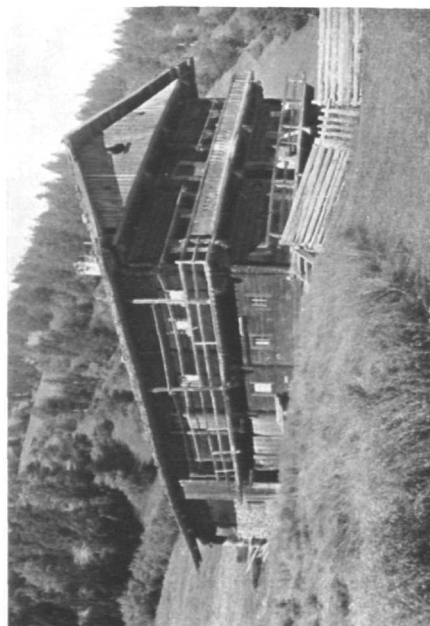


Abb. 18. Schusterlen



Abb. 19. Kalfstein



Abb. 20. Gliefe



Abb. 21. Silga



Abb. 22. Mitterwurze



Abb. 23. Zocher in der Wurg (Kals)

seitige Besiedlung des Tales erstreckt sich taleinwärts bis zu den Anfängen des Ahrntal, das ober der Mündung des Kalksteintales beginnt und die gegen Norden umbiegende Fortsetzung des Haupttales darstellt. Freilich hat hier auf der Schattenseite nicht bloß in den schon genannten beiden Nebentälern, sondern auch im Haupttal die Entsiedlung eingeseht. So ist die am Hang gegenüber der Kirche liegende Starze heute nur mehr Zugut. Verhältnismäßig dicht ist die Besiedlung des sonnseitigen Hanges, auf dem wir sichten am Hangfuß und in zwei Reihen am Hang ziehen sich die Höfe hin.

Unser Weg geht nach Überschreitung eines Grabens taleinwärts zu den Höfen Groß- und Klein-Bachlete (Bachhof). Hier betreten wir den Boden der höchstgelegenen Siedlungen Willgratens, *Bachlete* und der folgende Hof *Scheltete* reichen in den Höhengürtel zwischen 1700 und 1800 m hinein, oberhalb des einen (oberen) Bachlehofes reicht ein Roggenacker bis an 1800 m heran. Ein Bauer dieser Berghöfe, mit dem ich ein Gespräch über den Getreidebau in diesen hohen Lagen begann, meinte: „Wenn das Jahr ein gutes ist, so wächst bei uns auf den Höhen mehr als drunten im Land.“ Auch auf andern Höhen-siedlungen wurde mir versichert, daß die Beschaffenheit des Kornes auf den hoch gelegenen Hangsiedlungen besser sei als die des „Landkornes“ (des Roggens am Talboden). Mein Willgrater Gewährsmann fügte freilich hinzu, früher sei bei ihnen überhaupt mehr gewachsen, der kalte Wind habe weniger geschadet, weil der Wald dichter gewesen sei und ihm gewehrt habe. Das Getreide sei im Gewicht schwerer gewesen als heute, die „Gasse“ (ortsübliches Hohlmaß = 11 ½ Liter) habe mehr gewogen als heute.

Hinter *Scheltete* tritt unser Weg in den Hochwald von Fichten und Lärchen ein und führt den überaus steilen Hang querend eben hinein zum innersten Hof dieser Talseite, zum *Firhapter*. Als ich in der Stille eines Spätherbstabends zum *Firhapter* kam, machte mir die Lage dieses Hofes ganz besonderen Eindruck. Der Hof lag schon im Schatten, die Berggipfel der andern Talseite leuchteten noch im rötlichen Abendlicht, kein Laut, nur Ruhe und Frieden ringsum, keine menschlichen Ansiedlungen sind mehr sichtbar in der großen Abgeschiedenheit. Hierher möchte ich einmal im ersten Frühling wandern, etwa zu Ende März, wenn ober den dunklen Wäldern von den steilen Bergflanken noch die gleißenden Schneeschilde herableuchten und gegen die Mittagszeit Lawine auf Lawine donnernd zur Tiefe fährt, daß der Widerhall talaus und talein rollt. Wie lange werden die Bewohner dieser Siedlung noch hier aushalten? Von den zwei Glitern, die zu *Firhapter* bestanden, ist eines bereits Zugut geworden, auf dem andern hält noch ein waderer Stamm zäh an der Heimat fest, trotz des Angriffs, den, wie schon erzählt wurde, vor einigen Jahren die Lahne auf den Hof machte.

Je mehr man mit unserem Bergbauernvolk in Berührung kommt, um so mehr wächst unsere Hochachtung vor ihm. In schwerer Arbeit, bei geringem Ertrag der Wirtschaft und unter mannigfachen Gefahren harren die Leute hier aus; ihre Anhänglichkeit an die Heimat, an das Gut der Familie und ihre stolze Liebe zur Selbständigkeit und nicht zulezt ihr Gottvertrauen läßt sie die großen Widerstände überwinden, die sich entgegenstellen. Unsere Volksgesamtheit soll den Wert dieses zähen Ausharrens erkennen und schätzen, sie hat das größte Interesse daran, daß ein so wertvoller Bestandteil in seiner Eigenart unserem deutschen Volk erhalten bleibt. Die Urkraft dieses Bergvolkes trägt Wichtiges bei, unser Volk gesund zu erhalten und zu verjüngen. Die Familien dieser Bergbauern sind kinderreich, seit alters mußten viele ihrer Abkömmlinge außerhalb des fargen Bodens der engeren Heimat ihren Unterhalt suchen. Sie bringen körperliche und geistige Tüchtigkeit in ihre neue Heimat. Gerade die Abkömmlinge der Willgrater Berghöfe haben sich, wie wir aus den nach den Hofnamen gebildeten Familiennamen ersehen können, über die umliegenden Ge-



## Die Höfe Innervillgratens

Nummer	Bezeichnung der Höfe			Zahl der Betriebe 1781 <sup>12)</sup>	Zahl der Betriebe 1831 <sup>13)</sup>	Zahl der Betriebe 1847 bis 1855 <sup>14)</sup>	Zahl der Betriebe 1890 <sup>15)</sup>
	in den Katastern <sup>10)</sup>	in der Mundart	in der ältesten schriftlichen Überlieferung <sup>11)</sup>				
57	Graf	Grafer	UG 1530: Graff	1	2	2	2
56	Außerkäsrach	Fschogler, Jägerer	UG 1530: Außerkäserpacher	3	2	2	7
55	Innerkäsrach	Zfischer, Gutnigger	UG 1530: Innerkäserpach UG 1463: Jörg zu Chäserpach	5	4	4	—
54	Ahorn	Ahorner	UG 1530: Ahernhoff	3+1*)	4	4	2
53	Kofl	Kofeler	UG 1530: Koflhoff	2	3	3	2
51	Hohegg	Hügge	UG 1530: Hohegg	3	3	3	2
50	Oberrain	Ganner (?), Schmid	UG 1530: Oberrain	1+1*)	2	1	1
39	Thall	Tallete	UI 1558: Thalhof	1	1	1	—
38	Perg	Berglete	UI 1558: Perghoff	4	2	3	3
37	Gaff	Gasser	UI 1558: Gaffhoff	2	2	2	3
36	Gassehill	Goser	UI 1558: Gassmannhoff	—	2	1	1
35	Pach	Pachlete (Groß- u. Klein-)	UI 1558: Pachhoff	2	3	3	2
31	Schett	Schettle	UI 1558: Schottsechen	3	2	2	2
25	Fürhäpt	Firatter	UI 1558: Fürhabthoff	2	2	2	1
52	Munn	Scheinstiger (?), Ganner	UG 1530: Munnhoff	2+1*)	3	3	2
49	Niederrain	Zachler, Schneider, Stetbl	UG 1433: Peter unter dem Rain	?	2	2	3
46	Widenhof	Widemair	UG 1530: Widmhoff	4+1*)	5	5	3
48	Plätterhof	Ober- und Untergaller	UG 1492: Plätterhoff	2+1*)	3	3	2
47	Mesenhof	Mesner	UG 1530: Mesenhoff	3	2	2	2
45	Erlach- od. Schmidhof	Schmidhofer	UI 1558: Erlachhoff	3	2	2	2
44	Au	Zuer	UG 1300: in Augea UG 1530: Zwer	2	2	2	2
43	Lans	Länser	UG 1530: Länser	2	1	2	2
42	Sand	Unter- und	UI 1558: Sandthoff	1	3	1	1
41	Mühl	Obermiletz	UI 1558: Mulhoff	1	2	2	2
40	Maur	Maurer	UI 1558: Maurhoff	2	2	2	2+1*)
33	Obergrueb	Obergrueber	UI 1558: Obergruebhoff	2	2	3	2
34	Untergrueb	Untergrueber	PB 1545: Nidgrueber	2	2	1	1
32	Haib	Hoader	Urf. I 1482: Die Halben	4	4	4	4
30	Kauf	Käfte	Urf. I 1478: Kaufhof	3	3	3	2
29	Weeg	Wegelete	UG 1300: an dem Wege; UG 1433: Weghoff	6	4	4	5
Übertrag:				71+5*)	74	74	65+1*)

\*) Kleinhäusler.

Nummer	Bezeichnung der Höfe			Zahl der Betriebe 1781 <sup>12)</sup>	Zahl der Betriebe 1831 <sup>13)</sup>	Zahl der Betriebe 1847 bis 1855 <sup>14)</sup>	Zahl der Betriebe 1930 <sup>15)</sup>
	in den Katastern <sup>16)</sup>	in der Mundart	in der ältesten schriftlichen Überlieferung <sup>17)</sup>				
			Übertrag:	71+5*)	74	74	65+1*)
28	Wald	Walder	UI 1558: Waldhoff	3	3	4	3
27	Außer- steinwand	Luffer	UI 1558: Außerstein- wanthoff	2	3	3	1 (3)
26	Inner- steinwand	Stoanter	UI 1558: Innerstein- wanthoff	3	3	3	2 (3)
1	Hahwald	Hehwalb	PB 1545: Huhwalder	2+1*)	4	4	4
2	Pernauer	Pranaue	PB 1545: Pernau	—+1*)	3	2	—+4*)
3	Walchegg	Walchögge	UG 1433: Walcheller	2	1	1	2
5	Frontaler	Frontal	UG 1433: Frontal	2	3	1	—
6	Starz	die Starze	UG 1433: Starzere UG 1463: Starz	1	4	3	—
7	Pranrhof	Pranter	UG 1433: Pranter	—	1	2	1
8	Gißhof	Gißer	UT 1407: di Giß	2	—	1	1
9	Moh	Moselete	UG 1433: im Moh	3	1	1	1
10	Staud	Stauder	UF 1305: Stoudlein; UG 1530: Staudach	2	2	2	2
11	Rusch	Ruschlete	UG 1530: Rutsch	2	2	2	1
12	Neuhaus	Neuhauser	UT 1407: Newhamß	2	2	2	1
13	Senft	Senfter	AG 1300: in der Senfte	3	2	2	1
21	Zweng	Zwenger	UG 1433: in Zweng	3	2	2	2
22	Mayrhof	Moarhof, Stüner	UG 1433: Hainreich Mair in Zweng	1	1	1	2
23	Bodenhof	Bodemer (Bodemair)	UF 1305: in dem Podem	2	4	4	2
24	Liff	Liffter	UG 1300: der Lustaer	3	3	3	2
4	Oberhofer	—	UG 1433: Nifel Ober- hofer	4	1	1	—
20	Egg	Egger	UG 1300: uf dem Ede	2	2	2	2
14	Peint	—	UG 1530: Peunthoff	4+1*)	5	3	1
15	Kalkstein	Kalkstoan	UF 1305: Chalfstain	1	3	3	2
16	Ort	?	UG 1530: Orthoff	4	4	4	2
17	Pachlehen	?	UG 1530: Pachlehen	1+1	2	2	2
19	Nieder- alfen	Alfen	UG 1530: Nideralf	—	—	—	—
18	Oberalfen	Alfen	PB 1545: Caletthof in der obern Alfe UF 1305: in Aluen duo baccarie UG 1433: swaig zu Cholbekhen	—	—	—	—
			Summe	134 (125+9*)	135	133	108 (103+5*)
			Güter, die keinem Hof zugezählt werden	4 (1+3*)			—
			Summe	138			108

\*) Kleinhäuser.

meinden des Pustertals verbreitet. Die harte Zucht ihrer Bergheimat kam ihnen in ihrer neuen Heimat zuflatten und tritt im wirtschaftlichen Leben in Arbeitsamkeit und Genügsamkeit zutage. Wer etwa auf einem der Dorffriedhöfe der Umgebung Sillians die Familiennamen auf den Grabdenkmälern durchsieht, dem fällt auf, wie viele von den Willgrater Hofnamen in den hier verzeichneten Familiennamen wiederkehren. Da treffen wir die Hofnamen Außervillgratens in den Familiennamen Ligner, Troyer, Hofmann, Klapfer, Weitzlaner, Wurzer usw. oder die Hofnamen Inner-villgratens in den zahlreichen Firhaptern, Lansern, in den Lister, Schett, Walchbögger usw., auch die heute verlassenen Höfe leben in den Namen der Geschlechter, die einst auf ihnen saßen, fort, so in den Perflern, Rauchböggern, Oberhofern, Thalmann, die nach den heute verlassenen Höfen Perfl, Rauchbögg, Oberhof, Thalhof sich nennen. Aber nicht bloß über die unmittelbar dem Willgratental benachbarten Landschaften haben sich die Willgrater ausgebreitet, wir finden ihre Namen weithin verstreut im ganzen Land, wo manche ihrer Träger Zeugnis ablegen von alter Willgrater Tüchtigkeit. Wie die frischen Wasser den Bergen entquellen und die Ströme der Tiefe nähren, so erhält unser Volk verjüngende Kraft aus dem Volkstum der Berge.

### 5. Das Bauernhaus Willgratens\*)

Die Häuser Willgratens zeigen starke Gleichmäßigkeit der Form; es ist im Wesen nur eine einzige Hausform vorhanden (vgl. Abb. 16—22). Diese einheitliche Gestaltung des Hauses, oder — wenn wir so sagen wollen — dieses Herrschen eines Haustypus ist für volkstümliche Bauweise kennzeichnend. Darin unterscheidet sie sich von der willkürlichen, dem Geschmack des Einzelnen angepassten Bauweise, wie sie in den Städten herrschend geworden ist. Moderne Bauweise und volkstümliches Haus verhalten sich ähnlich zu einander wie Modekleidung und Volkstracht; erstere läßt dem individuellen Geschmack ihres Trägers oder des Schneiders, der sie herstellt, viel mehr Freiheit als die Volkstracht. Bei Volkstracht und volkstümlichem Haus wirkt das Herkömmliche, das Überlieferte weit stärker auf die Gestaltung ein, der Geschmack des Einzelnen wird in seiner Auswirkung nicht ganz unterbunden, aber doch weit mehr eingeschränkt. Das Festhalten am Überlieferten verlangsam das Auftreten von Neuerungen, schließt sie aber nicht ganz aus; die Weiter- und Umbildung erfolgt weniger sprunghaft als vielmehr im Sinn eines allmählichen Wachstums.

Gebiete, die vom Verkehr abgeschlossen sind, erweisen sich bekanntlich der Erhaltung des Volkstümlichen günstig. Dieses vermag sich aber auch ohne solche Abschließung, falls seine Träger selbst die eigene Art zu schätzen wissen und Neues und Fremdes nicht überschätzen, zu erhalten. Ein selbstbewusstes Bauerntum wie jenes des tirolischen Burggrafenamtes hat viel von alter Art trotz reichlicher Verkehrsbeziehungen zu wahren vermocht. In Willgraten kam der Erhaltung der alten volkstümlichen Hausform neben der Verkehrsarmut des Tales die Beschaffenheit der Hausform zuflatten. Diese erlaubte eine organische Weiterbildung und Anpassung an zeitgegebene Wohn- und Wirtschaftsansprüche.

Wer einmal gelernt hat, den Wechsel der Hausformen in den einzelnen Landschaften zu beobachten, der kann gerade bei Wanderungen durch unsere auch im Kulturleben so mannigfaltigen Alpenfäler viel an geistiger Anregung gewinnen. Häuser, die eine bestimmte Form in verschiedenen Abschnitten ihrer Entwicklung darstellen, treten nebeneinander in einer Landschaft auf; aber auch Formen, die grundsätzliche Verschiedenheit zeigen, sind oft innerhalb eines Ortes zu beobachten. Wer genauer

\*) Eine Beschreibung des Willgrater Hauses nebst Abbildungen gibt Baragiola, *La casa villereccia del Tirolo* (Rassegne varie, ottobre 1914, nr. 10, S. 338 ff.), ohne jedoch näher auf seine Entwicklung einzugehen.

zuseht, bemerkt wohl, wie längs einzelner alter Verkehrslinien oder gefördert von alten Verkehrsbeziehungen bestimmte Hausformen von einem Mittelpunkt ihrer stärksten Verbreitung aus in Nachbargebiete vorgebracht sind und hier ältere Formen verdrängt haben; anderswo sind Mischformen entstanden, welche Eigenschaften der einen wie der andern Form aufweisen. Solche Mischformen können besonders dort entstehen, wo zwei Gebiete verschiedenartiger Grundformen aufeinanderstoßen.

Bei der Beobachtung der einzelnen Haustypen werden wir uns auch fragen, wie weit ihre Verschiedenheit etwa durch die Beschaffenheit des verfügbaren Bauplatzes, des Baustoffes, des Klimas und durch die Anpassung an die gegebene Wirtschaft, an stärkeren Getreidebau, Überwiegen der Viehzucht, Weinbau bedingt sein könnte. Es läßt sich sodann beobachten, daß auch bei Gleichbleiben dieser äußeren Bedingungen des Hausbaues die Hausformen in verschiedenen Landschaften sich verschieden gestalten. Die Aufgaben, welche diese äußeren Bedingungen dem Hausbau stellen, werden verschieden gelöst, je nach den Zeiten, in welchen gebaut wurde und nach den Völkern, von denen die Bauten stammen. Der Kulturzustand eines Volkes beeinflusst seine Wirtschaftsführung und seine Ansprüche an die zu schaffende Unterkunft und ihre Ausstattung. Gründet ein Volksstamm in einer bisher unbesiedelten Gegend eine Niederlassung, so wird er zunächst an der Bauweise seiner alten Heimat festhalten; bei längerer Dauer der Ansiedlung wird er in mannigfacher Weise eine Anpassung der heimischen Bauform an die Bedingungen seiner neuen Heimat vornehmen. Verkehrsbeziehungen zu benachbarten Landschaften können die Hausformen umgestalten. Wenn neue Ansiedler in einer bereits teilweise besiedelten Landschaft sich niederlassen, so wird je nach der Kulturstufe der neuen und der alten Ansiedler das Haus der neuen Ansiedler mehr oder weniger der Hausform der alten Ansiedler sich angleichen oder es wird die von den neuen Ansiedlern mitgebrachte Hausform die Hausform der Urbevölkerung verdrängen. Anpassung und Verdrängung werden nach dem Charakter der verschiedenen Volksstämme, nach ihrem beiderseitigen Verhältnis, der größeren oder geringeren kulturellen Überlegenheit des einen oder anderen Teiles und der Beschaffenheit der Hausformen in recht verschiedenem Ausmaß sichtbar werden. Jedenfalls ist die Entstehung einer bestimmten Hausform unter Einwirkung sehr mannigfaltiger Ursache zustande gekommen. Die ältere Hausforschung ist sich dieser Mannigfaltigkeit nicht immer genügend bewußt geworden und neigte dazu, die Hausform zu einseitig aus bestimmten Ursachengruppen, wie etwa Volkszugehörigkeit, äußeren Bedingungen u. dgl. zu erklären.

Die Häuser Willgratens weisen — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — einen stark einheitlichen Typus auf. Dieser Typus ist jedoch nicht auf das Tal Willgraten beschränkt, sondern ist auch im Drautal zwischen Innichen und Anras verbreitet, während eine verwandte Form in dem Willgraten benachbarten Deferegggen und in Rals auftritt. Auch bei Neubauten wird in Willgraten durchwegs an der alten Form des Hauses festgehalten und diese nur durch Vermehrung der Wohnräume, Verbesserung des Stalles, Vergrößerung der Futterräume, Vergrößerung der Fenster u. dgl. den zeitgerechten Ansprüchen an Wohn- und Wirtschaftsräume angepaßt.

Auffallend ist zunächst die große Zahl neuer Häuser in Willgraten. Brände sind nicht die Ursache der vielen Neubauten. Oft stehen noch die alten Häuser neben den neuen und werden zur Unterbringung von Futter, ihre Wohnräume als Werkstätten und Rumpellammern verwendet. Die Erneuerung hängt zum Teil mit der hohen Hauskultur der Willgrater zusammen, sie halten viel auf ordentliche, lichte und saubere Wohnräume und zweckmäßige Wirtschaftsräume. Vor allem aber kommt das Bauen verhältnismäßig billig. In Willgraten herrscht nämlich noch heute der früher so weit verbreitete alte Brauch, daß beim Neubau eines Hauses die Gemeindegemeinschaften Hilfe leisten. In Willgraten geschieht dies in der Form, daß einerseits Arbeit

geleistet und andererseits Lebensmittel für die Verpflegung der Arbeitenden beige-  
stellt werden. Der Aufwand für Arbeitslohn wird dadurch sehr gemindert; er beschränkt  
sich im Wesen auf die Entlohnung der Zimmerleute, welche die Aufsicht beim Bau,  
der zumeist Holzbau ist, führen und schwierigere Arbeiten übernehmen müssen. Das  
Bauholz entnimmt der Bauer seinem Eigenwald, so daß hierfür keine Geldzahlungen  
nötig werden. Ein Haus am sonnseitigen Berghang in Innervillgraten, das sich als  
stättlicher Holzbau mit drei Geschossen darstellt, soll bei seiner Errichtung vor einem  
Menschenalter an 100 Gulden Barauslagen erfordert haben, was der Kaufkraft von  
etwa 400 Goldschillingen entsprechen würde. Heute würde freilich trotz Hilfeleistung  
der Gemeindegossen der nötige Geldaufwand erheblich höher zu bemessen sein.  
Immerhin mindert auch heute noch diese Hilfeleistung die Barauslagen sehr erheblich.

Große Schwierigkeiten bringt die Lage vieler Baupläze mit sich. Die Mehrzahl  
der Höfe Villgratens liegt an steilen Hängen. Wo es möglich war, suchte man freilich  
Verflachungen des Hanges mit dem Hausbau auf. Oft sind aber solche nicht vorhanden  
oder — wenn sie vorhanden sind — so können sie doch nicht als Bauplatz dienen, weil  
sie von Lawinen gefährdet oder andere erhebliche Nachteile aufweisen. Man sollte nun  
glauben, die Anpassung an diese Geländeschwierigkeit würde in der Weise vor sich  
gehen, daß mehr in die Breite als in die Tiefe gebaut wird; denn baut man in die  
Tiefe, d. h. in den Hang hinein, so muß der Hang stark angeschnitten oder ein hoher  
Unterbau errichtet werden, der eine genügende Fläche zur Tiefenentwicklung des  
Hauses schaffen kann.

Die Schwierigkeiten, welche die Hanglage bietet, sind in verschiedenen Landschaften  
in verschiedener Weise überwunden worden. Im tirolischen Unterinntal und in an-  
grenzenden Landschaften paßte sich der herrschende Haustypus häufig in der Weise  
dem Hange an, daß die Firstlinie des Hauses, also seine Längsachse, parallel zur Schich-  
tenlinie (Stohypse) und quer zur Fallrichtung des Hanges verläuft. Wohn- und Wirt-  
schaftsräume sind bei diesen Häusern in der Richtung der Längsachse des Hauses  
hintereinander gestellt. Bei größerem Bedarf an Wohn- und Wirtschaftsräumen kann  
durch Verlängerung des Hauses Raum gewonnen werden, ohne daß größere Ab-  
grabungen des Hanges oder Unterbauten nötig werden. Im Wipptal nördlich und  
südlich des Brenners treffen wir Häuser in größerer Anzahl, die gleich den vorher  
beschriebenen den Grundriß eines Rechteckes aufweisen und mit ihrer Längsachse quer  
zur Fallrichtung des Hanges stehen. Wie bei den vorgenannten Häusern sind auch bei  
ihnen Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach vereinigt, stehen aber nicht  
hintereinander, sondern es sind die Wirtschaftsräume auf die Bergseite verlegt,  
während die Wohnräume ins Tal hinabsehen. Neben Häusern dieser Form treten  
bereits im Wipptal, noch mehr aber in den südlicheren und westlichen Landschaften  
Deutschtirols Häuser auf, bei denen Wohn- und Wirtschaftsräume getrennt und in  
gesonderte Bauwerke verlegt sind. Bei dieser Trennung und dem Nebeneinander-  
stellen von Wohnbau und Wirtschaftsgebäude ist es am leichtesten möglich, die  
Schwierigkeiten der Hanglage zu überwinden.

In Villgraten herrscht nun eine Hausform, die Wohn- und Wirtschaftsgebäude  
unter einem ungebrochenen Dachfirst vereinigt. Die Tiefenentwicklung des Hauses  
wird hier außerdem noch dadurch gefördert, daß zwischen Wohnräumen und Stal-  
lungen ein breiter, quer zur Längsachse des Hauses verlaufender Flur, der sogenannte  
„Hof“, gelegt wurde. Um nun bei Bauten am Hang eine genügende Bodenfläche zu  
gewinnen, hat man sich in Villgraten des Mittels bedient, Unterbauten zu errichten,  
die bei der Steilheit mancher Hänge oft recht bedeutende Höhe erreichen (vgl.  
Abb. 21). Diese Unterbauten wurden in älterer Zeit aus unbehauenen, nur an den  
Bindungsstellen der Ecken eingekerbten Baumstämmen errichtet (vgl. Abb. 16). Diese  
Blockwände sind in der gleichen Technik errichtet, die wir noch vielfach bei den Heu-

städeln auf den Wiesen beobachten. Man bezeichnet solche Wände als Blockwände im Gegensatz zu den aus vierkantig behauenen Balken aufgeführten Schrotwänden. Je nach der Höhe eines solchen Unterbaues erforderte er eine beträchtliche Menge starken Stammholzes. Man ist daher schon frühzeitig von dieser urtümlichen, holzverschwendenden Art des Unterbaues zu einer Unterbauung mit Ständern aus Lärchenholz übergegangen. Es entstand also eine Art von Pfahlbauten (vgl. Abb. 17), wobei allerdings bei den heute noch vorhandenen älteren Bauwerken dieser Art die Zwischenräume zwischen den einzelnen Pfeilern durch Bohlen, welche in Ruten der Pfeiler eingeschoben wurden, ausgefüllt sind (vgl. Abb. 22). Statt der Bohlenwände hat man auch Trodenmauern zur Füllung der Zwischenräume errichtet.

Der Raum, den die Wände dieses Unterbaues einschlossen, wurde in den älteren Häusern nur ungenügend verwertet. Man baute allenfalls einen „Kelder“ (Keller) ein (vgl. Abb. 16), der unter dem Hausgang des Wohngeschosses seinen Platz erhielt. Der jüngere Hausbau wollte von solcher Raumverschwendung nichts mehr wissen. So baute man nunmehr neben dem Keller unterhalb der Küche des Wohngeschosses eine Bastkammer (Werkstatt) für die verschiedenen gewerblichen Verrichtungen ein, die der Bergbauer in ausgedehnterem Maße selbst vornimmt. Auf der andern Seite des Kellers ward eine Schlafkammer für die Zuben (Knechte oder ältere Söhne des Bauern) errichtet. Zuweilen ward in den Raum unter der Küche der Badofen verlegt, während in der Regel und seit alters der Stubenofen zugleich als Badofen dient. Bei neueren Häusern mit höherem Unterbau wurden sogar zwei Geschosse eingebaut (vgl. Abb. 21), deren Räume als Keller und Kammern Verwendung finden. Vom Tal her gesehen, machen solche Häuser mit ihren zwei Geschossen des Unterbaues und den zwei Geschossen des eigentlichen Wohntheiles einen recht stattlichen Eindruck.

Der Wohntheil des Hauses und die daran anschließenden Wirtschaftsräume sind bei älteren Häusern durchwegs aus Holz im Schrotbau aufgeführt. Unter den neueren Häusern begegnen wohl einige mit gemauertem Erdgeschoss. Regelmäßig besitzen die Häuser zwei Geschosse. Das Dach ist ein ziemlich flaches Schindeldach; die Schindeln sind Legschindeln, die aber nicht mit Steinen beschwert sind. Der Rand der Dachfläche besteht, um der Windwirkung besser widerstehen zu können, aus Brettern. Dieser Rand wird in der Mundart „das Schor“ genannt. Während die Schindeln nur eng ineinander geschoben aber nicht genagelt werden, sind die Bretter genagelt. Das Dach wird vom Firstbalken („Firscht“) und den parallel zu ihm verlaufenden Pletten oder Beifirsten getragen, von denen sich zwei oder drei auf jeder Seite des Daches befinden. Bei manchen älteren Häusern fehlt der Firstbalken; an seine Stelle treten, etwas tiefer liegend als sonst der Lage des Firstbalkens entspricht, zwei parallel in kleinem Horizontalabstand verlaufende Balken. Firstbalken wie Beifirsten sind in älteren Häusern unbehauene Rundhölzer von zuweilen beträchtlichem Durchmesser. Die Sparren, die auf den Pletten aufliegen, werden in Willgraten wie andernwärts in Tirol „Roafen“ genannt. Etwas unterhalb der Firstlinie steigt aus jeder der beiden Dachhälften je ein Ramin empor, der häufig noch aus Bohlen gezimmert ist. Der eine Ramin dient der Abfuhr des Herdrauches, der andere jener des Ofenrauches; beide Ramine führen aus dem Mittelslur des Hauses, der „Läbe“, empor.

Die Fenster eines Geschosses liegen bei neueren Häusern auf gleicher Höhe und weisen gleiche Größe auf. Anders ist es bei älteren Häusern; hier zeigen die Fenster ungleiche Ausmaße. Die größten Fenster weisen Stube und Küche auf, doch ist ihre Vergrößerung oft erst in späterer Zeit durchgeführt worden.

Zum charakteristischen Merkmal des Willgrater Hauses gehört der „Solder“, wie hier die Lauben genannt werden, welche die beiden Wohngeschosse regelmäßig auf drei Seiten umgeben und an den beiden Traufseiten des Obergeschosses bis zum seitlichen Eingang in den Stadel zurückreichen; auch der Dachraum besitzt auf seiner

Giebelseite einen „Solder“, der mit Brettern verschalt ist. In der Mitte der Verschalung ist regelmäßig eine Öffnung angebracht. Dieser verschaltete „Solder“ wird „Mantelsolder“ genannt. Der Boden des Söllers liegt auf den Trambalken auf, die über die Hauswand vorspringen; die Köpfe oder Enden dieser Trambalken sind mit den Tramen, welche den Soller des Oberstodes tragen, durch dünne Pfeiler oder Säulen verbunden, welche im Volksmund „Driachen“ (Einzahl „die Driach“) genannt werden (vgl. Abb. 16). Ebenso verbinden solche Laubepfosten im Oberstod die Enden der Trame mit den Köpfen der Dachbodentrime. Diese Pfosten dienen der Festigung der Laubendrüstung, mit deren Bodenschwellen und Brustriegeln sie verbunden sind. Die Füllung des Geländers besteht bei älteren Häusern häufig aus senkrecht stehenden Brettern, die in die Ruten der Bodenschwelle und des Brustriegels eingelassen sind. An der Stirnseite des Hauses zeigt die Füllung wohl auch einfache Sierauschnitte.

Der Soller des Untergeschosses vermittelt von der Bergseite her, der Seitenwand und Stirnwand entlang, den Zugang zu dem in der Stirnwand gelegenen Hauseingang. Ebenso muß man sich des Söllers bedienen, um zum Abort des Oberstodes zu gelangen, während jener des Erdgeschosses neben dem traufseitigen Hauseingang zu ebener Erde gelegen ist. Auffallend ist, daß das ältere Haus keine Aborttür kennt.

Der Haupteingang des Hauses liegt auf der Traufseite des Hauses und führt in den breiten, Stall und Wohnräume trennenden Querflur, „Hof“ genannt, der das Haus quer zu seiner Längsachse durchzieht. Die beiden Tore an den Enden des „Hofes“ werden als „s außere“ und „s hintere Hofloare“ bezeichnet.

Der Grundriß des Hauses weist sowohl im Wohnteil wie im Wirtschaftsteil große Gleichmäßigkeit auf. Nach der Zahl der Wohnräume wird ein einfaches Haus (vgl. Abb. 24) und ein Doppelhaus (vgl. Abb. 25) unterschieden. Bei ersterem liegt zu beiden Seiten des Mittelflures im Erdgeschoß wie im Oberstod nur je ein Raum, bei letzteren ist die Zahl der Räume zu beiden Seiten des Mittelflures verdoppelt. Dieser

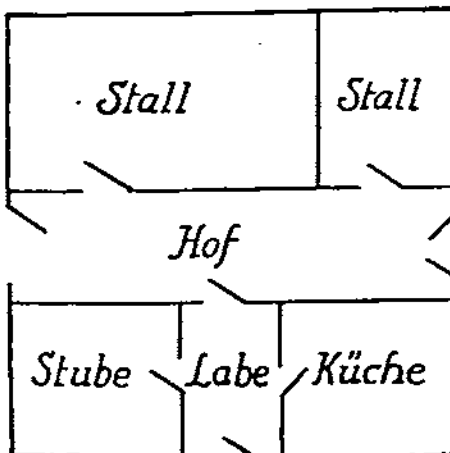


Abb. 24. Einfaches Haus

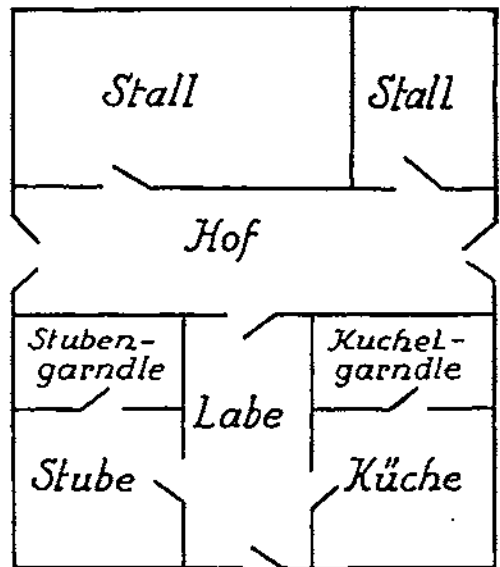


Abb. 25. Doppelhaus

# Die Siedlungen des Villgratentales

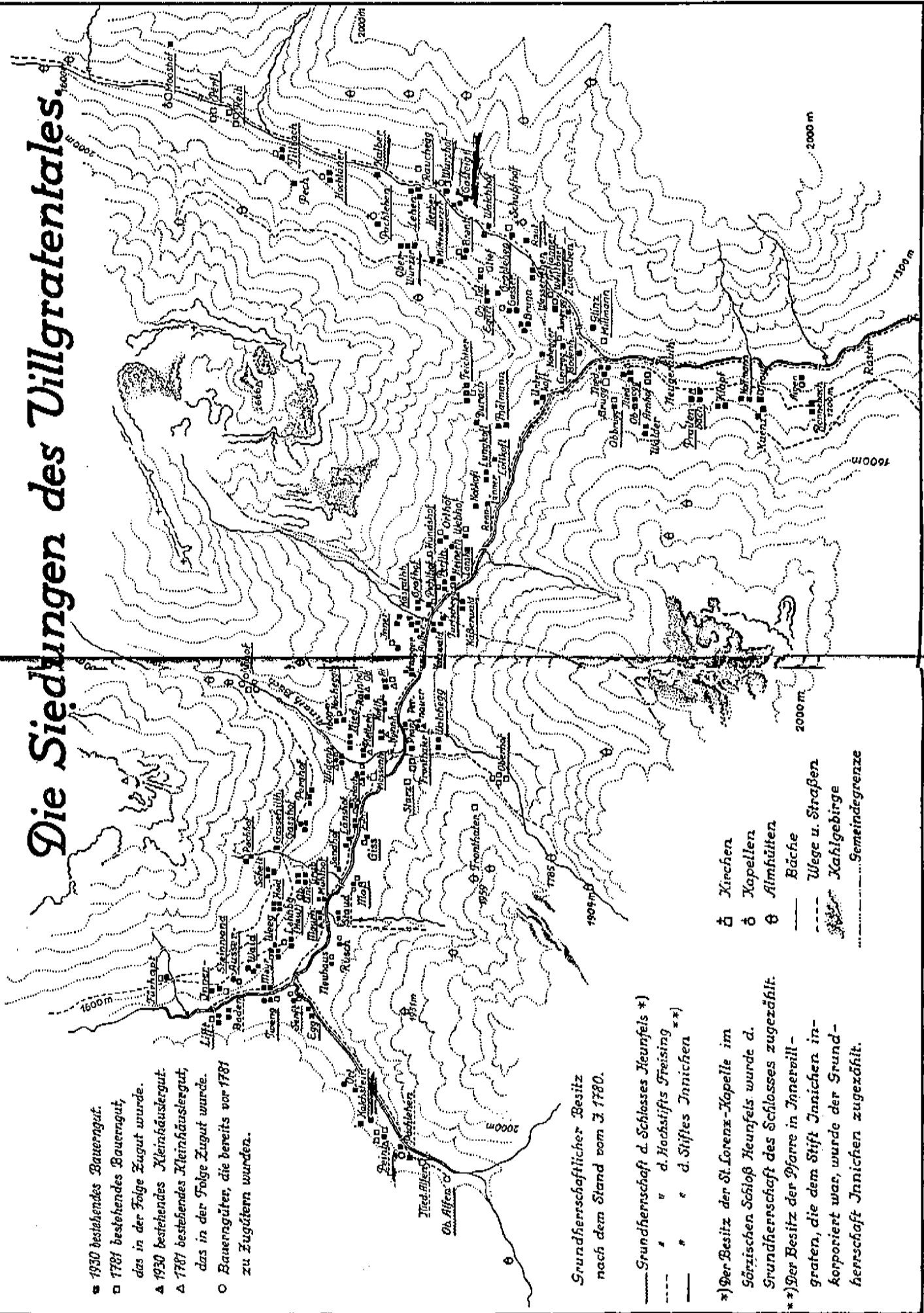
- 1930 bestehendes Bauerngut.
- 1781 bestehendes Bauerngut, das in der Folge Zugut wurde.
- ▲ 1930 bestehendes Kleinhausergut.
- △ 1781 bestehendes Kleinhausergut, das in der Folge Zugut wurde.
- Bauerngüter, die bereits vor 1781 zu Zugütern wurden.

Grundherrschaftlicher Besitz nach dem Stand vom 3. 1780.

- Grundherrschaft d. Schlosses Heunfels \*)
- - - " " d. Hochstifts Freising \*\*)
- " " d. Stiftes Innichen \*\*\*)

- \*) Der Besitz der St. Lorenz-Kapelle im Sörsischen Schloß Heunfels wurde d. Grundherrschaft des Schlosses zugezählt.
- \*\*\*) Der Besitz der Pfarre in Jannervillgraten, die dem Stift Innichen inkorporiert war, wurde der Grundherrschaft Innichen zugezählt.

- ⊕ Kirchen
- ⊙ Kapellen
- ⊖ Almhöfen
- Bäche
- - - Wege u. Straßen
- ⚡ Kahlgänge
- ⋯ Gemeindegrenze





Mittelflur wird nach einer in ganz Südtirol verbreiteten Gepflogenheit als „*Läbe*“ bezeichnet und verläuft in der Richtung der Firstlinie. Aus der *Läbe* führt auf ihrer einen Längsseite eine Türe in die Küche, auf der andern eine Türe in die Stube. Während im ganzen Westen Tirols Stube und Küche auf derselben Seite des Hauses liegen, ist im Osten die Verteilung dieser beiden Haupträume des Hauses zu beiden Längsseiten des Flurs sehr häufig, in Willgraten die Regel. Die Stube ist regelmäßig in jener Ecke des Hauses gelegen, welche am meisten Sonne empfängt. Bei Doppelhäusern befindet sich hinter der Küche ein Vorratsraum, das „*Kuchelgarndle*“, hinter der Stube das „*Stubengarndle*“; dieses ist der Schlaf- und Wohnraum der alten Eltern des Besitzers, die diesem den Hof „übergeben“ haben.

In der Küche treffen wir den geschlossenen Sparherd von heute, immerhin hat sich der alte offene Herd, d. h. der Herd mit offener Feuerstelle (siehe Schlussvignette, Abb. 28), noch in einigen Küchen erhalten. Seine alten Formen lassen sich besonders in den verlassenen Zuhäusern und auf den Kasern (Almhütten) beobachten. Der alte Herd steht regelmäßig in jener Ecke der Küche, die von den fensterlosen Wänden gebildet wird, also von der Wand, die Küche und Flur trennt sowie von der Wand zwischen Küche und „*Kuchelgarndle*“, beziehungsweise zwischen Küche und Hof. Der Herd ist nicht an die Wände angebaut, sondern hält einen kleinen Abstand, etwa von 20 cm. Der Herd besteht aus einem aus Holz gezimmerten Kasten, der auf Holzstützen steht. Sein oberer Rand liegt etwa 60–70 cm über dem Küchenboden. Die Füllung des Kastens besteht aus Steinen und Lehm und schließt nach oben mit einem Steinpflaster ab, auf welchem das Feuer entzündet wird. Dieses Steinpflaster wird auf seinen vier Seiten von einer Brettereinfassung umschlossen, die über die Holzwände des Herdkastens vorspringt. Diese von vier Bretttern gebildete Einfassung wird „*Herdjalz*“ oder „*Herdranstl*“ genannt. Der kastenartige Unterbau heißt „*die Grutte*“, wobei wohl unter „*Grutte*“ ursprünglich das Steinpflaster oder die Steinfüllung des Kastens verstanden wurde, wenigstens bedeutet „*Krutt*“ oder „*Grutt*“ in den bayerischen Mundarten eine steinige Fläche. Herde der geschilderten Art werden in Willgraten als „*Gruttenherde*“ bezeichnet. An den beiden, den Küchenwänden zugekehrten Seiten des Herdes verläuft eine mit den Wänden fest verbundene Eckbank, das „*Herdbankl*“. An der Decke über der Feuerstelle hängt zum Schutz gegen Funkenflug der „*Foierhuit*“ (Feuerhut), der heute aus Blech angefertigt wird, ursprünglich aber wohl auch hier wie anderwärts aus einem mit Lehm überschmierten Flechtwerk bestand. An einer vordern Ecke überragt den Herd die „*Radseile*“, eine in einem Zapfen drehbare Holzsäule, aus der gegen den Herd ein Queratm vorspringt. An diesem Galgen wird der Kessel über das Feuer gebracht; die Kette, an der er hängt, wird bereits in alten Inventaren als *häll* oder *hale* bezeichnet.

Der Rauch des Herdfeuers breitet sich im oberen Teil der Küche aus und wird hier für das Gehen des Fleisches ausgenüht, das an Stangen unter der Küchendecke hängt. Dieses Gestäng wird „*die Essende*“ genannt. An einer der Küchenwände hängt die „*Schisselruime*“, eine Stelle zur Aufstellung der in der Küche benötigten Schüsseln.

Der Hauptwohnraum des Hauses ist die Stube. Ihre Wände sind regelmäßig verputzt. Ihr wichtigstes Ausstattungsstück ist der aus Lehm und Kalksteinen aufgemauerte Ofen. Gleich dem Herd der Küche steht er in der von den fensterlosen Wänden gebildeten Ecke. Während der Ofen der Tiroler Stube zumeist nur mit einer Schmalseite an die Wand stößt, reicht er in Willgraten auch mit einer seiner Längswände bis zur Wand. Die „*Ofenhell*“, als Raum zwischen Ofen und Längswand, in dem sich öfters eine Bank befindet, fehlt in Willgraten; hier bezeichnet „*Ofenhell*“ nur den Teil der Oberfläche des Ofensockels, der zwischen der halbtonnenförmigen, in der Längsachse des Ofens verlaufenden Auswölbung und der Stubenwand gelegen ist. Auf die „*Ofenhell*“ legt man nasse Sachen zum Trocknen, so vor allem die

sogenannten „Pflaschertstimpfe“<sup>(125)</sup>, dicke Wollstrümpfe. Am den Ofen läuft ebenso wie an den Stubenwänden eine feste Bank; die Ofenwände sind von einem Gestell aus hölzernen Säulen und waagrechten Latten umgeben, dem „Ofengstelle“ (im übrigen Tirol gewöhnlich „Ofenschäl“ genannt), das ebenfalls zum Aufhängen nasser Kleidungsstücke verwandt wird. Das „Ofengstelle“ schließt nach oben mit einer über die ganze Oberfläche des Ofens reichenden Bretterbühne ab, die in Villgraten wie im übrigen Tirol „Ofenbrugge“ genannt wird und zur Winterszeit eine sehr geschützte Liegerstatt bildet. Der Stubenofen dient in Villgraten regelmäßig auch zum Baden; gelegentlich wurde allerdings im Unterbau des Hauses ein Badofen eingebaut. Der unter dem Herd eingebaute Badofen, wie er im Drautal (Gegend um Anras) und im Zeltal auftritt, ist in Villgraten unbekannt, ebenso der gesondert außerhalb des Hauses errichtete Badofen.

Ein Uhorntisch mit einer Schublade, die „Trischtl“ genannt wird, steht in derlichsten Ecke des Zimmers, die von den beiden Fensterwänden gebildet wird. Ober dem Tisch hängt in der Ecke das Bild des gekreuzigten Heilands, umgeben von Heiligengbildern. Den Eckplatz hinter dem Tisch nimmt bei größeren Wirtschaften der Rangälteste unter den Diensthoten, der „Hausfnecht“, ein; bei kleineren Wirtschaften sitzt an diesem Platz der Hausvater. Zur regelmäßig wiederkehrenden Ausstattung der Stube gehört auch das „Ganter“, ein Wandkästchen, in welchem Gebetbücher, Kalender, Schreibgeräte, Strickzeug u. dgl. verwahrt werden. An einer der Wände ist dann wohl noch ein Stellbrett, eine „Stoile“ angebracht. Die Gestrünge ober den Fenstern laden nach innen aus und bilden ebenfalls eine schmale Stelle, die „Fensterstoile“.

Die „Läbe“ weist ansehnliche Breiten, etwa zwei Drittel der Stubenbreite, auf. Ober der Tür, die aus der Läbe in die Küche führt, ist bei älteren Häusern eine Öffnung, das „Rächloch“, angebracht, durch welches der in den höheren Teilen des Küchenraumes angesammelte Rauch des Herdfeuers in die Läbe entweicht. Eine unmittelbare Ableitung des Rauches in den Kamin durch ein Loch in der Rückendecke gehört im älteren Villgrater Haus zu den Ausnahmen. Bei urtümlichen Häusern muß der Rauch aus der Läbe sich den weiteren Ausweg ohne Vermittlung durch einen Kamin suchen. Im alten Zubaus beim Orter (Zugervillgraten), das seit etwa 70 Jahren unbewohnt ist, geht der Rauch aus der Küche durch eine längliche Öffnung oberhalb der Rückentüre sowie durch eine zweite, weiter vorne liegende Öffnung der gleichen Wand in die Läbe. Der Rauch konnte nun entweder durch die geöffnete Tür am vordern Ende des Flurs abziehen oder er breitete sich im obern Teil des Flurraumes aus und drang von hier durch die Stiegenöffnung in den Oberstock empor, dessen Gang denn auch vom Rauch geschwärzt erscheint. Von hier konnte er durch die auf den Söller führende Tür ins Freie entweichen oder in den Dachraum aufsteigen und durch die Öffnungen der Schindeldecke abziehen. In den meisten Häusern tut sich ober dem Rauchloch der Küchen-Flurwand in der Labendecke ein Loch auf, das die untere Mündung eines aus Brettern gezimmerten Kaminschachtes darstellt, der über das Dach emporfährt. Zur bessern Ableitung des Rauches hat man dann in älteren und jüngeren Häusern den Kaminschacht unter die Flurdecke herab bis unmittelbar ober das Rauchloch verlängert und trichterförmig erweitert.

Der Stubenofen wird vom Flur aus beschickt. Der Rauch des Ofenfeuers zieht durch das Schürloch in den Flur heraus und wird hier, so wie wir es bei der Ableitung des Herdrauches sahen, von einem unter die Flurdecke herabreichenden Kaminschacht aufgenommen. Entsprechend dieser gesonderten Ableitung des Herdrauches und des Ofenrauches ragen zwei Kamine zu beiden Seiten des Dachfirstes und nur wenig unterhalb desselben über das Dach empor. Im westlichen Tirol, wo der Ofen von der Küche aus geheizt wird und dorthin sein Rauch abzieht, genügt ein Kamin, um Herd- und Ofenrauch aufzunehmen.

Zu den regelmäßigen Einrichtungsgegenständen der *Läbe* gehört die „*Schisselruime*“, welche gleich hinter der Haustüre auf einer der beiden Längswände hängt. Unter ihr, mit der Wand verbunden, ist eine Sitzbank angebracht. Aus der *Läbe* führt die Stiege in das Obergeschloß. Die „*Fälle*“ (Falltür) im Flurboden verdeckt den Zugang zur Stiege, die in den Keller oder die sonstigen Räumlichkeiten des Unterbaues führt.

Das obere Stockwerk weist in der Regel die gleiche Raumeinteilung auf wie das Erdgeschloß. Die Räume zur Linken und Rechten des Mittelflurs, der hier den Namen „*Läbdille*“ führt, dienen als Schlaf- und Vorratskammern. Ober der Stube liegt die „*Stubnkommer*“, das Schlafzimmer der bäuerlichen Eheleute, in ihm stand das „*doppelspanige*“ (zweischläfrige) Bett der Eheleute. Außerdem steht hier regelmäßig der „*Kommotkoschte*“ (Kommode = Schubladkasten) und der „*Stehkoschte*“; die Laden des ersteren werden „*Töler*“ (Einzahl „*die Töte*“) genannt. Ober der Küche haben Mägde und Haustöchter ihr Gefäß, die „*Öltschenkommer*“; jede Tochter besitzt einen Stehkasten. Im Doppelhaus befindet sich ober dem „*Kuchengardle*“ der „*Koschtn*“, in welchem das Korn und das Hartbrot verwahrt werden. Letzteres wurde und wird zum Teil heute noch nur zwei- bis viermal im Jahr gebacken; es ist das für Südtirol (und das Östal) charakteristische Hartbrot, das in kleinen, etwa 2 cm dicken runden Fladen von 20–25 cm Durchmesser geformt und in der „*Broatruime*“ aufgestellt wird. Der Brotrahmen ist eine Bretterstelle mit senkrecht stehenden, dem Gitter einer sehr niederen Hennenseige vergleichbaren Holzstäben zwischen den Stelltrettern. Der Brotrahmen wird an den Wänden aufgehängt, damit das Brot gut austrocknen kann und die Mäuse es nicht zu erreichen vermögen; die Brotfladen werden zwischen die Stäbe des Gitters senkrecht aufgestellt.

Für das Wirtschaftsgebäude, das „*Stall* und *Stoadl*“ umfaßt, besteht keine einheitliche Benennung. Im benachbarten Defereggen wie im Iseltal wird das Wirtschaftsgebäude in seiner Gesamtheit als Futterhaus bezeichnet, während in andern tirolischen Landschaften, vor allem in Nordtirol, das ganze Wirtschaftsgebäude *Stadl* genannt wird. Der Stall des Willgrater Hauses ist von den Wohnräumen durch einen breiten, quer zur Firstrichtung verlaufenden Flur getrennt, der „*Hof*“ genannt wird. Seiner Ausstattung nach gehört der Hof zu den Wirtschaftsräumen. Sein Boden wird von der bloßen Erde gebildet; auf ihm — und zwar im rückwärtigen Teil des Hofes — lagert die Streu, die dem Vieh untergebreitet wird, als sogenante „*Sträbeglitsch*“ (Streuhaufen); im Hof steht ferner der „*Leckgrant*“ oder die „*Lecktruche*“, worin die aus Kleie und Salz bereitete „*Led*“ verwahrt wird. Auch der Schweinestall wird im Hof untergebracht, wenn er nicht an die Außenseite des Hauses verlegt erscheint. In der Längswand, die den Hof von den Wohnräumen trennt, öffnet sich eine Türe zur *Läbe*. Der Hof vermittelt einerseits den Zugang zu den Wohnräumen, andererseits zum Stall, in welchem eine Türe oder — falls der Stallraum eine Zweiteilung aufweist — zwei Türen führen. Der Stall ist bei älteren Häusern nur vom Hof her zugänglich, während bei jüngeren Häusern der Stall auch einen unmittelbaren Zugang von außen her aufweist. Der Stallraum zeigt häufig die Zweiteilung in „*Vichstall*“ (Rinderstall) und „*Schöfestall*“ (Schaffstall). Im Stall für das Großvieh befindet sich auch die Hühnersteige. Der Stallraum wird bei Hanglage des Hauses zum Teil durch Abgraben des Hanges gewonnen; in solchem Fall ist die rückwärtige Hauswand, soweit sie an den Boden des Hanges sich anlehnt, als Trockenmauer aufgeführt, die als niederer Sockel über den Untergrund emporragt und die darüber errichtete Schrotwand trägt. Die Fenster des Stalles liegen auf seinen beiden Schmalseiten und sind in alten Häusern so klein, daß der Stall sehr dunkel ist. Das Vieh steht mit den Köpfen gegen die Bergseite, der „*Boarn*“ (Futterbarren) verläuft also quer zur Firstrichtung. Die Leiter oder Futterraufe, in welche in Nordtirol Heu oder Gras ge-

worfen werden, fehlt hier wie anderwärts in Südtirol. Das Futter wird in älteren Häusern nicht wie in den jüngeren durch ein Loch, den sogenannten „Wurf“, in den Stall oder in den Hof aus dem Futterraum hinabgestoßen, sondern aus dem Stadel herabgetragen. Der Mist wird dort, wo man noch am Alten festhält, in Körben aus dem Stall geschafft. In früherer Zeit war man dafür, den Mist lang im Stall zu belassen, weil er durch lange Lagerung besser werde; durch das längere Liegenbleiben trat das Vieh den Mist stärker in die Streu hinein.

Aus dem Hof führt die „Hofstige“ zum „Stoadl“ (Futterraum, Stadel im weitern Sinn) empor, und zwar auf die Tenne, welche hier in Willgraten wie im ganzen Puster- und Eisadtl als „Stoadl“ (Stadel im engern Sinn) bezeichnet wird. Die Tenne liegt ober dem Hof und besitzt gleich ihm einen Zugang auf jeder ihrer Schmalseiten. Zu einem dieser Zugänge führt von außen die „Stoadelprugge“ (Tennbrücke) empor, während der andere vom Solder aus, der von den Wohnräumen her bis zu dieser Tür zureichend, zugänglich ist. In neueren Häusern besteht der Stadel aus zwei Stodwerken, aus einem Ober- und Unterstadel. Der Oberstadel wird auch „Firschtstoadel“ genannt. Ist ein Oberstadel vorhanden, so wird die Tenne in diesen verlegt und von der Bergseite her zu einer Tür in der rückwärtigen Giebelwand des Hauses die Tennbrücke emporgeführt; die Tenne verläuft in diesem Fall in der Richtung der Firsilinie. Zur Linken und Rechten der Obertenne fehlt der Boden, so daß das eingebrachte Futter auf den Boden des Unterstadels hinabgeworfen werden kann. Durch den Oberstadel wird nicht nur der Futterraum vergrößert, sondern auch die Arbeit erleichtert: Man braucht beim Aufbau des Heustodes die Lasten nicht emporzugeben, sondern kann sie abwerfen. Der Raum, in welchem das Heu lagert, wird als „Dilln“ bezeichnet; sie zerfällt in drei Abteilungen, die quer zur Längsachse des Hauses als „äußere, mittlere und hintere Dilln“ aufeinander folgen. Bei älteren Häusern ohne Oberstadel liegt ober der „mittleren Dilln“ im Dachraum auf einem losen Stangen- oder Bretterboden „das Bindl“, auf welchem Stroh gelagert wird.

\* \* \*

Das Nebeneinander alter und junger Häuser ermöglicht es, einen Einblick in die Geschichte des Hauses zu gewinnen. Schriftliche Quellen berichten nur ausnahmsweise über die Beschaffenheit des Hauses; Reisende, die etwa eine Beschreibung der bäuerlichen Hausformen geben, haben in vergangenen Zeiten unser Tal nicht besucht. Hingegen haben sich auf den Zugütern alte Häuser erhalten, die für die Hausgeschichte besonderen Wert besitzen; an ihnen ändert der Besitzer nichts; da sie meist nur mehr als Vorratsräume verwendet werden, geschieht nur das Notwendigste zu ihrer Einhaltung. Auch auf den Almen haben die Kasern oder Kammern manches von urtümlicher Bauart bewahrt. Schließlich dürfen wir auch der Söllhäuser als einer Quelle der Hausgeschichte nicht vergessen. Die Inhaber der Söllhäuser sind kleine Handwerker oder Tagelöhner, die „Söllcute“, wie sie früher genannt wurden, welche nur wenig Grund besitzen. Entsprechend ihrer beschränkten landwirtschaftlichen Tätigkeit bedürfen sie keiner großen Wirtschaftsräume; auch die Wohnräume sind, entsprechend den bescheidenen Vermögensverhältnissen, einfach gestaltet. Größere bauliche Änderungen werden seltener vorgenommen als beim Haus des Bauern; das Alte hat sich daher auch bei diesen Söllhäusern leichter erhalten können. Es wäre nun freilich irrig, wenn man ohne weiteres in den einfacheren Formen des Söllhauses und der Umhütte den älteren Entwicklungsstand des bäuerlichen Hausbaues sehen wollte. Die Einfachheit muß nicht immer auf Erhaltung des Alten beruhen, sondern kann auch auf Vereinfachung und Rückbildung von Hausformen beruhen, die nicht notwendig ein hohes Alter aufweisen müssen.

Für die eine Frage, die uns zunächst beschäftigen soll, ob die Vereinigung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden zum Einbau oder Einheitshaus beim Willgrater Haus schon seit alters gebräuchlich war oder erst später aufkam, versagen die älteren Hausformen die Auskunft. Söhlhäuser, Almhütten und Zuhäuser zeigen durchwegs Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach. Und doch bestand, wie gezeigt werden soll, das Willgrater Haus ursprünglich aus zwei getrennten selbständigen Bauwerken, dem Feuer- oder Stubenhaus und dem Futterhaus. In ganz Südtirol wie im westlichen Nordtirol (Oberinntal) ist diese Trennung stark verbreitet, ja in einzelnen Landschaften alleinherrschend<sup>29</sup>). Im Pustertal, westlich von Welsberg, herrscht der getrennte Bau, im Hochpustertal zwischen Welsberg und Innichen ist neben dem getrennten Bau eine Form des Einbaues verbreitet, welche die nächste Verwandtschaft mit Hausformen des Wiptals und unteren Inntals aufweist. Weiter ostwärts tritt sodann der Einbau nach Art des Willgrater Hauses auf, während im Lienzer Becken wie im Iseltal getrennter Bau und Einheitshaus nebeneinander auftreten. In den Nebentälern des Iseltales, in Rals, Deferegggen und Birgen, überwiegt, soviel ich feststellen konnte, der getrennte Bau, doch weist dieser in der Anlage des Hauses so starke Verwandtschaft mit dem Willgrater Haus auf, daß sich die Annahme aufdrängt, daß auch beim Willgrater Haus in seinen ältesten Formen die Trennung von Wohn- und Wirtschaftsräumen üblich war. An diese ursprüngliche Trennung erinnert vor allem die Eigenart des Grundrisses. Zwischen Wohn- und Wirtschaftsgebäude liegt der breite, „Hof“ genannte, Quersflur. Wie kommt dieser Raum zum Namen Hof? Hof bezeichnet doch in der Regel einen nicht überbauten, von Gebäuden umschlossenen Raum. Die Bezeichnung Hof für diesen Raum ist am leichtesten zu erklären, wenn ursprünglich in der Tat Wohn- und Wirtschaftsgebäude selbständig waren und zwischen ihnen ein Raum, eben der Hof, unverbaut blieb. In einem Falle hat sich eine kennzeichnende Übergangsform zwischen der getrennten Bauweise und dem heute in Willgraten üblichen Einheitshaus erhalten. Wer von Innervillgraten nach Kalkstein wandert, sieht nahe der Mündung des Kalksteintales ein stattliches Gehöft, bei welchem das Futterhaus als selbständiges Bauwerk hinter dem Wohnhaus steht; zwischen Wohnhaus und Futterhaus ist ein schmaler Raum frei geblieben, das Dach des Wohnhauses zieht sich über ihn hinweg zum Futterhaus, dessen First in der Linie des Wohnhausfirstes verläuft. Es entstand auf diese Weise ein überdachter Hofraum, der auf zwei Seiten von Gebäuden umschlossen, auf seinen beiden Schmalseiten aber frei ist. Wenn heute eine solche Anlage die Ausnahme darstellt, so war dies noch vor anderthalb Jahrhunderten anders. Eine Beschreibung der steuerpflichtigen Häuser und Grundstücke, ein sogenannter Kataster aus der Zeit von 1775 bis 1780 erwähnt<sup>27</sup>) einige Fälle der getrennten Bauweise, so wird z. B. der Meßenhof in Innervillgraten folgendermaßen beschrieben: „Ein Haus sub Nr. 1274, darin eine Stube, zwei Kammern, ein Kasten samt separierten Futterbehaltung.“ Ebenso wird in einer Beschreibung der Häuser Außervillgratens, die 1859 für Steuerzwecke vorgenommen wurde, der getrennte Bau wiederholt bezeugt<sup>28</sup>). Verlassenschafts-Inventare des 17. Jahrhunderts nennen in Willgraten wiederholt das (getrennte) Futterhaus<sup>29</sup>). Wohl unter Einwirkung des Einbaues im benachbarten Hochpustertal ist es im ostwärts anschließenden Drautal dazu gekommen, daß man allmählich von der getrennten Bauweise zum Einbau übergegangen ist. Während sich letzterer in Willgraten bereits völlig durchzusetzen vermochte, ist ihm dies weiter ostwärts erst teilweise gelungen.

Der Wohnbau der älteren Zeit wies entsprechend den bescheidenen Wohnansprüchen weniger Räume auf. Eine sehr urtümliche Hausform stellen jene Almhütten dar, welche nur Flur, Herdraum und Kammern, aber keine Stube besitzen. Da aber die einfachere Ausstattung der Almhütte nicht ohne weiteres Schlüsse auf die

urtümliche Hausform zuläßt, sondern auch auf Rückbildung entwidelterer Hausformen beruhen kann, ist es nötig, Hausformen aus der Nachbarschaft Willgratens zur Aufklärung der Frage heranzuziehen. In einem Nebental des Iseltals, in Rals, das Hausformen besitzt, welche Verwandtschaft mit jenen Willgratens aufweisen, waren bis vor kurzem Vertreter eines sehr urtümlichen Haustypus zu sehen. Bei ihm sind Wohn- und Wirtschaftsräume in getrennten Bauwerken untergebracht. Der Wohnbau besitzt im Erdgeschoß nur einen Herdraum und ein ihm vorgelagertes Vorhaus („Läbe“), während die Schlafstellen in den Dachraum verlegt sind. Diesem Haus fehlt demnach die heute in allen Bauernhäusern vorhandene Ofenstube; der Küchenraum war zugleich Wohnraum. In Kärnten und Steiermark waren Häuser dieser Art in alter Zeit stark verbreitet. Man bezeichnete dort solche Herdräume als Rauchstuben; ihre Feuerstelle war ein Herdofen, d. h. ein Herd mit ofenartigem Aufbau; wegen dieses Ofens nannte man den Raum, in welchem er sich befand, Stube; weil aber dieser Ofen ein Vorderlader war, d. h. nicht von außen wie die eigentlichen Stubenöfen geheizt wurde, war der Raum nicht rauchfrei wie die Stube mit Hinterladerofen, sondern mit Rauch erfüllt. Man nannte daher diesen Herdofenraum *R a u c h s t u b e*, zum Unterschied von der später dem Haus angegliederten *R a c h e l s t u b e*, der Stube mit Kachelofen. Auch in Willgraten wie im Iseltal in Osttirol war noch vor mehr als 200 Jahren die Scheidung von Kachelstuben und Rauchstuben gebräuchlich<sup>30)</sup>, heute ist sie es, soviel ich sehe, nicht mehr. Ebenso wenig gelang es mir, Spuren des alten Herdofens zu finden; wohl aber ist in alten Häusern die Küche als ehemaliger Wohnraum erkenntlich, da sich die umlaufenden Bänke an den Wänden wie die Aufstellung eines Tisches im vordern Winkel des Herdraumes alter Häuser erhalten hat. Beda Weber schildert (1838) die Stube in Rals als Wohnraum während der guten Jahreszeit: „In der Küche steht ein Tisch, rings mit hölzernen Bänken ausgerüstet. Hier ist und wohnt man im Sommer, die Stube wird nur zur Winterszeit gebraucht“<sup>31)</sup>. Während bei den Häusern mit alter Wohnstube diese gewöhnlich in die Ecke des Hauses verlegt wird, wo sie am meisten Sonne empfängt, ist es beim alten Jocherhaus in der Burg (Abb. 27) der Herdraum, der den besten Platz im Hause einnimmt.

Das stubenlose Haus, das dem übrigen Tirol fremd bleibt, ist drautalaufrwärts auf tirolischem Boden fast bis zum Draurprung vorgebrungen. Ich fand es noch im Winnebachtal (nördliches Nebental des obersten, derzeit von Italien besetzten Drautals) am Stridhof; dank des Umstandes, daß der Stridhof schon vor mehr als hundert Jahren zum Zugut (Alm) wurde, hat sich hier der alte Hausbau ohne Umgestaltungen erhalten. Der Grundriß ist der des Willgrater Doppelhauses, doch fehlt die Ofenstube; an ihrem Platz befindet sich eine Kammer mit kleinen, schlißartigen Fenstern, die sicherlich niemals als Wohnraum, sondern nur als Schlafräum diente.

Nach all dem dürfen wir annehmen, daß auch in Willgraten in alter Zeit das Haus ohne Ofenstube verbreitet war und daß die stubenlosen, alten Häuser tatsächlich die Form dieses ältesten Wohnbaues darstellen. Tatsächlich führt auch der Kataster von 1775—1780 am Lußersteinwandhof in Innervillgraten ein Haus an, „darinne eine Kuchl, zwei Kammern und ein Stall“. Da der Kataster bei andern Häusern die Stube regelmäßig erwähnt, darf aus ihrer Nichterwähnung im obigen Fall auf das tatsächliche Fehlen der Stube geschlossen werden. Im alten Subaus beim Orter lassen die festen Wandbänke der Küche erkennen, daß diese auch hier einst als Wohnraum diente.

Die Weiterbildung des alten einräumigen Hauses zum mehrräumigen mag bei wohlhabenden Besitzern schon sehr früh eingetreten sein. Die Art, wie die Angliederung erfolgte, läßt sich in ihren Anfängen in Rals recht gut beobachten. Die Vermehrung der Wohnräume konnte entweder — wie dies beim Kerer der Fall war — durch Zubauen des Stubenraumes auf der Traufseite des Hauses oder — wie dies beim Jocher geschah (vgl. Abb. 26 u. 27) — durch einen Anbau in der Richtung der Längs-

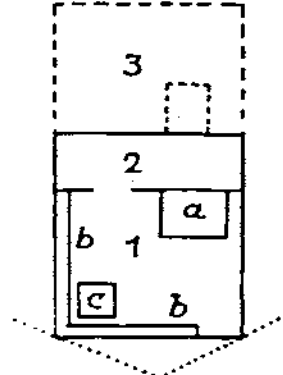
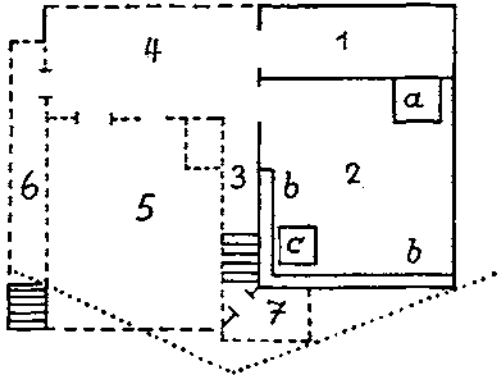


Abb. 26. Das alte Kerer Haus unter der Burg in Kals. Die Stube ist ein späterer Zubau. Der Oberstoft wurde nachträglich durch Hebung des Daches und Aufbau der Wände erhöht

Abb. 27. Jocher in der Burg (Kals). Die Stube ist ein jüngerer Zubau (nach Angabe des Besitzers)

- alter Bau                      - - - - Zubau
- 1 Stall (früher Vorhaus)
  - 2 Küche, a) Herd, b) Bank, c) Tisch
  - 3 Söller und Stiege des alten Baues
  - 4 Vorhaus
  - 5 Stube
  - 6 Söller und Stiege des Zubaus
  - 7 Schweineßall

- 1 Küche, a) Herd, b) Bank, c) Tisch
- 2 Vorhaus
- 3 Stube

achse des Hauses erfolgen. Im ersten Fall ergab sich eine Verbreiterung des Hauses auf der Stirnseite, im andern Fall eine Verlängerung des Hauses. Im ersten Fall lagen Küche und Stube an der Vorderseite des Hauses nebeneinander. Beim Kerer ist der alte Stiegenraum zwischen der Küche und der zugebauten Stube erhalten geblieben. In andern Fällen trat die Stube unmittelbar neben die Küche. Häuser dieser letzteren Art sind auch in Intervillgraten durch einige alte Söllhäuser vertreten, die nahe der Mündungsstelle des Lafinnebaches in den Willgrater Bach gelegen sind. Der Mittelflur (die *Läbe*) des heutigen Willgrater Hauses ist später hinzugekommen; er ist eine Folge steigender Wohnkultur; der „*Hof*“ hat einen Zugang, den Mensch und Vieh gemeinsam benutzten, die *Läbe* hingegen stellt den Zugang ausschließlich nur zu den Wohnräumen dar. Die Haustüre, die von der Stirnseite des Hauses her in den Mittelflur führte, kam bei der Hanglage der meisten Häuser hoch über den Erdboden zu liegen. Um zu ihr von der Bergseite her einen Zugang zu schaffen, wurde der „*Solder*“ so weit verlängert, daß man ohne Stiege von der Bergseite her zur vorderen Türe der „*Läbe*“ gelangen kann.

Mit dem späteren Anbauen der Stube an das alte einräumige Haus mag es zusammenhängen, daß im östlichen Tirol der Stubenofen von der *Läbe* aus geheizt wird, während im Westen der Ofen von der Küche her beschickt wird. Im Westen herrscht die Form des sogenannten oberdeutschen Hauses, bei welchem Küche und Stube schon in früher Zeit als Zubehör des Wohnbaues nebeneinander erscheinen und eine Versorgung des Stubenofens von der Küche aus nahe lag.

Ward der steigende Bedarf an Wohnräumen einerseits durch Zubauten befriedigt, so erfolgte andererseits eine Vermehrung der Wohnräume auch durch Abtrennung einzelner Gelasse von den vorhandenen Räumen. Auch in Willgraten können wir gelegentlich diese Art, neue Wohnräume zu schaffen, beobachten. So wurde im Zuhaus beim Orter von der Stubenkammer, dem Schlafraum der Eheleute, durch Einbau einer Bretterwand, von welcher heute nur noch die Bodenschwelle vorhanden ist, ein Schlaf-

raum für die Kinder abgetrennt. In weiterer Folge nahm man dann bereits beim Neubau eines Hauses auf die Vermehrung der Wohnräume Bedacht und errichtete zu beiden Seiten des Mittelflurs je zwei Wohnräume. Wenn aber die Steilheit des Hanges eine solche Verlängerung des Hauses in der Längsrichtung, also gegen den Berg hin, nicht zuließ, baute man Räume auf der Breit- oder Stirnseite des Hauses zu (vgl. Abb. 19). Vielfach erfolgten solche Zubauten nur auf jener Seite des Hauses, auf der die Küche lag; Umbauten an die Stube vermied man, um dieser nicht durch Verbauung der einen Fensterwand Licht und Sonne zu mindern.

Die zahlreichen Güterteilungen in den vergangenen Jahrhunderten führten auch zu Teilungen der Häuser; in der Folge ward dann durch Ein- und Zubauten der Raum für die Unterbringung von zwei Familien geschaffen. Ofters wurde aber bereits bei Neubauten auf eine Zweiteilung des Hauses Bedacht genommen, wie dies z. B. beim Hof Obergliase (heute Jugut) der Fall ist (vgl. Abb. 22). In Anpassung an die Hanglage wurden bei dieser Form des Doppelhauses die Wohnräume nebeneinander in der Weise angeordnet, daß der Mittelflur die Wohnräume beider Parteien, nämlich je eine Küche und Stube, trennt. Zweifamilienhäuser werden in den Katastern des 18. Jahrhunderts wiederholt beschrieben, wobei dann gelegentlich nur eine Stube genannt wird; es wurde also entweder die Stube gemeinsam benutzt oder es entbehrte eine der Parteien der Stube.

Der Bau eines zweiten Geschosses für Wohnzwecke setzt in Tirol im allgemeinen wohl erst nach dem 16. Jahrhundert ein. Der Bedarf an Schlafräumen war es vor allem, der den Ausbau eines zweiten Geschosses förderte. Von geistlicher Seite wurde nachdrücklich aus sittlichen Gründen gegen den Mangel an Schlafräumen gekämpft; er bringe es mit sich, daß Unverheiratete beider Geschlechter im gleichen Raum untergebracht würden. Die Regierung suchte daraufhin auch ihrerseits eine Besserung der Wohnverhältnisse am Land zu bewirken. Kammerartige Verschläge wurden zunächst in den Dachraum eingebaut, während früher Diensthofen und ältere Kinder am Heu schliefen. Nach einer Mitteilung des alten Orterbauern schliefen im alten Haus beim Orter, das nunmehr Zuhaus ist, ein Teil der Bewohner in der Dille, während ein Knecht sich einen kammerartigen Verschlag am Dachboden des Wohnhauses errichtet hatte.

Die Stiege, welche aus der „Läbe“ emporführt, war im alten Haus sehr einfach gestaltet; die urchümlichste Form, ein Stamm mit tief eingehauenen Kerben, der schräg an die Wand gelegt wurde, fand ich noch auf der alten Höggekammer (Almhütte des Hofes Hochegg im Winkltal, vgl. Abb. 10 des Jahrgs. 1931); eine etwas vorgeschrittenere Entwicklungsform der Stiege sah ich in einem alten Haus in Rals; dort waren auf zwei Rundhölzer, die in schräger Stellung nebeneinander lagen, starke Holzklöße als Stufen aufgenägelt.

Mit Licht und Luft war es im alten Bauernhaus schlecht bestellt. Auch im alten Willgrater Haus waren die Fenster sehr klein und in der Form von Rechtecken oder Quadraten in zwei übereinander liegende Balken eingeschnitten. Auf der alten Höggekammer finden sich Fensteröffnungen im Ausmaß von  $20 \times 15$  und Fensterschließe im Ausmaß von  $20 \times 8$ , im Zuhaus beim Orter im Ausmaß von  $26 \times 26$  und  $34 \times 26$ . Die sogenannten Dreifaltigkeitsfenster, wie ich sie in verschiedenen Teilen Tirols, z. B. auch in Rals, fand, vermag ich in Willgraten nicht nachzuweisen; man spricht von Dreifaltigkeitsfenstern, wenn die drei Fenster einer Küchen- oder Stubenwand so angeordnet sind, daß zwei davon in gleicher Höhe, ein drittes aber höher und zwischen den beiden angebracht ist; die Fenster bilden die Eckpunkte eines gleichschenkligen Dreiecks. Auf den Almhütten ist, wie einst auch im Bauernhaus, ein Teil der Fenster ohne Glas; den Verschluss bildet dann ein Laden, der in zwei Leisten ober und unter der Fensteröffnung verschiebbar ist. Dieser Leistenrahmen ist bald an der Innenseite,



bald an der Außenseite der Wand angebracht. Später trat an die Stelle des Verschlusses durch einen Laden ein Verschluss mit Glas, das in einem Holzrahmen lag. Stube und Küche besitzen heute auch bei Almhütten immer Glassenster. Bei einzelnen älteren Häusern wird der Fensterrahmen beim Öffnen in einen Schlitz der Fensterwand wie in eine Tasche hineingeschoben. In Herdraum und Stube machte sich zuerst das Bedürfnis nach größeren Fenstern geltend, während die Schlafräume noch länger die alten, kleinen Fensteröffnungen behielten. Das neuere Willgrater Haus besitzt Fenster von ausreichender Größe und in genügender Anzahl, so daß die Räume reichliches Licht haben.

Den Söller dürfte das Willgrater Haus schon früh besessen haben; nur war er ursprünglich nicht so ausgedehnt als wie heute. Er hatte, wie schon erwähnt, von der Bergseite her den Zugang zu der auf der Giebelseite gelegenen Haustüre zu vermitteln und mußte deswegen an einer Längs- und einer Giebelwand entlang geführt werden. Die Beschränkung des Söllers auf eine Trausseite des Hauses ist nur noch vereinzelt bei alten Almhütten, so bei der alten Höggekammer zu beobachten. Hier vermittelt er den Zugang zu der auf der Trausseite des Hauses liegenden Haustüre. Im übrigen besitzen heute selbst Almhütten, die keinen Eingang auf der Giebelseite aufweisen, einen Söller, der drei Seiten des Hauses umspannt. Daß der Söller bei den Häusern Osttirols, ähnlich wie der Stabellsöller in andern Teilen Tirols, der Trocknung von Feldfrüchten vor alters diente, ist nicht wahrscheinlich; für diesen Zweck bestanden und bestehen auch heute noch die zahlreichen Harsen. Auch ist der Söller in Osttirol ein Zubehör des Wohnbaues, nicht der Wirtschaftsräume; der Söller des Oberstdoß reicht nur bis zum seitlichen Eingang in den Stadt zurüd.

Der Entwicklungsgang des Willgrater Hauses läßt ersehen, wie selbst in Landschaften, die lange Zeit vom Verkehr abgeschlossen waren und auch heute noch nur bescheidenen Verkehr aufweisen, kulturelle Wandlungen sich ständig vollziehen. Der Willgrater besitzt heute in erheblichem Maße das, was man Hauskultur nennt. Er hält auf lichte Räume und Sauberkeit des Hauses. Auch die Wirtschaftsräume sind den Bedürfnissen der heutigen Wirtschaft angepaßt worden. All diese Änderungen haben sich vollzogen, ohne daß die alte heimische Form des Hausbaues preisgegeben worden wäre. Alte, volkstümliche Eigenart ist also sehr wohl mit dem Fortschritt vereinbar und diese Beobachtung ist erfreulich für den, der den Gedanken des Heimatshutes hochhalten will.

### Anmerkungen

<sup>20)</sup> Namensform nach den thevestanischen Katastern (Archiv der Tiroler Landesregierung in Innsbruck).

<sup>21)</sup> Für die ältesten Erwähnungen der Höfe, wie sie hier und in den folgenden Tabellen angeführt werden, kamen vor allem die Urbare der verschiedenen Grundherren in Betracht. Für den Bereich der Grundherrschaft Innichen fand ich im Archiv des Stiftes Innichen, dessen Durchsicht S. G. Propst Peter Fellner in liebenswürdigster Weise gestattete, eine erst mit der Mitte des 16. Jahrhunderts einsetzende Reihe von Urbaren. U1 der Jahreszahl vorangestellt, bedeutet, daß die betreffende Angabe einem Urbar des Stiftes Innichen entnommen wurde. UG der Jahreszahl vorangestellt, verweist auf ein Urbar der Görzer Grafen oder des Gerichtes Heunfels aus diesem Jahr. Deren Urbare verwahrt das Archiv der Tiroler Landesregierung in Innsbruck. UF verweist auf Urbare der Bischöfe von Freising. Die Urbare des Hochstifts wurden von Zahn in den Fontes rerum Austriacarum 36. B. S. 28 ff., 570 ff. und 591 ff. herausgegeben und gehören den Jahren 1305, 1316 und 1360 an. Ur. I verweist auf Urkunden des Stiftsarchives von Innichen, Ur. T auf Urkunden des Pfarrarchives Obertillach, Ur. S auf Urkunden des Pfarrarchives Sillian. PB verweist auf einen Steuerkataster von 1545, der den Titel führt „Pustertalliche Beschreibung“ und den Grundbesitz in den bis 1500 den Grafen von Görz gehörigen Gerichten des Pustertales beschreibt. Er ist zurzeit im Archiv der Landesregierung zu Innsbruck deponiert. AB mit folgender Band-

aus *Archiv der Landesreg.*  
*(Tiroler Landm.)*

angabe (III.) bezieht sich auf das Werk „Archivberichte aus Tirol“ von E. v. Ottenthal und Oswald Redlich (Wien und Leipzig 1903).

<sup>22)</sup> Die Angaben wurden der „Personalbeschreibung zu den Gemeinden Sillian, Villgraten, Biersbach, Wipach, Wahlen“ entnommen, die den Zustand des Jahres 1781 gibt. Landesregierungsarchiv Innsbruck, Cod. 4190.

<sup>23)</sup> Nach Umfragen in den Gemeinden Außere- und Innervillgraten und eigenen Beobachtungen. Wertvolle Unterstützung verdanke ich den Herren Prof. Dr. Ferdinand Bachmann und Direktor Anton Lanzer, zwei gebürtigen Innervillgratern, ferner Herrn Gemeindefretär Eröler in Außervillgraten.

<sup>24)</sup> Über die Verbreitung der Harfen in Tirol vgl. Wopfner in „Säblerschriften“ 12, S. 18f.; über ihre Verbreitung in der Schweiz Hunziker, Schweizerhaus II. 153, III. 260; eine Übersicht über ihre weitere Verbreitung geben A. Haberlandt, Neuere kulturgeographische Erkenntnisse in der Volkskunde (Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Wien, Jahrg. 1929, S. 118ff.) und besonders A. Melik, Kozolec na Slovenskem [die Harfen in Slovenien]. Razprave znanstvenega društva v Ljubljani 10 (Etnografsko-geografski odsek 1) Laibach 1931. Der Arbeit ist ein „Résumé“ in französischer Sprache beigegeben.

<sup>25)</sup> Der Villgrater sagt „Stumpf“ für Strumpf.

<sup>26)</sup> Vgl. Wopfner, Formen des bäuerlichen Hausbaues in Tirol. Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde in Tirol. 3. Jahrg., Heft 1, S. 4ff.; Wopfner, Über Hausformen des Wipitals. Säblerschriften, herausgeg. von R. v. Klebelsberg, 12., S. 12ff.; Rhamm, Etnographische Beiträge zur germanisch-slavisches Altertumskunde. Zweite Abteilung. Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slavisches Waldgebiet. Erster Teil, S. 825f.

<sup>27)</sup> Archiv der Landesregierung in Innsbruck. Abteil. Kataster 117/13, Blatt 740b.

<sup>28)</sup> Mappenarchiv Innsbruck. Parzellenprotokoll der Gemeinde Außervillgraten.

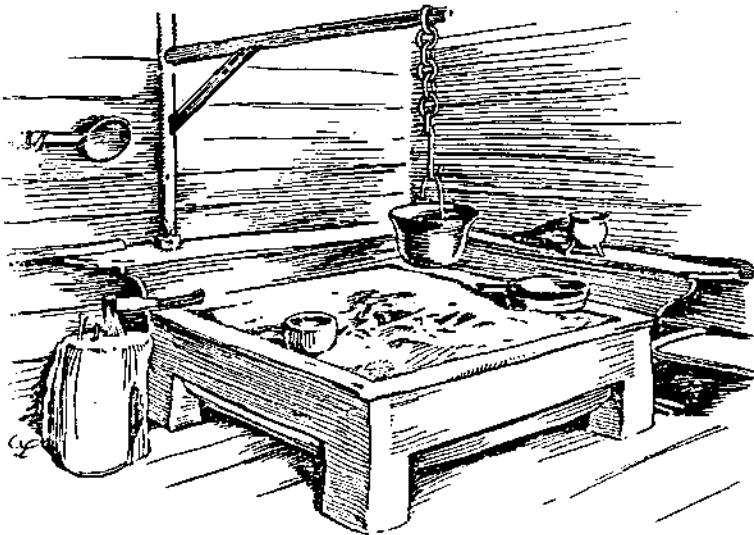
<sup>29)</sup> Gerichtsarchiv Heunfels-Sillian (Inventare), im Archiv der Landesregierung Innsbruck.

<sup>30)</sup> In den Versuchbüchern der Osttiroler Gerichte wird öfters dieses Unterschiedes gedacht. Vgl. z. B. Versuchbuch Virgen 1682, Bl. 97 (für Hinweise auf solche Stellen habe ich Herrn Adjunkten Oberberger zu danken). In Villgraten unterscheidet ein Inventar von 1585 „Kachelstube“ und „Kuchl“.

<sup>31)</sup> Beda Weber, Das Land Tirol III. 148 (Innsbruck 1838).

<sup>32)</sup> Nach einem Urbar der Pfarre Inner-Villgraten von 1831 (Pfarrarchiv; für die Unterstützung meiner Arbeiten im Archiv schulde ich dem h. v. Herrn Pfarrer von Inner-Villgraten, A. Molling, besonderen Dank).

<sup>33)</sup> Nach einem Urbar der Pfarre Inner-Villgraten über die Jahre 1847—55 (Pfarrarchiv).



# Neues und Seltenes in der Ankogelgruppe

Von Gustav Laßner, Gmünd

Mit Begleitworten von Mgstr. Frido Kordon, Waltendorf-Gratz

Die Erschließer mancher Ostalpengebiete waren Einheimische und daher Bahnbrecher für ihre aus der Fremde kommenden Nachfolger. Auch in der Ankogelgruppe, dem Endgliede der hohen Tauern gegen Osten, ging der erste Vorstoß, um ihr Oberhaupt, die Hochalmspizze, zu bezwingen, 1855 von Bewohnern des kärntner Städtchens Gmünd aus und wurden ihre Vorgipfel zuerst von Malteiner Bauern und einem Liesertaler Werksbeamten erreicht. Der schwierigste, erst in neuerer Zeit wiederholte Anstieg wurde schon 1871 von Molltalern eröffnet. Ebenso wurde der Ankogel durch Landeskinder, vier Jahrzehnte vor der Bezwingung des Gloggners, ersterstiegen und ist vielleicht überhaupt der am frühesten von Menschen betretene vergletscherte Alpengipfel.

Die bergsteigerische Erschließung der Gruppe galt zur Jahrhundertwende als abgeschlossen. Jedoch das 1926 erschienene zusammenfassende Handbuch für das Gebiet <sup>1)</sup> erwähnte eine überraschende Fülle von noch ungelösten Aufgaben.

Da traten wieder einheimische Bergsteiger an. Waren jedoch die ursprünglichen Erschließer Männer in ihrer Vollkraft gewesen, so griff nun begeisterte kärntner Jungmannschaft nach den bunten Kränzen wilder Abenteuer und hart errungener Siege in den stillsten Winkeln der Heimatsberge.

Auf den folgenden Blättern berichtet eines der tätigsten Mitglieder der jungen Tauerngarde von neuen und seltenen Fahrten, die in der Ankogelgruppe während der letzten sechs Jahre unternommen wurden u. z. <sup>2)</sup> in der Umgebung des Hohen (Korn-) Tauern, im Needseegebiete und östlich der Kleinlendtscharte, ferner im Bereiche der Hochalmspizze: im Lassacherwinkel sowie im Oberlercherpitzkamm.

Für diese Fahrten dienen als Unterkunftsstätten: die Hagener Hütte am Mallnitzer Tauern; das Bergwirthshaus „Hochalmblied“ ob Mallnitz am Wege zur Arnoldhöhe; auf dieser das Hannoverhaus; im Seebachtale Schwuñners Hütte auf der hinteren Lassacheralm; unter der Marefenspizze die Secheneralm; im Anlaustale die Mittlere Radekalm; über dem Röttschachtale die Needsee-Hütte; im hinteren Maltatal die Sameralm; im Großelend die Osnabrücker Hütte; am Döffener See das Schmidhaus; im Göggraben die Viezener Hütte; im Maltatal die Villacher Hütte unter dem Hochalmkees; in der Schönau die Gmünder Hütte.

Die 1931 erneuerte Osnabrücker Hütte zwischen Hochalmspizze und Ankogel ist der bergsteigerische Mittelpunkt des Gebietes und am bequemsten von Spittal-Millstätter See über Gmünd, Pflüglhof und Gmünder Hütte durch das wegen seiner zahlreichen Wasserfälle altberühmte Maltatal in einer Tagereise zu erreichen <sup>3)</sup>. Auch von Mallnitz gelangt man verhältnismäßig rasch zur Osnabrücker

<sup>1)</sup> Führer durch die Ankogelgruppe, einschließlich Hochalmspizze-Hafner und Reibedgruppe. Von R. Hüttig und F. Kordon. Verlag Artaria, Wien.

<sup>2)</sup> Vgl. die Alpenvereinstarte der Ankogel-Hochalmspizze-Gruppe 1:50 000, Beil. zur Zeitschr. 1909. Mit Nachträgen 1921.

<sup>3)</sup> Diesen landschaftlich prachtvollen Zugang, auch schönsten Rückweg schilderte ich ausführlich in der Zeitschr. 1909, S. 238 ff., ferner als „Nachtwanderung“ in den Mitt. 1913, S. 119 ff.

Hütte. Wer den — seit Januar 1932 durch den Abbruch seines Gipfelhornes niedriger gewordenen — Ankogel „mitnehmen“ will, ersteigt ihn vom Hannoverhaus und wird, über den Ostgrat und die Schwarzhornseen in das Großelend gelangend, eine der schönsten Gletscherlandschaften Kärntens kennen lernen; jedoch der kürzeste Weg von der Tauernbahn in das Herz der Ankogelgruppe führt durch das Seebachtal über die Großelendscharte; er ist der Zugang für Schifahrer, der auch im Sommer zu empfehlen ist. Da ihn das Schrifttum bisher verschwiegen, will ich von ihm als beschauliche Wanderung erzählen, bevor die schärfere Tonart zu Wort kommt.

(F. K.)

### Von Mallnitz durch das Seebachtal zur Dsnabrücker Hütte

Um 20. Juli 1928 verließ ich mit Gustav Ladner vormittag Mallnitz. Am Vorabende hatte ich den Sonnenuntergang übersehen, weil die goldigen Strahlen warmer, mich mit dem edlen Zusammenklänge meisterhaft gesungener Kärntnerlieder umgebender Freundschaft die Nacht zum hellen Tage gewandelt hatten, weshalb ich den Sonnenaufgang verschlief. Doch die Zeit drängte nicht. Unter wolkenlosem Himmel wanderten wir an der Seite des Seebaches talein, dessen milchiges, blaugrünes Wasser im übervollen Bette hastig dahinschoß, als könne es die Vereinigung mit dem Tauernbachbruder in Mallnitz nicht erwarten, um dann als stolze Ache durch schaurige Schluchten südwärts zur Mutter Müll zu brausen.

Der Weg zieht zuerst entlang der Tauernbahn, bis er sich dem Tunnelleingange zuwendet. Hoch oben links über waldigen Steilflanken ragen schattend, zerschundet der Felsbau der Schönbretterspize, dann die sanftere Arnoldhöhe mit dem Hannoverhaus, dessen Fensterlein im Sonnenschein glitzern, und dahinter das fein zugespizte, scheinbar überhängende Horn des Ankogels, dessen Gletscherhängen blinkende Sturzbäche enteilen. Bald waren wir beim Wegkreuze, wo der Anstieg zum Korntauern und Hannoverhause abzweigt. Wir gingen über Wiesen des Talgrundes weiter und kamen zum Stappisersee, in dem sich zuerst noch der Ankogel, hierauf das wuchtige Bollwerk der Förlspize spiegelte. Stattliche Stuten mit allerliebsten Fohlen führten auf dem sumpfigen Ufer des verlandenden Wasserbedens ein Schlaraffenleben und bekundeten ihre Zufriedenheit durch unerwartete Sprünge und kurze Wettläufe. Schließlich umschnupperten sie uns neugierig, bis hinter einem Zaun die ganze liebenswürdige zutrauliche Gesellschaft mit verwunderten Blicken zurückblieb.

Hinter dem See zeigt sich die Eigenart des tief eingesenkten Tales als ein ungeheurer langgedehnter, von seinem Eiszeitgletscher ausgehöhlter Trog, dessen steilgeneigte Wände beiderseits aus der wenig ansteigenden Sohle empormachsen. Der Wasserreichtum des höher oben gletschertragenden Zentralgneises und der die südlichen Hänge aufbauenden Schieferhülle läßt Tausende von Brunnlein fließen, die sich vereinen und als zarte Schleier herabwehen oder in schäumenden Stürzen über die finsternen Felsen tosen. Über einen dieser im Sonnenlichte silbern sprühenden Wasserfälle redete sich links der Ankogel zum Himmelsblau und hob rechts die Hochalmspize aus dem noch fernen Lassaacherwinkel ihre königliche Krone empor.

An den vorderen und mittleren Hütten vorbei war um 12 Uhr (nach 1 $\frac{1}{4}$  Stunden von Mallnitz) die Hintere Lassaacheralm mit Schwafners Bergwirtschhaus, 1343 m, erreicht. Es nennt sich neuzeitlich stolz bescheiden: „Zausenstation“<sup>1)</sup>. Der Milchfrühshoppen wurde mit Butter- und Käsebrod zum Mittagmahle ver-

<sup>1)</sup> Seit 1929 sind auch Zimmer zum Übernachten vorhanden.

bunden und war eine Art erträglicher Buße für die Mallnizer Schlemmertage bei Forellen, Bier und Wein.

Zwischen den letzten Hütten und dem Jägerhause gingen wir um 12 Uhr 45 Min. links hinauf. Der steile, nicht bezeichnete, aber gute Viehtriebweg führt links vom Plešiščgobache empor. Gewaltig wuchtet, wenn wir zurücksehen, über dem Tale die Riesenpyramide der Marefenspitze. Nach 50 Minuten grühten wir ein Kreuz an einem Baume. Hier zweigt links ein Weglein ab, das durch den Pogratwald zum Trombochenhüttlein über den türkischen Wänden der Trombretter führt, von wo man weglos über steile Weidehänge zur Kloahap-(Kleinen Schaf-)scharte am Goslarer Weg aufsteigen kann. Wir hielten uns rechts und querten nach 10 Minuten den Plešiščggrabben bei einem auffallend großen Felsblode, der auch im Winter sichtbar bleibt und den Schiffahrern als wichtiges Wegmal dient. Trodenen Fußes gingen wir durch das Bett des Baches, der — durch Steine ganz verdeckt — geheimnisvoll in Klüften raunt und murmelt.

Der von den Laffacherhütten noch 3 Stunden entfernte Talschluß des „Winkels“ mit ungeheuren Moränenhängen, dem zerklüfteten Winkelsees und den Westabstürzen der Hochalm spitze bot — zerzauste Wetterbäume im Vordergrunde — padende Bilder. Wie eine blinkende Leiter hängt dort an der Riesenwand die Gussenbauerinne, als tiefe Bresche klast die Winkelscharte; Schneewinkelspitze und Gussenbauer spitze krönen die Fortsetzung der erschreckend plattigen, durch steile Strebepfeiler gegliederten Wandfluchten, deren Wildheit sich unter dem zweiten Herrscher des gewaltigen Felsenrundes, dem Säuleck, noch steigert. Unheimlich türmt sich über dem oberen Trogrande der Säulecknordgrat, der von Gemjentreiber- und Wildschützen sagen umwobene Sblärchriegel. Eine zudige Schneide führt über das Schafeled zur Marefenspitze, dem düstergrauen Wächter des frühlichen Mallnigtals. Dort draußen laßt im grünen Grunde der blaue Stappitersee und grüßt uns die Hindenburghöhe.

Die Plešiščgobachenhütte, 1874 m, war um 15 Uhr 30 Min. (2 Stunden Gehzeit) erreicht. Ein Brunnlein plätscherte einladend; wir weiheten ihm und dem Gottesfrieden ringsum eine beschauliche Viertelstunde, versinkend in Bergblumenpracht, indessen junge Ochsen und Kälber, wohl nach „Gled“ (Mehl und Salz) lüftern, uns in immer enger werdenden Kreisen bedrohlich an die Leiber rückten. Als sie uns umzingelt glaubten, entrannten wir und stiegen anfangs auf Eriebspuren, später pfadlos, stets nordöstlich die ziemlich steilen, leicht gangbaren Hänge hinan. Für unterhaltende Würze sorgten kleine Felsstufen. Der Laffacherwinkel war hinter dem sich vorschiebbenden Grate des Törlriegels, der zur Törlspitze emporzieht, verschwunden; dafür erweiterte sich links unser Gesichtskreis: Gamskarlspitze, Arnoldhöhe, Grauleitenspitze, Ankogel zeigen den Verlauf des Tauernhauptkammes.

Wir kamen auf den Cellertweg, der vom Hannoverhause über die Kloahapscharte herüberkommt, die Plešiščgen quert, durch die Schöberalm zur Laffacherwinkelscharte zieht und die Verbindung mit der Giesener Hütte im Böhgraben herstellt. Solange dieser schön angelegte Alpenvereinsweg in unserer Richtung führte, verfolgten wir ihn, dann bogen wir rechts ab. Nun ging es wieder holperig weiter über die Plešiščgen hinauf, deren ungelenter Name sinnbildlich ihre Rauheit ausdrückt. Wir waren froh, endlich den westlich vom Hannoverhause herüberkommenden Goslarer Weg gewonnen zu haben und benützten ihn möglichst rasch bis zum Plešniksees, denn der schöne Tag ließ Gewitterlaunen spüren. Die Bergesalten im weiten Kreise qualmten aus üblen Pfeisen und verhüllten unter dumpfem Grollen ihre Antlitz. Sturm padte uns. Durch weichen Schnee stapften wir zur Großenleandscharte, 2680 m, hinan und betraten sie um 18 Uhr 30 Min.

Über das ausgeaperte ebene Rees mit den Spuren vieler Steinfälle, die von den Ankogelwänden herab ihre mißfarbenen Linien gezogen hatten, wanderten wir

weiter und wurden von einem kräftigen Hagelschlage bewillkommt. Solche Empfangsfeierlichkeiten sind im Glend üblich und wir nahmen sie als gutgemeint hin. Bald merkten wir, daß es nur ein kleiner „Abendspaß“ gewesen, denn während es um den Ankogel noch donnernd wetterte, strahlte die Firnentrone der Hochalmspitze zur Rechten im goldenen Sonnenglanze. Vor uns über dem Talausgange des Großelandes schimmerten silberweiß Gipfel der Hasnergruppe über dem ausgebreiteten Ablabrein. Wir spyteten uns hinunter, zuerst wieder durch tiefen Schnee, dann auf gutem Steiglein über die sehr steilen Moränen zum Fallboden. Zur Rechten wölbte sich wie ein riesenhaftes, frischgemachtes Federbett das spaltenlose Rüber-spitzkees, von den Schiffahrern auch „die Luchent“ genannt. Der Salzfuss des Fallbodens hatten die Gletscher so viel zu trinken gegeben, daß sie mit dem flüssigen Segen nicht fertig werden konnte und wir etwa hundert Bächlein zu überspringen hatten. An der linken Seite des hochgeschwellten, donnernden Fallbaches eiften wir den Felsenweg hinab und kamen um 20 Uhr zur Osnabrücker Hütte, mußten jedoch Hunger und Durst noch eine Weile bezähmen, da der Steg weggerissen und der Hüttenwirt Feistritzer gerade damit beschäftigt war, aus einer Leiter und etlichen Brettern ein schwankendes Gebilde herzurichten, über das wir nach 8 Stunden reiner Gehzeit in das Bergsteigerheim der Osnabrücker einziehen konnten mit dem Empfinden, uns trotz ziemlich viel Gepäc nicht sehr angestrengt zu haben. (F.K.)

### Bergfahrten im Korntauernbereich

Die Gamskarlspitze, 2834 m, einst auch Hoher Tauernkopf genannt, unter der — 1600 m tiefer — der Tauernunnel Salzburg und Kärnten verbindet, entragt dem Hauptkamme als sein zwischen dem Ankogel und der Goldberggruppe höchster und daher aussichtsreichster Gipfel. Er entsendet zum Korntauern den plattigen und mit Türmen bewehrten Nordostgrat, der von mir, Dr. Minkl Martinek und Ernst Dlaska am 21. September 1925 zuerst begangen wurde und vierstündige, teilweise schwierige Kletterei erforderte.

Östlich vom Korntauern krönt als ernster Tortwärtel der sehr selten besuchte Römer- oder Bierzeigerkopf, etwa 2600 m, mit dunklen senkrechten Wänden den Hauptkamm. Ich erstieg ihn 1926 mit Ernst und Konrad Dlaska, wobei wir die drei ersten (westlichen) Gipfelzacken überschritten, den letzten jedoch nur erkletterten, da dieser gegen Osten wie ein Erker weit hinaushängt und mindestens 20 m freies Abseilen verlangen würde. Die Gesamtkletterei war schwierig und beanspruchte drei Stunden.

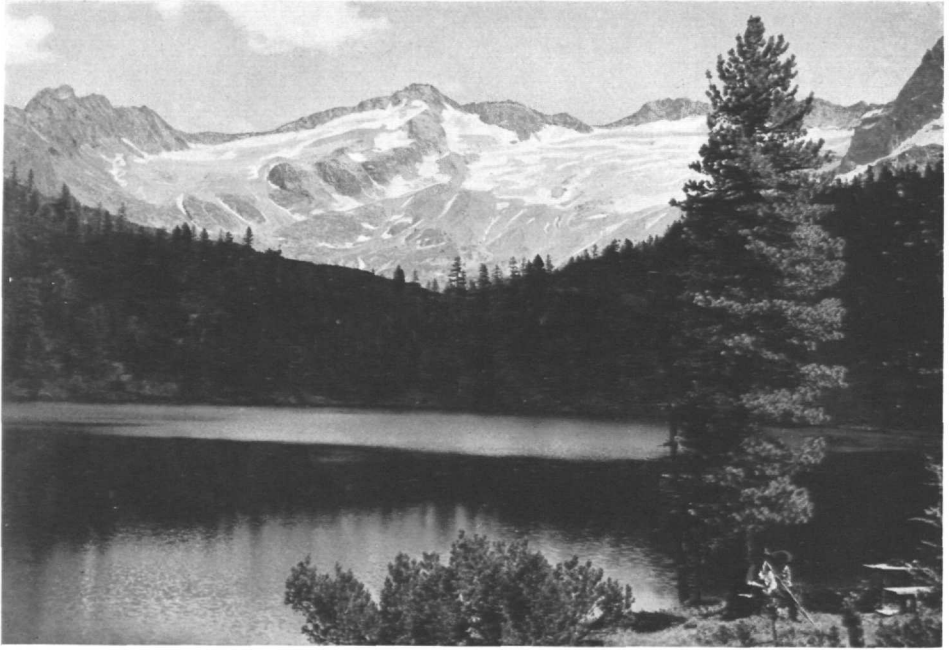
Im Anschlusse daran erstiegen wir über ihren unschwierigen Westgrat in 1½ Stunden die das vordere Seebachtal und die Landschaft von Mallniz beherrschende und daher einen prachtvollen Rundblick bietende Schönbretterspizze, 2725 m, und gelangten von ihr durch eine breite steile Rinne schon in ¼ Stunden zur südlich vorgelagerten Geröllmulde hinunter. Dieser Abstieg ist vermutlich neu und auch als Aufstieg vom Tauernhöhenweg aus zu empfehlen.

Zwischen Schönbretter- und Luggaspitze erhebt sich 180 m über den Hauptkamm der kahne Schartenturm des Luggaköpfes, 2702 m, den die Erstbegeher des Grates (Hörtnagl und Margreiter) 1898 umgingen. Sie sprachen die Vermutung aus, daß eine Erststeigung ohne künstliche Hilfsmittel nicht möglich sei. Auch Arnold umging ihn 1910 auf einer Gratwanderung vom Ankogel zur Schönbretterspizze. Am 26. September 1926 gelang es Albert Bildstein, Ernst Dlaska und mir, die jungfräuliche Zinne in zweistündiger sehr schwieriger Kletterei zu bezwingen. Unser Aufstieg führte über die Südwand, in die wir rechts von der — oben mit einem Loch schließenden — Schlucht zwischen Luggaköpf und Schönbretterspizze einstiegen. Wir

Seitenfarkopf  
Grabenfarkopf  
Dorfbergriffe  
Ziethlergriffe  
Bainier  
Ziethlerfarkopf  
Ziethlerfarkopf



Hölltorgrat vom Hölltorfögel



Needsee mit Steinbachkogel, Tischlerkarkopf und Tischlerspize



Echneieiger und Aperer Hochalmispizgipfel mit den Gussenbauerrinnen von der Fochspize



Aperer Hochalmispizgipfel mit der westlichen Gussenbauerrinne vom Großelendkopf



queren in sie hinein, zuerst über ein Band, dann durch eine Verschneidung links, mußten hierauf in die Wand nach rechts hinaus, bis zum Ostabfall, hier wieder ausgekehrt steil auf glattem Fels nach links bis nahe unter den Gipfelüberhang. Nun quereten wir eine griffarme, sehr ausgekezte Platte, wo Bildstein einen Sicherungshaken schlug, bis zum scharfen Westgrat (es war die schwierigste Stelle), mußten ihn jedoch bald verlassen, da wir zu einem Quergange in die Nordseite genötigt wurden, und erreichten schließlich über sie gerade hinauf die kleine Gipfelfläche. Zum Abstiege benützten wir unter dem Westgrate einen Riß, der uns geradeaus und leichter zum Einstieg zurückbrachte.

Wir führten diese Klettereien im Bereiche des Korntauern stets von Mallnith aus durch, sie können jedoch auch vom Hannoververhause mit Benützung des Sauernhöhenweges<sup>1)</sup>, der zur Hagener Hütte zieht, unternommen werden. Seit 1931 steht auf dem „Stuaßerriegel“, unterhalb der Lachenböden, das Bergwirtschhaus „Hochalmbild“, etwa 1800 m, von dem aus die genannten Fahrten 2 Stunden weniger Zeit beanspruchen.

### Bergfahrten im Reedseegebiete

Dem verzweigten Stode zwischen Anlauf- und Röttschachtal entragt der wilde, 2½ km lange, von Westen nach Osten ziehende Hölltorgrat, der sich an der Eischler Spitze mit dem Sauernhauptkamme vereinigt. Trotzdem er zur nächsten Gasteiner Umgebung gehört, ist er bisher von Bergsteigern wenig beachtet worden, am ehesten wird noch sein westlicher Endpunkt, der Hölltorkogel, besucht. Die teilweise schwierige Überschreitung des ganzen siebengipfligen Grates wurde von seinen Erstbegehern (Gmünder Bergsteigern) 1911 in zwei Raten durchgeführt. Als Standplätze für den Hölltorgrat dienen die Kadedalm an der Süd- und die Reedseehütte an der Nordseite, die den bequemeren Zugang vermittelt.

Ich beging den Hölltorgrat am 29. August 1930 mit Konrad Daska. Wir stiegen am Vortage von Bad Gastein in 3½ Stunden zum Reedsee, 1833 m, hinauf und als wir sein Becken erreicht hatten, packte und ergriff uns die Pracht ringsum, die wir zum ersten Male schauten. Am Südufer sitzend, überließen wir uns den Eindrücken dieser erhabenen Landschaft<sup>2)</sup>. Eischlerkaropf, Eischler Spitze und ihre Nebengipfel spiegeln sich in dem unendlich klaren Wasser. Merkwürdigerweise liegt die Hütte am anderen Ufer, als sollte von ihr die Schönheit nicht gesehen werden. Aber wir verziehen ihr die schlechtgewählte Lage, als uns ein herübergeschicktes Schiffelein über die glatte Flut an das Gegenufer beförderte, von dem man wirklich im Norden nur unbedeutende Höhen sieht. Vom nächsten Rücken hinter der Hütte überblickten wir das ganze ausgebreitete Eischlerkar mit seiner Umrahmung: nördlich entragt ihr der Grat vom Bädstein zum Jagerkogel, hinter dem sich die Kleinelendtscharte birgt, vor uns starren der wuchtige Eischlerkaropf, dann die dunkle Eischler Spitze und der zerzackte Hölltorgrat, dessen drohende Zähne besonders eifrig mit dem Fernrohre begutachtet wurden.

Nächsten Morgen verließen wir um 4 Uhr die Hütte auf dem Palfnerschartenwege, den wir in der Finsternis einige Male verloren, bis wir unter dem „Wärenmoos“ endgültig gegen Südosten abzweigten, um das ausgedehnte „Alar“ ansteigend, an vielen in Mulden verstreuten Seelein vorbei, zu queren. Nach 4 Stunden erreichten wir ohne Schwierigkeiten, zuletzt über die Senke zwischen Lainkar Spigen und Hölltorkogel, 2903 m, diesen selbst und sahen uns um. Im Norden grühten

<sup>1)</sup> Vgl. Zeitschr. 1915, S. 223 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Dr. Julius Mayr: „Zum Reedsee“. Mitt. 1931, S. 130 ff.

wir Hochkönig und Steinernes Meer, im Westen den Firnenglanz der Glodnergruppe, uns südlich gegenüber — dazwischen die Anlaufstaltiefe — das Hannoverhaus auf der Arnoldshöhe, wohin wir bis abends gelangen wollten. Es ist ein sehr langer und weiter Bogen bis dorthin! Deshalb rasteten wir nur kurz und nahmen gleich den Grat in Angriff, der bis zur Weißspitze, 2870 m, in viele Türme aufgelöst ist. Wir umkletterten zwei von ihnen auf schmalen Bändern der Südseite, die übrigen wurden überschritten. Hinter der Weißspitze ging es in eine Scharte hinab, dann konnten wir uns durchaus an der sehr festen scharfen Kante halten. Der Aufschwung vor der Hölltorspitze, 2890 m, war schwierig, dann folgte der leichtere Hölltorturm, 2787 m, der uns — nach 4 Stunden — zur Mittagrast diente. Die Rotspitze, 2817 m, verteidigte sich mit einem engen Kamin, mußte aber bald an ihre Überwindung glauben, worauf gleich die Grubenkarwand, 2936 m, an die Reihe kam, jedoch mußten wir noch einigemal hinauf und hinunter, meistens auf sehr brüchigem Fels, bis wir — nach 6 Stunden vom Hölltortogel — auf dem Endpfeiler des Grates, der Tischler Spitze, 2993 m, standen. Wir waren unangefiehl flott gegangen. Schnell wurde nun über den Südostgrat das von Klüften durchzogene obere Kleinellendkees erreicht, wo wir das Seil in Gebrauch nahmen. Den Grubenkarkopf ließen wir rechts, stiegen auf den Schwarzkopf, 3200 m, und schließlich über den Ostgrat auf den Ankogel, 3263 m. Es war 18 Uhr 15 Min.

Die Täler im Süden erfüllten Nebel und aus diesem weißen Meere ragten die höchsten Gipfel als Inseln zum Abendhimmel. Blutrot sank die Sonne. Auch hier war uns keine Rast gegönnt und eilig, zum Schlusse im Lauffschritt, ging es über die Grauleiten dem Hannoverhause zu. Als wir an Arnolds letzter Ruhestatt vorübergingen, war es schon finstern und glänzten von Bädstein die Lichter herauf. Nach der 16stündigen herrlichen Bergfahrt waren wir im gastlichen Heim geborgen.

Auch der bisher unbeachtet gebliebene Grat vom Bädstein zum Steinbachkogel, der das Tischler- vom Kesselfar scheidet, gehört zum Fahrtenbereich des Needkees, weil die Jagdsteige aus der Prossau zum Tischlerkar verfallen sind und dieses daher aus dem Röttschachtale direkt nicht zugänglich ist.

Mit Ing. Edhart Bürger überschritt ich am 19. Juli 1931 zeitlich früh den ersten Rücken östlich des Needkees und querte ansteigend das „Ukar“ ziemlich hoch, bis sich am Marchriegel, 2263 m, das ausgedehnte Tischlerkar aufstak. Sein Gletscher speist mehrere Bäche, die weiter unten als die von den Gasteiner Kurgästen viel bewunderten „Bärenfälle“ zur Tiefe brausen. Wir gingen auf den Moränen, knapp unter dem Nees, das Kar aus und erreichten nach 3 Stunden bei einem auffallenden Steinmannndl den grobblodigen Grat östlich vom Bädsteinkogel, 2531 m, der zwischen Tischler- und Kesselfar weit gegen die tief unten liegende Prossau vorspringt, das Röttschachtal beherrschend. Wir machten einen Umstecher auf den Gipfel, dann führte uns der Ostgrat unschwierig auf einen nicht vermessenen Zwischengipfel, von dem wir in eine Scharte abstiegen mußten und mühselos über Geröll auf den namenlosen Gipfel, 2801 m, gelangten, der zum Kesselfar einen Grat entsendet. Das Kesselfees reicht hier bis zur Kammböhe herauf und wir mußten es zur Fortsetzung unserer Fahrt benutzen, da dem Grate plötzlich zwei plattige, wohl unersteigliche Felsgestalten entragen. Hinter diesen Türmen gelangten wir wieder auf die Schneide, die sich zum Steinbachkogel, 2827 m, steil aufbaut. Wir erkletterten auf der Kante selbst — schwierig und ausgezehrt — den Gipfel, wo wir nun in das zweite Quelltal der Malta, das Kleinellend, hinabschauten. Die Gratwanderung hatte bis hierher 4 Stunden erfordert und wir setzten sie, teilweise in schwieriger Kletterei, noch 1½ Stunden fort, bis wir auf dem schneidigen Jagerkogel standen, der die nordöstlich eingesenkte Kleinellendscharte überhöht. Er ist niedriger als der Steinbachkogel, daher ist die für ihn in der U.-V.-Karte angegebene Höhe von 2840 un-

richtig und wohl auf einen Schreibfehler (40 statt 04) zurückzuführen. Auf diesem Gipfel erwischte uns ein Gewitter, wir mußten von der unheimlich summenden Schneide schleunigst flüchten und in das Fels kriechen. Bald war die Entladung vorüber, wir konnten nördlich auf das Kesselkees hinabsteigen und fanden in der Moräne den von der Sektion Bad Gastein neu hergestellten Kleinlendtschartenweg, der uns zur Kesselalm und über die jähe Talstufe zur Prossau hinunterleitete.

Der Tauernhauptkamm gipfelt östlich der Kleinlendtscharte im Reeskogel, dem Beherrscher des Großarltales, und zieht über die Stultkarspitze zur Steinkar-(Pulm-)Scharte, 2283 m. Er trägt die letzten Erhebungen der Ankogelgruppe in dieser Richtung, denn weiterhin über die Urhöhe zur Urtscharte, 2258, finden wir nur mehr runde Rücken und abgeschliffene Budel, Eiszeit Spuren; der vereinigte Gletscher floß einst wohl hier größtenteils nach Norden ab.

Mit Dr. Sepp Pohnig machte ich mich zur ersten Begehung dieses Grates im September 1928 auf und wir erstiegen von der Sameralm durch das Kleinlendtal in 4 Stunden über begrünte, sehr steile, jedoch unschwierige Hänge und den südlichen Vorgipfel die Stultkarspitze, 2800 m, die seit der Vermessung 1850 oder 1865 wohl keinen Besuch mehr erhalten hatte. Auch der 3 Stunden lange Verbindungskamm zum Reeskogel, 2885 m<sup>1)</sup>, bot keine ernstlichen Schwierigkeiten. Jedoch muß ich die hohen landschaftlichen Schönheiten dieser Wanderung hervorheben: einerseits gewährt sie herrliche Fernblicke über die Radstädter Tauern und Nördlichen Kalkalpen mit dem Dachstein, andererseits beherrschen Hochalmspitze und Ankogel mit ihrer Gletscherpracht, sowie Goldberg- und Glodnergruppe den Gesichtskreis.

### Fahrten in der Hochalmspitzengruppe

Das Seebachtal schneidet tief und lang in den Granitfod der Hochalmspitzengruppe ein. Es barg viel hochalpines Neuland, das meine Freunde und ich in einer Reihe meistens schwieriger Bergfahrten eroberten.

Zur Erstbegehung des Südwestgrates der Törlspitze, 2784 m, stieg ich mit Walter Ratmehrig am 9. Juli 1928 von Schwufners Hütte über Pleischig zum Cellerwege auf. Ihn verfolgend erreichten wir nach 2½ Stunden den Törlriegel, 2223 m, von wo schöne, aber schwierige Kletterei uns, die wir durchwegs auf der Schneide blieben, über zwei größere Aufschwünge, zuletzt sehr steile Platten, in 5 Stunden zum Ziele führte.

Von der Schöberalm, 2232 m, stürmt die wilde Kante des Südwestgrates zur Östlichen Celler Spitze, 2880 m, hinan, aus plattigen Türmen bestehend, die auf der Westseite abgeschliffen sind und östlich überhängen. Ich führte am 4. September 1930 mit Dr. Sepp Pohnig und Franz Grall die Ersterkletterung durch, wobei drei größere Abfälle, besonders im zweiten Zeile, als sehr schwierig befunden wurden. Die letzte Stufe leitete über Blockwerk nach 4½ Stunden leicht auf den Gipfel, von dem wir nördlich über Rälberpitzenkees und -Scharte zum Törlriegel und zur Schwufnerhütte abstiegen.

Die aufgelassene Schöberalm mit ihrem sehr dürftigen, bereits verfallenden Hüttlein ist von Schwufners Hütte über die Mernigleiten in 3½, über Pleischig und Törlriegel in 4, vom Hannoverhaus über den Cellerweg in 4½ Stunden zu erreichen.

Zur Erstdurchkletterung der Südwand der Rälbspitze, 2935 m, kam ich mit Dr. Sepp Pohnig im August 1928 dadurch, daß wir vom Schlafräume der Osabrücker

<sup>1)</sup> Dessen Erstersteigung mit Schiern von Norden her schildert Amanshauser in der Zeitschr. 1931, S. 333 ff.

Hütte harmlose Morgennebel für Regenwolken hielten und dadurch für die geplante Begehung des jungfräulichen Grates von der Rärk- zur Hochspitze zu spät aufbrachen. Um von der über Fallboden, Rälberspitzkees und Hannovercharte mühelos in 3 Stunden erreichten Rärkspitze nicht mit leeren Händen heimzukommen, durchkletterten wir in 1 Stunde die äußerst morose Südwand, wobei mein Kamerad von einem sich unter seinem Zugriffe loslösenden Riesenblock bald erdrückt worden wäre. Glücklich herabgelangt, erkundeten wir noch den schneidigen Ostgrat unseres Gipfels im Auf- und Abstiege, was  $1\frac{1}{2}$  Stunden erforderte und fanden eine Steilrinne zum „Rärle“ hinab, von wo aus uns der Cellerweg zur Schöberalm und auf den Rückweg nach Mallnitz brachte. — Der Grat von der Rärkspitze zur Hinteren (Östlichen) Rärkspitze, 2920 m<sup>1)</sup>, und Hochspitze, 3203 m, wurde dann zum ersten Male von Hans Birnbacher, Siegfried Rumpold und Dr. Hans Thaler am 4. September 1928 begangen.

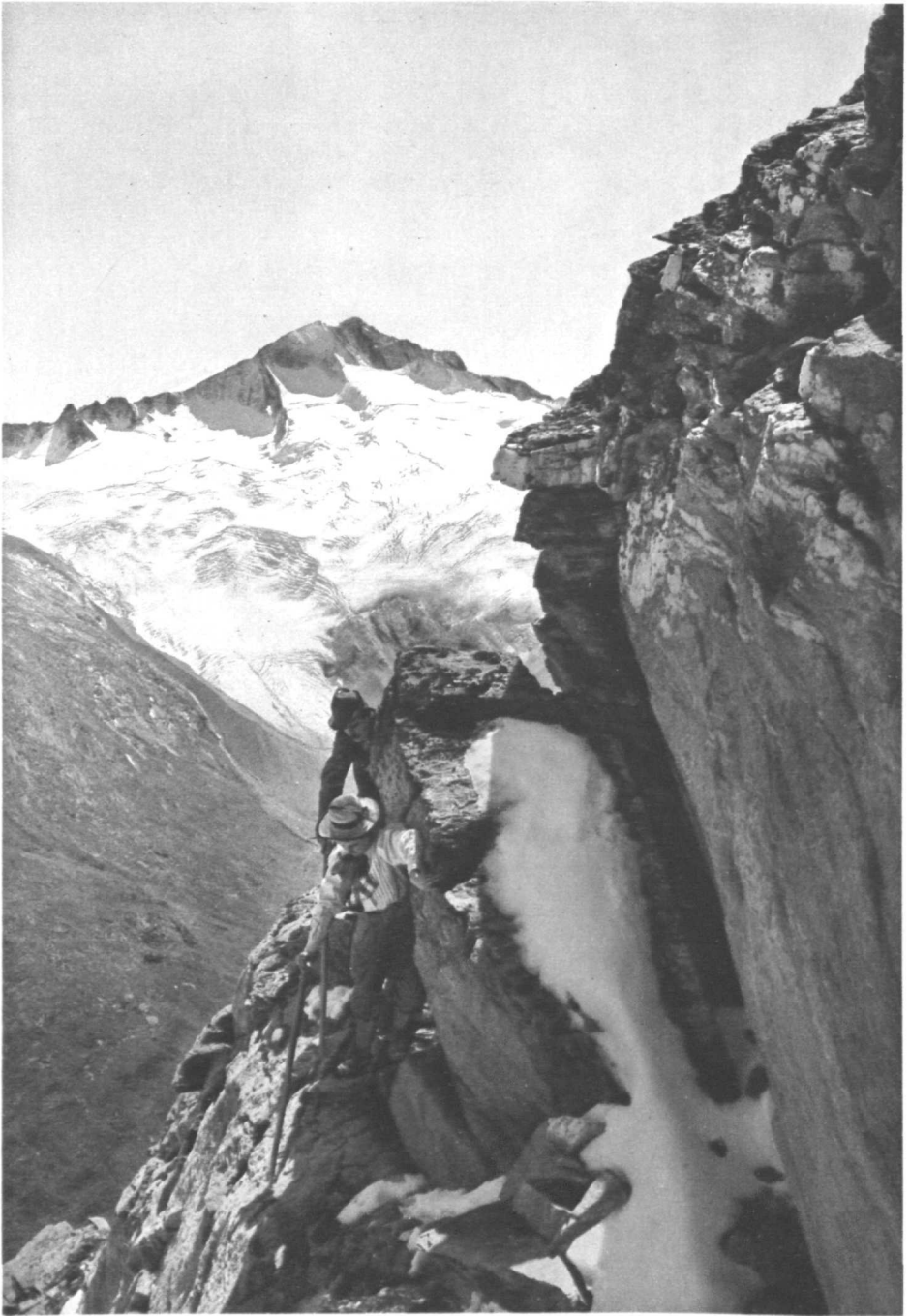
Westlich der Rärkspitze erhebt sich die nach dem Forscher und Mitgründer unseres Alpenvereins genannte *M o s s i j o v i c z s p i z e*, 2930 m, die auf der U.-B.-Karte zu weit westlich eingetragen erscheint. Sie entsendet einen steilen Südgrat, der sich bald in zwei selbständige Schneiden teilt, von denen die westliche mit zwei ganz glatten unerfletterbaren Wandstufen abbricht, die östliche hingegen von mir und Ing. Edhart Bürger zu einem neuen, überraschend leichten Aufstiege benützt wurde. Er führte uns von Schwuñners Hütte über die Mernigleiten, die  $\frac{1}{2}$  Stunde hinter der Hütte zwischen den Wänden des Taltröges zur Schöberalm emporzieht, und über P. 2371 in zusammen 5 Stunden auf den Gipfel.

Dem Ramme zwischen Grofelend- und Winkelkees ist neben dem Grofelendkopf der gotische Dachreiter der *H o c h s p i z e*, 3203 m, aufgesetzt. Ihre Nordflanken sind aus steilem Firn gebildet, nach Süden — zum Laffacher Winkel — bricht sie mit fast senkrechter, 550 m hohen Wand hinab. Um über sie einen neuen Weg zu finden, übernachtete ich mit Ernst Dlaska am 17. Juli 1929 auf der harten Pritsche des Schöbernhüttleins. Als wir am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang auf der großen Steinplatte frühstückten, die dem Halter einst wohl als Tisch gedient hatte, beobachteten wir einen ungewöhnlich ausgedehnten Felssturz, der sich von der Schneewinkelspitze herabwälzte, das öde Hochtal mit lange fortgrollendem Donner und einer dichten Staubwolke erfüllte, die sich erst nach 30 Min. verzog. Auf dem Cellerwege erreichten wir in  $\frac{3}{4}$  Stunden das Winkelkees und über dieses den Einsstieg rechts von der großen Rinne, die westlich vom Gipfel zum Gletscher herabzieht<sup>2)</sup>. Es folgte eine sehr schwierige, teilweise gefährliche dreistündige Kletterei, wobei uns Steinschlag bedrohte und Bächlein durchnäßten. Ergreifend waren die Einblicke in die nahen Nordwestplattenschluchten der Hochalmspitze mit den Gussenbauerrinnen.

Im Grate zwischen Schneewinkelspitze und Säuled ragt als gespaltener Turm die *G u s s e n b a u e r s p i z e*, 2974 m, an deren Göggrabensteite der Detmolder Weg vom Schmidhaus zur Winkelcharte und zum Hochalmspitzsüdwestgrat vorbeizieht. Um ihre bis dahin unbeachtet geliebene Nordwestwand zu bezwingen, ging ich am 25. Juli 1929 mit Ernst Dlaska und Walter Natmehny von Schwuñners Hütte im Haupttale bis P. 1943 und durch eine breite Rinne hinauf in das Kar östlich vom Oblärchriegel, worauf wir — den kleinen zerspaltenen Gletscher unter der Säulednordwand querend — in den Bereich von Steinschlägen kamen. Einer deutlichen Rinne aufstrebend, überwandten wir die Randkluft und stiegen durch die Rinne unschwerig zu ihrer linken plattigen Begrenzung empor, wo die Gefahr, von den herabfallenden Trümmern getroffen zu werden, aufhörte. In schöner Kletterei ging

<sup>1)</sup> Die in der U.-B.-Karte angegebene Höhe von 2782 m ist unrichtig, da die 2900-m-Schichtenlinie unter dem Gipfel durchzieht.

<sup>2)</sup> Auf dem Bild: „Anfögel von der Schneigen Hochalmspitze“ in der Zeitschr. 1895, gegenüber S. 240 ist im Mittelgrunde die Hochspitzsüdwand zu sehen.



Meggotinto Brudmann

Hochalm Spitze mit Guffenbauerrinnen und Großelendkees vom Schwarzhorn



es nun über die Platten hinauf zu einem schon von weit unten sichtbar gewesenen Köpfel, das als Hütchen ein Steinmannndl aufgesetzt erhielt, und über Blockwerk zum Ausfliege, 30 m westlich vom Gipfel, 1½ Stunden vom Einfliege, 5 Stunden von der Hütte.

Den schon ein halbes Jahrhundert alten, geraden Anstieg aus dem Laffacherwinkel auf die Hochalmspitze, 3362 m, durch die dreigeteilte Gussenbauerinne wiederholte ich — es war die zweite führerlose Begehung — am 25. Juli 1926 mit Albert Bildstein, Dr. Minkl Martinek und Ing. Heinrich Rausch, wobei wir die mittlere Rinne benützten. Von Schwuñners Hütte bis zum Einfliege über der Winkelfesstrandluft benützten wir 6, für die Rinne selbst, die über 60° steil und etwa 300 m hoch ist, nur 1½ Stunden. Die Firnverhältnisse waren sehr günstig. Eine führerlose Durchsteigung vollführte Ernst Dlaska im September 1929 allein, wobei er die westliche Rinne wählte. Ich hatte ihn bis zum Gletscher begleitet und war über die Winkelfarte und den Südwestgrat auf die Hochalmspitze gestiegen, wo wir nahezu gleichzeitig — nach 3½ Stunden — eintrafen.

Auch auf das Säuleck, 3087 m, führt aus dem Laffacherwinkel ein Anstieg, der die Bezeichnung „klassisch“ verdient. Es ist der Weg über den Nordgrat, den „Ob-lärchriegel“, der als ungeheurer, 1100 m hoher Pfeiler die Nordwand über dem Troge des Seebachtals stützt. Ich wiederholte diese eindruckvolle, nicht allzuschwierige Kletterei bietende Fahrt mit Walter Ratmehrig am 29. Juli 1928 von Schwuñners Hütte in 6 Stunden, wobei wir den „Spitzen Turm“, den die Erstbesteiger 1911 im Firn umgingen, von vorn erkletterten und überschritten.

Der Ramm vom Säuleck zur Marefenspitze entsendet zum Seebachtale einige lohnende Klettergrate, von denen ich mit Walter Ratmehrig am 10. Juli 1928 den 800 m hohen schwierigen Nordgrat zur Großfeldspitze, 2823 m, von Schwuñners Hütte in 6 Stunden, und mit Ernst Dlaska 1924 den mittelschweren Nordgrat der Marefenspitze, 2910 m, von der Zechneralm in 3 Stunden zum ersten Male beging. Die 500 m hohe, von Steiltrinnen durchjurchte, mit jähem Sockel zum Leitnerkar abbrechende Marefenspitzenordostwand durchkletterte ich, nach einer vergeblichen Belagerung im Jahre 1928 mit Franz und Ing. Edhart Bürger am 12. Juli 1931 von Schwuñners Hütte in 7 Stunden und die gleich hohe, jedoch sanfter geneigte und weniger schwierige Nordwestwand mit Ernst Dlaska am 21. Juli 1929 von der Zechneralm in 3 Stunden. —

Am 2. August 1930 unternahm ich mit Ernst und Konrad Dlaska die Erstbegehung des ganzen 4 km langen, in Südnordrichtung streichenden Grates, dessen Unterbau als Ausläufer der Hochalmspitzengruppe die nach Vereinigung der Glendbäche östlich fließende Malta gegen Südosten abdrängt. Hierbei wurde sein nördlichster Gipfel, der Gamskarnock, 2569 m, von der Sameralm über den Nordgrat in 2½ Stunden zum erstenmal bergsteigerisch besucht, zur Vorderen Steinkar Spitze, 2619 m, in ½ Stunde mühelos weitergewandert und der noch unbegangene Grat zur Hintere Steinkar Spitze, 2669 m, in einer Stunde schöner, nicht leichter Kletterei bezwungen. Die Fahrt wurde auf der abwechslungsreichen Schneide mit vielen bemerkenswerten Kletterstellen über die Brunnkarköpfe, 2741, 2756, 2766 m, bis zur Oberlecher Spitze, 3103 m, fortgesetzt, die von der Sameralm in 9 Stunden erreicht war. Den Abstieg nahmen wir über das Grohjelendkees zur Osnabrücker Hütte.

(G. L.)



# Neue Bergfahrten in der Ortlergruppe (Königspitze und Ortler)

Von Hans Ertl, München

## Die direkte Nordwand der Königspitze

Erste Begehung am 5. September 1930

Als eigentliche Nordwand der Königspitze sollte der rechts (westlich) der alten Nordwandseite befindliche Teil dieser Bergflanke bezeichnet werden. Er war bis jetzt noch unbezwungen und ohne Geschichte.

Ob uns wohl der große Wurf gelingen wird? Seit Tagen beschäftigten wir uns mit diesem Problem.

Um die Struktur der Nordwand zu studieren und den Steinfall zu beobachten, der den ganzen Tag herabsegt, hatten wir vorher die alte Königswandroute begangen.

Ein unmittelbarer Weg durch die Nordwand ist gar nicht kompliziert, sondern von der Natur klar vorgezeichnet.

Da ist vor allem die riesige Eis- und Felsrippe, die genau in der Gipfelfalllinie die Wand herabzieht und unten in einem etwa 200 m hohen, sehr steilen Felsfodel abbricht. In der Mitte ist diese untere Felsbasis fast vollkommen ungliedert und nur links und rechts vom Fußpunkt der Riesenrippe befinden sich gelbe, brüchige Wandstellen.

Zwei große Fragezeichen mußten in der unmittelbaren Nordwand gelöst werden, wenn sich der Durchstieg genau in der Gipfelfalllinie bewegen sollte: der Felsabbruch vom Bergschrund weg und der Eismulst des Gipfels. Objektiv am gefährlichsten schien uns das untere Wanddrittel, bis dahin, wo sich auf dem Felsfodel die Eismauer aufbaut.

Das Wetter war nun schon seit 14 Tagen schön, mein Kamerad und ich waren glänzend in Form und tadellos aufeinander eingearbeitet. Wenn uns unser bisheriges Fahrtenglück treu blieb, so mußte uns übermorgen die Sache gelingen.

Punkt 1 Uhr nachts riß uns der Taschenweder aus dem Schlaf. Ungern nur krochen wir aus unserem warmen Zelt hinaus in die kalte Nacht. Die Gräser waren mit Reif überzogen und der kleine See in der Nähe trug eine dünne Eisbede. Der Benzinkocher schnurrte sein eintöniges Lied, rasch war das Frühstück fertig, rascher noch vertilgt. Punkt 2 Uhr hosperten wir hinaus in die sternklare Septembernacht. Um 3 Uhr lag bereits der Sulbenseer hinter uns und wir stiegen sofort in die Wand ein, mit der der Mißhergrat nach Norden abbricht. Die Laterne mußte notgedrungen im Munde baumeln und auf allen Vieren kletterten wir den uns schon bekannten Weg hinauf zu der Scharte mit den Unterständen aus der Kriegszeit. Hier legten wir das Seil an und stiegen nach Osten ungefähr 30 m hinab zum Eisbruch des Königswandseerfers. Überall lagen frisch abgebrochene Eisblöcke herum und über unseren Köpfen hingen ganz bedenklich fallreif riesige Türme. Wir querten so schnell wie möglich nach Westen hinüber auf ein Felsband, das in glatter Plattenwand endet. Hier war unglücklicherweise unsere einzige Kerze ausgebrannt und wir standen ohne Licht auf einem schmalen Gesimse und kamen nicht weiter. Kostbare Zeit verstrich. Der Verlust sollte später beinahe unser Verhängnis werden.



Unendlich langsam ward es Tag. Bei zunehmender Helligkeit kletterten wir weiter und wechselten dann an geeigneter Stelle vom Fels hinüber auf den oberen Königswandferner.

In sieberhafter Eile zogen wir die Steigeisen an und nun begann ein Wettlauf mit der Sonne, um möglichst hoch oben in der Wand zu sein, bevor ihre Strahlen die Bande lösten, in die der Frost Fels und Eis geschlagen hatte.

Leichter als ich mir vorgestellt hatte, war die Randluft überwunden. Schnell stand der Kamerad bei mir.

Heller Tag war es jetzt, die Sonne siegelte Seitlich nur fielen ihre Strahlen ein, im spitzen Winkel, und schon begann es sich in der Wand zu regen. Zuerst ein Rnistern, dann rieselten Eissplitter herab und nun piffen auch schon die ersten Steine durch die Luft. Ein fester Händedruck noch und Freund Hans eröffnete den Kampf.

Der unheimlich brüchige Fels, fester nur, wo er fingerdick mit Eis überzogen war, erforderte äußerste Vorsicht.

Mit wohlbedachter Gewichtsverteilung querte mein Kamerad einige Meter nach rechts zu einem vereisten Riß, schob sich vorsichtig an ihm hinauf und verschwand ober mir.

Ich sah einstweilen noch wohlgeborgen unter einem dicken Firndach und beobachtete nachdenklich die Steine, die draußen, in allen Tonarten, je nach Größe und Form, heulend und pfeifend niederschwirrten.

Langsam lief das Seil ab, denn schwer war der Fels mit unseren gewichtigen Trifounistiefeln zu überwinden.

„Seil aus!“ rufe ich. „Nachkommen!“ tönt's von oben.

Alle meine Taschentücher hatte ich unter die Mühe gestopft und nun kletterte ich hinauf, so schnell wie möglich. Links und rechts schlugen die Steine ein, die Gefahr trieb zu höchster Eile an. Hans überließ mir sofort seinen gefährlichen Standplatz und kletterte, soweit es der brüchige Fels erlaubte, mit größter Schnelligkeit weiter. Wir standen im ärgsten Trommelfeuer und waren aufs ärgste gefaßt. An ein Sichern war nicht zu denken. Im Falle eines Sturzes war unser beider Schicksal besiegelt.

„Nachkommen“, tönt's wieder, und nach kurzer Zeit standen wir auf einer kleinen Kanzel in senkrechter Wand.

Hier dünkten wir uns einigermaßen sicher vor dem jetzt unglaublich tobenden Steinschlag. Wir saßen zusammengekauert auf winzigem Postament, den kleinen Rucksack schließend auf unseren Köpfen und wünschten nichts sehnlicher, als daß die Sonne hinter dem Ostgrat verschwinden möge, damit der Stein Schlag aufhörte.

Eine halbe Stunde war bereits verstrichen, wir zitterten und sieberten vor Kälte, das Herz pochte vor Aufregung. Die Zeit verging wie im Fluge und die Sonne wollte nicht aus der Wand. 100 m waren wir erst über der Randluft und etwa 600 m trennten uns noch vom Gipfel.

Ober uns versperrten glatte, grifflose Wandstellen den Weiterweg. Aber ist denn nicht weiter links ein Durchkommen möglich? Schon turnte Hans das etwa 20 m lange, brüchige Band hinüber und verschwand hinter der Kante. Ein Freudenschrei ließ mich aufhorchen und das schnell ablaufende Seil sagte mir, daß es drüben gut vorwärtsgehe. In der jetzt fast senkrechten Wand waren wir außerdem besser geschützt, die Steine schwirrten alle einige Meter weiter draußen vorbei.

„Nachkommen!“ Rasch war ich an der Kante und querte vorsichtig in eine vereiste Rinne, die den Weiterweg bildete.

Aus dem Eise hervorragende Felszacken erleichterten und beschleunigten unser Vorwärtskommen. Ein brüchiges Band brachte uns schließlich wieder zurück an die Kante. Einige Meter noch und wir standen auf einem gelben Felsköpfel.

Vor uns eine riesige Eismwand, zum Teil vom Fels durchseht, und ganz oben der mächtige Eismulst des Gipfels.

Hier waren wir einigermaßen sicher vor den Steinen und unsere Zuversicht wuchs ganz beträchtlich. Die Sonne schien wohligenwarm und Hans meinte, es wäre an der Zeit zu frühstücken. Ich verzichtete darauf, zog die Steigeisen an und ging weiter. Eine innere Unruhe trieb mich. An Felszacken, die im Eise festgebunden waren, „schwindelte“ ich mich hinüber zu einer riesigen Fels- und Eisrippe, die in der Gipfelfalllinie die Wand durchzieht und unseren Weiterweg bildete. Im Eise eingelagerte Felsen und Firnstreifen brachten uns anfangs rasch höher. Doch nur zu bald änderte sich die Lage, die Steilheit der Wand nahm bedenklich zu und blankes Eis trat zutage, das bei jedem Schlag wie Glas abspaltete. Mit dem Kletterhammer trieb ich den ersten Eishaken ein. So gesichert kam der Gefährte rasch nach zu einem Stand, den ich mühsam ins Eis geschlagen hatte.

Schnurgerade hatte ich mich nun empor, sehr zum Verdrusse meines „Untermieters“, der ganze Eisabungen auf den Kopf bekam. Obwohl ich nur kleine Stufen herstellte, nahm die Arbeit sehr viel Kraft und Zeit in Anspruch.

Um 2 Uhr nachmittags stand ich endlich unter dem mächtigen Eismulst des Gipfels. Ein Stift fuhr ins Eis, der Karabiner schnappte ein, der Freund konnte gesichert nachkommen.

Mein Plan war, den ungefähr 10 m hohen ersten Teil des Wulstes gerade hinauf mit Hakentechnik zu überwinden, und zwar so, daß ich mich im Eis regelrecht hinaufnagelte und mir dann der Kamerad durch Zug von unten nachhelfen sollte. Zweifelnd beobachtete Hans mein Beginnen. Unabsehbar war die Arbeit und dazu besaßen wir ja nur vier Eishaken, wo wir deren zwanzig gebraucht hätten!

Was tun? Der Blick streifte die glatte Eismauer, die wir heraufgekommen. Es blieb nur noch eine Möglichkeit; die unheimlich steile Eiswand, an der wir klebten, unter dem Gipfelwulst nach links zu queren. Schnell noch einige Zuderstücke als Stärkung genommen und dann los!

Unberührt bearbeitete ich die harte, spröde Masse, von der der Pickel nur kleine Schollen löste, die unter gläsernem Klirren in der Tiefe verschwanden. Stufe reichte sich an Stufe, endlos war der glatte, harte Pfad.

Ein kalter Wind war aufgesprungen, der bald zum Sturm anwuchs. Nach Wochen herrlichsten Wetters schlichen nun weiße Nebel vom Ortler herüber und hatten im Nu alles eingehüllt. Ein verdächtiges Donnern in der Ferne spornte uns zu höchster Eile an.

Das 40-m-Seil war abgelaufen und ich ehrlich froh über die Ablösung. Langsam nur kam Hans nach. Die Haken saßen unheimlich fest und mußten mit zeitraubender Arbeit aus dem harten Eis gegraben werden. Endlich war der Freund bei mir und mit Feuereifer machte er sich an die Arbeit, gesichert durch Haken und Karabiner. Leider vollführte er wegen seiner etwas zu weit geratenen „Original Walliser Eishose“ ganz bedenkliche Manöver beim Übertritt von einer Stufe in die andere und blieb zu allem Unglück noch mit dem Steigeisen im Hofenbein hängen. Wie ein Storch balancierte er jetzt auf einem Bein und ich sah ihn schon aus dem Stand gehoben und in die Tiefe geschleudert. Ein Zerren, ein Fluch, ein Ruck, die Hose ist zerfetzt, aber er steht gottlob wieder auf beiden Beinen.

Furchtbar tobte jetzt der Sturm und peitschte ganze Hagelladungen vor sich her, die jede frisch geschlagene Stufe sofort wieder anfüllten. Unendlich langsam ging es vorwärts. 14 Stunden waren wir bereits unterwegs.

Endlos schien die Wand und ganz ungewöhnlich war die Eisbeschaffenheit.

Mit Beginn des Hagelschlags zerfloß der Nebel in Nichts und hemmungslos glitt der Blick in die grausige Tiefe.

Im Fels, und sei es auch in schwerster Dolomitenwand, findet sich immer ein Ramin, eine Höhle und dergleichen, wo du dich wohlgeborgen fühlst, wo die Nerven sich



Nordwand der Königs Spitze

..... Alter Nordostwandanstieg

----- Ersts Nordanstieg

beruhigen und der Körper wieder neue Kräfte sammeln kann. In keiner Eiswand gibt es aber solche Erholungsplätzchen.

Ungeschmieg an das glatte kalte Element in dauernder unheimlicher Ausgesetztheit, hatte der eine, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann, während der jeweils zur Untätigkeit Verbannte vor Kälte fast erstarrte. Eine ungeheure Zerreißprobe psychischer und physischer Kraft! Hans hatte mir wieder den Vortritt überlassen und ich war ihm dankbar um dieser wärmenden Bewegung willen, obwohl auch meine Arme infolge der dauernden Hatarbeit den Dienst fast versagten. Mechanisch sauste der Pidel nieder und heulend entführte der Sturm die losgeschlagenen Splitter.

Ein bis jetzt unbekanntes „Wurßtigkeitsgefühl“ befiel uns, die Nerven waren vollkommen abgestumpft. Wir pfliffen und schrien mit dem Wind um die Wette, nur um uns gegenseitig aufzumuntern.

Endlich ward die Wand flacher und im Eise festgebundene Steine bezeugten, daß der Grat nicht mehr fern sein konnte.

Hans meldete, daß seine Füße bereits gefühllos seien! Die Antwort von mir: „Der Grat in Sicht, noch 15 m und wir haben's geschafft!“

Das Bewußtsein des nahen Ziels gab uns neue Kraft. Ich hieb darauf los, vom Freunde eindringlich gemahnt, die Sicherheit nicht außer acht zu lassen so nah dem Ziele. Ein Stift fuhr noch ins Eis, gottlob, der letzte für heute!

Immer kleiner wurde der Raum zwischen mir und dem Grat. Drei Stufen, noch zwei, die letzte — und ich stand im weichen Firn der Gipfelhaube! Einige Schritte vom Ausstieg weg pflanzte ich mich auf, um den Freund zu sichern. Die letzten Haken ließ er einfach stehen, und schneller als ich gedacht, war Hans bei mir. (4 Uhr 30 Min.)

Wortlos drückten wir uns die Hand. Das Problem war gelöst, die Nordwand unser!

Ein Ziel war erreicht, das so ferne schien vor wenigen Tagen. Mut, der Wille zu siegen und eine gehörige Portion Glück, das waren die Bundesgenossen bei unserer Fahrt.

Um uns brodelte grauer Nebel, der Sturm brüllte und peitschte scharfe Eisnadeln vor sich her. Die Augen brannten, unsere Haut schmerzte.

Die 20 m auf den Gipfel zu stapfen, schenkten wir uns bei diesem Unwetter. So schnell es unsere überanstrengten Knöchel zuließen, rutschten wir hinab auf dem uns bekannten Weg zur Königshulter. Nach ununterbrochenem Dauerlauf standen wir um 7 Uhr abends beim Zeltlager, das wir vor 17 Stunden verlassen hatten. Elf lange Stunden hatte uns die Wand selbst im Bann gehalten.

Es war Abend geworden, das Hochgewitter, das nachmittags tobte, war abgezogen und nur ein dumpfes Murren klang noch irgendwo in der Ferne. Ein letztes Leuchten des scheidenden Tages lag noch auf unserer Wand und schnell brach die Nacht herein.

Wir saßen am flackernden Feuer und löffelten unsere magere Abendsuppe, da tauchten im Dunkel Gestalten auf. Es war der Wirt der Hintergrathütte mit seiner Familie. Sie hatten uns den ganzen Tag durchs Glas beobachtet und beglückwünschten uns nun aufs herzlichste zu unserer Fahrt.

Spät erst krochen wir ins Zelt und konnten, obwohl todmüde, nicht einschlafen. Die Nerven waren noch zu erregt und im Geiste zog der ganze heutige Weg an uns vorüber.

Einen solch ungeheuren Eindruck, verbunden mit dem Gefühl, gänzlich schutzlos den objektiven Gefahren ausgeliefert zu sein, hatten wir vorher noch in keiner Wand empfunden.

Wonniges Glücksgefühl durchströmte uns, und mit der Frage, wer wohl unsere Nachfolger sein würden, übermannte uns der langersehnte Schlaf.

Ein einziger schöner Tag war uns hier im Ortlergebiet noch beschieden, ein Kashtag voll Ruhe und Sonne.

Zugvögel wanderten nach dem Süden, graue Wolken glitten von West nach Ost. Über Nacht fiel Neuschnee. Der Sommer war zu Ende und unser Geld auch. Zwei Tage noch genossen wir die Gassfreundschaft des Wirtes auf der Hintergrathütte, dann nahmen wir Abschied von diesen Bergen und den lieben Leuten, die hier wohnen.

Einen Tag, eine halbe Nacht und noch einen Tag saßen wir im Sattel und trafen stumpfsinnig in die Pedale, die uns mit jedem Tritt der Heimat näher brachten. Fliesen war nun unsere Haupttätigkeit geworden und Hans hatte sich darin direkt zum Meister entwickelt. Er flüchte nicht weniger als zwölfmal und seine Pneumatiks bestanden zum Schlusse fast nur mehr aus Resten einer Ledermappe, die wir zum Unterlegen zerschnitten hatten.

Der Fernpaß war der letzte und harmloseste aller Pässe, die wir auf unserer langen Reise überschritten.

Seit dem Morgen fiel feiner kalter Regen und nun klarte es langsam auf. Warmes Sonnenlicht slutete zwischen Wolkensehen hindurch, herab auf herbftliches Land. Ein tiefblauer See verflochte sich im Hellgrün der Lärchenwälder und von den Türmen und Spitzen des Wettersteins wehten kleine Wolkenschneen. Die Luft war so rein, die Ferne so unwahrscheinlich duftig, die Farben von wunderbarem Schmelz.

So begrüßte uns die Heimat wieder.

Zu Ende war die wilde Romantik eines freien Vagabundenlebens und der Alltag umgab uns wieder.

Der Kampf in schwerer Wand und das ruhige Lagerleben auf sonniger Halde, die Zelt Nächte unter glühendem Sternenhimmel, in Kälte und Sturm, das Fladern des Feuers, das trauliche Summen des Teekessels und der ledere Duft des Spießbratens; all das war vorbei und bewahrt jezt unsere Erinnerung.

Und wir laben uns daran, in stillen Stunden, beim Raften im endlosen Einerlei des täglichen Lebens.

Doch mit dem Frühling wird auch in uns wieder der Wandertrieb erwachen und die Sehnsucht nach den Bergen. Und dann: —

Die Welt ist weit und wir sind jung, frisch auf zu neuer Tat, zu neuem Bergerleben.

## Ortler-Nordwand

Erste Begehung am 22. Juni 1931

Westlich des Rothbädgrates dräut eine ungewöhnlich steile Eissrinne, gekrönt mit Wülsten und Überhängen, die Nordwand des Ortlers.

Mit mehr als 1400 m und einer wechselnden Neigung bis fast zur Senkrechten schiebt diese Wand vom Gipfel zum Mariferner ab. Eis und Steinschläge aus den Serakbändern des Schirfeds und vom Rothbädgrat peitschen von Zeit zu Zeit jene riesige Steilflanke und oft trägt der Wind bis zur Waldgrenze herab den feinen Staub der Eislawinen.

Es gab und es gibt auch heute noch trotz Matterhorn-Nordwand uralte „letzte Wandprobleme“, an denen sich „Bergsteigergenerationen“ seit Jahrzehnten vergeblich versuchen.

Zu diesen „Altbekannten“ darf man die Ortler-Nordwand bestimmt nicht zählen. Wenige Bergsteiger wußten von der Wand. Keiner aber wagte bis vor kurzem nur daran zu denken, eine solche Eismauer zu berennen.

Ein vollkommen „junges“ und „neues“ Problem also, genau so jung wie die moderne alpine Technik, mit der die Lösung gelang.

Daß ich die Ortler-Nordwand im August 1930 vom Rothböckgrat aus genau studiert und vergeblich belagert hatte, war im engeren Münchner Alpinistenkreis kein Geheimnis gewesen. Bereits um Pfingsten 1931 erfolgte der erste regelrechte Angriff auf die Wand durch zwei unserer besten Eisgeher, Willi Merkl und Willi Welzenbach.

Nach Ausrückung Willi Merkls hatten sich die beiden in der Eisflanke über 600 m emporgearbeitet, dann zwangen widrige Verhältnisse zur Umkehr.

Da die oben Genannten ihre Versuche sicher in Bälde wiederholen würden, und ich natürlich meine „alte Liebe“ vom Vorsommer ohne Pidelhieb nicht fahren lassen wollte, so setzte der Ansturm auf die Ortler-Nordwand ein, bei dem ausnahmsweise einmal das Glück auf meiner Seite war.

Mein Klubkamerad Franz Schmid vom „Alpenkränzchen Berggeist“ war der Einzige, den ich in aller Eile für meinen Plan gewinnen konnte, und am 19. Juni schon jagen wir beide auf unseren Fahrrädern den Reichenpafß hinab und hinein ins schöne Bintschgau. Daß wir uns seit Jahren unsere Bergtoure „mangels Masse“ erradeln mußten, daran waren wir längst gewöhnt, und unser Auftrieb war auch bei dieser Fahrt trotz des schweren Gepäcks und der vielen Kilometer, ganz mächtig. Nach 22 stündiger Radlerei hoben wir an einem schönen Juniabend in Suldner unser mundes „Sitzfleisch“ aus dem Sattel und da behauptete Franz, der doch 14 Tage vorher erst mit einem halbsteifen Knie das Krankenhaus verlassen hatte: „diese Schinderei sei das allerbeste Training für die geplante Tour“.

Direkt unter der Nordwand oben auf Ladum, der grünen Insel inmitten einer öden Stein- und Eiswüste, stand unser kleines Zelt. Eine alte Zirbe deckte schützend ihre knorrigen Äste darüber und verlieh dem ganzen Lagerplatz etwas Wohnliches und Behagliches. Nur die allzu enge Nachbarschaft mit einem Ameisenhaufen wurde ein wenig störend empfunden, denn die „lieben Tierchen“ boten uns besonders während der Nachtstunden etwas zu viel an Unterhaltung. Der folgende Tag war als Rasttag gedacht und dem Studium der Wand gewidmet. Neben tiefblauen Enzianglodern räfelten wir uns stinkfaul in der Sonne und döckten dahin Stunde für Stunde.

Glodentöne käteten uns empor aus schönen Träumen. Verschlafen rieben wir die Augen. Starrten wie gebannt auf ein paar Kühe, die unser Lager überfallen und fast den ganzen Brotvorrat aufgefressen hatten. Wer in diesem Augenblick intelligenter aussah, wir, oder das liebe Rindvieh, kann ich nicht beurteilen.

Auf alle Fälle waren wir bald „Herren der Situation“ und als Entschädigung preßten meine nicht gerade sanften Alpinistenpranken den letzten Tropfen Milch aus prallen Eutern.

Um Abend waren alle Vorbereitungen getroffen für den nächsten Tag und nach einem besonders kräftigen Mahl, einem großen Hafen Milchreis, krochen wir zeitig ins Zelt.

„Wenn nur das Wetter hält“, meint Franz noch vor dem Einschlafen. — Und es hielt nicht.

Um 1 Uhr 30 Min. nachts verließen wir das Lager. Die Luft war ganz eigenartig lau, kein Tröpfchen Tau lag auf den Gräsern und am tiefschwarzen Nachthimmel jagten schwere Wolkengruppen von Südwesten her.

Statt beinhardttem Firn, fauler, nasser Schnee, in dem wir fortwährend Inietief einbrachen. Eintönig kludkten die Wasser in der großen Randkluft, dem Einstieg zur Nordwand. Der Firn war hier so faul und so zäh wie unten, Steigeisen daher völlig überflüssig. Die Kerze erlosch, langsam gewöhnte sich das Auge an das Zwielicht. Immer breiter flossen die grauen Wolkengruppen über den Sabaretakamm herein ins Suldener Tal. Ja, aus jeder Spalte, jeder Kluft huschten spukhaft Nebelfetzen, wurden größer, immer größer und hüllten schließlich alles ein in gleichmäßig grauen Dunst.



OTTO  
BRANDHÜBER  
1932.

Ortler-Nordwand

Linke Kante = Marktgrat; links neben Nordwandanstieg = der Rothböckgrat

Auf den Pidel gestemmt, fuhren wir wieder hinab zur Moräne. Aus dem Zeltlager von Ladum drang ab 4 Uhr wieder langgezogenes lautes Schnarchen, bis hinein in den halben Tag.

Ein heftiges Nachmittagsgewitter hatte der Natur die langersehnte Abkühlung gebracht und nun karte es langsam auf. Bis auf 3000 *m* herab war Graupelschnee gefallen und an den Graten und Zinnen des Ortlerstokes hingen wogende Neuschneefahnen, von der Abendsonne vergoldet. Im Schatten herrschte bereits eine empfindliche Kälte und wir hofften, für morgen aller Wetterforgen enthoben zu sein. Eben entledigte sich die Wand ihres Neuschneeschmuckes und eine riesige Staublawine strich über die eisige Flanke zu Tal. Was heute noch runterfällt, kriegen wir morgen nicht auf den Kopf, dachten wir uns und krochen voll Zuversicht frühzeitig in den Schlaffad.

In sternenheller Nacht pilgerten Franz und ich den Moränensteig hinauf, der zur Tabarettahütte führt. Unten am Lagerplatz fladerte noch das Holzfeuer, an dem wir unser Frühstück bereitet hatten. Keiner von uns beiden sprach ein Wort, nur der gleichförmige Takt unserer Schritte durchbrach die Stille der Nacht, und Eishaken und Karabiner klirrten leise am Gürtel. Bald verließen wir den Pfad und wechselten hinüber auf eine Firnzunge, die zum Einstieg führte. Beide stürmten wir dahin, mit leichten Schritten, wo wir gestern mühsam und schweißtriefend uns vorwärtsgewühlt hatten. Im oberen Firnboden des Marklfirners legten wir die Steigeisen an und verteilten Eishaken und Karabiner. Mit zwei 40-Meter Seilen verbunden — wie es sonst nur bei ganz schweren, modernen Felsfahrten üblich —, verließen wir den „Sattelplatz“.

Beim ersten Dämmern des Tages überschritten wir die Randkluft auf einer meterhohen Lawinenbrücke (Aneroid 2450 *m*).

Tief unten am Payerhüttenweg tänzelten die Laternen einer Führerpartie. Ein ehrliches „Glückauf“ flog zu uns empor, das wir mit lautem Gebrüll beantworteten. Stürmerdrang besetzte uns beide, und am kurz genommenen Seil liefen wir förmlich den hier noch stärker geneigten Hang hinauf.

Bald engte ein mächtiges Felsstor die Wand ein und drängte uns unweigerlich an die große Hauptlawinenfurche, die wir bis jetzt scheu gemieden hatten. Auf schmalen Firnbord zwischen Felssturm und der hier mehr als 10 *m* tiefen Rinne schlichen wir aufwärts. Noch regte sich nichts in der Wand, nur Graupelförner vom gestrigen Gewitter rieselten herab, vom Morgenwind irgendwo ausgestöbert.

Wenige Stunden später und das Kanonenrohr wird Tod und Verderben speien. Die Wand erweiterte sich wieder, zwang uns einzeln zu gehen und mit dem Pidel zu sichern.

Heller Tag war es nun geworden. Langsam tasteten sich die ersten Sonnenstrahlen über die Wand herab und klopften mit zittrigen, aber gefährlich warmen Fingern über die Türme von Eschirsed und Rothböckgrat zur Tiefe. War unser Tempo bis jetzt schon stark gesteigert, so wurde es nun vollends zum Sturmschritt und pfeifend fuhr der Atem durch die Lungen. Eine glattgeschuerte breite Sekundärrinne hemmte unser flottes Vorwärtzbringen. Die ersten Steine schwirrten heulend um unsere Köpfe.

Franz postierte sich hinter einem Felsen und sicherte meinen Weiterweg. Hastige Pidelschläge, schwarze Eisschollen springen ab, Kerbe um Kerbe entsteht, gerade genügend um die eine Kandreihe der Steigeisenzaden aufzunehmen. Der erste Eisnagel fährt in sein Element, der Gefährte kann nachkommen. Meter für Meter raffte ich ein, länger und länger zog sich die Seilwurft nach unten. Raum hatte Franz die Selbstsicherung bei mir im Haken, ging's wieder weiter, Schritt für Schritt, immer höher kraschen sich meine Sehnädel empor in dem harten Firn, der nun auf etwa 50° zu schädenden Neigung der Wand.



Noch 5 Meter, noch zwei! Da tönt's von unten: „Seil aus!“

Ein paar hastige Pிடelschläge, ein kleiner Stand für einen Fuß mußte vorerst genügen. Eng preßte sich der Körper an die Wand. Vorsichtig schob sich die linke Hand hinter den Rücken und nestelte einen Haken los vom Gürtel. Mein Nagel sah kaum noch zur Hälfte im Eis, ein Zuruf, und der Freund unten entfernte seinen Sicherungshaken. Wie Spechte klopften wir dann beide an der Steilwand. Jetzt hing ich mich an den frisch eingetriebenen Sicherungsstift und schlug mit dem Pிடel einen kleinen Standplatz. Gleichmäßig schnell holten dann meine Hände das Seil ein und bald stand Franz bei mir im neuen Postament. Wieder das Schnappen der Karabiner, und meine Tätigkeit begann von neuem. Seillänge um Seillänge legten wir so zurück in wunderbar gleichmäßig flotter Arbeit. Kein Handgriff zuviel, keiner zu wenig, alles geht wie am Schnürchen, oder moderner ausgedrückt, wie am laufenden Band.

Drohend wuchtete über der Eiscrinne der letzte Turm des Rothböckgrates, von dem sich ständig Felsbrocken lösten. Heulend sauchten sie an uns vorbei, über uns hinweg und peitschten uns auf, Festes zu geben. Tempo und raffinierte Technik nur, die können das Rennen gewinnen.

Um 8 Uhr morgens schon lag die große Eiscrinne hinter uns und mit ihr die Hälfte der Wand (Aneroid 3200 m).

Die Führerpartie von heute früh stand nun etwas höher als wir drüben am Firngrat des Eschirfeds. Hell klangen die Zuchzer auf beiden Seiten. In vier Stunden sind wir leicht oben, schätzten Franz und ich; legten dann vorsichtig noch eine Stunde dazu und haben in Wirklichkeit noch 12 Stunden gebraucht.

Mit ganz außergewöhnlicher Neigung begann der zweite Wandteil, der mit sechs riesigen Eisüberhängen trichterförmig auf der Steilrinne aufsieht. Hohnvoll glatt hing der erste Überhang über unseren Köpfen. Rechts davon der Weiterweg. Zuerst die Umgehungsstelle, dann die Eisbarriere mit dem kleinen Felsköpfel, zugleich Schlüsselstelle der ganzen Fahrt. Selbst unsere kühnsten Erwartungen wurden jäh zunichte beim Anblick dieser Wülste und Eisbastionen. Dort oben also mußte die Entscheidung fallen. Ein schmaler Firnstreifen zieht den blanken Hang hinauf gegen das Hindernis. Noch konnte ich mit Steigeisen allein auskommen, wenn auch die Knöchel zum Bersten gespannt waren. Bald aber mußte ich Stufen hauen, Nase fest an der unglaublich steilen Wand. Vereiste Felsen, die daraus hervorragten, bildeten, von der Glasur befreit, willkommene Stützpunkte. Weniger erfreulich war die Entdeckung, daß an Franzens Steigeisen eine Zaden Spitze nach der andern brach; gerade jetzt, wo die eigentliche Blankeisarbeit erst begann! Ein Materialfehler trug die Schuld an dem bedauerlichen Vorkommnis; und der Weiterweg mit diesen Gleiteisen war besonders für meinen Freund eine heikle und gefährliche Angelegenheit. In einer Art Verschneidung, die die Wand mit dem Fußpunkt des Überhangs bildete, stiegen wir höher, Meter für Meter.

Der Überhang, der von unten gesehen eine einzige einheitliche Masse bildete und an dem unser Anstieg vorbeiführte, entpuppte sich von der Seite als ein Chaos von Eisgebilden. Erstaunt fiel der Blick in die blaugrünen Grotten und Klüfte. Dünne, über 80 m hohe Ramine und Kulissen türmten sich auf, und der Gedanke, sich hier einfach emporzuklimmen, wäre in die Tat umgesetzt worden, hätte uns nicht ein dumpfes Dröhnen und Knacken im Innern des Überhangs zu schleunigem Weitergehen veranlaßt.

Ratlos standen wir nach einer Seillänge vor dem riesigen Eiswall und spähten nach einer Durchstiegsmöglichkeit. Kein Riß, kein Ramin, nichts als die glatte abweispfende Kristallwand. „Wenn wir nur erst oben wären, eine einzige Seillänge weiter oben, wo die Sonne scheint!“ In stetem Gleichmaß haut mein Pிடel. Zwanzig, dreißig Schläge waren nötig, bis ein Tritt in dem unglaublich harten und spröden Eis zustandekam. Alle paar Meter schlug ich einen Haken, um zu sichern und auszurasten.

Dann und wann kollerten über die düsteren Felswände rechts von uns Eiszapfen herab, von der Mittagssonne gelöst. Voll banger Erwartungen schauten wir jedesmal dann hinauf zu den großen Eiswülsten, die einige hundert Meter höher, mit grünen Bruchflächen sturzbereit auf den Felsen lauerten.

Weiter hatte ich, in zäher anstrengender Arbeit. An Kerben zog ich den Körper hoch, mit steifen, blutenden Fingern. Durch die scharfkantigen Eispflitter waren die nassen Finger bald verletzt, Kälte riß die kleinen Wunden immer weiter auf und jeder Griff und Schritt war schließlich rot markiert. Haken auf Haken trieb ich ein und jedesmal frohlockte ich, wenn mein Selbstsicherungskarabiner eingeschnappt war. Schlaf vom fortwährenden Hämmern sank mein rechter Arm, und auch der linke konnte den Körper kaum noch halten. Eisernen Willen verlangte diese aufregende Muskelarbeit. Mit Anspannung meiner letzten Kräfte nestelte ich die Selbstsicherung los. „Schnapp!“ sie hing im Haken und damit ich. Nun konnte ich wenigstens die Arme etwas schlankern, die Muskeln loderten sich und sammelten frische Kräfte.

„Seil los!“ Franz macht's. Ich zog mir soviel herauf, als ich brauchte zum Einhängen. „Zug!“ das Seil war straff. Und ich ging mit den Eisen von einer Kerbe zur anderen. Leidlich sicher stand ich so in der Wand, den Haken in Nabelhöhe. Das Spiel konnte von neuem beginnen.

Eben glättete ich mit dem Eisbeil einige kleine vorspringende Wülste ober mir, als mich ein dumpfes Krachen erschreckte. „Achtung!“ schrie Franz noch, dann war's finster um uns. Instinktiv schützte der rechte Arm den Kopf, während die andere Hand den Haken umklammerte. Lange Sekunden folgten, dann ward's wieder hell. Weit unten gähnte der finstere Schlund der Randkluft und verschlang gierig die letzten Reste von dem Eiskoloz, der sich ober uns von der Galerie gelöst hatte. Starr und gebannt schauten wir zur Tiefe. Welch ein Glück, daß wir noch hier hingen und nicht schon oben waren am Felsköpfel.

Ich mußte so der unbändige Auftrieb von heute morgen in gemäßigtere Bahnen zurückgleiten und nur die dauernde Gefahr und die ungeheuren Schwierigkeiten hielten uns in Spannung. Gleichmütig und mit stumpfen Sinnen fast, arbeitete ich mich höher. Immer näher rückte die Kante mit dem kleinen Felskopf; mein letzter Haken war geschlagen, nur wenige Meter noch trennten mich von dem ersehnten Ziel.

Franz mußte wieder nachkommen und die untersten Stifte heraus schlagen. Ein einziger entwich den klammen Fingern und verschwand klirrend in der Tiefe. Fast alle waren sie krumm durch die Härte des Eises und zeigten die abenteuerlichsten Formen. Am Eis aufgelegt, klopfte sie der Gefährte zurecht, am Seil schwebten sie zu mir in die Höhe. Einen Haken noch trieb ich direkt in die Kante. Ein vorsichtiger Klimmzug, bang spähte ich hinüber. Doch frei lag der Weg vor uns. Eine einzige Kerbe noch, ein letzter Zug von unten, dann schwang ich mich hinaus in die Sonne.

Eine meines Trachtens 60° geneigte Eisrinne zog vor mir nach oben, zwischen den nächsten Überhängen und der Felswand eingebettet und erschien fast flach nach dem Vorhergegangenen. Wenige Meter weiter links war ein dider Firngrat aus angewehtem Neuschnee. Ein willkommener Rast- und Sicherungsplatz! Bis zur Haue konnte ich den Pickel hineinstoßen; nachdem ich eine tiefe Grube gestampft, konnte der Freund getroffen nachkommen.

Lange noch hörte ich sein Scharren und Klopfen, bis der schwarze Haarschopf hinter der Kante auftauchte. Mit beifälligem Grinsen überreicht er mir ein Bündel Eisenzeug, das einst den stolzen Namen Eishaken geführt, jetzt aber Stopfseilziehern zum Verwechseln ähnlich sahen. Ein Blick auf die Uhr zeigte die zweite Nachmittagsstunde. Nach 11 Stunden also die erste Rast. Gierig verschlangen wir etwas Dörrobst, dann eine Kleinigkeit Schwarzbrot mit Speck. Mehr als 1000 m Wand lagen hinter uns, über 400 m trennten uns noch vom Gipfel. Viereinhalb Stunden hatten uns allein

die letzten 40 m gekostet. Nach kurzer Rast trieb's uns wieder weiter. Die Oberfläche ist hier etwas gekörnt und wir kamen bei einiger Vorsicht ohne Stufen ganz gut aus. Alle 20 m schlug ich einen Haken, den wir uns vorher gerade gedengelt hatten, und nach 60 m lag auch das zweite Hindernis unter uns. Wir standen nun fast in gleicher Höhe mit dem Vereinigungspunkt von Markt- und Rothböckgrat und waren voll Zuversicht für den Weiterweg. Die Beschaffenheit des Eises ward zwar immer schlechter und an den steileren Stellen in der Höhe des dritten und vierten Überhanges war ich sogar gezwungen, wieder Kerben zu meißeln und mit Haken zu sichern. Bei jedem Schlag brach die dünne Eisschicht, mit der die blanke Wand überzogen war, unter lautem Knall. Kalte Schatten lagen schon auf den Bergen, als wir um ½6 Uhr abends endlich die zwei letzten Eisdülfste angreifen, und nur das Eisdreieck der Schlußwand hoch oben gleißt noch in der goldenen Spätnachmittagssonne.

Wenigstens waren wir heute aller Wetter Sorgen ledig, denn gleichmäßig blau wühlte sich über uns der Himmel, und die paar Wolkenschiffe, die weit draußen im Norden über unsere Heimatberge segelten, waren hier für uns bedeutungslos.

Steiles Blankeis am vorletzten Hindernis war mit einer dicken Lage losen Kristallschnee bedeckt, den nur noch eine dünne Harschbede an der Oberfläche zusammenhielt. Mit der rechten Hand legte ich den Pickel waagrecht auf die Eisschicht, ein Druck und tief verankert war der kurze Stiel. Die linke Hand bogte Loch für Loch und wühlte sich tief hinein in die eisige haltlose Masse. Mit den unmöglichsten Schwimmbewegungen wand ich mich aufwärts, stemmte und spreizte und gewann trotz unfähiger Anstrengung kaum einige Zentimeter. Jetzt klebte ich unterm Wulst, inmitten einer seichten Verschneidung; rechts vollkommen vereister Fels, links der tüdliche Kristallschnee. Mit der Rechten kann ich mir endlich einen Felszacken freiwühlen und mich daran verkrampfen. Aber nirgends ein Haken anzubringen, jetzt, wo mich langsam die Kraft verließ. Verflucht, nun schließt sich auch noch die Hand im Krampf! Mit Mühe konnte ich einen Haken loslösen vom Karabiner und ihn zwischen Glasur und Gestein stecken. Wenigstens ein kleiner Stützpunkt für die linke Hand! Nach kurzer Rast raffte ich mich auf zum letzten verzweifeltsten Angriff in der Verschneidung.

Wild fuhr die blutige Hand zwischen Fels und Eis umher und haschte fiebernd nach Griffen. In wüster Balgerei konnte ich mich einen einzigen Meter emporringen. Zwei Meter nur trennten mich von der Kante, hinter der ich einen Standplatz vermutete. Doch ich war am Ende meiner Kräfte. Ich konnte einfach nicht mehr. Über 15 Stunden schon kämpften wir in der Wand und noch keine Aussicht auf Erfolg! Wenn ich nur stehen könnte, wenige Sekunden nur und rasten! Verdammte arg hätt' ich's nötig, Kräfte zu sammeln. Eine halbe Seillänge weiter unten winkte der letzte kleine Stand. Hinabklettern zu ihm war unmöglich. 10 Zentimeter Rückzug nur, und das Gleichgewicht wäre verloren! Stumpfsinnig stierte ich meine zerfetzten Hände an. Noch hielten sie den Griff eifern fest. Wie lange noch? Gleichgültig schätzte ich die Höhe bis zum letzten Haken unter mir, dem einzigen, durch den das Seil lief. Wenn ich jetzt losließe? —

Ein Blick hinab zum Kameraden. Mit kältestarren Händen hielt er das Seil. Seine Füße waren bereits gefühllos. Aber kein Wort des Annutts, kein Murren kam aus seinem Munde. Gespannt verfolgte er meine Bewegungen.

Mit ruhigen überlegten Worten munterte er mich auf und lobte meine Arbeit. „Nach' nur gemächlich weiter, Hans, bald ist das Größte überstanden!“ „Schau, dort oben winkt der Gipfel, das Ziel, die Erlösung!“ — „Und wenn die Kraft nicht mehr reicht und die Nacht überrascht uns hier, mitten in der Eiswand?“ — „Dann nageln wir uns einfach fest, und stülpen den Schlassack über. Morgen ist auch noch ein Tag!“ — Wie wohl das tut, einen Menschen in der Nähe zu haben, der Freud und Leid redlich teilt. Langsam erwachte der alte zähe Kampfgeist wieder, der Wille zu leben,

endlich hinauszukommen aus dieser furchtbaren Wand. 2 m rechts von mir ragte ein plattiges Schieferstück aus dem Eisüberzug hervor. Wäre ich erst drüben, hätten wir gewonnenes Spiel. Mit Seilzug wär's möglich, aber ich brachte ja keinen einzigen Haken an, auf den ich mich einigermaßen verlassen könnte. Gleichviel, ich versuch's! Zwischen Glasur und Gestein steckte ich senkrecht den Stift. Zwei leichte vorsichtige Schläge nur trieben ihn ein bis zum Ring. Wird er den Zug aushalten? Ist der Griff drüben gewachsener Fels? Oder ist die Platte nur im Eise festgebaden? Ich darf nicht überlegen. Fast waagrecht lag ich in der Wand, stemmte und rechte mich. Mit äußerster Vorsicht, um ja den Haken nicht ärger zu beanspruchen, als unbedingt nötig war. Zentimeter um Zentimeter pirschte ich mich so heran an das ersehnte Ziel. Der Zug war stärker, verdächtig knister'ts beim Eisen. Da, ein lautes Knaden, ein letzter verzwweifelter Griff — Gottlob, ich hänge dort, wo ich will! Kläglich bimmelt der lose Haken am Seil entlang zur Tiefe. Einen Meter spreizte ich mich noch hoch. Verfeilte die linke Faust in einem klaffenden Riß des Eisüberhangs und konnte nun ein wenig verschlaufen. Ein Standplatz, wie ich vermutete, existierte hier allerdings nicht. Gleichmäßig steil strebt die Eiswand empor. Bis zum Ring fraß sich ein Haken hinein, und mit dem Einschnappen des Karabiners hatte alle Not ein Ende. Froher als zuvor, umging ich den Überhang nun vollends auf Seilzug nach rechts, der nach zehn Metern in einer Eisrinne endete. Dort schlug ich meinen letzten leidlich geraden Haken. Doch er wollte schon nicht mehr ziehen. Die anderen waren vollkommen unbrauchbar und lagen im Ruckfack des Freundes. Mit dem Stiff konnte ich unmöglich sichern, denn er hielt kaum mich. Außerdem zog sich das Doppelseil nicht mehr. Aber winkte denn nicht 40 m ober mir eine herrliche Sicherungsterrasse am letzten Hindernis? Wenn wir uns losknüpften vom zweiten Seil, reicht's bis hinauf. Ein Seil zog sich gerade noch durch den Karabiner. Jetzt hatte ich die beiden Enden miteinander verbunden und stieg weiter. Der 40 m lange und nasse Seilschwanz, den ich hinter mir herzog, drohte mich ständig aus dem Gleichgewicht zu reißen.

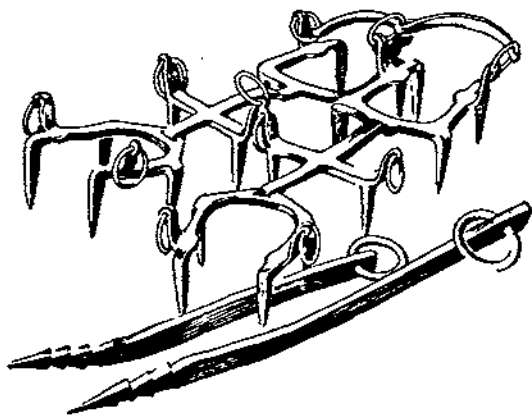
Nur jetzt nicht straucheln! Nur jetzt nicht rutschen! Fast stand mir der Schweiß auf der Stirne. Von einer wirklichen Sicherung keine Spur, nur moralisch war ich mit dem Freunde noch verbunden. Die schlechte Eisbeschaffenheit und die ungewöhnliche Steilheit der Flanke kam mir erst jetzt so recht zum Bewußtsein und ich war herzlich froh, mit den letzten Metern Seil gerade noch den Standplatz zu erreichen.

Eine leichtverschneite Kluft durchriß am oberen Rande die Terrasse, und nachdem ich die Schneedecke durchgestoßen, kroch ich hinab in den tiefgrünen Rachen. Ein idealerer Sicherungsplatz war kaum noch zu finden, und mit wahren Indianergeheul forderte ich den Gefährten zum Nachkommen auf. Der gewichtige Ruckfack erschwerte ihm das Hochturnen ungemein. Mit äußerster Kraftanstrengung rang sich der Kamerad bis zum Haken. Endlich konnte ich das verklemmte Seil einholen. Den letzten mackeligen Stiff befreite ein leiser Hebeldruck mit der Pidelnase und schnell stand Franz bei mir. Eng zusammengeschult gönnten wir uns hier die zweite Rast des Tages. Zuderkauend, überprüften wir die etwa auf 50° geschächte, aber sonst hindernislose Schlufswand und alle Zweifel um das Gelingen der Tur waren im Nu verschwucht. Größtelnd krochen wir wieder heraus aus unserem eifigen Wigwam und rafften uns auf zum letzten Ansturm. Furchtbar ermüdend war noch das Aufwärtswaten in dem tiefen, oberflächlich verharschten Schnee, doch mit dem Erreichen des Grates waren auch diese Qualen zu Ende. Im Lauffschritt behten wir vorwärts. Wenige Meter noch, und wir standen im weichen Firn der Ortlerhochfläche. Vor mehr als 17 Stunden hatten wir den Bergschrund überschritten. Langsam und feierlich stapften wir gipfelwärts. Um ¼9 Uhr abends ließen wir uns im Windschatten der Gipfelwächte nieder. Der Abend war bezaubernd schön, und wir vergaßen auf wenige Minuten die Strapazen des heutigen Tages. Vorbei waren jene furchtbaren Stellen, von denen wir oft nicht

mehr wußten, wie wir uns darüber hinwegschwindeln sollten. Müde waren wir ganz unfähig, aber aus unseren Augen strahlte Siegesfreude. Wir glühten vor innerer Befriedigung, uns einen Weg erkämpft zu haben, der andern bis jetzt verlag war.

Ein starker Föhnsturm legte über die Berge als Vorbote schlechten Wetters und vertrieb uns den Gedanken, auf dem Gipfel zu bivakieren. Läufig tappten wir uns durch nachtdunkles Spaltengewirr und brachen immer wieder knietief ein in den aufgeweichten Firn.

Im trügerischen Mondlicht tasteten wir uns abwärts, über Bratschenhänge und verfallene Kriegssteige. Vollkommen zermüht erreichten wir nachts 11 Uhr die Payerhütte, die noch im tiefen Winterschlaf lag und versperrt war. Durch die offene Tür des Mulistalles traten wir ein. Ein Sündholz flammte auf. Fußhoch war der Boden bedeckt mit Mist vom vergangenen Sommer. Wenig später ruhten zwei glückliche Bergsteiger auf diesem weichen Pfühl, rasteten aus nach schwerem Kampf und träumten neuen Taten und Zielen entgegen.



# Neues aus dem Latemar

Von Dr. Hans Kiene, Bozen

Raum jemals fällt es einem auswärtigen Dolomitenfahrer ein, in sein mehr oder minder beschränktes Südtiroler Tourenprogramm auch einen Besuch der Latemargruppe aufzunehmen, wenn auch sein Weg zwischen Rosengarten und Pala, zwischen Cortina und Bozen meist über den Karerpaß führt. Jeder aber hat schon das großartige, charakteristische Bild dieser Gruppe bewundert, die, einer gewaltigen Koralle vergleichbar, die Szenerie zu den Hotelpalästen und zum verträumten Opalwasser des Karersees bildet. Der Bergsteiger weiß auch, daß im Latemar Sportkletterer hübsch wenig zu finden und zu finden haben, daß sein Gestein ungemein brüchig ist und daß seine von Norden aus so imposant anzusehenden, schlanken, gotischen Turmpfeiler an der Südseite fast ausnahmslos einen biden Schuttmantel tragen; daß die ganze Gruppe turistisch gleichsam ein Schwindel sei, ein Theaterclou, dessen Rückseite ebenso reizlos und ernüchternd wirkt wie der Schnürboden einer prächtig ausgestatteten Bühne. In einem einzigen Tage, auf dem Karerpaß beginnend und über Erzlahn- oder Gamsstallscharte absteigend, lassen sich denn auch alle Gipfel leicht ersteigen, überschreiten und „mitnehmen“, und an diesem Tage lernt man den Hauptkamm und die Hauptgipfel gut kennen, sieht das Charakteristische der Gruppe, ihren wenig komplizierten Aufbau, und besucht auch ihre sehenswertesten Ortlichkeiten: die wilde Schlucht der großen Latemarscharte, den abenteuerlichen, grotesk zerpaltenen Zadenwall zwischen Erzlahn und Kotlahn und den Trümmerkessel des Gamsstalles mit seinem Chaos zerborstener Felsfiguren, um dessen willen allein der Latemar schon eines Besuches wert ist; denn ein derartiges Zerstörungswerk der Natur, derart groteske Felsformen und Bilder findet man weit und breit nicht wieder.

In der Westecke der Gruppe aber ragen sich einige schöne selbständige Gipfelgestalten empor, losgelöst aus dem großen Schuttübergusse: die breite, gebänderte Wand der Erzlahnspitze und die hochragende Turmfigur des Eggentaler Horns. Ihr Anblick wirkt am eindruckvollsten von Birchabrud oder Obereggen aus; da erinnern sie, sowohl durch ihre persönlichen Linien als auch durch ihre gegenseitige Stellung, an den klassischen Palawinkel Cimone-Bezzana, vom Rollepäß aus gesehen. Und ganz gleich wie das „Matterhorn der Dolomiten“, der Cimon della Pala, ist auch das Eggentaler Horn von der Seite (Erzlahn, Reiterjoch—Lavazè) kein Horn mehr, sondern eine breite, mächtige Schaufel mit scharfgezähnten Graten. Es hängt mit seinem Nachbargipfel im Süden, der Reiterjochspitze, durch eine hohe Scharte zusammen; die beiden Gipfel haben also einen gemeinsamen Körper. Das Eggentaler Horn ist, so wie der Crozzon di Brenta zur Cima Tosa, eigentlich nichts andres als der Endpfeiler des südwestlichsten, langen Nordgrates der Reiterjochspitze; seine geographische und turistische Selbständigkeit als Gipfel wurde erst durch den Alpinismus erkannt. Seiner charakteristischen Form wegen nannten es die Obereggener Bauern wohl schon seit altersher das „Gamsänglerle-Hörnle“, nach den im Westen zu seinen Füßen gelegenen Grassstellen, die früher ein beliebter Winterfutterplatz der heute nahezu vollständig ausgerotteten Gemsen waren, doch bezog sich diese Bezeichnung auf das ganze Massiv des Reiterjochstodes. Dr. Theodor Christomannos erst hat in seiner Monographie der Latemargruppe (Zeitschr. d. D. u. S. A.-V. 1900,

S. 318) die endgültige Taufe in Eggentaler Horn in Vorschlag gebracht, und heute ist der alte Name nahezu vergessen.

An dieser Stelle sei mir erlaubt, auf einen Irrtum aufmerksam zu machen, den schon Christomannos beging und der sich, durch die alte österreichische Spezialkarte verursacht, in fast alle bisherigen Beschreibungen und Kartenskizzen der Latemargruppe eingeschlichen hat, unter anderem auch in die Ausgabe 1911 von Heß-Purtschellers „Hochtourist“. Es ist die Verwechslung zwischen dem östlichen Latemargipfel und dem Col Canon. Der Punkt 2741 m, zwischen der kleinen Latemarscharte und jenem markanten Steilabfall des östlichen Gruppenteils gegen die große Latemarscharte, jener in die Augen springendsten Linie im Bilde des Latemarguges von Karersee aus, ist nicht der Col Canon, sondern der östliche Latemargipfel, auch Östliche Latemarspitze genannt. Der Col Canon (von Cornon = großes Horn) ist der Gipfel, P. 2794 m, der die oben beschriebene Linie besitzt, durch welche er eben die Form eines großen Horns erhält, während die bisher fälschlich mit Col Canon beschriebene Östliche Latemarspitze von keiner Seite aus irgendwie die Form eines Horns zeigt und überhaupt im Grate zwischen dem richtigen Col Canon und der kleinen Latemarscharte nichts anderes ist als der als Gipfel wenig ausgeprägte höchste Punkt. Über die oben erwähnte Linie, also die Nordwestflanke, wurde der Col Canon am 26. August 1926 durch den Grafen Alberto Bonacossa mit Gemahlin unter der Führung von Piazz, Plank, Dezulian und einem Träger in langer, sehr schwieriger und wegen der Brüchigkeit des Gesteins außerordentlich gefährlicher Kletterei erstiegen; eine Tur, an welcher die zahlreiche, mondäne Zuschauerschaft des Karerseehotels sicherlich mehr Freude und aufregenden Nervenkitzel genossen haben mag als die Kletterer selbst, und die auch Piazz aus sportlichem Anreiz kaum mehr wird wiederholen mögen.

So ist im großen und ganzen der Latemar heute ein Spezialgebiet einiger Liebhaber geblieben, die sich aus Vozner Alpinistenkreisen ergänzen. Und besonders im westlichen Teile (Eggentaler Horn, Erzlahn, Kirchtagsweidspitze) waren es schon seinerzeit die Vozner, die, angeregt durch die Monographie Christomannos' und durch persönliche Beziehungen zu diesem, dortselbst die ersten alpinen Lorbeeren ernteten.

Das Eggentaler Horn war beim Erscheinen der Monographie noch jungfräulich und wurde bald ein heißumworbenes Objekt alpinen Ehrgeizes. Noch heute erzählt mein Freund und alter Berggefährte Josef Mahlknecht, der 1901 mit Ignaz Meßner als erster den Gipfel betrat, in heller Begeisterung die Episode, wie diese schöne Erstersteigung den besten Bergfreunden und Genossen der Vozner Bergsteigergilde „Die Schamintaler“ weggeschnappt wurde. Geheimnisvoll war schon das ganze Frühjahr 1901 über in Bergsteigerkreisen von dem schwierigen, unbestiegenen Gipfel im Latemar herumerzählt worden, und bald brachte man in Erfahrung, daß Hans Forcher-Mayr mit ausgewählter Begleitung denselben angehen wolle, sobald der Sommer angebrochen. Aber Mahlknecht und Meßner machten sich bei erster Gelegenheit heimlich auf den Weg und stiegen als echte junge Draufgänger das kühne Horn gleich von der Seite an, auf der es am niedrigsten ist, aus dem Nördlichen Gamsstall durch die Westwand, auf einem Weg, der wohl niemals mehr begangen worden ist und von dem auch die Erstersteiger nicht mehr sagen können, wo er verläuft. Irgendwo, irgendwie hinauf und den anderen einen Nords-Steinmann vor die Nase sehen! Das war die Hauptsache dieser Draufgänger. Die Wirkung dieser boshaften Tat war noch drastischer als die Erstersteiger es sich dachten. Siegesberauscht durchs Eggental heimkehrend, trafen die beiden just auf die wohlausgerüstete Expedition, die dem Horn zuleibe rückte: Forcher-Mayr, Dr. Aemilius Hader, Dr. Walter Merz und Kandidus Ronchetti. Herzliche, ein wenig besangene Begrüßung; Fragen und Antworten nach dem Woher und Wohin; schadenfrohes Lachen auf der einen, lange, enttäuschte Gesichter auf der anderen Seite. „Und der Dr. Hader, der zu spät

aus Wien gekommen war und die Schuld hatte, hatte vor Wut mit seinem Eispickel einen unschuldigen Eggentaler Jaun in Broden!“

Um diese Schlappe wenigstens halbwegs wieder gut zu machen, erstieg diese Partie am folgenden Tage den Gipfel dennoch und eröffnete dabei den natürlichen, heute noch gebräuchlichsten Weg auf denselben, jenen von der Reiterjochspitze über den Grat und die Scharte, welche letztere von den Erstersteigern im Abstiege wahrscheinlich berührt worden war.

Mahlnecht und Mefner zog es in jenem Sommer noch einmal an den Schauplatz ihres ungeführt gebliebenen Verbrechens und sie haben im *G a m s s t a l l* fast alle bedeutenderen Saden und Türme erstiegen und sich ausgetobt an diesen würdigen Objekten ihres jugendlichen Angestüms. Bei dieser Gelegenheit spekulierte *M a h l n e c h t* diejenige Tur aus, die vielleicht heute noch als die turistisch schönste und wertvollste des ganzen Latemargebietes gelten darf und die lange als die Latemartur galt; die einzige, welche, abgesehen von der schönen, direkten Routenführung, sich in festem, solidem Stein abspielt und den dominierendsten Gipfel der Gruppe über seine charakteristischste Linie gewinnt: der Nordwestgrat des Eggentaler Horns. Bereits im nächsten Sommer, 1902, bezwang er denselben mit seinen Bozner Bergfreunden *Paul M a y r* und *Jug. Hans G r i e ß e r*.

Diese Erfolge von damals in der Alpenvereinssektion Bozen führenden Persönlichkeiten im Latemar, denen drüben jenseits der Erzlahn die ersten Ersteigungen der *K i r c h t a g w e i ß s p i z e n* — durch *Hans Forcher-Mayr*, *Dr. Desaler* und *Kandidus Ronchetti* — und des *Erzlahnturms* — durch *Forcher-Mayr* und *Ronchetti* — vorausgegangen waren, ließen im Schoße der Bozner Sektion den Plan reifen, in der unteren Erzlahn, auf dem herrlich gelegenen Utmanger zwischen *Kirchtagweißspitze* und *Eggentaler Horn*, eine Schutzhütte zu bauen. Der Plan mußte jedoch aus einem triftigen Grunde wieder fallen gelassen werden: Wassermangel. Nachdem der gewählte Hüttenplatz von den normalen Standquartieren für Turen in diesem Gruppenteil: *Ortnerhof*, *Bewallerhof* und dem Dorfe *Ober-Eggen*, nicht mehr als eine, beziehungsweise anderthalb Stunden entfernt ist, kann das Fehlen einer Hütte nicht als besonderer Nachteil empfunden werden und ist dem Jdyll dieses reizenden Dolomittwinkels nur zuträglich.

Eine Seite der gewaltigen Felschaufel des Eggentaler Horns, seine schönste, schroffste Seite, blieb jedoch bis nach dem Kriege jungfräulich und ein Problem im wahrsten Sinne des Wortes: die *N o r d o s t w a n d*. Die Idee, durch dieselbe einen Weg zum Gipfel zu bahnen, ging vom Verfasser dieser Zeilen aus; jedoch für ihn umgab sich das fesselnde Problem dieser Wand jahrelang mit sprichwörtlicher Ungunst alpinen Geschides. 1921 und 1922 rekonozitierte er gelegentlich den Durchstieg von oben (*Reiterjochspitze*) sowie von allen gegenüberliegenden Gipfeln und Pässen (*Erzlahnscharte*, *Erzlahnspitze*, *Kirchtagweißspitze*, *Knappentubenscharte*), und ersah die Möglichkeit, im südlichen Teile der Wand durchzukommen. 1923 bis 1926 wurden nicht weniger als fünf Versuche unternommen, die jedoch alle infolge schlechter Witterung nicht zum Ziele führten. Der letzte Versuch, 1926, brachte ihn mit *Heinrich Tomasi* bis über die Mitte der Wand empor, bis dorthin, wo der Gipfelbau senkrecht ansteht und wo die größten Schwierigkeiten und der Schlüssel zur Lösung dieses Wandproblems lagen. Dichter Nebel und eiskalter, mit Hagel gemischter Regen zwangen zur Umkehr nach mühevoller, mehrstündiger Kletterei. Das Eggentaler Horn war verleidet — es sollte eben nicht sein. Und der Verfasser gab seine Idee, die übrigens infolge der inzwischen bekanntgewordenen Mißerfolge in Bozner Bergsteigerkreisen schon nicht mehr „reservat“ behandelt werden konnte, und seine bisherigen Erfahrungen in dieser Wand an seine jungen Bergkameraden *Andreas Kreil* und *Hermann Menz* weiter, die im Sommer 1927 mit *Anton Gruber-Wenzler* als drittem



die Wand durchstiegen. Im unteren, leichteren Teile wurde genau die Richtung eingehalten, in welcher der Verfasser seinerzeit mit Tomasi durchgestiegen war; sie ist an Hand einer Beschreibung infolge ihrer auffälligen Richtungspunkte leicht zu finden und ermöglichte es den Erstersteigern, ohne Zeitverlust beim Wegsuchen rasch und frisch an die großen Schwierigkeiten und Gefahren der oberen Wandpartie heranzukommen.

Die Bauart des Eggentaler Horns ist just hier an der Nordostfassade eine ganz eigentümliche, seltsam zusammengeleihte. Der brüchige, blättrige „Latemarfalk“, welcher das Hauptmassiv der ganzen Gruppe, die kein eigentlicher Dolomit ist, darstellt, wird gerade hier von mächtigen, überall zutage tretenden Melaphyrgängen durchsetzt. Ein solcher Gang durchzieht mit wunderbarer Regelmäßigkeit den Grund jener Schlucht, die von Nord gegen Süd ansteigend, also in der Richtung der Erzlahn und diagonal durch den Wandfuß durch, das Muttermassiv von einer abgespaltenen, gratähnlichen Rippe trennt. Von dieser Rippe, deren Kante man, etwa in der Mitte des Erzlahnlaufes, gegenüber den westlichen Vorbauten der Erzlahnspitze einsteigend, über äußerst brüchige, nicht leichte Wandstufen erreicht, gelangt man leicht ins Muttermassiv hinüber; denn zwischen dem unteren Schluchtteil und dem kaminähnlichen oberen hat die Melaphyrader die Abspaltung brüdenähnlich an den Mutterfelsen geschweift, an einer ebenen, terrassenähnlichen Stelle. Durch die glatten, abgeschwemmten Stufen einer Rinne geht es von dort zunächst gerade empor, bis eine gelbe Wand den Weiterweg sperrt. Man befindet sich unterhalb der ausgeprägtesten Orientierungsstelle in der Wand, einem riesigen, triumphbogenähnlichen Fenster, dessen Vorhandensein man jedoch erst feststellen kann, wenn man fast im rechten Winkel über ein Schrosenband hinaus um die Ecke quert. Dieses Fenster muß nun stets linker Hand bleiben. Plattige, geröllbedeckte Schrosen und kleine Rinnen leiten schwach rechts empor gegen die pralle, fenkrecht Hauptmauer der Wand. Ein schmaler Riß vermittelt an ihr den Aufstieg auf die nächste Terrasse. Abklüfftige Platten, über die man in oft ausgefetzten Quergängen links emporsteigt, bringen auf jenen Gratsporn hinan, der hier schülerähnlich aus dem Massiv entspringt und, gegen Osten ausladend, nördlich die dräuenden Ramine der Einstiegschlucht, südlich jene große Mulde und Schlucht begrenzt, welche das Massiv des Eggentaler Horns hier von jenem der Reiterjochspitze scheidet und droben im Grat in der Scharte zwischen beiden Gipfeln mündet.

Auf jenem Gratsporn endete der Versuch Tomasis und des Verfassers im Jahre 1926 mit nachtakter Bivakgefahr. Ein Block mit eingesprengten, wunderbar entwickelten Kalzitkristallen wurde den Nachfolgern als Orientierungspunkt für den Einstieg in den Gipfelbau angegeben, der dort als Fortsetzung des Gratsporns sich in jäher, kühner Kante aufschwingt. Der an die schwierigsten Felsen gewöhnte Freund Kreil sprach von den nun folgenden Seillängen über diese Kante empor und von den jede Sicherungsmöglichkeit ausschließenden Quergängen und Wandpartien des Gipfelbaues, wegen der Brüchigkeit des Gesteins und der absoluten Ausgefetztheit doppelt gefährlich, mit der größten Hochachtung, zumal auch dieser Partie das Wetter einen Streich spielte und später sogar Schnee fiel. Sie erreichte den Grat im Nebel, rannte in den Gipfelschrosen nach links statt nach rechts, verfehlte den ganz nahen Steinmann des Gipfelpunktes und kam erst nach Überschreitung der auch nicht leichten Trennungsscharte auf der Reiterjochspitze zur Bestimmung, daß die Tur geglückt war. Den Erzählungen nach, und unter Berücksichtigung der sehr schlechten Witterungsverhältnisse, muß dieser Aufstieg als äußerst schwierig bezeichnet werden.

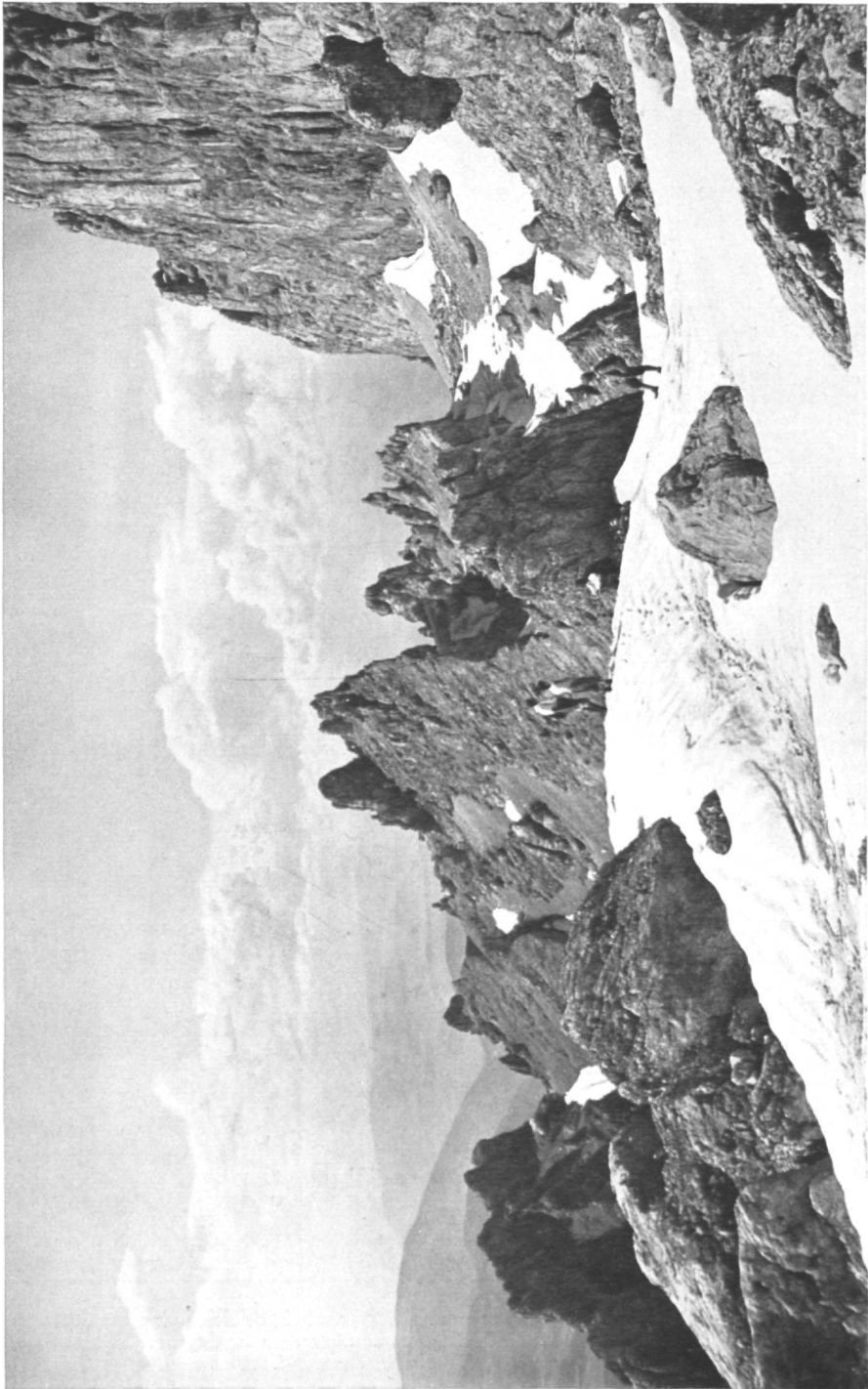
Wie tödlich die Brüchigkeit dieser Berge ist, das erfährt man, wenn man frühmorgens in der Erzlahn steht. Da vergeht aber auch nicht eine Minute, ohne daß entweder vom Eggentaler Horn oder aus der Nordwestwand der Erzlahnspitze eine Steinsalve niederpolktert. Gegen Mittag läßt dann der Steinschlag nach; aber man

hat Respekt bekommen. Und diesem Respekt vor der Süde des Objekts ist es zuzuschreiben gewesen, daß Ende August 1921 Rudolf Singer und der Verfasser nicht den direkten Durchstieg durch die Nordwestwand der Erzlahnspitze wagten, sondern einen etwas zäheren Weg suchten, welcher sie durch diese jungfräuliche Wand auf den nordöstlichen Gipfelgrat und zum Gipfel brachte.

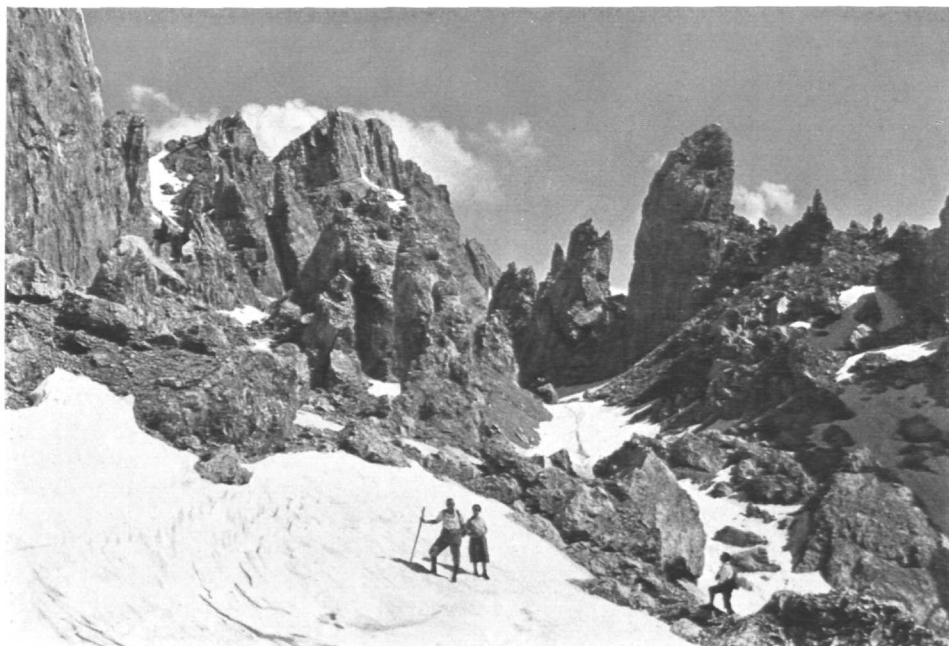
Auch dieser Ersteigung ging ein Versuch voraus. Im Frühsummer desselben Jahres waren Mahlknecht, Tomasi und der Verfasser, von der Kirchtagsweidspitze kommend, am Einstiege zur nachmaligen Begrichtung infolge einfallenden Regennwetters zur Umkehr gezwungen worden. Doch die Möglichkeit des Emporgelagens in die mit wunderbarer Regelmäßigkeit waagrecht gebänderte, von Bozen aus (von der oberen Wassermauer) sichtbare, breite Gipfelwand war hierbei festgestellt worden. Die Absicht jedoch, den Anstieg geradliniger zu gestalten, hatte Singer und den Verfasser über den Schuttkegel in der Falllinie des Gipfels zu jenem Wandgürtel hinaufgelockt, der kesselähnlich von zu beiden Seiten vorspringenden, gelben Vorbauten eingeschlossen wird. Die Steinschlaggefahr war jedoch so unmittelbar drohend, daß fluchtartig der Standpunkt gewechselt und, den breit ausladenden linken (östlichen) Vorbau umgehend, der schon erkundete andre Einstieg im östlichen Wandteile aufgesucht wurde. Man erreicht ihn über die Schuttreiße, welche zwischen dem Massiv der Erzlahnspitze und den auf dem Grate zur Kirchtagsweidspitze stehenden Felstürmen emporzieht, von denen einer seiner Form wegen „Das Fräulein“ heißt, während zwei andere 1909 von Miss Adele Edwards mit den Welchnofener Führern Zelger und Pardeller erstiegen wurden und die Namen Zelgerturm und Pardeller-Lycelum-Turm erhielten. Die Schuttreiße verengt sich zur kleinen Schlucht, in deren Innern einige laminähnliche Stellen gegen das Schärtchen emporführen, das zwischen Erzlahnspitze und Erzlahnturm eingelassen ist. Dieses Schärtchen, bisher unbenannt, besitzt gewissen turistischen Wert. Es vermittelt dem aus der östlichen Latemargruppe Kommenden, der nach Obereggen absteigen will, einen kürzeren und bequemeren Abstieg als die Erzlahnscharte; er erspart sich die Überschreitung oder Umgehung der Erzlahnspitze und sieht nach Überwindung der obersten Schluchtstellen die Möglichkeit, in ideal feinem Geröll bis in die untere Erzlahn abzufahren, eine Fahrt, die viel schöner ist als jene in der grobschotterigen Erzlahn selbst. Auch im Aufstiege ist dieses Schärtchen, das den schnellsten Übergang von der Erzlahnspitze oder von der Rotlahnscharte zum Kirchtagsweidmassiv bildet, öfters schon begangen worden, weshalb es den Namen Erzlahnturmscharte, den es bei den Bozner Bergsteigern schon besitzt, offiziell verdienen würde.

Rudolf Singer und der Verfasser erreichten demnach den östlichen (linken im Sinne des Aufstiegs) der beiden Vorbauten von Osten (links) her und kletterten in nicht gerade schwieriger Kletterei auf dessen Scheitel empor. Eine lustige Traversen auf schmalen Gefirsen nach rechts über eine Schlucht hin brachte sie sodann in die Front der Hauptwand hinaus und ein ungefahr 15 m hoher, schwieriger Kamin auf die untersten Bänder der Gipfelwand. Dann ging es mit der allgemeinen Richtung halbrechts über die Stufen der hier ziemlich regelmäßig horizontal durch die Wand verlaufenden Bänder empor, bis eine nach links sich öffnende, sehr steile, mit sonderbar gelbem, feinem Schutt belegte Rinne den Ausstieg in die oberste Scharte des Gipfelgrates erlaubte, über den in wenigen Minuten der Gipfel selbst erreicht wurde. Die Kletterei ist bis auf einige Stellen mittelschwer, anregend wegen der seltsamen Felsbildung, in die sich das Wandmassiv auflöst, erfordert jedoch wegen der enormen Bruchigkeit des Gesteins große Vorsicht. Die ersten Ersteiger benötigten ab Einstieg zwei Stunden.

Den Durchstieg durch die Wand in dem der Gipfelsfalllinie näheren rechten (westlichen) Teil des Massivs vollführten eine Woche nach der Ersteigung durch Rudolf Singer und den Verfasser die Bozner Kletterer Brunner und Zuratti der



Latemar: Nördlicher Gamsjoch mit Westwand des Eggentaler Horns



Latemar. Südlicher Gamsstall mit Cima di Balsorda



Latemargruppe von Norden. Von links nach rechts: Östl. Latemargipfel, Col Canon, Gr. Latemarscharte, Christomannosturm, Diamantiditurm, Westl. Latemartürme, Rotlahnscharte, Rotlahntürme, davor Gr. Kirchtagsweidspitze, Erzlahnturm, Erzlahnspitze, davor Kl. Kirchtagsweidspitze, Erzlahnscharte und Erzlahnkar, Eggentaler Horn, Gamsstall, dahinter Cima di Balsorda

indessen aufgelösten alpinen Kameradschaft „Bergler“. Ihr Anstieg führt aus dem westlichen Winkel zwischen Vorbau und Massiv, wo Singer und der Verfasser den Einstieg wegen Steinschlaggefahr vermieden, gerade über die senkrechte untere Wandstufe empor und benützt den 15-m-Ramin bis zu den untersten Bändern. Sie wendet sich dann jedoch nach rechts und quert über die Bänder schräg rechts unter dem Gipfelbau hinan in die letzte Scharte des Westgrates. Dieser gerade Anstieg hat vor jenem der ersten Ersteiger den Vorteil kürzerer Linienführung voraus, ist jedoch nicht nur schwieriger, sondern auch bedeutend steinschlaggefährlicher als der Ersfanstieg.

Die letzte wertvolle Neutur in dem Gebiete vollführten über Initiative des Verfassers am 16. August 1931 die beiden Bozner Kletterer Eduard Hermann und Ferdinand Paris. Es war die gerade Westwand des Eggentaler Horns aus dem Vorderen (Nördlichen) Gamsstall. Auch die Erstersteiger des Gipfels, Mahlknecht und Mehner, hatten 1901 den Gipfel von Westen, aus dem Gamsstall, erreicht, jedoch im südlichen, der Reiterjochspitze benachbarten Teile des großen Doppelmassivs. Hermann und Paris hingegen durchkletterten in sehr schwieriger, und wegen der Brüchigkeit des Gesteins sehr gefährlicher Felsarbeit die pralle Wandflucht des Gipfelbaues selbst. Ihr Einstieg liegt im Vorderen (Nördlichen) Gamsstall, auf einer Geröllzunge links der höchsten, unter einer auffallend gelb gefärbten und sehr brüchigen Schrofenwand, die zu einem schon von unten sichtbaren Riß emporführt. Durch diesen geht es äußerst schwierig ungefähr 20 m empor zu einer laminartigen Verschneidung. Eine Schleife nach links, sehr schwierig und ausgesetzt (Haken) durch außerordentlich brüchige Felsen, und nach vertikalen 6 m wieder rechts zurück, bringt in den oberen Teil der Verschneidung; 15 m empor in ihr zu einer großen, gelben Höhle. Seitlich dieser über einen Überhang empor, wird die nun folgende Riß- und Raminreihe gewonnen, die bis an ihr Ende durchklettert wird. Ein Quergang nach rechts über eine Platte und eine Rinne, die mit einem großen Klemmblock abschließt, bringen in die leichteren Gipfelsfelsen und auf beliebigem Wege auf den obersten Teil des Nordwestgrates, ganz in der Nähe des Gipfels, empor. Ab Einstieg benötigten die Erstersteiger zur Durchkletterung der Wand zweieinhalb Stunden. Sie schildern den Aufstieg als durchaus sehr schwierig und gefährlich wegen der enormen Brüchigkeit des Gesteins, was im Latemar ja allenthalben ein Nachteil ist, jedoch als sehr anregend, sowohl landschaftlich, als auch in bezug auf die Struktur und die technischen Schwierigkeiten der einzelnen Kletterstellen. Den Abstieg vollführten sie auch auf ungewöhnlichem Wege, das Massiv der Reiterjochspitze westlich zur Gamsstallscharte umgehend.

Die turistisch unbefuchtesten Gipfel der Gruppe sind zweifellos die südlichen Ausläufer des Valsordastodes. Aus dem von romantischen Türmen und Zaden umstandenen, einer großen Burgruine vergleichbaren Massiv der Cima di Val Sorda, 2764 m, löst sich ein Felsgrat, der nach einem kleinen Schuttfattel die Anschwellung Punkt 2680 m der Spezialkarte trägt. Eine weithin sichtbare Tafel mit der italienischen Aufschrift „2 Minuten von hier Quelle“ dürfte wohl nur im Frühsommer, wenn gegen den Val Sorda-Kessel hinab das Schmelzwasser der späten Schneefleden unter Blockwerk murmelt, nicht als Wisz ausgefaßt werden können. Auf diesem Punkt 2680 gabelt sich der Grat: der nach Südwesten hin, einerseits zum Reiterjoch, andererseits zum Satteljoch (Passo Fedda, 2123 m) sich ästelnde Teil bildet den von diesen beiden Jöchern ausgehenden, erst 1928 neu rotmarkierten Aufstieg von Predazzo (Val Gardeno) oder Tesero (Val di Stava) auf die Valsordaspitze über steile Gras- und Schutthänge mit eigenartigen Terrassenstufen. Der Hauptgrat aber biegt nach und nach in östlicher Richtung hinüber, trägt wohlgestufte, leicht überkletterbare Felskämme und leitet nach Überschreitung einiger Scharten in das Massiv des Cavignon, 2673 m, und weiter, zwei Felsböden tragend, in jenes der Cima Fedda, 2630 m, die mit ihren weitausladenden Felsporren die Begrenzung des öden Val

Sorda-Kessels bildet. Nach Osten hin jäh abbrechend und einen Grat mit großer Gipfel-Rückfallkuppe formend, begleitet das ziemlich geräumige Massiv dieses Gipfels das Val Sorda-Tal noch ein weites Stück hinaus. Die Überschreitung des Grates von der Cima di Val Sorda bis zur Cima Feoda ist eine leichte und anregende Tur, mit stets weit umfassendem Fernblick und schönen, fesselnden Nahbilden. Besonders der Kontrast zwischen den saftigen Ulmen des Gardeno- und Stavatales hier, und den öden, blendenden Karrenflächen des Kessels von Val Sorda dort, ist der Hauptreiz dieser Gratwanderung und dieses einsamen Gipfels, welche die beste Orientierung über die Entwicklung der Fleimstaler Porphyrrkette bieten. Zwischen Cima Feoda und Cavignon ist die tiefste Scharre des Grates, die Cavignonscharte, eingelassen, deren Wert als Übergang wohl nur theoretisch ist.

Geographisch zum Gebiete der Latemargruppe gehören auch noch die Höhen westlich des Reiterjochs, die im Süden bis zur Senke von San Lugano reichen und gegen Nordwesten die Hochflächen von Deutschnofen und Koblern ausstrahlen, also der ganze Mittelgebirgsbereich, der sich zwischen Eggental und Fleims, zwischen Eisacktal, Etschtal bis Uuer und San Lugano ausbreitet. An ausgesprochenen Gipfeln zählt dieses Gebiet nur drei: den Janggenberg oder Pala di Santa, 2493 m, das Schwarzhorn (Cima di Rocca), 2440 m, und das Weißhorn, 2314 m. Alle drei sind hervorragende Ausichtsberge, typisch durch ihre Form und Lage, Schwarz- und Weißhorn auch durch ihre dem Namen entsprechende Färbung. Von den zu ihren Füßen liegenden Sommerfrischen aus (Radein, Deutschnofen, Rauth, Varena) werden sie oft besucht. Herrliche Alpmatten mit weitgedehnten Birnwäldern dehnen sich zwischen ihren Hängen aus, von denen die *Alpe Lavazè* die schönste ist. Über ihren niedrigsten Punkt, das Lavazèjoch, 1808 m, auf dem ein ganzjährig geöffnetes Unterkunftsbaus steht, führt ein wichtiger Übergang aus dem Fleimstal ins Eggental hinüber; fleimstalseitig ist dessen Straße sogar schlecht und recht (von Cavalese—Carano—Dajano—Varena) mit Kraftwagen befahrbar, während nordseitig die schön angelegte Kriegsstraße von Birchabrud—Rauth—Stubensäge im letzten, obersten Viertel unvollendet geblieben ist und langsam wieder verfällt, wie so viele Kriegsstraßen an und hinter den ehemaligen Fronten (hier zweite Linie). Zwischen Schwarz- und Weißhorn liegt das schmale *Jochgrim* oder *Wrimmjoch*, 1997 m, als Übergang zwischen Fontane Fredde—Radein und dem Eggental, bekannt als Schauplatz alter Sagen und vielbesucht im Sommer wegen seiner heilkräftigen Heubäder, die im „Kugelwast“-Wirtshaus verabreicht werden.

Das Gebiet wird in den letzten Jahren von Schifahrern viel besucht, da es landschaftlich sehr schön, sportlich sehr lohnend und von Bozen aus verhältnismäßig leicht erreichbar ist. Im Winter bringt ein Auto von Uuer oder Cavalese direkt zum Lavazèhaufe empor, auf der Nordseite (Eggental) kann Birchabrud mit dem täglichen Postauto, Rauth mit Privatautos bei geringer Schneelage im Tal erreicht werden. Die dankbarste Tur (2 Tage) ist die Durchquerung von Radein (Bahnhofstation Fontane Fredde der Fleimstaler Bahn) über das Jochgrim nach Lavazè (Abfahrt von der Ostschulter des Schwarzhorns), wobei auch das Weißhorn leicht mitgenommen werden kann; von Lavazè Abfahrt nordseitig über die Straße der unvollendet gebliebenen Kriegsstraße zur Stubensäge und nach Rauth. Dankbarer ist es allerdings, in Lavazè zu nächtigen und den Janggen zu besteigen, dessen geneigte Fläche zum Reiterjoch hin eines der schönsten Schiziele Südtirols darstellt. Die beiden gegen Lavazè abfallenden Westgrate müssen vorsichtig begangen werden. Das Reiterjoch bietet sowohl gegen Rauth als auch durch Val Stava gegen Sefero gute Abfahrten. Lavazè ist ein besonders von den „Sukai“ (akademische Sektionen des Club Alpino Italiano) stark besuchtes Gebiet, in dem viele Schikurse abgehalten werden; in den letzten Jahren kam das Gebiet auch bei den Bozner Schifahrern, die des Sonntags arg überlaufenen Ge-

länden auf Mendel und Ritten satt sind, stark in Mode. Ein landschaftlich schöner Zugang mit stets freier, weiter Fernsicht führt von Bozen über Rohlern (Seilbahn) und Deutschhofen in das Gebiet, das zu den dankbarsten Schigeländen Südtirols gezählt werden darf und meist guten Schnee aufzuweisen hat.

Der besuchteste Ort in diesem Gebiete aber ist der schöngelegene Wallfahrtsort *Maria Weissenstein* (Pietralba, 1510 m) am Nordfuße des Weißhorns mit seiner schönen, von Votivgaben gefüllten Kirche zur schmerzhaften Muttergottes, seinem Servitenkloster und Hospiz. Die Kirche soll anfangs des 16. Jahrhunderts von dem Bauern Leonhard Weissensteiner infolge eines Gelöbnisses und der wunderbaren Auffindung einer Muttergottesstatue gegründet worden sein und ist jetzt neben Srens bei Sterzing der vielbesuchteste Wallfahrtsort des deutschen Landesteiles in Südtirol. Eine halbe Stunde davon liegt im Walde die Einsiedelei des heiligen Stiflers Leonhard, der dortselbst einst sich in einem Wahnsinnsanfälle in den nahen Felsabgrund stürzte und wunderbarerweise ganz unverfehrt blieb. Der Pilgerweg nach Weissenstein führt von Leifers im Etschtal unterhalb Bozen längs des tiefeingeschnittenen Brantentales über St. Peter am Rosel und das Dorf Petersberg, 1407 m, empor; wo derselbe an den Wiesenhügel der Stiftskirche gelangt, liegen große Haufen von Steinen, welche die gläubigen Pilger zum Aufsteigen den heißen, steilen Weg drei Stunden lang heraufgetragen haben — was sicherlich weniger beschwerlich sein mag als ein paar Schier über diesen Zugang ins Winterparadies von Jochgrimm und Lavazè hinaufzubudeeln.

Der Vollständigkeit halber seien hier auch die südlichen Ausläufer der Latemargruppe erwähnt, welche das Tal des Avisio von Tesero bis Moena begleiten und welche turistisch unbedeutend aber mineralogisch sehr interessant sind. Vom Val Sorda-Stod löst sich gegen Süden ein langer, begrünter Kamm, welcher zunächst im Satteloch (Passo Feoda, 2126 m) einen Übergang aus dem obersten Val di Stava (Malga Pameago, Reiterjoch) ins Val Gardeno, das bei Predazzo mündet, vermittelt. Dieser Kamm schwillt in seiner weiteren Fortsetzung zu einem großen, wildzerrissenen Felsmassive von hufeisenförmiger Gestalt an. Der westliche Ast trägt die Erhebungen Armentagnolo, 2171 m, Cornon, 2272 m, und Cornazzi, 2188 m, welche letztere unmittelbar oberhalb dem Orte Tesero, 991 m, aufragt. Der östliche gipfelt im Monte Agnello, 2354 m, und im Doß Capello, 2181 m; das Innere des Hufeisens wird von den Schluchten des Rio Bianco (Panchià) und Rio Balaverto (Zanon) ausgefüllt und von der großen Waldmulde Cornon. Das Tal des Balaverto heißt auch Val Bonetta; ein Steiglein führt durch dasselbe zu verlassen gelegenen Almhütten, 2045 m, empor. Das große Almplateau am Südfuße des Cavignon und der Cima Feoda, zwischen Val Gardeno und Val Sorda (Forno) führt den Namen *Monte Feoda* e. Alle diese Berge sowie der das Val Sorda im Osten begleitende Zug, der aus dem östlichen Latemargipfel entspringt und gegen Moena herabstreicht, die Höhen Vallaca, 2457 m, Zoacz, 2318 m, und Monte Ciamp, 2270 m, tragend, waren schon frühzeitig das Ziel der berühmtesten Geologen und Mineralogen (v. Richthofen 1856, Mojsisovics, Döbner, Hörnes), nachdem schon zu Humboldts Zeiten der Italiener Graf Marzari-Pencati die merkwürdigen Schichtungsverhältnisse von Kalk, Lugitporphyr und Melaphyr hier am „Krater von Predazzo“ entdeckt hatte. Dr. Th. Christomannos gibt in seiner Monographie (Zeitschrift 1900) den Beweis, daß die Latemargruppe vornehmlich zu denjenigen Gruppen der Dolomiten gehört, in welchen die ersten alpinen Erschließungen nicht von Bergsteigern, sondern von Gelehrten gemacht wurden und daß die eigentliche alpine Erschließung erst durch ihn selbst erfolgte. Seine Arbeit durch das zu ergänzen, was in den letzten dreißig Jahren im Latemar turistisch geleistet wurde, war der bescheidene Zweck dieses Aufsatzes.



# Die Birkenkofelgruppe

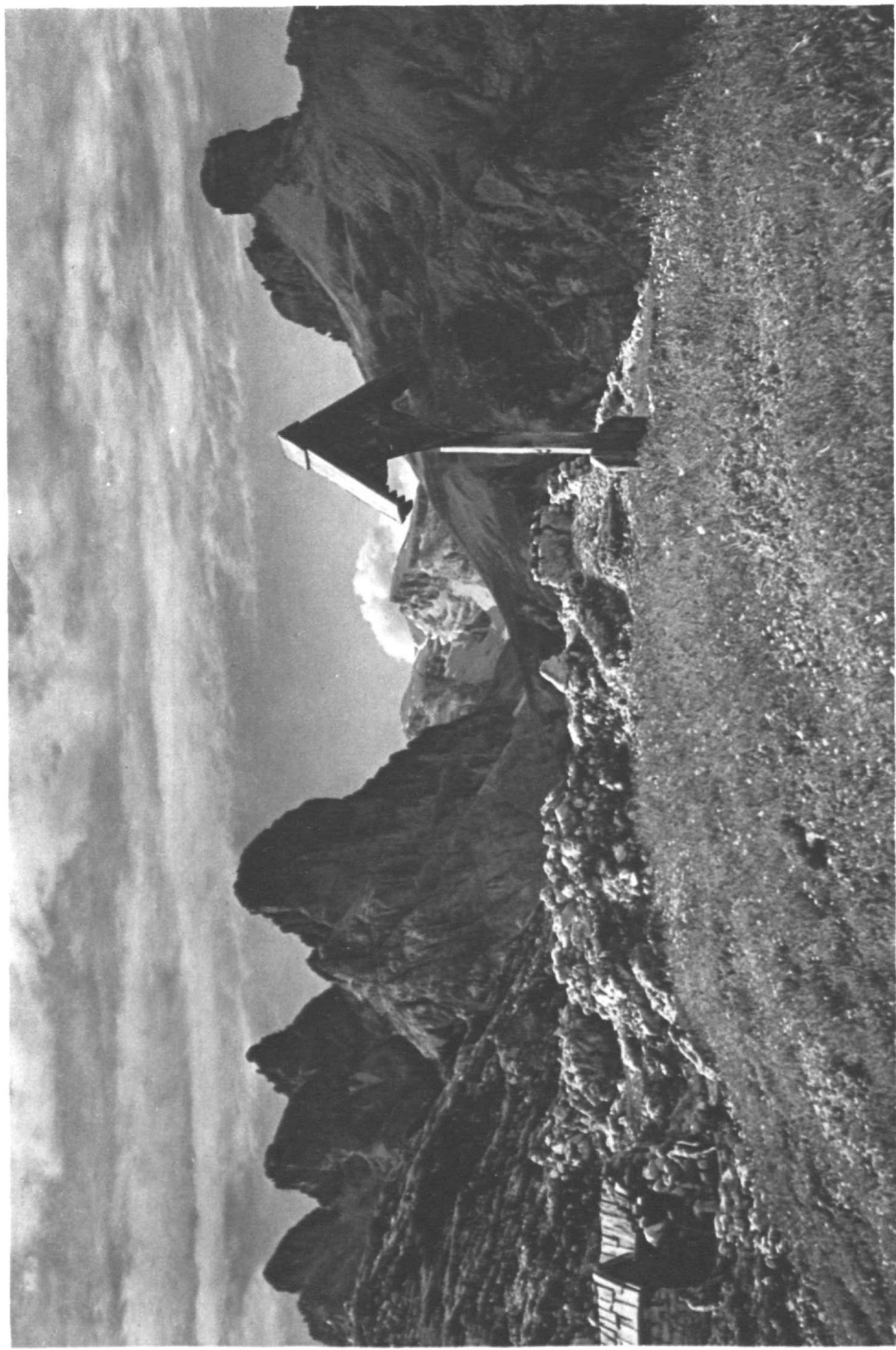
Von Ing. Karl Folta, Brünn

Die meisten Hochtouristen sind während ihrer bergsteigerischen Laufbahn bestrebt, möglichst viele Teile der ausgedehnten Alpenwelt kennenzulernen und in deren als besonders bemerkenswert bekannten Gruppen die hervorragendsten und schönsten Berge zu besteigen. Je mehr solcher Gruppen und Gipfel sie als besucht und erlebt buchen können, desto höher dünkt ihnen der äußere Erfolg und der innerliche Gewinn. Zu diesen im Gegensatz stehen jene andersgearteten Bergsteiger, die der Zufall einmal in ein Gebiet lenkte, das für sie aus irgendwelchen Gründen etwas Besonderes an sich zu haben schien, das auf ihr Gemüt, auf ihre Hoffnungen und Ziele umgestaltend einwirkte. Die Berggruppe wird ihnen zum Idol, zum Land der Sehnsucht. Immer wieder zieht es sie dahin, wo sie Erfüllung unberechenbarer Wünsche, tiefinnerstes Erleben zu finden hoffen. Meist sind es die Bergsteiger beharrlicher Natur, Menschen gründlicher Wesensart, die mit suchenden Augen und offenen Sinnen auch dort Schönes und Erlebenswertes entdecken, wo der unruhige Zug reinen Tatmenschentums flüchtig vorbeieilt, nachdem „die Tur“ der Gruppe dem Lebensbuche einverleibt wurde. Der beständige Charakter der Gruppenliebhaber äußert sich in systematischer Durchforschung des erwähnten Spezialgebietes, in der Berührung der verstecktesten Gebirgswinkel und Ersteigung womöglich sämtlicher Spizen. Das ungeheure in der letzten Ausgabe des „Hochtouristen“ gesammelte Wissen über die Erschließung der Ostalpen verdanken wir zum größten Teil der liebevollen Kleinarbeit solcher Gruppenkenner.

Ganz besonderer Beliebtheit bei Freunden starker Natureindrücke und unbeeinflusster Wegwahl erfreuen sich jene Gebirgsgruppen, die noch einen möglichst hohen Grad von Ursprünglichkeit aufweisen, deren Täler nicht von kospfreichem Wandervolk durchzogen und deren Gipfel nicht von ganzen Rudeln bunt zusammengewürfelter Touristengesellschaften belagert werden. Und — o Wunder — auch im vielgepriesenen und von aller Welt aufgesuchten Dolomitenreiche gibt es noch solche Gebiete! Als ich in meinen alpinen Jugendtagen mit gleichgesinnten Altersgenossen die Sinnenhütte wiederholt zum Standquartier erkor und von den Gipfeln ihrer nächsten Umgebung, oft nach harter Felsarbeit, flüchtig Umschau hielt, da blieb manchmal nachdenklich der Blick an jenen Bergen haften, die sich vom Wildgrabenjoch gegen das Pustertal hinausziehen. Wer kannte sie näher? Wo las man so feurige Berichte, so zahllose Schilderungen ihrer Schönheiten, Gefahren und Schwierigkeiten, wie sie die Sinnengruppe und die hohen Herren um das Fischleintal hervorgerufen hatten? Nichts von alledem! Und schon damals tauchte die Empfindung auf, daß es sich wohl verlohnen könnte, in Dornröschens Reich einzudringen und Blüten zu pflücken, die nicht an der Straße blühen. Doch weiter trieb abenteuerlüfterner Jugendungestüm in die Westdolomiten, wohin klingende Namen berühmter Modeberge lodten.

Die einsame Berggruppe wurde an grauen Wintertagen des fernen Flachlandes zum halb unbewußten Wunsch künftiger Fahrten. Da brach der große Krieg über die Bergsteigerpläne aller Nationen herein und brachte mich zu unerwarteter Zeit vor die Tore des Märchenschlosses. Im feldgrauen Gewande des Kriegers wurde die Bekanntschaft mit den Bergen zwischen Innerfeld und Höhlenstein angebahnt. Und nun — siebzehn Jahre später — bin ich mir dessen bewußt, daß ich zeitlebens nicht mehr von diesen Bergen lassen kann und immer wieder in ihre köstliche Einsamkeit fliehen werde, das





Messgottin Bruchmann

Rautkofel, Schwabbenkofel und Schwabbenalpenkopf von der Langenlpe



von den Enttäuschungen des Lebens wurde Gemüt dort mit dem Balsam lichtdurchtränkter Höhenluft zu laben.

Von den sechs Gruppen der Sertner Dolomiten wird die Birkenkofelgruppe an Flächenraum nur von der Elfergruppe übertroffen, hingegen steht sie in Bezug auf Gipfelhöhe an vorletzter Stelle und überragt nur die zierlichen Felsbauten der Cadinspizen. Die Höhentoten der wichtigsten Gipfel steigern sich nach den Angaben der reambulierten österreichischen Spezialkarte von 2566 (Neunerkofel) bis auf 2913 (Birkenkofel). Danach würde der Vorrang dem Birkenkofel gebühren. Die Originalaufnahme hatte hingegen dem Haunold die Höhentote 2940 zugewiesen, was mit der italienischen Messung, 2943 *m*, in Einklang steht. Auch ist aus der Zeichnung der Spezialkarte zu ersehen, daß die Höhenzahl 2907 jenem Punkte der Haunoldgruppe zugeordnet erscheint, an dem sich die Kette des Südl. Haunolds, 2836 *m*, und der Rohlpalspizen vom Haunold-Hauptgrate löst, also dem Westgipfel entspricht. Bei meiner zweiten Besteigung des Hohen Haunolds war es mir mangels genügender Aussicht nicht vergönnt, die Angaben der Kartenwerke zu überprüfen, doch konnte ich vom Südlichen Haunold aus feststellen, daß der Hauptgipfel den mit 2907 kotierten Westgipfel unzweifelhaft um mehr als 20 *m* überragt. Mag demnach der Birkenkofel an Höhe etwas hinter dem Haunold zurückstehen: es ist dennoch begründet, die Gesamtgruppe nach ihm zu benennen. Denn in der durch das Birkenchartel, 2527 *m*, und das Lüdelle, 2530 *m*, hervorstechend in drei Untergruppen geteilten Berggruppe zwischen Innerfeld- und Höhlensteintal nimmt der Birkenkofel als Haupt der mittleren Gruppe und infolge der bedeutenden Massentwirlung und Zugänglichkeit derselben eine hervorragend wichtige Stellung ein.

Abgesehen vom „Hochturist“, von Bertis „Dolomiti Orientali“ und ähnlichen Führerwerken, wurde die Birkenkofelgruppe im Schrifttum erst einmal, in der „Erschließung der Ostalpen“, durch Dr. Karl Diener zusammenfassend behandelt. Doch beschränkte sich diese Arbeit auf knappe 2½ Seiten und ließ bei Benennung der einzelnen Gipfel noch manches zu wünschen übrig. In seiner Abhandlung über den Haunold in der Österreichischen Turistenzeitung 1893 hat Wolf von Glanvell die Topographie der Gruppe übersichtlich dargestellt, jedoch nach dem alten Stande der Namenskenntnis. Mit Aufzählen über einzelne Berge der Gruppe wurden bis zum Kriege nur der Haunold und das Willingspaar Birkenkofel-Hochebenkofel bedacht, nach diesem Zeitpunkt folgten Abhandlungen über die Nordwestliche Gantspitze, den Südlichen Haunold, den Toblacher Neunerkofel und den Schwalbenkofel. Hinsichtlich der genannten Veröffentlichungen und anderer, kürzerer Fahrtenberichte sei auf die Schrifttumsangaben im „Hochturist“ verwiesen.

Trotz der ungemein günstigen Lage unmittelbar an so bedeutenden Verkehrsadern wie Pustertallinie und Umpezzaner Straße, wird die Berggruppe zwischen Innerfeld- und Höhlensteintal voraussichtlich auch in Zukunft alpinen Felschmedern vorbehalten bleiben. Denn um ihre in Schweigen gehüllten verborgenen Fallschlüsse aufzusuchen, wo nur der leise Pfiff aufgeschreckter Gamsen den Bergwanderer aus seiner andachtsvollen Versunkenheit reißt, um die weiten, von wolligen Herden bevölkerten, talwärts offenen Böden der eigenartigen Schafalpe zu erreichen, um endlich irgendeinen der verschiedenen felsigen Gipfel zu erklimmen, allemal ist mühevoller Steigarbeit der Preis für den Genuß der köstlichen Einsamkeit, für die wechselvolle, prächtige Schau in die Runde und für das Erleben unge störter Gipfelwonne. Nur von tiefgelegenen Tälern ausgehend, ist das Eindringen in die menschenleere Werkstatt der Alleinherrscherin Natur möglich, keine Behausung, nicht einmal die dürftigste Steinhütte eines Schafhirten, duckt sich schuchselnd an die Steinflanken der tief eindringenden Fallschneise, nur draußen im Norden, am Waldsaum des Pustertales, noch im Bereiche des schützenden Forstes, gibt es vereinzelt Kaser, ohne Bedeutung für die Ausführung von

Bergfahrten. Beträchtlich ist deshalb bei allen Turen die zu überwindende Höhe, in keinem Falle unter 1000 *m*, bei den Haupterhebungen jedoch bis zu 1700 *m* betragend. Doch im Innerfeldtale, am Rande der tiefebenebenen Innerfeldwiese, steht in einer Seehöhe von bloß 1617 *m* ein Schutzhäus, das gleichwohl einen sehr geeigneten Ausgangspunkt für viele Ersteigungen in der Gruppe darstellt. Vom Haunold bis zum Rautkofel sind sämtliche Berge des Gebirgszuges am besten und kürzesten vom Dreifschusterhaus zu besteigen. Hans Kerschbaumer aus Innichen, der Besitzer dieses auch für die gegenüberliegende Schustergruppe wichtigen Stützpunktes, ist nach Kräften bemüht, allen angemessenen Ansprüchen der Bergsteiger und Alpenwanderer gerecht zu werden. Das Schutzhäus wurde nach dem vollständigen Abbrennen im Jahre 1923 etwas größer und zweckentsprechender wiedererrichtet. Es ist schon im Hinblick auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der hart getroffenen Bevölkerung des Hochpustertales zu wünschen, daß ein Zweig des reichverästelten deutschen Bergsteigerstromes seinen Weg auch in diese Täler und zum Fuße des vielzertüfteten Haunolds finden möge!

### Hoher Haunold, 2940 *m*, D.-A.

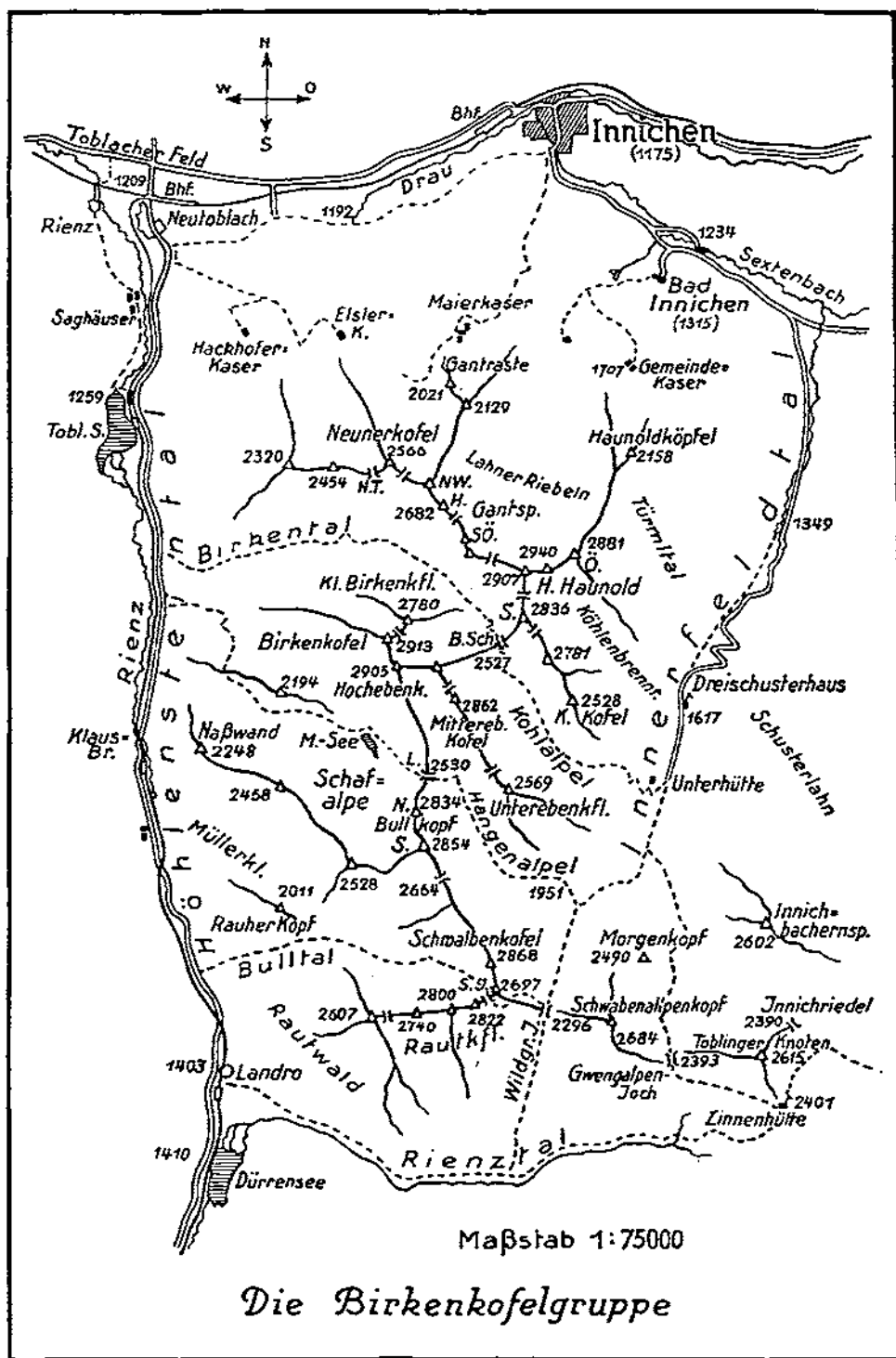
Ungedeckt durch die niedrigen, waldigen Ausläufer seines Nordfußes tritt der Haunold in den Gesichtskreis des nie versiegenden Menschenstromes, der sich seit längst versunkenen Zeiten Jahr für Jahr durch die breite Völkerstraße des Pustertales ergießt. Einst waren es die Heereszüge landhungriger Volksstämme, später die schönheitsdürstigen Augen ungezählter Einzelreisenden, die an der Hauptwasserseide bei der Draquelle den erstaunten Blick zum Zadengewirre über ihren Häuptern hinaufrichteten.

Haunold! Welch vertrauten Klang bietet dein Name germanischem Ohr! Vor vierzehn Jahrhunderten, da die Scharen der karantanischen Wenden immer wieder die im Eisadale ansässigen Bajuwaren bedrängten, erhoben sich diese zum wuchtigen Gegenstoß und säuberten das Pustertal bis über die Wasserseide hinaus von den Eindringlingen. Und am Ende des 6. Jahrhunderts gab es in der Gegend des heutigen Innichens einen menschenleeren Raum, der die Reibungen zwischen den mißtrauischen Nachbarn verminderte (s. Stolz, „Tirols Stellung in der deutschen Geschichte“, Zeitschrift 1913, Seite 64).

Sumpfige Talfreden, beiderseits von schier undurchdringlichen Forsten umfaßt, mögen damals weite Flächen am starken Quell der im Waldesdüster geborenen Drau eingenommen haben. Und die reißigen Grenzwächter, die der Bajuwarenherzog an den Talscheitel seines Gebietes entsandte, hörten wohl aus den Urwäldern am Fuße jenes wildzertüfteten Felsengebirges die schaurigen Zuhu-Rufe des scheuen Hauns, der in den rauhen, einsamen Gehängen gute Lebensbedingungen und sein richtiges Gehed besaß. Da wurde den Reißigen der Berg zum Hüter des Raubgetiers und sie nannten ihn „Haunold“, den Berg des Uhus.

Haunold! Wie wurde mir dein Bild so lieb, seit ich dich als ersten Dolomitberg erschaute! Wie edel geformt schwingt sich dein reichgegliederter Felsdom in gotischem Aufbau empor! Silberglänzende Firnsehlen durchziehen dein Gemäuer und bringen freudlichen Schein in die düstere Nordflanke. Vielfach sind die Lodungen, die du, steinerner Wächter über der menschenwimmelnden Talfurche, auszuüben vermagst. Doch wie viele sind dem Rufe zur Höhe gefolgt? Wie konnte es geschehen, daß gerade dir, am Eingange in das Paradies der Bergfahrer, meist nur platonische Bewunderung gezollt wurde, während Felsklippen dritter Ordnung in den innersten Winkeln des Dolomitenreiches in stetiger Aufeinanderfolge betreten wurden? — Eines der vielen Köpfe des Menschenherzens, seines unberechenbaren Willens und Wagens!

Seit der ersten Besteigung des Berges durch Joseph Oberschneider am 28. Juli 1878, zu welcher die lange, schräg nach links ansteigende Firnrinne der



Nordflanke benützt wurde, ist mit Ausnahme einer unbedeutenden Wegänderung zu diesem Anstieg nur noch der einfache und ungefährliche Weg durch das Röhlenbrenntal und weiter über die Südseite des Gipfelförpers gefunden worden. So ist die bemerkenswerte Tatsache gegeben, daß dieser auffallende Berg, dessen Talstandorte durch ausgezeichnete Bahnverbindungen immer rasch zu erreichen waren, fünfzig Jahre hindurch nur auf zwei Wegen bestiegen wurde. Bei weitem schöner und abwechslungsreicher als der Südweg ist der Anstieg über die Nordflanke, wo allerdings manchmal mit Steinfällen und Eisarbeit zu rechnen ist.

Mit meinen Regimentskameraden Gatti, Hauger † und Pokorny †, alle gleich mir damals Einjährig-Freiwillige im Tiroler Landesjägerregiment III, Innsbruck, verließ ich am 8. September 1914 den Garnisonsort, um dem uns täglich bei unseren Übungen mit Höhensehnsucht erfüllenden Haunold endlich näher an den Leib zu rücken. Bereitwillig erhielten wir jederzeit die Erlaubnis zur Ausführung unserer fast allsonntäglichen Bergfahrten, doch leider meist erst nach Teilnahme an dem Garnisonskirchgang. So war es auch diesmal schon 8 Uhr vormittags geworden, als wir eiligen Schrittes dem Orte den Rücken kehrten und den „Dreieisen“ zustrebten. Schon um 8 Uhr 45 Min. standen wir auf der obersten derselben, der herrlich gelegenen Rosenwiese, und verweilten hier kurze Zeit, um die einzuschlagenden Wegstreden nochmals im ganzen zu überschauen. Bald standen wir am unteren Saum der „Lahnereiben“. Gatti fühlte sich hier zu einer Sonderunternehmung bewogen und strebte jener finstereckelten Steilrinne zu, die knapp rechts des eigentlichen Gipfelförpers den Felswall durchreißt und sich schon hoch oben mit der Firnrinne des üblichen Nordanstieges vereinigt. Wir anderen stiegen über die langen Schutthalben in der Richtung gegen die Zwölferstraße an. Nach einstündigem Steigen über das gutartige Geröll öffnete sich zur Linken die grauweiße Firnbahn, die uns zum Schärtchen westlich des Gipfels bringen sollte. Fest schlugen die Sohlenkanten der Genagelten auf den harten Firn, doch wurden wir, da uns Pickel, Seil und Steigeisen nicht zur Verfügung standen, bald zum Abschwenken in die talseitigen Schrofen der Rinne gezwungen. Mühsam war hier das Aufwärtsklimmen. Von einer Felschulter bot sich während kurzer Atempause wundervolle Schau auf die Waldbidylle des Wildbades Innsbruck und auf unseren vertrauten Garnisonsort.

Weiter ging es in bergfrohem Schritt. Bei der Teilung der Rinne stieß Gatti, aus dem östlichen Steilaß auftauchend, wieder zu unserem Trupp und gemeinsam war kurz darauf die Stelle erreicht, wo die Rinne gegen zwei Gratarten ausgabelt. Der gute Zustand des westlichen Seitenzweiges lockte uns dort hinauf. Doch der Versuch, den sperrenden Zwischengaden in der Südflanke zu umgehen, schlug mangels genügender Ausrüstung fehl. Neugierig kehrten wir mit Einbuße einer vollen Stunde zur Gabelung zurück und packten die richtige Rinne an. Ertügerisch schien der Firn in ihr, doch was verschlug's uns Frontkandidaten? Nach Betreten der abschließenden Gratstraße gab es noch eine leichte Kletterei auf der Südseite der Gipfelkrone, dann drückten wir uns um 2 Uhr 30 Min. nachmittags frohbewegt die Hände, an die Wand des schief nach Norden hinaushängenden Gipfelmüchens, das nicht für alle gleichzeitig Raum bot, gelehnt.

Was mag uns damals alles in den Sinn gekommen sein, als wir zwei Stunden lang in die herrliche Bergwelt ringsum Ausschau hielten und uns nicht entschließen konnten, an den Abstieg zu denken? Wer von uns konnte wissen, ob es nicht ein Abschied war für immer?

Endlich mußte es sein. Aber leichte, aber ziemlich steile Schrofen links von einer Schlucht, die von der zuletzt betretenen Gratstraße südwärts hinabzieht, strebten wir dem obersten Geröllkegel des Röhlenbrenntales zu, dann ging es in tollem Springen über die hohe Geröllhalde in den unteren Kessel. Eine wüste Blodschinderei

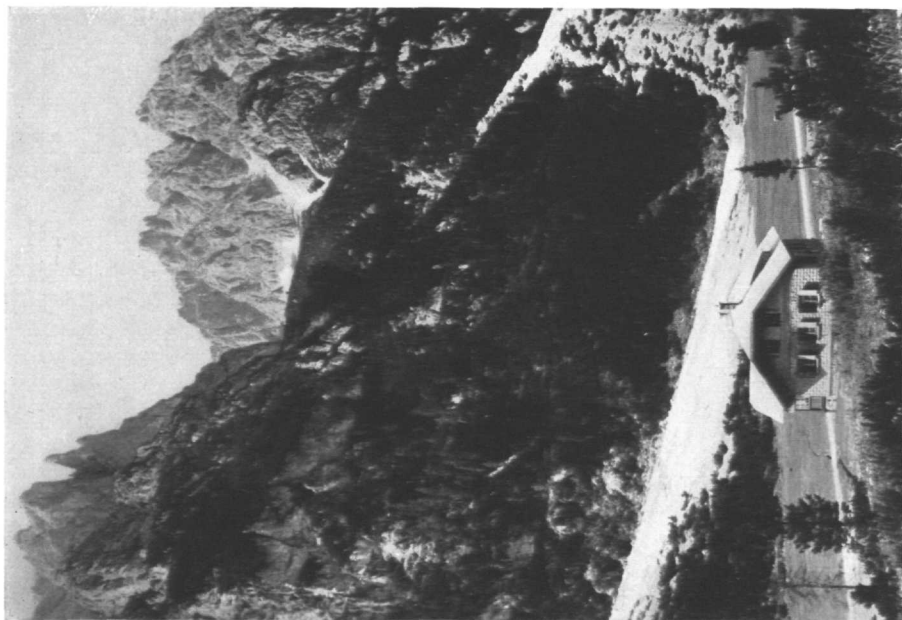
Drei Zinnen

Paternkofel

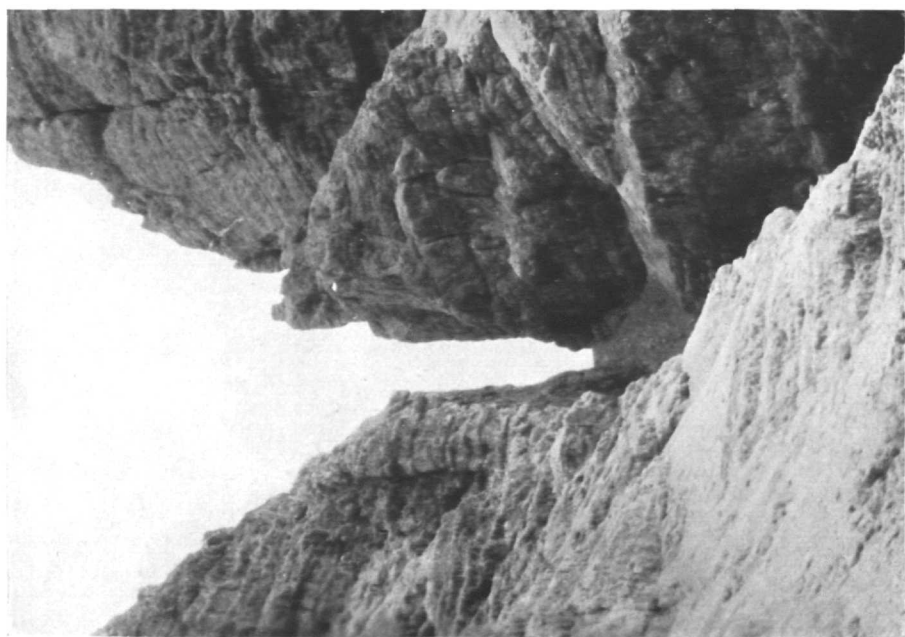
Zwölfjer



Zwölfjerkofel, Paternkofel und Drei Zinnen vom Vaukenschartel



Dreifischerhaus mit Hauoldgruppe  
Rechts Ostgipfel, Mitte Hauptgipfel, links Zinnerfeldtürme



Nördliche Bullficharte von Westen



zwischen dichtbewachsenen Latschenrücken bildete den Abschluß des eiligen Abstieges. Dann bot der gute Weg des Innerfeldtales (6 Uhr 15 Min.) den eben noch so geplagten Kniegelenken freudigst begrüßte Entlastung. Halb träumend zogen wir hinaus nach Innichen und blieben noch lange im Banne der durch alle Umstände so eindrucksvollen Bergfahrt.

### Östlicher Haunold, 2881 m

Der Schleier der Vergessenheit umhüllt die Kunde von der ersten Besteigung dieses durchaus selbständigen Berges. Möge es künftighin noch gelingen, ihn zu lüften! W. S o h m und G. H e r o l d, die am 9. September 1901 den ersten A u f s t i e g v o n N o r d e n und zugleich die erste Überquerung durchführten, erinnern sich heute nicht mehr der Nachrichten über die vorangegangenen Besteigungen. Doch ist es sicher, daß ihre damalige Bezeichnung der Tur als dritte Besteigung des Gipfels zutreffend ist.

Das Fehlen jeder Kenntnis über den Anstieg aus dem Innerfeldtale, auf welcher Seite der Berg zweifellos die günstigste Zugangsmöglichkeit bot, hatte schon vor vielen Jahren in mir den Wunsch ausgelöst, dort „nach dem Rechten zu sehen“. Im Sommer 1930 fand sich endlich Gelegenheit hierzu.

Von meinen seit Jahren ständigen Berggefährten Ing. R. Neumann und Frau E. Albrecht begleitet, verließ ich bei günstigem Wetter am 16. Juli 5 Uhr 40 Min. morgens das Schutzhäus an der I n n e r f e l d w i e s e. Ein Fußsteig leitet vom Nordende der Wiese über den hier zum Talboden vordringenden Geröllstrom durch Reste von Drahthindernissen einer österreichischen Rückhaltstellung zur kräftig eingeschnittenen Geröllrinne zwischen den Ausläufern des Kohlpelzjuges und einem nördlich angrenzenden Latschenkamm hinauf. Nach Überquerung des Grabens hält sich das Steiglein an den Nordrand desselben, verläßt ihn aber bald bei einem steilen Schutthang der Grabenlehne und windet sich nun durch den dichten Latschenbestand empor, wobei abgeschürfte Latschenäste und pfahlartige Baumstümpfe gut den Weg weisen. So wird verhältnismäßig rasch und mühelos das obere Ende des Latschenkammes gewonnen, wo sich der Einblick in den breiten Geröllkessel des Röhlenbrenntales eröffnet. Um Rasensaum schwenken wir, 1¼ Stunden vom Dreischusterhaus, vom bisher eingehaltenen Weg auf den Hohen Haunold ab und stiegen über den Geröllstrom, der die untere Fortsetzung der tiefeingeschnittenen Eisschlucht zwischen den beiden Haunolden bildet, schräg rechts aufwärts zur ersten Geröll- und Rasenrinne an seiner östlichen Begrenzung. Die steile Rinne endet auf einem Rasenkamm, über den bis an die Felsen angestiegen wird. Rechts fällt das Gehänge steil zu einer tiefen Schlucht ab, über deren oberen plattigen Ansat wir zu einer in glatte Schrafen eingetieften Felsrinne hinüberqueren. Munteres Klettern durch diese bringt wieder auf steile Rasenhänge, die von ein paar dürftigen Edelweißsternen durchsetzt sind. Frisch war die Morgenluft und erzeugte das Verlangen nach einem zweiten Frühstück. Ein kleiner Seitenkamm am oberen Abschluß der Rasenhänge bietet nur ganz unbequeme Gelegenheit zur Nahrungsaufnahme (8 Uhr 30 Min. bis 9 Uhr). Im Innerfeldtale wälten nun weiße Nebel, die an unserem Berge hinaufkletterten. Steil fällt der Blick zum Schusterhaus, das schon tief unten liegt.

Ein steiler Schrafengrat schwingt sich zu unseren Häuptern empor. Die Spannung wächst. Noch ein sehr steiler Rasenhang ist schräg rechts hinauf zu überwinden, dann legen wir endlich Hand an die Felsen und klettern gerade empor zu einer nach rechts ansteigenden Geröllterrasse. Für alle Fälle werden Markierungsblätter gelegt, denn immer höher wällt der Nebel um den Berg. Über der Terrasse betreten wir den Schrafengrat, der uns in hübscher, leichter Kletterei eine Felschulter erreichen läßt (9 Uhr 45 Min.). Rucksäcke und Pödel bleiben hier zurück, das treue Seil sichert die Gefährten. Ein rasendurchsetztes Band führt nach rechts ansteigend zu einer Felsenede. Über

die sehr steile und ausgefetzte, doch nur mäßig schwierige Wand klettern wir nun gerade empor und erreichen so wieder den bei der Felschulter verlassenen Grat. Auf diesem geht es über einige scharfe Zaden sehr zeitraubend zum Aufschwung eines großen Gratturmes. Doch der läßt sich in seiner Nordflanke zur Einfattlung hinter ihm umgehen. Stellenweise kommen wir über den vor drei Tagen gefallenen Neuschnee. Etwas über der Einfattlung beginnt ein Band, das nach rechts in eine weite Schrofenmulde leitet. Wir spähen nach dem Gipfel und glauben ihn gerade über uns zu haben. Rechts davon ist ein eigentümlich geformter Gratturm zu sehen, der wie ein Finger schief hinauf zur Spitze zeigt.

Aus der Schrofenmulde klettern wir über Felsabfähe, deren Belag von lodernen Steinen vorsichtige Seilbedienung erheischt, zur linken (südöstlichen) Kante des Gipfelturmes. Ein Band bringt nach rechts in die Scharte zwischen ihm und dem auffallenden „Fingerturm“. Aus der Scharte erhebt sich der Gipfelturm mit fast lotrechter, beiderseits in Plattenwänden absehender Kante. Es ist ein Gleichgewichtskunststück, in der engen, schmalen Scharte die Kletterschuhe, die nun sehr am Platze sind, anzulegen. Dann versuche ich zuerst rechts von der Kante, doch eiserfüllte Gesteinsfugen bieten zu wenig Halt. In der links befindlichen feichten Verschneidung geht es dann mit Hilfe feiner Risse ausgesprochen schwierig zu einem kleinen Stand auf der Kante. Schließlich bringt eine die Kante selbst spaltende Verschneidung zu einem Block, an welchem eine alte Seilschlinge hängt. Die Höhe der schwierigen Stellen beträgt genau 15 m. Sobald die beiden Gefährten die Kante erklettert hatten, ging ich nach Ordnen des Seiles die restlichen paar Meter zu ihnen auf den Gipfel hinauf.

Hier oben ist wenig Platz, man darf sich kaum rühren. Da es schon Mittag geworden war und die Dunstmassen nur hie und da einen Durchblick gestatteten, wurde schon nach 10 Minuten der Abstieg angetreten. Bis zur Scharte zurück sicherte ich mich, da ich der Seilschlinge zum Abseilen nicht mehr vertraute, auf die Art, daß ich unser Seil durch die Schlinge zog und dann regelrecht kletternd abstieg, das Seil immer entsprechend der Weiterbewegung durch den Seilring nachziehend. Wie mir W. Sohm mitteilte, dürfte die Seilschlinge noch von seiner Tur herrühren.

Von der Gratsscharte stiegen wir, nun wieder in den Genagelten, behutjam zurück in die Schrofenmulde, doch war es unmöglich, das Abstreifen von Steinen ganz zu vermeiden. Um den zeitraubenden Grat und die ausgefetzte Wand im Abstieg rechts liegen zu lassen, verfolgten wir die weiter unten schneedurchsetzte Mulde gerade hinunter, kamen über einige kleine Steilstufen gut hinweg und sahen schließlich unter uns das Band, das wir in der Verlängerung des am Vormittag begangenen Bandes auch hier vermutet hatten. Am unteren Abbruch der Mulde kamen wir über eine plattige Stelle schräg nach links auf das Band hinunter, das wir gerade bei einem Schärtchen der nördlich benachbarten Seitenrippe betraten. Wie wir dann beim Begehen des Bandes gegen Süden feststellten, war es das dritte Schärtchen von der Felsede unter der Schrofenwand. Bei der Felsede errichteten wir einen Steinmann.

Gleich darauf war über die rasendurchsetzte Bandfortsetzung wieder die Felschulter erreicht, auf der wir Rudfäde und Pidel hinterlegt hatten (2 Uhr 10 Min.). Nach viertelstündiger Labung stiegen wir, uns nunmehr genau an die Aufstiegstroute haltend, zu den Geröllströmen des Röhlenbrenntals hinab. Der freigewordene Ausblick auf die majestätische Dreieit: Schuster, Kleinschuster und Weißlahnspitze baunte hier unsere Schritte. Dort droben in der verschneiten Gratflanke der Weißlahnspitze waren deutlich unsere Spuren von vorgestern zu erkennen. Um 4 Uhr 40 Min. wurden wir von Kerschbaumer wieder am traulichen Erkertisch der Gaststube begrüßt.

In Übereinstimmung mit meinen Begleitern war ich zur Meinung gelangt, daß die heute begangene Route, da fast gar keine Gerölltretereie vorkommt, viel schöner und weniger anstrengend ist als der normale Weg auf den Hohen Haunold, dabei sehr ab-

wechslungsreich und anregend, der Gipfelturm selbst allerdings nicht jedem zugänglich. In gehobener Stimmung und befriedigt über die gelungene Lösung der Wegführung durch die Südschlanke verbrachten wir den Abend, neue Pläne für den kommenden Tag schmiedend.

### Südlicher Haunold, 2836 m

Als wir am nächsten Morgen um 5 Uhr 30 Min. dem Kohlalpelktal zuschritten, waren die Berge zwar wolkenfrei, doch versprach das Aussehen des Himmels keinen schönen Tag. Ein bei der Unterhütte beginnender Kriegsweg, vor einigen Jahren wieder in guten Zustand gebracht, gestattet ein bequemes und zügiges Steigen, führt uns noch in der Waldregion beim Ursprung des Kohlalpelbaches vorbei und bringt am Abbruch des eigentlichen Talbodens in üppige Laßchenfelder ein. Vom Wandsfuß des Unterebenkofels erschallt Steingepressel und ein Rudel flüchtiger Gämsen verschwindet soeben hinter einer Felskulisse.

Nur an zwei Stellen hat das sich in den Wänden der Kohlalpelspitzen sammelnde Wildwasser den guten Weg, der sich nun am Hangfuß dieser gipfelreichen Seitenkette hinzieht, auf kurze Strecken zerstückt. Schon ziehen lichte Nebel durch die Talmündung herein. Wir beeilen uns, vor ihnen das Birkenhartel zu erreichen (8 Uhr). Frei ist noch die Schau hinunter ins totenstille Birkenal und hindüber zum trohigen Felskastell des Neunerkofels. Der frische Morgenwind treibt uns zum Felsjodel des westlich der Scharte stehenden großen Gratturmes. Verstoßen durch das Nebelziehen flirrende Strahlen der lieben Sonne spenden uns wohltiger Raft.

Ein längst geplanter Erkundungsgang in die Westflanke des Südlichen Haunolds brachte nicht den gewünschten Erfolg. So kam es, daß wir um 10 Uhr 15 Min. wieder im Birkenhartel standen, um nun in die mir schon von 1921 her bekannte Firnschlucht einzudringen, die einen kurzen, aber nicht ganz steinsicheren Zugang zur Kohlalpelkarte, ungefähr 2750 m, vermittelt. Es ist dies jene Scharte, die unmittelbar südöstlich des Haunold-Südgipfels eingetieft ist und die Kette der Kohlalpelspitzen, 2781 m, und der schlanken Innerfeldtürme von ihm abtrennt.

Die Firnschlucht erforderte infolge des in ihr lagernden weichen Neuschnees fünf Viertelstunden peinlicher und nicht ungefährlicher Tretarbeit. Ein Schuttband bringt uns von der Kohlalpelscharte rasch zum Nordgrat hinüber, durch dessen Ostflanke wir über einige hübsche Kletterstellen um 12 Uhr 15 Min. die wolkenumbrante, gespaltene Spitze des Südlichen Haunolds erreichen.

Mißmut über die Ungunst des Wetters beherrscht meinen Sinn. Bereicherung noch unvollständiger Kenntnisse über die verwirrend vielfältige Gliederung der Haunoldgruppe hatte ich mir erhofft. Geduldiges Zuwarten brachte keine Änderung, das Nebelgezücht hing mit seinen Schleiern an den Spitzen fest. Nur die Abstürze ins Röhlenbrenntal lagen frei. Da beschloß ich, den geplanten Übergang zum Hohen Haunold dennoch zu unternehmen und fand auch keinen Widerspruch bei meinen Gefährten. Um 1 Uhr verließen wir den heute so ungasstlichen Gipfel.

Da der Nordgrat weiter unten in hohen Abbrüchen abseht und auch dem oberen Kessel des Röhlenbrenntales lotrechte Wände zugehrt, wollten wir die unbekannte Ostwand des Berges von der Kohlalpelscharte aus betreten. Durch eine von der Scharte absinkende firnerfüllte Schlucht sehr steil 20 m absteigend, gewinnen wir eine kleine Schneemuße. Unter ihr droht ein Abbruch von ungewisser Höhe. Wir spreizen deshalb im Spalt zwischen dem Firn der Muße und den sie links begrenzenden Felsen hinunter bis zum Abbruch. Dort bietet sich ein Ausweg durch Quering der äußerst brüchigen Schrofenflanke gegen Norden. Schräg absteigend kommen wir in eine muldenartige Rinne, die wir bald wieder nach links gegen eine scharfe Felsrippe hin ver-

lassen. Die hier von einem Vorsprung steil nach Norden abziehende Felsrinne wird etwas schwierig durchklettert. Ein neuerlicher Quergang bringt auf die nächste Rippe, die gerades Abwärtsklettern gestattet. Noch eine Schuttmulde nach links durchschreitend und den jenseitigen Felskamm hinabsteigend, erreichen wir schließlich die untersten Schrofenhänge beim Ansatz einer Firnkehle, die nach links in kurzem Abfall auf die obersten Schneelager des Röhlenbrenntales absetzt. Durch den weichen Schnee stapfend, gehen wir noch zu einem vorgeschobenen Felsporn des Haunold-Hauptgipfels hinüber, wo wir die Schultern von der Last der Schnerfer befreien (3 Uhr 15 Min.). Westlich sehen wir den Firn bis zum R ö h l e n b r e n n t ö r l hinaufziehen. Die schräge Durchkletterung der Ostwand, die wahrscheinlich turistisch noch unbetreten war, hatte bei Seilverwendung zu dritt etwa 1½ Stunden erfordert, läßt sich aber wohl auch in der halben Zeit bewältigen.

Ich konnte es mir nicht verjagen, meine Gefährten nach kurzer Rast noch auf den S o h e n H a u n o l d zu schleppen, obwohl sie dazu keine besondere Lust zeigten. Doch damit war der „Gipfelwechsel“ vollständig durchgeführt. Auch hier oben geigt der Wind um die Klippen und neidische Nebel verwehren die Sicht. Gern steigen wir wieder zu Tal. Rechtschaffen müde überschreiten wir um 7 Uhr die Schwelle des gastlichen Schusterhauses.

### Die Kette der Koblalpeispitzen

Eine scharfe, in kühnen Spitzen und Türmen gipfelnde Felskette trennt das Koblalpel vom Röhlenbrenntal. Bis zum Jahre 1929 hörte man nichts von einer Besteigung dieser echten Dolomitgebilde. Bei meiner Besteigung des Südlichen Haunolds im Jahre 1921 fiel mir die Schroffheit dieser Bergspitzen auf, deren Selbstständigkeit und deren Klettergenüsse versprechende Gestaltung es verwunderlich erscheinen ließen, daß sie bisher so ganz und gar übersehen wurden. Wädrige Umstände hielten mich Jahre hindurch vom Besuche des Gebietes ab. Da überraschte mich bei einem Besuche des Schusterhauses die Kunde, daß eine Gruppe italienischer Alpinisten im August 1929 als erste Erschließer in diesen vergessenen Gruppenteil eingedrungen waren.

Dem durch seine zahlreichen schwierigen und schwierigsten Felsfahrten in den Dolomiten und östlich des Piave weit über die Grenzen seines Heimatlandes bekannt gewordenen Dr. Severino Casara gelang mit Bianca Cabianca und Giulio Prini die erste Erststeigung von vier der sechs Koblalpeispitzen. Von der aus dem Koblalpeltal ungeschwierig erreichbaren Scharte zwischen dem gegen das Innerfeldtal vorgeschobenen Koblalpelkofel, 2528 m, und der Ersten Koblalpeispitze wurde in schwieriger und ziemlich verwickelter Kletterei zum Teil mit Benützung des Südostgrates der letzteren angefliegen, der Gipfelaufbau links umgangen und von Norden her durch einen Ramin mit 4 m hohem Überhang ein Schärtchen, weiter über glatte Felsen schräg rechts ankletternd ein kleiner Grat und durch einen Ramin der Gipfel der Ersten Koblalpeispitze, von den Erstersteigern Juliuspitze genannt, erreicht.

Hierauf wurde der Übergang zur Zweiten Koblalpeispitze, von den Erschließern Eutinospitze getauft, die in drei Türmen gipfelt, durchgeführt. Auf den Nordturm, den höchsten derselben, soll sich die Notierung beziehen, 2781 m österr., 2782 m ital. Messung. Der Südturm wurde über die senkrechte, brüchige Südfante erstiegen, hierauf dieser Gipfel und der Mittelsturm auf der Westseite umgangen und nach Überschreitung eines Schärtchens mittels eines schräg ansteigenden Gessimes oberhalb des 400 m hohen Abgrundes der Röhlenbrennseite ausgesetzt der Gipfel des Nordturms erklimmen.

Nach Umgehung des Nordturms auf der Westseite bis zur nächsten Einschartung rollzog sich der Weiterweg quer durch die Ostwand der Dritten Koblalpel-

spitze und schließlich von Norden auf den Gipfel derselben. Beim Abstieg hielt man sich zunächst wieder nach Norden, wobei einige sehr schwierige und ausgefetzte Stellen zu überwinden waren. Die von der Scharte vor der Vierten Koblalpeispitze gegen Westen abfließende tief eingeschnittene Schlucht vermittelte im allgemeinen den weiteren Abstieg, der zum Teil noch sehr ausgefetzt und schwierig ist. Nach siebenstündiger Kletterei wurde wieder der Fußsteig des Koblalpeltales betreten.

Am 15. August 1929 wurde von der gleichen Gesellschaft und Odoardo Bonazzi auch die Sechste Koblalpeispitze, die sich unmittelbar südlich der Koblalpefscharte erhebt, erstmalig erklettert und zwar von Dr. Casara aus dem oberen Teile der zur Koblalpefscharte hinaufziehenden Firnschlucht durch einen etwa 50 m hohen senkrechten und schwierigen Riß der Nordwestflanke, während die anderen Herren von der Blockfluse in halber Höhe der Firnschlucht über eine Rampe in die Westflanke des Berges querten. Durch diese anstiegen wurde hoch oben der Südgrat und längs desselben der Gipfel, von den Ersteigern Veroneser Spitze genannt, erreicht.

Düstere Wolkenbänke schoben sich, vom Südwestwind getrieben, durch alle Täler der Zinnenhochfläche und nur die Berge der Schustergruppe drüben hinter dem tiefen Innerfeldtal waren noch frei, als ich am 20. August 1931 mit meinem alten Klettergenossen aus Vorkriegstagen, Karl Zobel, bei einem großen Block inmitten der letzten Latzchen des Röhlenbrenntales rastete. Wir sahen hinüber in das verborgene dreistufige Kar unter den Westwänden der Schusterplatte, aus dem wir vor einigen Tagen den unberührten Gipfel der Innichbacherspitze, 2602 m Lav., über deren Nordostflanke erstiegen hatten. Als schlankes Horn stellt sie sich dem Beschauer aus Nordwestrichtung dar.

Nach einer Stunde Abwartens der Entwicklung des zweifelhaften Wetters stiegen wir dann doch am Fuße der senkrechten Abstürze zu unserer Linken den langen Geröllhalden zu, die vom Röhlenbrenntal in 600 m hoher Schuttbahn herabziehen. Da griff mein Gefährte in den senkrechten Fels und hob aus einem kleinen Loch ein prächtiges Stück der seltenen Teufelskralle (*Phyteuma comosum*) heraus, die, wie er mir erzählte, in den Julischen Alpen ziemlich häufig zu finden ist. Beim mühevollen Aufwärtsschreuen über die steile Röhlenbrennhalde nickten uns die zarten Blüten des schönen gelben Bündner Alpenmohns aufmunternd zu.

Dort, wo die Anstiegschlucht des Hohen Haunolds in das Gerölltal mündet, verließen wir dieses auf der entgegengesetzten Seite und kletterten in der Ostflanke des Südlichen Haunolds zunächst über den unteren Teil des ein Jahr früher von mir gefundenen Weges hinauf, dann über sehr brüchige Schrofen mehr rechts zu einer Reihe von sandigen Rinnen, die rampenartig schräg nach links durch die Wand ziehen. So erreichten wir in bloß 35 Min. vom Gerölltal den scharfen Einschnitt der Koblalpefscharte. Ruckfäden und Püdel ließen wir dort zurück und machten uns angelehnt daran, die Sechste Koblalpeispitze von der Scharte aus zu ersteigen.

Nach einem vergeblichen Versuch, den die Scharte unmittelbar überragenden Grat in seiner Westwand zu queren, stiegen wir durch die oberste Rinne nordöstlich der Scharte zurück und dann durch die im Vorjahr schneeeerfüllte, diesmal aber ganz ausgeaperte Mulde unter der Scharfenschlucht hinüber in eine Rinne, die uns den Zugang zur Gratfcharte hinter dem Turm vermittelte. Der weiterhin sich mit äußerst unverlässlichem Fels wehrende Grat zwang uns zu einem heißen Quergang in seiner Nordostflanke. Auf und ab durch einige Schuttrinnen und über die sie trennenden Sättelungen gelangten wir in eine südöstlich gerichtete Felsrinne, durch die rasch die Trennungsscharte der beiden gleichhohen Gipfel der Sechsten Koblalpeispitze erklettert wurde. Auf dem Westgipfel, ungefähr 2800 m, fanden wir im Steinmann eine kleine Blechschachtel mit den Ersteigungsdaten der Erstersteiger, welchen wir unsere Eintragung über die erste Ersteigung von Norden beifügten.

Tiefziehende schwere Wolken wälzten sich über unseren Köpfen dahin, doch der Blick nach Südosten auf die zerrissenen Felsmauern der Fünften und Vierten Koglalpe Spitze war frei. Nach halbstündiger Gipfelrast stiegen wir in die ungefähr 60 m tiefer gelegene Scharte vor der Spitze V hinab, doch verhinderten vordrängende Bergwände die Erlundung der Abstürze gegen das Koglalpel. Etwa eine Stunde später widerhallten die Wände der von der Koglalpecharte nach Süden absinkenden Schlucht vom Klappern der Steine. Nur noch auf kurzen Strecken lag Neuschnee in der Schlucht, deren feuchter Geröllgrund sehr unangenehm begehbar war. Auf dem grünen Boden des Koglalpeltales flüchteten wir vor ausbrechendem Regen in den Schutz eines großen, vorgewölbten Blocks.

Zwei Tage darauf gelang uns die erste Erstiegung der Vierten Koglalpe Spitze. Sie erfolgte über die den letzten Rafenflächen des Koglalpeltales zugekehrte Südwestwand in 3½stündiger, abwechslungsreicher Kletterei in meist festem Fels. Der Einstieg befindet sich in ungefähr 2350 m Höhe, etwas über 2 Stunden vom Schusterhaus, bei der Mündung der rechten von zwei Blockschluchten, die am Wandfuße einen Felskopf einsassen. Der nicht leicht zu findende Durchstieg ist zum Teil recht ausgesetzt und besitzt mehrere schwierige Wandstellen, nützt aber viele schräg nach links ansteigende, leicht begehbare Bänder aus.

Unsere Beobachtungen auf dem im Gratverlauf auffallend gegen das Koglalpeltal vortretenden Gipfel brachten das Ergebnis, daß die Spitze IV von ihren beiden nördlichen Nachbarn etwas überragt wird, hingegen ihrerseits alle Erhebungen der südöstlich anschließenden Kette um ein gutes Stück überhöht. Daher scheint die Höhe 2781 eher der Höhe der Vierten als der Zweiten Koglalpe Spitze zu entsprechen. (Genauere Anstiegsbeschreibungen über die Koglalpe Spitzten enthält die S. U.-Z. 1932.)

### Gantspitzen, 2680 m, 2682 m und 2623 m

Niemlich spät erst wandte sich die Aufmerksamkeit der Alpinisten diesen drei hübschen Felsbergen zu. Fast alle anderen Berge der Gruppe — nur der Nördliche Bullkopf barnte noch seiner Würdigung — waren schon bestiegen, als auch die Gantspitzen Menschen auf ihre lustigen Felsenhäupter lockten. Viktor Wolf v. Glanvell, der in den nordöstlichen Dolomiten so bahnbrechend tätig war, hat auch an der Erschließung der Birkenkofelgruppe regen Anteil und stand mit Führer J. Appenbichler als Erster auf dem Gipfel der Höchsten Gantspitze.

Der Herbst hatte sich schon bedenklich mit Neuschnee, trübten und kalten Tagen in den Bergen eingenistet, als ich mit meinem Regimentskameraden Norbert Gatti am 25. Oktober 1914 um 7 Uhr 20 Min. von Innichen auszog, um wieder einmal zu den weiten Halden der Lahner Kiebeln aufzusteigen. Schon um 10 Uhr näherten wir uns dem Schlunde der großen Eißchlucht, die von der „ein förmliches Gebiß von Felsenzähnen“ (Glanvell) tragenden Zwölferscharte, 2594 m, herabzieht. Nichts war uns bekannt darüber, ob uns dieser Weg zu unserem Ziele, der Südöstlichen Gantspitze, führen würde. Doch unser Bergsinn ließ uns das erwarten. Der harte, glatte Firnkamm der Schlucht drängte uns stellenweise in die Randluft, die mittels Raminetechnik stemmend und spreizend überwunden wurde. Ein Stück unterhalb der Scharte öffnet sich rechter Hand eine enge, felsige Seitenschlucht, durch die wir bald die südliche Erhebung der doppelgipfelfigen Südöstlichen Gantspitze, 2680 m, erklimmen (11 Uhr 40 Min.).

Erlich und unfreundlich war der Tag. Und doch — wir waren von Gipfelglück erfüllt! Welch befreiendes Gefühl, in der Wirrsal der Kriegstage für kurze Stunden allem eisernen Zwang und allen Schauertränen entrückt zu sein! Es wurde 1 Uhr und wir wußten nicht, wohin die Zeit so schnell entwand. Weiter ging es zum Nord-

gipfel, den wir eine halbe Stunde später überschritten. Der zur Östlichen Gantscharte hinabziehende Grat bot hübsche, ungeschwierige Kletterei. In der Scharte (2 Uhr 15 Min. bis 2 Uhr 40 Min.) waren wir uns zunächst nicht klar über den Aufstieg zur *Südhänge*. Der Neuschnee täuschte uns über die Griffbarkeit der Felsen und so gerieten wir in die Nordflanke des nächsten Aufschwungs, wo wir ohne Seil bestimmt zum Rückzug geblieben hätten. Starr und gefühllos wurden die Hände beim Auspuhen der verschneiten Griffe, als wir hier geradeaus über die Wand zur Gratfortsetzung kletterten. Dann aber ging es rasch im Bogen von links her auf den lustigen Gipfel, 2682 m (3 Uhr 20 Min.).

Hier war unseres Bleibens nicht lange, denn es war empfindlich kalt geworden und die Tage waren schon recht kurz. Auf dem Rückweg zur Östlichen Gantscharte sahen wir, daß sich der Grat viel besser bis in die Scharte einhalten läßt. Schon vom Gipfel aus war uns aufgefallen, daß die *Südhänge* gleich unter den obersten Abstürzen gut gangbar ausfahen. Glanvells Route durch die kalte Nordflanke hatte heute nichts Anziehendes für uns. Wir wandten uns deshalb von der Scharte durch eine Rinne gegen Süden, doch bald zwang ein Abbruch zum Ausweichen nach links. Unter dem Abbruch gingen wir nach Westen hinüber auf leichteres Gelände. Lustig ist hier das Zutatalspringen, den deutlichen Genswechsellern über grüne Rippen und durch Rinnen folgend. Tief unten erst hemmt ein breiter, senkrechter Wandgürtel den eiligen Lauf, doch gestattet eine schöne, gegen den Fallschluß des *Birkentals* ziehende Rasenterrasse die leichte Gewinnung des Talbodens. 5 Uhr abends war es geworden, es dämmerte bereits stark und wir standen erst auf den obersten Grashügeln der uns noch unbekanntem oberen Talhälfte.

Unser Marsch durch das lichtlose Tal, über Wurzeln und Steine stolpernd, dann auf der harten Straße hinaus nach Toblach und Innichen, war noch lang und durch die Finsternis doppelt ermüdend. Doch am nächsten Morgen, draußen beim Drill auf den bereiften Wiesen, da waren wir doch so froh der gelungenen Fahrt, blinzelten hinauf zu den Gantspitzen und lachten uns zufrieden an.

Auf die *Nordwestliche Gantspitze*, 2623 m, eröffnete ich mit Hans Leiter am 3. August 1921 einen neuen, mäßig schwierigen Anstieg aus dem Birkental über die Westliche Gantscharte, rund 2400 m, und den Westgrat, der in den „Mitteilungen“ 1923, S. 50, ausführlich geschildert ist. Die Überschreitung dieses im Gratverlaufe etwas gegen Norden vortretenden Gipfels ist vielleicht die schönste von Toblach aus zu unternehmende Kletterfahrt.

#### Toblacher Neunerkofel, 2566 m

Das trapezförmige Felskastell dieses typischen Dolomitberges ist der nördlichste, weit gegen den Drauersprung vorgeschobene Hochpunkt der Sertner Dolomiten. Infolge dieser günstigen Stellung wurde er verhältnismäßig bald, schon ein Jahr nach der Erstersteigung des Haunolds, von dessen Bezwinger *Oberschneider* mit Traunsteiner und Rohrachner erklettert. Die in der vierten Auflage des „Hochtouristen“ zum Ausdruck gebrachte Unklarheit über den von Glanvell und Domenig am 7. Juli 1904 gefundenen Weg durch die *Südwestabstürze* bewog mich dazu, diesen Durchstieg aufs neue ausfindig zu machen. Es gelang mir mit Oskar Leiter im Sommer 1920, nach Erreichung des westlich vom Gipfelfloche eingeschnittenen *Neunerkriss*, etwa 2400 m, durch die drei Stunden lange Neunerreihe der Nordseite, einen sehr hübschen und überraschend wechselvollen Kletterweg durch die stark zerklüftete südwestliche Bergseite zu legen und den Gipfel in genügreicher Kletterei nach Nordosten zu überschreiten (Bergsteiger 1924, S. 349). Das schöne Hochpustertal ist ein Hauptstück des Rundblicks, der mit Haunold und Birkenkofel hochalpine Wälder ersten Ranges bietet. Überhaupt verdient der Berg die volle Beachtung der Bergsteigerenschaft.

## Birkenkofel, 2913 m, und Hohebenkofel, 2905 m

Wandert man von Niederdorf über Weiherbad nach Toblach, so erscheint im Südosten hoch über dem Höhlensteintal ein mächtiger, kühn geformter Felsberg, von seiner Nordschulter eine lange Schuttrinne gegen das untere Birkenental vorschiebend. Es ist der *Birkenkofel*. Eine wenig ausgeprägte Einsattlung trennt ihn von seinem viel zahlmeren südlichen Zwilling Bruder, dem *Hohebenkofel*. Zumeist werden wohl beide Gipfel bestiegen, denn der Übergang von letzterem auf den Birkenkofel dauert nur eine Viertelstunde, vom Sattel weg über einen unschwierigen Felsgrat. Schon *Grömann* hob den prachtvollen Ausblick auf die Sertner und Ampezzaner Dolomiten hervor. Und nicht minder berückend ist der Tiefblick zum Toblacher See und auf die liebliche Talweitung zwischen Toblach und Niederdorf. Auch im Winter ist der Doppelberg zugänglich und sah schon wiederholt Schläufer auf seinem Scheitel.

Recht spät, um 9 Uhr vormittags, kam ich am 11. Oktober 1914 vom Kasernhof in Innichen weg. Kamerad Karl Kriegerler-Wien schloß sich mir an. Um 11 Uhr schon hielten wir im *Birkenale* kurze Rast, an jener Stelle, von welcher plattige Hänge nach Süden zum unteren Ende der langen nordseitigen Schuttreihe hinaufleiten. Unser Drang zur Höhe muß groß gewesen sein, denn um 2 Uhr 30 Min. war bereits die Scharte südlich des gegen das Birkenental vorgeschobenen *Kleinen Birkenkofels* erreicht. Hier beginnt ein breites Band, das ohne Steigung in die Ostwand des Hauptgipfels hineinführt. Glatte Wände überragen es zunächst, bald aber legt sich die Bergflanke zurück, eine gestufte, breite Schuttrinne zeigt sich und durch sie wird leicht, Gemisenspuren folgend, das Gipfelhoch gewonnen. Noch eine kurze hübsche Gratklettere gegen Norden und wir stehen, stolz auf unsere durch keinen Dienst zu bändigende Bergleidenschaft, um 3 Uhr 35 Min. auf dem schmalen Gipfel des *Birkenkofels*.

Wäre uns doch eine längere Rast beschieden! Ist die Landschaft auch schon herblich matt getönt — es ließe sich so selig träumen auf der freien Höhe!

Doch die Zeit drängt, wir müssen wieder hinab ins Tal, die Nacht darf uns nicht in den Bergen festhalten, morgen früh heißt es wieder: Untreten.

Um 4 Uhr 30 Min. laufen wir über den *Hohebenkofel* hinüber und über den südwärts ziehenden flachen Schotterrücken weiter. In der Eile sehen wir nichts von den färglichen Steinraub und Farbkleger und geraten auf ein Schuttband, das schräg durch die Westwände gegen die Schafalpe zieht. Das Band geht allmählich in Schrofen über, die Kletterei wird steiler und schwieriger — schon schwebt das Gespenst eines unerquidlichen Freilagers über uns. Da entdecken wir im Abendscheine einen Kamin, der durch den Abbruch vor uns in die Tiefe taucht. Rasch versucht, solange es noch hell genug! Und — hurrah! Wir haben Glück. Tief aufatmend springen wir unten auf das Geröll westlich unter dem *Lüdele* (5 Uhr 45 Min.). Hinauf auf dieses und drüber hinab zum Hangenalpell! Die Dämmerung bricht nun rasch herein und bei der Oberhütte ist es schon völlig dunkel. Doch nun können wir beruhigt schreiten. Erfolgt die Heimkehr auch spät — wir haben ein schönes Erinnerungsblatt mitgebracht!

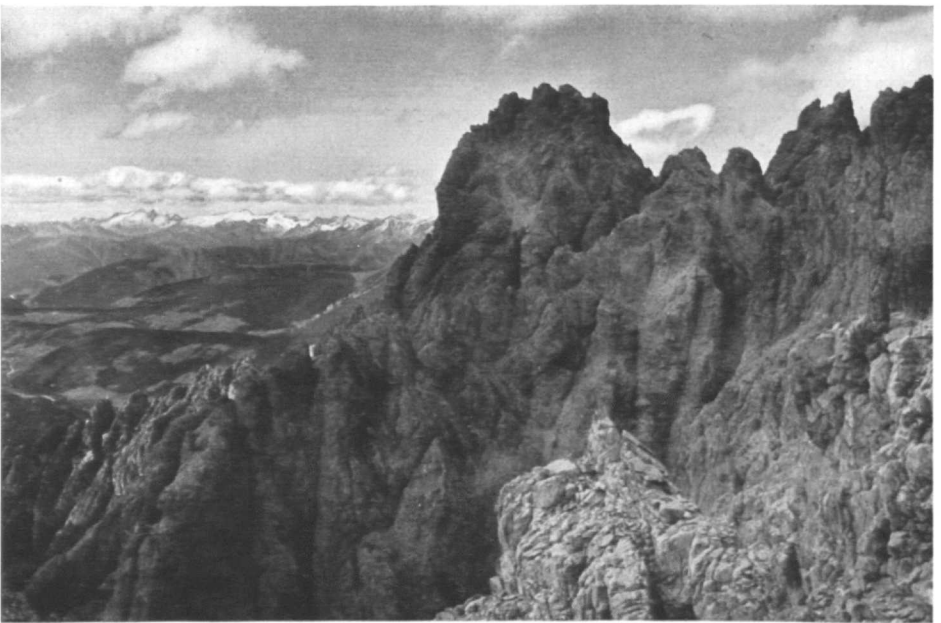
Früher als ich es geahnt hätte, nahte ich mich wieder dem Hohebenkofel. Eine bezaubernde Mondnacht lag über dem Gebirge, der Haunold stand so hell über dem Innerfeld, daß alle Falten seines steinernen Leibes hervortraten, die Felsstürme warfen scharfe Schatten. Im hölzernen Gebäude der *alten Schusterhütte* ruhten wir fünf Regimentskameraden in der eisig kalten Januarnacht, ganze Berge von Decken über uns getürmt. Morgens hatte es  $-10^{\circ}$  im Hütteninnern und erst durch ein mächtiges Feuer gelang es, das Schuhwerk so weich zu bekommen, daß die Füße hineinschlüpfen konnten.

So wurde es etwas spät, 8 Uhr 25 Min., als wir die Laufhölzer anschnallten und gegen den Talhintergrund zogen. Es war Sonntag, der 31. Jänner 1915, herrliches

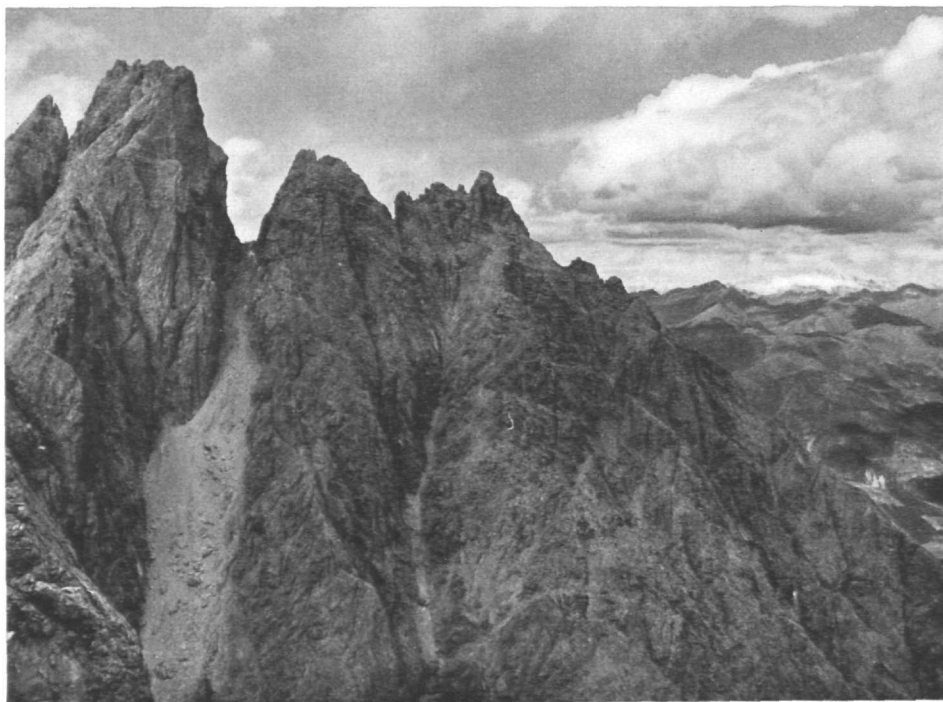




Neumerkofel und Südöstliche Gantspize vom Birkenchartel



Zillertaler Alpen und Südllicher Hamold von der Vierten Kohlalspize



Hoher und Östlicher Hamold von der Vierten Kohlaspelzspitze



Schwalbenkofel, Großer, Mittlerer und Westlicher Kautkofel vom Südlichen Bullkopf

Winterwetter, für mich ein rechtes Geburtstagsfest. Der Schnee war nicht gut, das merkten wir bald, denn schon beim Aufstieg zur Oberhütte hatten wir mit Windhärtsch zu kämpfen, in welchen die Schier mit einem Ruck einbrachen. Bei der Oberhütte verließ uns Kamerad Dr. Rigele, um unsere kürzliche Fahrt über die Schwabenalpe zu wiederholen. Gatti, Geburth, Schimpfe † und ich wandten uns nach Norden in das lange, schlauchförmige Kar, das bis knapp unter das Plateau des Hochebenkofels hinaufzieht. Das Vorspuren war diesmal harte Arbeit. Die Sonne meinte es zu gut, der Schneeglanz blendete fast unerträglich, die Schneeluft trodnete den Gaumen aus. In einer Höhe von etwa 2300 m hielten wir halbstündige Mittagsrast. Der Weiterweg sah nicht sehr einladend aus: eine schmale, steile Schlucht, an die sich östlich senkrechte, hohe Felswände anschließen, links von ihr ausgebreitete Halden, von den Wänden gekrönt, mit welchen der breite Gipfelrücken zum Kar abfällt. Diese Halden boten die einzige Möglichkeit der Weiterfahrt.

Ich glitt vorsichtig und mühsam voran. Der Schnee schien mir wenig vertrauenerweckend, die Sonne brannte mit unverminderter Kraft. Hier und da lugte ein großer Felsblock hervor, den ich gleichsam als „Wellenbrecher“ betrachtete. Dann war eine breite alte Lawine zu überqueren, deren glatte und harte Oberfläche wir freudigst begrüßten, denn hier waren wir vollkommen sicher. Trotz des anstrengenden Kantens hielten wir uns möglichst lange auf ihr. Nach einer kleinen Verflachung des Kars kam die kritischste Stelle, der fesselförmige obere Abschluß. Der Abfall ringsum ist sehr steil, meist felsig und nur an wenigen Stellen ein Durchkommen möglich. Ein abwechselnd weicher und brüchiger Schneehang mußte schief nach rechts hinauf durchschnitten werden. So kamen wir auf eine schmale, etwa 45° geneigte, ganz harte Fläche, über welche wir in der Falllinie hinaufstapeten. Jetzt waren wir endlich auf der weiten Hochfläche und erreichten eine Viertelsunde darauf die Triangulierungspyramide auf dem sauer erlängsten Hochebenkofel.

Eine überwältigende Aussicht war unser Lohn. Doch es war schon 3 Uhr 30 Min. nachmittags, und die ungünstigen Schneeverhältnisse ließen uns keine schöne Abfahrt erhoffen. Meine Stimmung war etwas gedrückt, ich drängte zum Ausbruch. Rasch waren wir am Rande der Karmulde angelangt. Die harte Fläche rutschten wir einfach mit fest aufgesetzten Stöcken seitwärts hinunter. Dann kam das unheimliche Stück. Ich fuhr gerade als Zweiter etwa 30 m hinter Gatti und achtete peinlich darauf, nicht zu stürzen. Die beiden letzten standen noch auf der harten Fläche. Plötzlich schreie ich ein scharfer Zuruf auf! Der ganze Hang ober mir, in einer Breite, die ich im Augenblick nicht übersehe, schiebt sich rauschend, Scholle über Scholle pressend, rasch gegen mich herunter. Meine Brettel sind bereits von der Masse bedeckt, ich kann sie nicht heben, es drückt gewaltig von rechts her und droht mich umzuwerfen. In der ersten Verwirrung will ich mich gegen die Riesenkraft anstemmen, doch das bringt mich noch tiefer in das Schneebrett hinein. Da schreie mir Gatti, außerhalb des Brettes stehend, zu: „Fahr ab!“ Ich stütze mich mit äußerster Kraft auf die Stöcke auf und drehe während des Geschobenwerdens die Spitzen der Schier talwärts — da geht es im Saus hinunter, der Schneestaub wirbelt mir in die Augen, ich bin fast taub und blind. Dem Himmel Dank! Ich bin draußen und rase schon die gegenüberliegende Seite der Karmulde hinauf, wo ich mit schwerem Sturz lande. Da reißt mich ein neuer Warnungsruuf auf! Auch von diesem Hang rollt ein Brett gerade auf mich zu! Ich jage wie gepeitscht weiter und bleibe erst tief unten stehen, die Kameraden zu erwarten. Aus allen Falten der Kleidung rieselt der Schnee.

Erst nach und nach kam es mir voll zum Bewußtsein, welche schwere Gefahr ich erlebt hatte. Das spielte sich alles so furchtbar rasch ab!

Endlich waren die Gefährten auch da und wir setzten die Abfahrt mit sehr gemischten Gefühlen fort. Der verdammte Hartsch riß uns noch oft aus der Bahn. Bei Einbruch

der Dämmerung fanden wir wieder bei der Schusterhütte. Unser Alleingänger hatte wohlweislich auf dem Wildgrabenjoch wieder Kehrt gemacht. Die Schwabenalpe ist bei schlechtem Schnee sehr gefährlich. Um 7 Uhr abends zogen wir in Innichen ein. Ich sah noch spät im Café Eisendle und überdachte die glücklich überstandene Möglichkeit, mein Leben auf den Tag genau mit 22 Jahren abzuschließen. —

Dreimal noch stand ich nach dem Kriege auf dem Hohebenkofel, wieder andere Seiten seiner wohlthuenden Einde kennenzulernen. Er ist für mich ein Berg des Schicksals. Im August 1924 fanden D. Chigiato, C. Tomajelli und A. Bressanin einen im Dolomitenführer Bertis beschriebenen Aufstieg von Südwesten zur Einsattlung zwischen Birkenkofel und Hohebenkofel. Dieselbe Bergflanke wurde im August 1929 von Dr. S. Casara, G. Cabianca und G. Prini auf einem Weg durchstiegen, der mit dem vorerwähnten wenigstens teilweise zusammenzufallen scheint. Beide Anstiege berühren eine auffällig weißbrüchige Felsenstelle etwa 100 m unterhalb des Gipfelsjoches. Von beiden Gesellschaften wurden 3½ Stunden ab Mitteralpsee benötigt.

### Mitterebenkofel, 2862 m Lav., und Unterebenkofel, 2569 m

Der vom Hohebenkofel zum Birkenchartel streichende Kamm erhebt sich etwa 500 m östlich des Gipfels zu einem erdig-schotterigen Hügel (Kote 2852 Lav.), an dem der zum Mitterebenkofel und Unterebenkofel ziehende Seitenkamm abzweigt. Vom Birkenkofel kommend, beging ich am 18. August 1931 mit R. Sobel, Ing. W. Braunstein und Ing. S. Wilfling diesen Kamm vom Schuttjattel nördlich des Mitterebenkofels bis zum Rasenjattel vor Kote 2369, wobei sich nirgends nennenswerte Geländeschwierigkeiten in den Weg stellten. Der Abbruch des Mitterebenkofels in die Ebenköfelscharte, zwischen ihm und dem Unterebenkofel, wurde hiebei durch eine große, durch Felsstufen gestaffelte Mulde östlich des Rammes umgangen.

Die erste touristische Überschreitung der Ebenköfelscharte, 2495 m Lav., vollführten Casara, Cabianca und Prini am 15. August 1929 in der Richtung vom Koblalpetal in das Hangenalpel, wodurch ein kurzer und sehr anregender Zugang vom Dreischusterhaus zum Lüdle eröffnet wurde.

Mit Freund Sobel lag ich am 16. August 1931 in den ersten Nachmittagsstunden unter dem Felsendach eines der großen Bergsturstrümmer im Koblalpetal, um das Ende eines Gewitterregens abzuwarten. Dann gingen wir auf einem langen, den senkrechten Wandsockel des Mitterebenkofels horizontal durchziehenden Bande, das auch schon von Casara und Genossen benützt worden war, in den versteckten Schuttkeffel östlich der Ebenköfelscharte hinein. Das Band wird von den Genssen als Wechsel benützt und ist stellenweise vom Fels weit überdacht. Wer vom Dreischusterhaus kommt, kann vom ersten latschenbewachsenen Boden des Koblalpeltales längs eines Geröllstromes noch unterhalb des „Genssenbandes“ in den Schuttkeffel aufsteigen. Dieser ist nach oben hin durch einen schwarzgelben Wandsturz gesperrt, der über unschwierige Felsstufen in der Flanke des Unterebenkofels umgangen wird. Durch eine längliche, begrünzte Mulde und über ein kurzes, steiles Hangstück kamen wir dann 1 Stunde nach dem Verlassen der höhlenartigen Überdachung des Genssenbandes auf die Einsattlung. Ohne Aufenthalt wandten wir uns dem Unterebenkofel zu, den wir über den leicht begehbaren Kamm in 20 Min. erreichten.

Ein Rudel Schafe meldete sich bei unserem Gipfelmahl aufdringlich zu Gast. Immer wieder blickten wir zur Kette der Koblalpelspitzen hinüber, deren Gipfelreichtum der Ortungsgabe rätselhafte Aufgaben stellt.

Vom Gipfel des Unterebenkofels erstreckt sich eine riesenhafte Dachfläche gegen Südosten. Sie ist zum Teil von dichtem Graswuchs, zum Teil flächenweise mit unzähligen Dolchspitzen und Keilen aus Stein bedeckt. Ein Musterbeispiel der lösenden Wirkung

des Niederschlagswassers! Über dem Innerfeldtale kochte ein schweres Wolkengedräu, als wir über das Gipfeldach in eine südseitige Bergmulde abstiegen. Unten in den steilen, dichten Latschenhängen überfiel uns nochmals ein kurzes Gewitter mit ausgiebigem Regen, das uns neuerliche Rast an niedriger Felsenstufe aufzwang. Und auf der Weggabelung beim Labeswinkel lag bewegungslos eine schwarze Schlange, die erst der Eispidel ins Buschwerk beförderte.

### Nördlicher Bullkopf, 2834 m

Es war der letzte größere Berg der Gruppe, dem Menschenfuß die Auerührtheit raubte. Wolf von Glanvell stand auch hier als Erster oben, begleitet von E. v. Graff, 29. Juli 1898. Die Erstersteiger erwählten die Ostwand zum Angriff.

Man schrieb den 2. August 1921, als ich allein vom „Waldheim“ bei den Toblacher Saghäusern um 6 Uhr morgens aufbrach, um den Nördlichen Bullkopf, einen der wenigen mir damals noch unbekanntten Berge der Gruppe, zu besteigen. Ich traf es mit dem Wetter gut. Auch fühlte ich mich frisch und schritt rüstig aus, nach einer halben Stunde von der Umpezzaner Straße bei Kilometerstein 5 nach links abbiegend. Nach ein paar Schritten kam ich an zwei mächtigen Granattrichtern vorbei und etwas später an der Sennhütte am Fuße des Steilhangs. Den Beginn des steilen Fußsteiges, der überall gut zu finden ist, wenn man den Anfang einmal hat, verrät ein alter, grauer Baumstamm. Es steigt sich prächtig durch den morgenfrischen Wald. Meine Beine sind heute wie beflügelt. Den Ruck versorge ich im Rucksack und lasse die kühle Luft meine Brust umfächeln.

Der Steig überschreitet den Graben nach Süden und führt am Nordhang des Schafalpenkopfes, 2194 m, empor. Über eine Felswand ergießen sich zwei kleine Wasserfälle, nach denen sich der Pfad einen steilen Hang hinauf windet, auf dem massenhaft der giftige Fingerhut blüht. Im Norden zeigt sich jetzt schön der Hochgall und unten im Tal der Toblacher See. Von der Waldschulter auf dem Ramm westlich des Schafalpenkopfes genieße ich wieder den eindrucksvollen Tiefblick auf die weiße Talstraße, über der sich mächtig das Massiv des Dürrensteins aufbaut, von der Morgen Sonne grell beleuchtet. Wie sie glänzen und loden, diese kalkweißen Wände!

Heute treffe ich die wolligen Bewohner der Schafalpe schon beim ersten Wiesenfeld im Graben südlich der Rote 2194. Sie wollten mir folgen, doch wurde ich sie mit Hilfe eines Stedens bald los. Ein anderes Rudel wanderte dann doch bis zum Mitteralpele mit. Ohne Aufenthalt bei dem ernst stimmenden Seelein stieg ich rüstig die nachgiebigen Schutthalden zum Lüdele, 2530 m, empor.

Auf sonnigem Rasenplatz ließ ich mich hier um 9 Uhr zu halbstündiger Frühstückerast nieder. Vom Hang einige Schritte nordöstlich des Foches ist der Schwalbenkosek zu sehen, gewaltig und abweisend aufragend, ein Anblick, der das Herz jedes Bergfreundes höher schlagen läßt.

Über die Schutthalden südwärts querend, kam ich auf weniger nachgiebiges Gelände, mit Rasenpäckchen durchsetzt, die den Anstieg zur Ostwand hinauf erleichtern. Unter der glatten Mauer hielt ich mich nach links gegen die Ausmündung einer eisgefüllten Schlucht. Das war die Einstiegschlucht der Erstersteiger. Doch ich wollte sie, ohne Eispidel und Steigeisen gehend, vermeiden und umging daher den Felspfeiler, den die Schlucht vom Bergmassiv abspaltet, im Süden. Dort kam ich an die gegenläufige Schlucht des Pfeilers. Um das Verbindungshärtchen der beiden Schluchten zu erreichen, mußte ich den Absturz des Pfeilers gegen die südliche Schlucht queren. Bröcklig, sandig war hier das Gestein, der Alleingänger zögerte, sich ihm anzuvertrauen. Ich maß den Abstand zur gegenüberliegenden Schluchtwand — kein Ausweg! Außerst be-

hustam, mit der Langsamkeit einer Schnecke, schob ich mich Schritt für Schritt weiter, jeden Halt genau prüfend. Herrgott! Wenn dieser in den Sand gepresste Stein jetzt unter meinem Tritt nachgibt! Endlich ist es geschafft, ich stehe im Schärtchen. Hier gehe ich für keinen Fall wieder zurück!

Nun steht der Berg mit steilem, nicht unerschwerigem Fels an, zunächst mit einer kurzen, leichten Felsrinne, auf welche nach links hin von schmalen Bändern unterbrochene Wandstellen folgen. Ein gutartiges Band und Terrassensysteme führen mich dann ziemlich steil rechts aufwärts, meist über Schuttlagen, bis es etwa 50 m unter dem Gipfel besser erscheint, nach links abzuschwenken, wo über leichte Schrofen der Südgrat und auf ihm nach wenigen Metern der Gipfel erreicht wird.

11 Uhr war es erst. Von der Straße weg hatte ich für 1550 m Erhebung knappe vier Stunden benötigt, trotz der bösen Schlucht am Fuße der Wand. Ja, das Allein-gehen!

Gute Lichtverteilung in der Landschaft belohnte durch schöne Augenweide die aufgewandte Mühe. Breit und trohig baut sich gegenüber der Südliche Bullkopf auf. Wie immer aus dieser Richtung, entzündet mich die hohe, schlank aufstrebende Felsgestalt der Dreischuferspyke. Und meine vielen alten Bekannten ringsum nehmen sich, von dieser Warte gesehen, recht gut aus.

Nach drei Viertelstunden seligen Schauens verließ ich meinen einsamen Euginland und fand mich im Bidzad ohne Schwierigkeiten über den meist schuttbedeckten Südwestabfall des Berges und schließlich durch eine Rinne zu jener Schuttrinne durch, die von einem nördlich stehenden, abgespaltenen Pfeiler herabzieht. Die Schuttrinne brachte mich nach Süden hinunter, an einer links befindlichen gelbroten Höhle vorbei. Dann betrat ich geröllige Schrofen, auf die in bedrückender Wildheit die senkrecht eingeschnittene Nördliche Bullspitze niederschaut. Über den von ihr herabflutenden Geröllstrom sprang ich in großen Sätzen zu Tal. So war ich rasch auf dem Hügelgelände der Schafalpe und folgte einer Markierung, die mich westlich um den kleinen See herum führte. Im Schatten eines Riesenblocks, der vor langen, langen Zeiten die Felsburg des heute besuchten Berges krönte, lagerte eine Schafherde, die, als ich plötzlich um die Ecke bog, entsetzt aufsprang und davonsob, um mir aber alsbald zu folgen, als ich meinen Weg fortsetzte.

Auf einem schönen Rasenplatz, im Anblick der über dem Höhlensteintal aufragenden grünen Grasberge Rasmus und Sarkofel, hielt ich bei sturmtrohenden Wetterzirben Rast. Die Schafe ästen um mich her — es war so mild und friedlich auf der hohen Alpe, auf der ich noch nie einen Menschen antraf, den ich nicht selbst heraufgeleitet hätte. Und ich war glücklich!

### Südlicher Bullkopf, 2854 m

Auf diesem Berg betreten wir zum erstenmal in der Birkenkofelgruppe den klassischen Boden der Tätigkeit Michel Innersöflers. Denn kein Geringerer als dieser Pionier aus der ruhmreichen Führersippe seines Namens war es, der 1879 Baron Roland Eötvös auf den jungfräulichen Gipfel führte. Die Besteigung erfolgte jedenfalls über den leicht begehbaren Südgrat, der den Berg in eine Reihe mit den zugänglichsten Gipfeln des Gebietes, Hohebenkofel und Birkenkofel, stellt. Über diese Harmlosigkeit täuscht der Berg den flüchtigen Beschauer gründlich, denn nach Westen und Norden stürzt er in lotrechten Wänden ab und auch die steile Ostflanke sieht keineswegs zahm aus. Durch diese fand Feldkurat Joseph Hosp am 4. August 1917 einen nur mäßig schwierigen Anstieg, der den Berg in den näheren Turenbereich des Schusterhauses rückt.

Bei meiner Erstbesteigung des Südlichen Bullkopfes im Juli 1921 war ich überrascht,

auf dem Südgrat keinerlei Schwierigkeiten zu finden. Der ganze Aufstieg vom Mitteralpsee zur Spitze hatte bloß etwas mehr als 2 Stunden erfordert, wovon eine halbe auf die eigentliche Gratbegehung entfiel. Die alte Auflage des „Hochtouristen“ hatte nichts über Schwierigkeit und Zeitaufwand verraten.

Die Rundschau auf die Sertner und Impezzaner Dolomiten ist auch von diesem Gipfel sehr lohnend. Fesselnd ist der Blick auf den Schwalbenkofel und prächtig tritt die Cristallogruppe hervor.

### Schwalbenkofel, 2868 m

Auch die Besteigungsgeschichte dieses Berges wird mit den in den Sertner Dolomiten überall auftauchenden Namen Innerkofler und Ederböck eingeleitet. Der mächtige, unzugänglich scheinende Felsenriese besah 34 Jahre lang nach seiner im Juli 1878 gelungenen Eroberung nur eine einzige Anstiegsroute, über deren Verlauf überdies keine Beschreibung vorhanden war. 1912 legte ein Mann Hand an unseren Berg, der mit seinen Großtaten in den Ost- wie Westdolomiten unvergänglichen Lorbeer errang. Hans Dülfer hatte die Ostwand des Schwalbenkofels entdeckt und machte sie zur schwierigsten Tur der Gruppe. Verti nennt sie „ein Juwel im Kränze Dülfers“. Vier Jahre später wurde der dritte und bisher letzte Anstieg auf den Berg gefunden, als Kurat Hosp mit Franz Lang den Nordgrat erkletterte.

An Bedeutung und an Schönheit der Besteigung steht der Schwalbenkofel kaum hinter Haunold und Birkenkofel zurück, an Ursprünglichkeit läßt er nichts zu wünschen übrig. Mich reizte besonders das Rätsel seines Innerkoflerweges und es gehört zu meinen schönsten Erinnerungen, den über die Südwestflanke gebreiteten Schleier gelüftet zu haben (Vergsteiger 1924, S. 358). An jenem Augusttage des Jahre 1920 beherrschte mich das wehmütige Gefühl des Epigonen, dem nur übrigblieb, den Ruhm der ersten Bahndreher zu verkünden.

### Rautkofel, 2822 m, 2800 m Sav. und 2740 m

Der breitfußende Stod des Rautkofels, aus dem Verlaufe des Hauptzuges der Gruppe nach Westen abschwenkend, ist allem Anschein nach noch heute der einsamste Teil der einsamen Birkenkofelgruppe. Über die erste Besteigung des Hauptgipfels besteht Ungewißheit. Wahrscheinlich war auch hier ein Innerkofler der Erschließer des Berges. 1901 wurde der Große Rautkofel, 2822 m, durch Doménigg, v. Glanvell und v. Saar über die Ostwand erklettert. J. Hosp lieferte eine Beschreibung des Anstiegs aus dem Bulltal über die Westseite.

Um den Hosp'schen Aufstieg von Osten her zu erreichen, stieg ich am 14. August 1931 mit Freund Sobek vom Wildgrabenjoch über den atemraubenden Schuttshinder zum Schwalbenjöchl hinauf. Auf dem alten Patrollenwege gingen wir dann am Fuße der rotbrüchigen Wände des Gipfelflades dahin und überschritten dabei zwei südwärts vorgeschobene kleine Bergschultern. Hierauf vermittelte eine steile Schuttrinne den Aufstieg zum Ostlichen Rautschartel (ungefähr 2700 m). In der schmalen, unbedeutenen Schartenkehle sahen wir mit Staunen, daß sich östlich, gegen den Hauptgipfel hin, der Berg mit einer etwa 100 m hohen, sehr schwierig aussehenden Wand erhebt, in die Ramine eingerissen sind. Leider verwehrt schon Nebel zeitweilig den Einblick in die oberen Teile der Wand. Wir beschloßen daher, zunächst auf den westlich benachbarten Gipfel hinaufzusteigen. Dieser geht steil an. Wir nahmen Seil und Kletterschuhe, die anderen Sachen blieben in der Scharte.

Ein Stück über der Scharte befindet sich ein senkrecht, etwa 3 m hohes Wandel,

das gar nicht leicht zu nehmen ist, weil das oben gelegene Band keine Griffe aufweist. Das Band führt nach rechts um eine Ecke, hinter welcher bald leichte Schrofen ansetzen, die schräg gegen links hinauf durchstiegen werden. Der Gipfel des so erreichten Mittleren Rautkofels, 2800 m Lav., besteht aus zwei etwa eine Seillänge voneinander entfernten Felskluppen. Leider vereitelten die Wolken, die auch unseren Berg nunmehr von Süden her einhüllten, während der mehr als einstündigen Gipfelrast jeden weiteren Ausblick und besonders die genauere Erkundung des Großen Rautkofels. Hesp sind Einzelheiten des Zugangs zur Westseite des Gipfelturms, vor dem noch der zum Ostlichen Rautschartel absehende Abbruch der Westschulter vorgeklammert ist, nicht mehr erinnerlich, so daß nur neuerliche Fahrten Licht in gewisse Unklarheiten der Wegbeschreibung bringen können.

Über den Westlichen Rautkofel, 2740 m, der vom Mittleren durch das Westliche Rautschartel getrennt wird, ist nichts bekannt. Wegen das Höhlensteintal vorgeschoben ist das Rautwaldköpfel, 2607 m Lav., welches das Kleine Wildgrabenjoch auf dessen Westseite nur mehr wenig überragt und vom Joch wie auch über die Südseite leicht zu ersteigen ist. Der vom Schwalbenjoch hoch durch die Südhänge des ganzen Rautkofelmassivs ziehende versicherte Kriegsweg dürfte nunmehr schon zum Großteil verfallen und nicht leicht zu begehen sein.





# Schifahrten in den Saalbacher Bergen

Von Hanns Barth, Prof. Karl Lursky † und Ing. Rolf Werner, Wien

## Einleitung

(H3) Schon vor reichlich 30 Jahren hat mir mein seliger Bruder Otto von idealen Schibergen vorgeschwärmt, einer Entdeckung, die er bei seinen Studienwanderungen mit ein paar Kameraden gemacht hatte, darunter besonders Ludwig Geißler, der nachmalige Vorstand unserer akademischen Sektion Wien, der seitdem ein treuer Anhänger und Förderer Saalbachs geworden war und sogar seine letzte Ruhestätte dort gefunden hat. Mein Bruder gab nicht nach, mich zu einem Besuch zu drängen, bis ich mich endlich hierzu bereit erklärte, dieses gelobte Schiland aufzusuchen.

Damals war ja das Schneereich der noch spärlichen Schiläuser ziemlich beschränkt. Im „Reich draußen“ hatten sie den Schwarzwald, bei uns in Osterreich anfangs den Wiener Wald um Pöhlensdorf, die Höhen um Müzzzuschlag, Pretul und Stuhled; später das Gebiet um Liliensfeld, das durch Ibarskys erfolgreiche Schule seinen Ruf bekam. Dann erstand Rißbühl; Mitterndorf am Grimming gewann mit seinen drei Lieblingsbergen: Lawinenstein, Hochmühlegg und Rampl eine treue Anhängerschaft; Murau mit seinem Gipfelkranz kam hinzu, und endlich der Arlberg. Damit glaubte man alles Schiland in den Ostalpen erschlossen zu haben und brachte weiteren Entdeckungen angeblicher Schiparadiese Mißtrauen entgegen.

In solcher Stimmung fuhr ich also Anno dazumal von Zell am See im Schlitten gegen Maishofen, der Mündung des Glemmtales zu und dann talein, ohne anfangs lust vom Anblick der waldigen Flanken als Schiläuser begeistert zu sein. Mit Erreichen Saalbachs, in der Längsmittle des Glemmtales gelegen, kam ich jedoch zu besserer Meinung; denn als wir bei der Wirtswitwe im „Neuhaus“, die sich später den Ehrennamen „Mutter Huber“ erwarb, einquartiert waren und durch die Fenster ringsum ein herrliches Schneefeld sahen, da leuchteten die Schiäugen auf, wie sie es noch heute tun, wenn ich den Namen Saalbach höre.

Vor der Wirtschaftstüre lodte die prächtigste Übungswiese, die Schituren begannen morgens im Hausflur und endeten abends wieder dort. Wahrlich, man konnte sozusagen aus dem Bett in die Schier schlüpfen! Und ohne abzuschnallen draußen auf einem im Schnee stehenden Tisch tafeln oder jausen! Voraus ging's empor zum nördlichen Angrenzungs-Kamm, der vom „Schanzl“, dem Übergang von Pfaffenschwendt her, gefaltet, über Wohlmaiskopf, 1794 m. — Wildenkarlköpfe, — Schönleiten, 1885 m. — Anjiskogel, 1917 m, bis hinaus zur Saußeige, 1914 m, der östlichen Endkuppe ober Maishofen, sich erstreckt. Hintaus stiegen die Hänge an, die zum Reiter- und Bärnkogel hinaufgelangen ließen, mit denen als Beginn der Nordkamm vom „Schanzl“ gegen Westen zieht, bis zum Henlabjoch, 1866 m. Und im Süden Saalbachs steht der Schattberg mit seinen „ewigen“ Pulverschneehängen, ein kapartig vorgeschobener Ast des Pinzgauer Rammes, der südlichen Einfassung des Glemmtales. Heute ist Saalbach ein Winterportplatz von wohlbegründetem Ruf, mit regelmäßiger Kraftwagenverbindung von und zur Bahn, reichlicher Herbergsmöglichkeit im Tal und auf den Höhen. Dennoch ist Saalbachs Ursprünglichkeit nicht völlig verloren.

Reiter-, 1820 *m*, und Bärnfogel, 1735 *m*, sind auch heute noch beliebte Kurzfahrten wie damals. Das heißt aber nicht, daß sie kurze Fahrt bieten, o nein, sie sind vom Gipfel bis ins Tal, fast völlig waldfrei, Genußstrecke. Aber man kann sie um dieses Genußes willen vormittags und nachmittags befahren, also zweimal am Tag die Wonne ihrer Abfahrt erleben, denn der Aufstieg dauert nur 2—2½ Stunden. Ob man von Saalbach aus über die Eibingalm oder vom Akademikerhaus in Hinterglemm über die Reiteralm ansteigt, der Weg ist leicht zu finden: Man steuert von den genannten Almen dem Sattel zwischen beiden Bergen zu und steigt von dort auf diesen oder jenen Gipfel, oder auf beide nacheinander. Und hat man sich an der schönen Rundschau genug ergötzt, kann man im Schuß oder mit wonneverlängernden Serpentinaen ins Tal zurückkehren. Reichendlkopf, Zwölfer und Penhab waren damals noch Gipfelziele, die schon länger dauerten.

Am längsten war aber die mit Recht berühmte Fahrt nach Leogang über den Ansfkogel, die damals zumeist die Heimfahrt von Saalbach, den Schiweg zur Bahn bedeutet hat. Diese Fahrt steht noch heute — ein glänzendes Juwel — lebhaft in meiner Erinnerung. Wir spurten von Saalbach nordöstlich am Gehänge hinan, bis wir die Höhe des Kammes erreicht hatten, der fast immer günstig verschnit, nur einmal sich gratartig verengert.

Auf und ab glitten wir dahin, stets im Süden die Sicht auf die Kette der Hohen Tauern, im Norden auf die Kalkalpen vom Kaisergebirge und Leoganger Steinberg über das Steinerner Meer bis zum Hochkönig und Dachstein. Von der Schönleiten ging's im Schuß in den Sattel vor dem Ansfkogel hinab, wo heute eine Schutzhütte steht, dann folgte der einzige schärfere Anstieg auf die Höhe des weit schauenden Ansfkogels, von dem wir auf einen nördlich streichenden Seitenkamm abbogen, der sich stellenweise auf kurze Dauer zum Grat schärft. An einer tief im Schnee versteckten Alm vorbei, die heute Schutzhütte ist, kamen wir zu einem großen grauen Holzkreuz, das sich von einem großartigen Hintergrund abhebt: von der Südwand des Birnhorns, die, von Kopf bis Fuß sichtbar, sich mit ihrer Wildheit förmlich brüstet.

Und nun begann die unvergeßliche, herrliche Abfahrt. Durch schütterten Baumbestand hinab auf einen Sattel, ostwärts uns wendend, vermieden wir einen toten Wald und fuhren ein Stück talab — aber nicht zu weit! —, kamen dann, links haltend, bald auf die Hänge des Schwarzachtales hinaus, und nun gleitet man immer über offene Wiesen gegen Norden flott hinab. Wo der stets links bleibende Waldkamm endet und die Sicht auf Leogang frei wird, fährt man entweder zum Ort gerade hinab, oder man hält sich ober dem Pirzbichlgehöft links, strebt einer großen Säge zu, nach der man, die Talsohle überquerend, dem Stationsgebäude am jenseitigen Talhang droben zusteuert.

Mag auch der tote Wald seitdem geschlagen worden, der nachgepflanzte Jungmais zum Hochwald herangewachsen sein, die berauschte Hangfahrt von 5 *km* Länge und 1000 *m* Höhenunterschied wird noch immer jeden standfesten Schiläufer entzückt aufjubeln lassen.

Heute sind jedoch die Besucher Saalbachs nicht nur auf diese paar Fahrtenziele angewiesen. Alle Gipfel in der Umrahmung des Glemmtales sind nun schon auf ihre Schitauglichkeit geprüft worden. Und darüber wollen die nachfolgenden Abschnitte Aufschluß geben, um die Qual der Wahl zu vermeiden.

### Schmittenhöhe, 1968 *m* — Pinzgauer Spaziergang

(E) Die Schmittenhöhe ist der Salzburger Nigl. Kein Wunder, daß die weltlingschauende Berggruppe im Sommer ebenso wie im Winter alljährlich von vielen Tausenden aus aller Welt besucht wird, namentlich seit Erbauung der neuen Seilsewebebahn, die in einer Viertelstunde 1200 *m* hoch zur Spitze emporhebt.



Blick vom Kohlmaisfopf auf Hohen Tein und Wiesbachhorn



Blick von der Kollingalm auf Hochfogel, Sonnberg, Medalfogel, Zwölfer und Penhab



Blick vom Reichkendlkogelhang auf Schattberg, Glemmer und Saalbachkogel

Bei den Schläufern steht die Schmittenhöhe mit Recht in großem Ansehen; denn sie gehört zu den dankbarsten Zielen im weiten Bergkranz der Kitzbüheler Alpen. Ausgedehnte Almböden und sanft geneigte Weideflächen in nächster Nähe des bewirtschaffeten Berghotels bieten dem Anfänger günstige Gelegenheit zu leichten und kurzen Übungsfahrten. Den vorgeführten Läufer aber laden zwei lange Abfahrten nach Zell, von denen die eine meist auch im März noch stäubenden Pulverschnee aufweist. Und wem es Freude bereitet, stundenlang auf weithinschauender Höhe durch ein Meer von Licht und Lust dahinzuwandern, der folge dem „Pinzgauer Spaziergang“. Diesen treffenden Namen führt der breite und leicht befahrbare Scheiderücken zwischen dem Salzach- und Glemmtal, der eine ganze Reihe sanfter Almkuppen trägt, die man auf der langen Kammwanderung mühelos „mitnehmen“ kann und wohl der schönste Zugang in das schneereiche Berggebiet von Saalbach ist, da von seiner licht umflossenen Höhe mehrere schiffige Abfahrten in das hermetisiereweise Glemmtal hinableiten.

Verächter der Seilbahn zur Schmittenhöhe benötigen zum Anstieg auf diesen schönen Gipfel den üblichen Sommerweg. Hochstämmiger Fichtenwald bedeckt den mächtigen Fuß des weithinschauenden Berges und ein meterbreiter Weg kriecht in langen Schlangenwindungen zwischen den harzdunstenden Baumriesen hinan. Die erste Hälfte des Anstieges hat man mit der ober der Waldgrenze stehenden gastlichen „Mittelstation“ hinter sich und jeder Schritt nach oben erweckt die Fernsicht auf die nahen Firnhäupter der Tauern. Auch der königliche Großglockner, der höchste Berg der österreichischen Alpen, fehlt nicht unter den schneeüberstäubten Hochspitzen, doch wichtiger als alle anderen Gipfel erscheint das truhlige Kitzsteinhorn, das als scharf umrissener Dreifant in den Himmel emporwächst. Während sich stets neue Berge hinter- und nebeneinander schieben, schleifen die nordischen Holzschienen langsam über die userlosen Schneehänge bergan, bis der Anstieg auf dem ragenden Ziel sein natürliches Ende findet.

Zwei vielbenützte Abfahrtslinien führen von der Schmittenhöhe nach Zell. Die eine folgt dem Anstieg bis zur „Mittelstation“ und vermeidet den unteren, schneeschuhfeindlichen Waldgürtel, indem sie über die Ebenbergalpe das Tal gewinnt. Die andere leitet über den nördlich vorgelagerten Saleinsbachtopf, 1932 m, und das schmutze und hochgelegene Bauerngehöft „Hochjallach“ in die blaue Tiese. Beide Fahrten sind genussreich. Die letztere allerdings nur zu früher Tagesstunde, wenn sich der sonnerweichte Schnee noch nicht in Harscht verwandelt hat.

Wer über den Pinzgauer Spaziergang in das Saalbacher Schiland gelangen will, fährt vom gastlichen Berghotel auf der Schmittenhöhe den roten Marfen entlang über die unbedeutende Almkuppe des Kettingkogels, 1869 m, zur flachen Kesselscharte, 1851 m, hinab. Der breit aufgebaute Maurer-, 2074 m, und Kohralpenkogel, 2026 m, wird überschritten, bald nachher aber weichen die leuchtenden Wintermarken von der breiten Kammhöhe ab und schlängeln sich in den ausgedehnten Schneehängen der Süßseite um den steilen Gipfelbau des Gern-, 2178 m, und Zirmkogels, 2215 m, herum. Der Hochkogel, 2255 m, schiebt einen mehrgipfeligen Kammrücken nach Norden gegen das Glemmtal und beherrscht mit seinem letzten Ausläufer, dem Schattberg, die ganze Umgebung von Saalbach. Noch vor dem steilen Aufschwung zu seiner schroffen Bergspitze verlassen die roten Winterzeichen endgültig die Kammhöhe und führen den Schläufer über die Stiegeralpe, hinab in den Schwarzachgraben und zur Akademikerhütte.

Fünf bis sechs Stunden beansprucht die aussichtsreiche und genussvolle Wanderung von der Schmittenhöhe zum Beginn dieser zügigen Abfahrt und ebenso lang rechnet man für den restlichen Teil des „Pinzgauer Spazierganges“ zum Gaisstein. Hat man den Hochkogel, Medalkogel, 2102 m, und Sonnenberg, 2228 m, überschritten, so tragen uns die Schier in ein paar Minuten durch weite Mulden hinab zum Sommertor, 1962 m. Der steile und wächtegekrönte Grat über den Rabentopfkogel, 2077 m, zum Manitzkogel, 2250 m, erheischt ebensoviel Mühe wie Vorsicht und Achtsamkeit. In der Nähe des Mittagkogels, 2096 m, oder unweit der Murnauercharte, 1967 m, wendet man sich gewöhnlich in die meilenweiten Weideflächen der Südseite, um eine der vielen Almsiedlungen ein paar hundert Meter unter der Kammhöhe zur Rächtigung zu benutzen. Den Gaisstein, 2366 m, den höchsten Gipfel der Glemmtaler Alpen und Endpunkt des ganzen Höhenzuges erreicht man dann erst am folgenden Tag, da die Seit im Winter nicht ausreicht, um an einem Tag den ganzen Spaziergang zu überschreiten und noch vor Einbruch der Dunkelheit ins Tal abzufahren.

### Sonnenberg, 2228 m

(Z) So selten wie der Sonnenberg wird vielleicht kein anderer Berggipfel im weitausgedehnten Saalbacher Schiland im Winter betreten. Daß die Steilstufe unter der Lämperbichlalse milder Gelübte von der Besteigung abschreckt, ist leicht einzusehen. Daß aber auch von den vielen guten Läufern, die alljährlich die Akademikerhütte besuchen, nur ausnahmsweise einer den Weg zu seiner hochaufragenden Spitze findet, erscheint unverständlich und nicht gerechtfertigt. Der Sonnenberg verdient ohne Zweifel größere Beachtung als ihm bisher zuteil wurde.

Der düstere Schwarzachgraben, der unweit der Akademikerhütte in das Glemmtal mündet, erschließt uns einen schönen Zugang zu den weitenweiten Almböden des Berges. Wo der sonnengeschützte Graben flacher wird und seine tiefingeschnittene Sohle nur mehr unmerklich in dem schneevertummelten Hochwald ansteigt, schlüpft man gewöhnlich in die Bindung.

Als ich vor etlichen Jahren mit zwei treuen Berggefährten diesen einsamen Weg ging und nach einsündiger Waldwanderung in das freie Gelände hinaustrat, machte der Himmel ein recht griesgrämiges Gesicht. Trotzdem dachten wir nicht daran, unseren Plan aufzugeben, sondern wanderten noch ein gutes Stück weiter talein und wechselten an geeigneter Stelle auf die andere Seite des Baches. Aber die jenseitigen Hänge, die der Stoffengrundalpe gegenüber liegen, führt nämlich der weitere Anstieg. Nur ein paar kleine Felsen blauen Himmels werfen ihren Abglanz auf das winterliche Kleid der Berge. Da und dort kriecht bleigrauer Nebel an den Tallehnen hin und schleicht langsam in die Höhe.

Eine Weile lang hüllt der Nebel auch uns drei in seinen feuchten Dunst, dann aber zerbricht er plötzlich. Obgleich uns noch ein mühsamer Steilhang von der Lämperbichlhalpe trennt gewinnen wir rasch an Höhe.

Bei den einsamen Holzhöhlen der Alpe halten wir kurze Rast. Die weiten und flachen Almböden oberhalb von ihr baden sich alle in der gleißenden Lichtflut der Sonne. Nur ein paar dunkle Wolkenschatten ziehen eilends über die weißen Hänge, während unsere selbstbewehrten Hölzer schuttiefe Spuren in den lockeren Schnee zeichnen. In einigen wenigen schwach ansteigenden und weit ausgreifenden Schleifen nähern wir uns rasch dem sanftgeschwungenen Sattel im Westen des Berges und schlendern jenseits der sonnumflossenen Kammhöhe über die leicht begehbaren Schneehänge zum weithernen Gipfel.

Abfahrt! Wie viel Lust und Sonne liegt in diesem schlichten Wort! Lautlos im taubenweißen Flaumschnee dahinzutollen ist ebenso unbeschreiblicher Genuß wie das knisternde Hinabtauschen durch einen kristallreinen Raubreiß. Wenn aber gar eine handhohe Schichte von frisch gefallenem Pulver auf harter Unterlage das Gelingen aller Schikünste erleichtert, dann kehren die Jünger der weißen Kunst alle mit hellen Augen und frohen Gesichtern ins Tal zurück.

### Manitzkogel, 2250 m

(S) Weihnachten. Um die Zeit des Jahreswechsels ist der Winter ein recht launischer Geselle. Liegt schon meterhoher Schnee in den Alpentälern, dann kann auch der wildeste Föhn dem Winterkleid der Berge nichts mehr anhaben, neuer Schnee aber schwindet unter seinem Feueratem oft in wenigen Stunden dahin und grüne Matten entstehen dort, wo eben noch hermelinweiße Hänge das Auge des Schiläufers erfreuten.

Wer den Manitzkogel besteigen will, wählt die Akademikerhütte als Ausgangspunkt und kürzt dadurch die Anstiegszeit um die mehr als dreiviertelstündige Straßenvanderung von Saalbach zur Mündung des Schwarzachgrabens. Der düstere Waldweg, der den Schiläufer hier aufnimmt und zwischen den steilen Hängen zu beiden Seiten der Talsohle bergwärts leitet, wird nach etwa einsündigem Anstieg verlassen. Ein breiter Almweg windet sich im Sidrad über die baumlosen Hänge zur Rechten empor. Bei hoher Schneelage ist von dem gut erhaltenen Karrenweg nichts zu sehen. Erst bei den wetterbraunen Holzhöhlen der Stoffenalpe, wo Sonne und Wolkenschatten ihr buntes Spiel miteinander treiben, beginnt das unumschränkte Reich des Winters.

Alles Leben hat er auf den welligen Weideflächen mit seinen weißen Leihentüchern aus Schnee erstickt. Nur der Mensch trägt sein Leben durch die unwirkliche Einöde der winterlichen Hochwelt lachend zum Siege.

Hat man die Stoffenalpe hinter sich, so ist auch bald der breite Kamm gewonnen, der Schwarzach- und Vogelgraben voneinander scheidet. Sein steiler, aus großen Trümmern und Schieferplatten zusammengesetzter Bergrücken ist meist abgeweht und zwingt den Schiläufer zum Ablegen der Schier. Er rammt sie im Schnee fest und steigt langsamen Schrittes auf lustiger Kammhöhe empor. Ein paar breite Wollenstreifen durchsetzen den blauen Himmel als ich vor etlichen Jahren diesen einsamen Weg ging. Eine unendliche Ruhe lag über der winterweißen Bergnatur und kein Lüftchen regte sich auf dem weitinschauenden Grat, der bei einer namenlosen Bergkuppe (P. 2193) in den Pinzgauer Spaziergang einmündet. Ganz unvermittelt fällt der Blick jenseits in die blaue Tiefe des Salzachtales, das ganz übersät ist mit winzig erscheinenden Dörfern. Im Osten aber erhebt sich die nahe Spitze des Manitzkogels, die man über den ungeschwierigen Verbindungsgrat in kurzer Zeit erreicht.

Die Abfahrt auf dieser Route ist ein Hochgenuß, wenn manns hoher Schnee Berg und Tal bedeckt und die Almhütten kaum mit den Dächern aus dem puderweichen Weiß emporragen.

## Zwölferkogel, 1984 m — Hohe Penhab, 2115 m

(E) Im Bereich jedes alpinen Schutthauses gibt es einen Gipfel, der die meiste Anziehungskraft auf die Hüttenbesucher ausübt. Der Hausberg der schmutzen Akademikerhütte ist der hochaufragende Zwölferkogel und mit vollem Recht; denn er besitzt alle guten Eigenschaften, die man von einem berühmten Schiberg fordern kann. Der lawinensichere Anstieg beginnt in unmittelbarer Nähe des Hauses und führt rasch und mühelos über sanftgeneigte Wiesen und weitausgedehnte Almhöden zur breiten Gipfelfuppe. Nur wenige Winterberge sind so gut gegen die schneeindlichen Wirkungen der Sonnenstrahlen geschützt wie diese dreistündige Auffahrt. Früher als anderswo trifft man darum auf den nordseitigen Bergflanken des Zwölfers bereits eine fahrbare Schneedecke und fast den ganzen Winter fehlt es nicht an stäubendem Pulver, selbst wenn der Schnee auf anderen Hängen faul und pappig wird. Und die grellroten Holzschindeln, die den Schiläufer zur Höhe weisen, sichern ihm auch dann noch ungetrübt die Abfahrtsfreude, wenn etwa neidische Nebel ein flottes Gleiten in die Tiefe zu vereiteln suchen.

Wer den Zwölferkogel zu seinem Ziel erforen hat, überschreitet auf schmaler Brücke die nahe Schwarz-Alpe und steigt in langen Schleifschritten jenseits des plätschernden Bächleins bergan. Blauschattige Schlipuren im Schnee und rote Wegzeichen auf hohen Holzstangen führen ihn an mehreren einsamen Bergbauernhöfen vorüber, die sich mit ihren uralten Erkern und schmutzen Lauben unter die mächtigen Schneehauben bücken. Einige altersdürre Lärchen strecken ihre verkrüppelten Äste in das Blau des Himmels und ein paar jergauste Fichten begleiten uns noch ein Stück nach oben, dann liegt das berühmteste Saalbacher Schit-Dorado vor dem staunenden Blick des Schneeschuhläufers. Baumlose Schneefelder, schwach geneigte Almhöden und userlose Weideflächen, die man sich ohne samtweichen Pulverschnee kaum vorstellen kann. Eine Mulde reißt sich an die andere, eine Bodenschwelle an die nächste und mitten durch das stille Märchenland des Bergwinters zieht der nordische Gleitschuh seine einsamen Spuren. Lautlos trägt er den bergfrohen Höhenpilger über das blendende Weiß dahin, das alle Farben verdeckt und keine Grenzen kennt. Bei der breiten Senke zwischen dem Zwölfer und der Penhab wendet man die Schischnäbel nach rechts hinaus zum nahen Ziel. Immer neue Bergspitzen wachsen in das Gesichtsfeld hinein, bis endlich die flache Gipfelnöschung des Zwölferkogels völlig unter den Füßen liegt. Ein ganzes Meer blißblauer Reden reißt sich in der Runde zum Bilde. Die schroffen Felszaden der Kalkalpen erstrahlen ebenso im Glanz der Sonne wie die himmelnahen Firnhäupter der Hohen Tauern. Nur ein paar zarte Wöllchen weit draußen am Horizont schwimmen in der leuchtenden Flut des Äthers. Da und dort erblickt das Auge gute Bekannte, die uns grüßen; frohe Erinnerungen werden wach, und längst entschwundene Bilder gewinnen wieder neues Leben. Jede sonnige Gipfelkraft ist ein wunschloses Bild stillen Schauens und Genießens.

Auch die benachbarte Bergkuppe der Hohen Penhab wird im Winter häufig von Schiläufern betreten. Gewöhnlich ersteigt man sie aus der flachen Einsattelung neben dem Zwölfer und fährt jenseits des aussichtsreichen Gipfels in einem großen Bogen wieder auf die Anstiegs spur hinab. Nur nach einem starken Schneefall ist von einem Versuch der hochaufragenden Penhab wegen Lawinengefahr abzuraten. Wer noch die Schönhofer Wand, 2113 m, besteigen will, kann ihre weithinschauende Schneespitze über den leicht befahrbaren Verbindungskamm gewinnen und durch den schlüffigen Schwarzachgraben wieder zur gasslichen Schutzhütte zurückkehren. Die Abfahrt von der Penhab in den Vogelgraben wird selten ausgeführt; denn die einstündige Wanderung durch das flache Glemmtal nach Beendigung der Abfahrt schreut viele Schiläufer vor dieser schönen Fahrt zurück.

## Schusterkogel, 2210 m

(E) Wer nicht gern den Spuren der großen Masse folgt, sondern die Einsamkeit liebt, findet dankbare Ziele und schöne Aufgaben in der weiten Bergumrahmung des Glemmtales. Der empfehlenswerteste Schigipfel unter den seltener besuchten Saalbacher Bergen ist der Schusterkogel; sein weithin schauendes Berghaupt gehört zu den höchsten in der Runde und lohnt die Mühen des Anstieges durch eine überaus flotte und schlüffige Fahrt. Seine Besteigung erfordert aber mehr Übung und Ausdauer als die meisten anderen Berge; gerade deshalb wird er auch nie zum Sammelpfad der Schifläuglinge herabsinken und stets ein begehrenswertes Ziel der gelibteren Läufer bleiben.

Der Anstieg auf diese aussichtsreiche Bergkuppe verläßt einen Büchsenfuß vor der Einmündung des Vogelgrabens das schneereiche Glemmtal und kriecht an den steilen Nordhängen des Haupttales allmählich bergan. Hat der Schiläufer die tiefeingesechnittene Sohle des Grabens erreicht, so weist ihm ein geschwähiges Bergbächlein den weiteren Weg zu den einsamen Höhen. Die schlanken Waldriesen, die das munter plauernde Wäferlein zu beiden Seiten



begleiten, tragen alle ungeheure Schneelasten auf ihren hängenden Schultern. Zwischen den hochstämmigen Bäumen aber laufen zierliche Vogelspuren hin und her und auch an solchen Fährten fehlt es nicht, die vom äsenden Wild stammen und vom schlauen Meister Reinede, der es blutdürstig verfolgte.

Das wilde Rauschen und Losen des nahen Baches wird allmählich schwächer, der dichte Wald immer schütterer und die winterliche Schneedecke des meterbreiten Weges stetig dicker und mächtiger. Ein paar wettergebräunte Hütten mit glitzernden Eiszapfen an den Dächern ziehen vorüber, dann tritt der Schiläufer aus dem dämmerigen Dunkel der schneevermummt Waldriesen in die blendende Lichtflut der Almregion. Er zieht seine Spuren immer höher hinauf über hermelstreuweisse Matten, die im Sommer einem bunt gewirkten Teppich gleichen. Der Schnee badet sich im gleichenden Licht der Sonne und summt und sunkeht, als sei die Luft mit lauter goldenen Pfeilen erfüllt. Auch die hochaufragenden Berge mit ihrem frostigen Winterpanzer erstrahlen in tausend bunten Farben, trotzdem das Auge auf den ersten Blick nur alles weiß in weiß zu sehen vermeint.

Hat der Schiläufer die rauchgeschwärzten Holzhütten der Vogel- und Zehentneralpe<sup>1)</sup> hinter sich, die halb vergraben im Schnee dem Erwachen des Frühlings entgegenträumen, so erreicht er auch bald das ausgedehnte Hochtar an der Ostseite des weithinschauenden Gipfels. Nicht in langjamem Zickzacklinien klettert er zur lichtumflossenen Höhe, sondern einen einzigen weit-ausgreifenden Bogen sucht seine Fährte in das winterliche Kleid der weltfernen Einjamkeit. Auf beiden Seiten vom Spurenkranz der hilfreichen Stöcke begleitet, kriecht sie als schattendunkle Doppellinie über die glitzernden Schneefelder hinan. Sie schmiegte sich allen Falten und Künzeln, allen Budeln und Höckern innig an und führt immer weiter hinauf in die blaue Unendlichkeit.

Gipfeltraß! Tausend sonnige Schneeflächen und stolze Berghäupter reihen sich vor dem staunenden Auge zum Bilde. Kein Laut stört die stille Ruhe des Bergwinters und kein Wöllchen hindert den Blick in die unermessliche Weite. Himmel und Erde vermählen sich scheinbar dort draußen miteinander im Duft der Ferne. In der näheren Umgebung aber beherrschen scharf umrissene Linien und leuchtende Farben das vielgestaltige Landschaftsbild, das der menschliche Geist mit seinen Gedanken belebt und bevölkert.

Schon nach kurzer Rast erfährt jeden Schiläufer von echtem Schrot und Korn auf diesem weithinschauenden Berggipfel die pridelnde Unruhe des Sportliebbers. Rod und Sackhen werden schnell zugedröpft, die kurzen Schlaufen der beiden Stöcke um die Handgelenke gelegt — dann kann die saufende Talfahrt beginnen. Die flinken Langhölzer gleiten, pflügen, stemmen und schwingen, daß der Schnee hinter ihnen in ganzen Wolken aufstäubt. Was das Zeug hält, laufen sie in die bewohnten Niederungen der Menschen hinab und die blauen Schatten der fahrttrohen Bretter fressen sich förmlich in die weißen Schneeflächen hinein. Die Spuren des Anstieges zeigen dem vorausseilenden Auge den Weg durch die sonnenhelle Wunderwelt des Bergwinters. Von den Straßenträndern leuchten im März meist schon gelbe Röhchen und weiße Schneerosen dem Schiläufer entgegen und rosenrote Matten von Erica begleiten seinen Weg talaus.

### Henlabjoch, 1865 m

(2) Die breite Einsattelung des Henlabjoches liegt zwischen dem schroffen Felsbau des Staffkogels, 2116 m, im Süden und der schneeverkleideten Sonnspeise, 2064 m, im Norden. Sie ist von beiden Seiten mit den Schiern leicht zugänglich und vermittelt den besten Übergang aus dem Saalbacher Schigebiet in das von Rißbübel. Früher bahnte sich im Winter nur selten ein Jäger oder Holznecht einen mühsamen Weg durch die lodernen Schneemassen zur stillen Höhe des Joches. Jetzt trifft man auf dem langen Übergang an jedem schönen Wintertag eifliche Schiläufer. Sie steigen ebenso rasch über den metertiefen Schnee bergan wie der Fußgänger im Sommer über die blumenreichen Matten. Von der Höhe aber tolen sie in wilder Jagd in die Tiefe und selbst über den ebenen Talboden gleiten sie noch so schnell dahin, daß ihnen kein Fußgänger zu folgen vermag.

Nicht Mann besteigen an einem kalten Wintermorgen vor der Akademikerhütte einen großen Pferdeschlitten. Sie fahren unter lustigem Schellengeltingel in den jungen Tag hinein, in den innersten Winkel des langen Glemmtales. Der Saalbach, neben dem die hart gefrorene Schlittenbahn hinzieht, hat einen dicken Frostpanzer, unter dem sich die Wellen des Wassers wie schwarze Schlangen dahinringeln. Zierliche Raureisfrkälchen glitzern an den hölzernen Viehzäunen, die zu beiden Seiten der Straße nur eine Spanne hoch über den Schnee hinausragen. Die Fichten und Tannen tragen auf ihren hohen Wipfeln bußige Winterhauben und dichtes Weiß deckt die Felser und Wiesen. Von den Berghängen schauen allenthalten ver-eiste Fenstersehben unter breit ausladenden Dachvorsprüngen auf die breite Straße herab.

<sup>1)</sup> Jetzt Schilütte der Alab. Sektion Wien.



Unter den Schläufern, die damals in Lengau nach einflünderiger Fahrt den Schlitten verließen und ihre Schneeschuhe anschnallten, war auch ich. Über den ebenen Talboden eilen sie auf die freien Hänge los, die zum Henlabjoch hinaufziehen. Sie steigen langsam in weitausgreifenden Spitzlehren über den beiharten Schnee empor und wo die Seehundsfelle zu versagen drohen, helfen die hohen Doppelfüße kräftig nach; denn nur auf diese Weise läßt sich das seitliche Abgleiten auf gefrorenen Steilhängen verhindern. Schon nach kurzem Anstieg wird die Neigung allmählich geringer und der Schnee besser, so daß sich die Spur als schmale Doppel-Linie tief in den weißen Untergrund einprägt. Das Wetter allerdings verschlechtert sich zusehend, als die 8 Läufer langsam einer hinter dem anderen immer höher in das stille Reich des Winters vordringen. Der erste düstere Wolkenschleier breitet sich über den felsigen Steilabfall des hochaufragenden Staffogels. Auch die Sonne, die früher so strahlend rein vom Himmel herabschaute, ist gar bald nur mehr als ein lichter Fleck an der grauen Nebelwand zu sehen. Und als die Eibingalpe vor den Blicken der bergfrohen Schläufer auftaucht, tanzen bereits die ersten Schneeflocken wirbelnd durch die dumpfschwere Luft.

Nach längerer Rast unter dem schützenden Dach der wetterbraunen Alpkütte treten die acht Mann vor die Türe hinaus und strammen ihre Schier an die Füße. Während sie in mehreren großen Bogen durch die vielen Mulden der welligen Almhöden bergan steigen, weicht der Nebel allmählich zurück. Zuerst durchdringt die Sonne im Süden die graue Wolkendecke und sendet ein Bündel wärmender Strahlen auf die weißen Schneeflächen. Dann fließt die blendende Lichtflut in die Tiefe hinab und zu den blauen Berggipfeln auf der anderen Seite des Tales. Und als die wettererprobten Männer endlich auf der einsamen Höhe des Joches stehen und mit leuchtenden Augen in die Ferne schauen, erinnern nur mehr ein paar fläubernde Schneefahnen auf dem nahen Gipfelgrat des Staffogels an den harten Kampf zwischen Sonne und Nebel.

Die Sonne, die so warm auf den glühenden Schnee niederscheint, entzückt auch in den Herzen der Schläufer die Luft zu neuer Tat. Die Sehnsucht nach froher und freier Gipfelhöhe treibt sie zur nahen Sonnenpizze hinaus und etwa eine Stunde später vereinigt sie der breite Schneefattel wieder alle zu kurzer Rast. Nur ein paar alte, kaum erkennbare Spuren ziehen auf der anderen Seite der Paghöhe in die Tiefe, jeder von den acht Schläufern sucht sich darum seinen eigenen Weg, wo er den besten Schnee und die stoffteste Fahrt zu finden hofft. Mit zügigem Schuß lassen sie sich alle über das frostig-weiße Pulver hinabtragen und nähern sich viel rascher dem Tal wie die dunklen Wolkenschatten, die über die weiten Schneeflächen dahineilen. Knapp unterhalb der Staffalpe fliegen ihnen die ersten Bäume entgegen und wieder eine Welle später gleiten sie alle hintereinander in gleichen Abständen auf einem ausgefahrenen Waldweg talaus. Das laute Klapper der hölzernen Schlenen übertönt das geschwähig plaudernde Gäheln, das neben dem breiten Weg hinabkitt. Unweit der kleinen Ortschaft Urach erreichen sie die vielbefahrene Landstraße, die Rißbühel und Jochberg miteinander verbindet und ihrer schönen Fahrt ein jähes Ende bereitet.

### Spieleckogel, 1999 m — Sonnenpizze, 2064 m

(S) Schaut man von der Akademikerhütte auf den schneeschimmernden Höhenzug, der das Glemmtal im Norden begrenzt, so lacht jedem Jünger der weißen Kunst das Herz im Leibe. Das Berggähel packt ihn beim Anblick dieser waldbloßen Schneehänge, die mit weichgeschwungenen Kammlinien und sanft gerundeten Bergkuppen in den blauen Himmel emporwachsen. Nettenweite Almhöden reihen sich vor dem entzückten Auge aneinander und bloß die dunklen Schattungen einiger Gräben und Mulden beleben das einfarbige Weiß des winterlichen Landschaftsbildes. Vor uns liegt ein Märchenland, das jeden Schläufer reichlich für die geringen Mühen des Anstieges belohnt und selbst seinen ältesten Freunden und Bekannten stets neue Reize und ungekannte Freuden enthüllt.

Wer den Spieleckogel besuchen will, wandert ein Stück auf der Straße neben dem Saalbach talein und wendet sich dann nach rechts in die sachansteigende Berglehne. Auf ausgetretenen Wegen, die die hölzernen Häuser der einzelnen Bauernhöfe miteinander verbinden, gewinnt man meist mit geschulterten Brettern rasch an Höhe und bei den letzten, auch im Winter bewohnten menschlichen Siedlungen ungefähr 200 Meter über der Talsohle schnallt man gewöhnlich die Schier an die Füße. Der beste Aufstieg auf den leicht zugänglichen Spieleckogel führt über die Kollingalpe, die in einer Höhe von etwa 1400 m ihr stilles Dasein verträumt. Über die ausgedehnten Weidestrecken ober der einsamen Alpkütte zieht der Schläufer seine hauchartigen Spuren im Schnee weiter bergan und gewinnt alsbald den breiten und welligen Kamm, der das Glemmtal im Norden begleitet. Seine weithinschauende Höhe führt ihn in müheloser Wanderung nach Westen auf die schlaggewölbte Gipfelfuppe, die ihm eine weite Fernschau erschließt.

Als ich vor etlichen Jahren mit einem treuen Bergkameraden auf der hochaufragenden

Bergspitze Kast hielt, wölbte sich ein tiefblauer Himmel über die winterweiße Hochwelt des Glemmtales. Warm wie an einem Sommertag war es, kein Lüftchen regte sich an diesem Februartag und kein Wölkchen trübte den Blick in die wildschöne Umgebung. Eine Bergwelle reißt sich an die andere zu einem unermesslichen Gesichtskreis, der scheinbar nur durch die Schwäche des menschlichen Auges begrenzt wird. Die Ferne ist so kristallrein, als hätte sich die Unendlichkeit vor dem Auge aufgetan. Auch weit draußen, wo keine deutlichen Grenzen zwischen Himmel und Erde zu erkennen sind und alle Farben ineinander fließen, erspäht das Auge noch eine Reihe hoher Berggipfel.

Der Spieledkogel stürzt nach Westen in steilen Felswänden ab und darum ist auch der Kamm in seinem weiteren Verlauf zur lichtumslossenen Sonnspitze für den Schiläufer nicht benutzbar. Um die Besteigung der beiden Gipfel trotzdem miteinander zu verbinden, fährt man ein Stück nach Süden gegen das Glemmtal ab und quert dann zur breiten Senke des Henlabjoches, von der die Sonnspitze leicht zugänglich ist. Die lange Querung auf diesen steilen Schneehängen ist allerdings nicht ungefährlich und deshalb nur bei günstigen Schneeverhältnissen anzuraten. Die großen Schneebrodren und Lawinentollen, die wir damals überschreiten mußten, sind wohl ein untrüglicher Beweis dafür, daß der Schiläufer auch in den Saalbacher Bergen nicht völlig sicher ist vor dem weißen Tod. Er bedroht den Unachtsamen und Leichtsinningen mit Lawinen und Schneebrettern, die ihm zum Verderben werden, wenngleich die Risikobühler Alpen bei weitem nicht so gefährlich sind wie die steiler aufgebauten Schiberge anderer Sportgebiete.

Den Gipfel der Sonnspitze kann man nur bei besonders reichlicher Schneelage mit den Schiern betreten; bei den beiden Winterbesteigungen, die ich unternahm, mußten die Schneeschuhe immer etwa 100 m ober dem Henlabjoch abgeknallt und zurückgelassen werden. Auch solche Berggipfel, die zuletzt einen kurzen Anstieg zu Fuß erfordern, sollte der alpine Schiläufer nicht abseits von seinem Weg liegen lassen. Ein felsdurchsetzter und wächtengekrönter Grat, der als letztes Hindernis den Zugang zur Spitze verteidigt, darf im Erinnerungsbild einer winterlichen Alpenfahrt nicht fehlen.

### Hochalpspitze, 1923 m — Reichkendlkopf, 1942 m

(S) Pfassenschwendt und Hochfilzen sind die zwei Eisenbahnstationen, die den besten Zugang von Norden in das Saalbacher Schiparadies erschließen. Südlich von den beiden kleinen Tiroler Ortschaften liegt das einfache Gasthaus „Zur eisernen Hand“ am Fuß des steilaufragenden Bürglkopfes, 1729 m. Seine dichtbewaldeten Hänge schauen recht abweisend auf den Schiläufer herab und trennen die tiefen Talfurchen des Spielbaches und der Schwarzache voneinander. Das schneereiche Tal des Spielbaches zieht in mächtiger Steigung zur breiten Senke der Schanze, 1311 m, empor, die schon in uralten Zeiten zum Übergang in das salzburgische Glemmtal herührt wurde und auch mit den Schiern oft überschritten wird. Die Schwarzache entspringt an den Osthängen des Sonnberges, 2064 m, und sammelt die Quellwässer der Nordseite jenes breiten Kammes, der vom Spieledkogel, 1999 m, über den Reichkendlkopf und die Hochalpspitze zum Reiterkogel, 1820 m, streicht. Auch in diesem einsamen und sanft ansteigenden Tal fehlt es im Winter nie an Schisspuren, die auf den breiten Sattel (P. 1629) zwischen dem Reiterkogel und der Hochalpspitze hinaufführen und sich jenseits der Kammhöhe zur vielbesuchten Schihütte der Wiener Akademiker hinabschlängeln.

Als ich vor etlichen Jahren in Pfassenschwendt vom Trittbrett des Eisenbahnwagens in den tiefen Neuschnee hinabtrat, war es noch stochfinstere Nacht. Zu dritt mit zwei Freunden erreichten wir eine halbe Stunde später das Gasthaus „Zur eisernen Hand“. Eine halbdurchwachte Nacht im Eisenbahnzug lag uns in den Gliedern und darum dauerte auch die Frühstücksrast damals mehr als eine Stunde lang. Als wir wieder vor die Tür hinausstraten und in die Bindung schlüpfen, war es bereits hell. Wismutig schüttelte ich den Kopf; denn eine bleigraue Wolkenschicht bedeckte den Himmel. Trotzdem hielten wir an unserem Vorhaben fest und wanderten neben den schäumenden Fluten der Schwarzache talen zur Pulvermacheralpe. Der Schweg, der bis dahin nur unmerklich ansteigt, wird nun steiler und führt in südlicher Richtung über weitgedehnte Almbüden zum flachen Sattel zwischen dem Reiterkogel und der Hochalpspitze. Schon weit unterhalb der Kammhöhe setzte leichter Nebel ein, der rasch dichter wurde. Welche Freude erfasste uns, als wir nach fast zweifelhändigem Aufstieg durch das düstere Grau den Sattel erreichten! Die neuen Spuren, die vom Glemmtal heraufführten, sagten uns deutlich, daß wir den richtigen Weg gefunden hatten, trotzdem das Auge nur ein paar Meter weit das trübselige Einerlei des Nebels zu durchdringen vermochte.

Nach kurzer Rast fuhren wir wieder weiter bergan und folgten dem teilweise ziemlich steilen aber durchwegs gut fahrbaren Kamm nach rechts, zum Gipfel. Bei guten und sicheren

Schneeverbhältnissen ist es empfehlenswerter, in seinen Südhängen zur hochgelegenen Einfallung zwischen der Hochalpspitze und dem Reichendbkopf anzusetzen, von wo man jeden der beiden Gipfel leicht erreichen kann<sup>1)</sup>. Wir wollten uns nicht lange auf den stürmischen und unfreundlichen Höhen aufhalten und wählten darum den kürzesten Anstieg zur Spitze. Fröstelnde Kälte trieb uns bald wieder von dem Gipfel fort, der keinen Ausblick auf die unzähligen Berge in der Runde gestattete. Raun waren die Seehundsjelle von den Schiern gelöst, wendeten wir sie auch schon über den windverblasenen Schnee talwärts und standen wenige Minuten später bereits wieder auf dem breiten Sattel östlich der Hochalpspitze. Die tiefen Spuren im weißen Pulver, die wir hier antrafen, zeigten uns den weiteren Weg ins Tal.

Jetzt war die Freude an der Abfahrt eine ungefrübte, denn nun konnten wir den flüchtigen Schienen freien Lauf lassen. Sie lagen in atemraubender Eile über die weiten Schneefelder hinab, zwischen offenen Viehhäunen durch und an etlichen Heuhütten vorüber, die kaum die Schneelast auf den Dächern zu tragen vermögen. Kein Stein schaut aus dem samtweißen Schnee hervor, kein Strauch und kein Baum stört das lustige Dahinschießen über das winterweiße Kleid der Allmutter Erde. So wie überall auf den weiltigen Umhöden in der Umgebung von Saalbach gleitet auch auf diesen langgedehnten Schneefeldern der Schte hemmungslös in die Tiefe und steht erst stille, bis der ebene Talboden seinem ungestümen Drang nach abwärts ein jähes Ende bereitet. Einen Flintenschuß weit von der Akademikerhütte übersehen wir den Saalbach und überschreiten die breite Straße, die in den hintersten Winkel des Glemmtales führt.

### Gaufsteige, 1914 m

(N) Vor Jahren wanderte ich ganz mutterseelenallein auf der Straße von Maishofen gegen Saalbach. Frisch gefallener Schnee bedeckte schuhhoch die Fahrbahn, auf der die Schier in langen Schleifschritten dahineilten. Sie folgten der breiten Straße zum einfachen Gasthaus Glemmerhof, das man in etwa dreiviertel Stunden erreicht. Hier zweigt der beste Anstieg auf die Gaufsteige aus dem Tal ab; denn der Weg von Maishofen auf diesen östlichen Gipfel des „Saalbacher Spazierganges“ ist bedeutend steiler und bei ungünstigen Verhältnissen auch nicht ganz lawinensicher.

Vom Glemmerhof erblickt man bereits die ersten grellroten Holzschindeln, die dem Schiläufer den Weg zur Höhe weisen. Sie führen ihn über prächtige Wiesen bergwärts und an einigen einsamen Bauernhöfen vorüber, die alle riesengroße Schneehäuben auf den steilen Dächern tragen. Wo sich dem Schiläufer der Tiefblick auf den kleinen Ort Viehhofen im Glemmtal aufstut, wendet sich die gut bezeichnete Anstiegslinie scharf nach Norden gegen die lichtumflommenen Höhen. Sie zieht durch ein paar Fledern dunkler Nadelwälder zu den ausgedehnten Weideseächen der Lohalm, auf der sich eine kleine Schutzhütte des rührigen Wintersportvereins Saalfelden befindet. In ein paar weitausgreifenden Kehren steigt der Schiläufer dann auf die sanftgewölbte Kuppe des Haibbergkopfes, 1874 m, hinauf und erreicht mühelos auf breiter Kammhöhe dahinschlendernd den nahen Gipfel der Gaufsteige.

Der Ausblick von dieser Bergeshöhe ist schöner als von manchem Gipfel, der einen klangvollen Namen trägt. Ganz unvermittelt schweift das Auge über die weite Ebene des Zeller Bedens hinweg zu den himmelhohen Berggipfeln der Übergroßen Alm und des Steinerneen Meeres. Im Norden wachsen die dräuenden Felsmauern des Birnhornes und die süßen Jaden und Jinnen des Kaisergebirges aus der Tiefe des Tales empor. Und im Westen starrt das winterweiße Gipfelmeer der Rindhühler Alpen mit ihren weiltigen Weideseächen und sanftgeneigten Almkuppen. Und im Süden ist es die gleichherrverkleidete Bergwelt der Hohen Tauern, die mit ihren wuchtigen Gipfelgestalten und wächstengefrönten Firngraten das malerische Rundbild abschließt. Nicht alle Bergspitzen in der Runde standen damals in ungetrübter Reinheit vor mir; einige von ihnen machten ein recht griesgrämiges Gesicht. Trotzdem ist mir der herrliche Rundblick in guter und angenehmer Erinnerung geblieben.

Nach kurzer Rast auf dem einsamen Gipfel gleiten meine getreuen Bretter auf dem holprigen Kamm zum Haibbergkopf hinab. Klappernd springen sie über den hartgefrorenen und windgefesten Höhenrücken dahin, von Platte zu Platte, von Scholle zu Scholle. Schon nach kurzer Zeit wird der Schnee wieder besser und die Fahrt flotter und genußreicher. Die Schier zeichnen eine ununterbrochene Doppellinie in den weichen Schneegrund, die über den Durchenkopf und das Irrachel in den weiten Talboden von Leogang hinabzieht.

Die nordseitige Abfahrt von der Gaufsteige nach Leogang ist die schönste, aber nicht die einzige. Oft nimmt man von diesem Gipfel auch die Abfahrt zum Glemmerhof. Namentlich im Hochwinter, wenn auch die Südhänge alle noch guten Pulverschnee tragen und die Sonne

<sup>1)</sup> Von diesem Sattel führt eine völlig waldfreie Abfahrt über sanftgeneigte Hänge in das Glemmtal, das man bei dem Gehöft „Kolling“ erreicht. Die Akademikerhütte liegt etwa  $\frac{1}{2}$  Stunden weiter talaus.

mit ihren kraftlosen Strahlen dem samtweichen Winterkleid der Berge nichts anhaben kann. Wer sich gern auf den einsamen Höhen im gleichenden Licht der Sonne habet und vor einer stundenlangen Wanderung bergauf und bergab nicht zurückschreckt, wird den nördlichen Grenzthamm des Glemmtales, den sogenannten „Saalbacher Spaziergang“, zum Aufstieg wählen. Um wieder in die Niederungen der Menschen zu gelangen, wird er dann je nach den Schnee-Verhältnissen die Nord- oder Südseite zur Abfahrt benützen und hochbefriedigt im Tal seine Schneeschuhe von den Füßen lösen. Denn die Saufsteige ist auf allen Schwegen ebenso schön zu befahren wie die bekannteren und berühmteren Schiwege in der näheren Umgebung von Saalbach und Rißbüchel. So abwechslungsreich und genussvoll, daß sie selbst dem anspruchsvollsten und verwöhntesten Jünger der weißen Kunst viel Freude bereitet.

### Sonnspitz, 2064 m — Stafffogel, 2116 m

(W) Fast alle Berge rund um das Glemmtal hatte ich schon erstiegen, nur wenige noch fehlten mir zur Vervollständigung meiner Saalbacher Gipfelsammlung. Da mir nur mehr zwei Tage zur Verfügung standen, blieb mir nichts anderes übrig, als am ersten dieser Tage Sonnspitz und Stafffogel zu besteigen, obwohl deren Lage zueinander für schikläuferische Zwecke nicht gerade sehr günstig genannt werden kann.

Herrliche, kalte und klare Wintertage erleichterten mein Vorhaben.

Bitterfalt hat ein Morgen an. — 20° C zeigte der an einer Fahnenstange vor der Akademikerhütte besetzte Gradmesser. Gespenstisches Weben lag schleierhaft über den noch fahl und kalt ins Grau der Nacht starrenden Höhen. Raufreif bog die Äste der Bäume und gab ihnen jekt, wo noch kein Sonnenstrahl sie stimmend erglänzen ließ, den Ausbruch schweigenden Leibes. Unter Eisplatten und zwischen Schneehügeln gurgelten und sprudelten die blühblanken Gewässer, die sich, hier aus dem Schwarzbacher Graben, dort aus dem hinteren Glemmtal kommend, unweit unseres Winterheimes zu einem stattlichen Bache vereinigen.

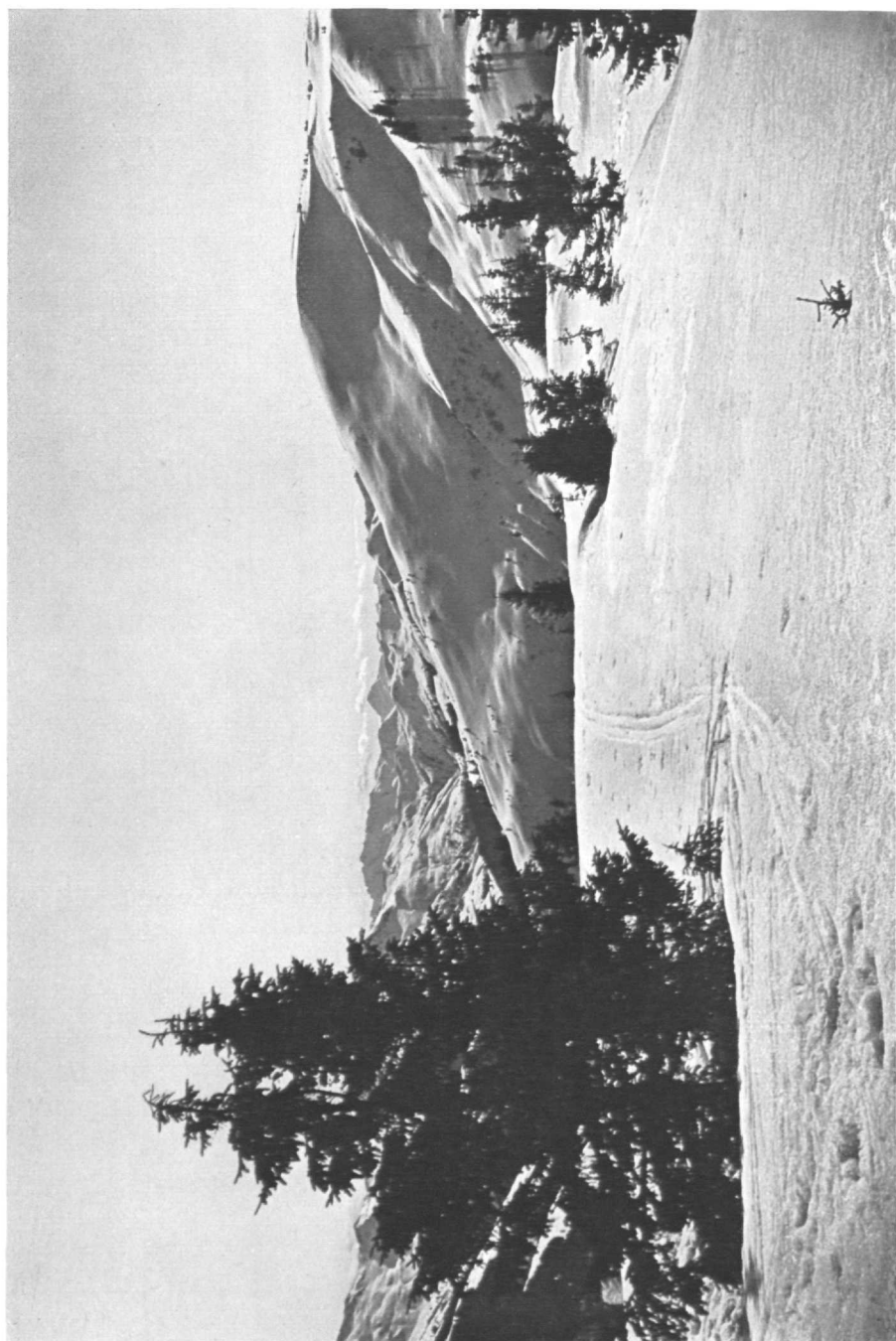
Um 7 Uhr früh verließ ich die Hütte. Der Schnee knirschte unter den Füßen und das gefrorene Leder der Schuhe und Bindungen zwitscherte und quitschte wie ein Sperlingsquartett. Der Gang gegen die Talschlussberge des Glemmtales ist mir jedesmal, so oft ich diesen Weg nun schon gewandert bin, ein Erlebnis. Trozdem die Berge hier ja viel zartere und weichere Formen aufweisen als im vergletscherten Hochgebirge, erinnert mich der Unbild der Schneeübergroffenen Höhen dennoch an andere, erstmalige Überraschungen, die dem ahnenden Auge zuteil wurden: An den schneebedeckten Tallefeln von Ferleiten — sonnenüberflutet, von zarten Nebeln umwölkt; an den Talschluss des Morterastales mit dem Silberdom von Paßl und Bellavista; an das läche Lusttauchen der kühn aufragenden Königsspitze im Tale hinter Sulden; an den malerischen Schluss des Saaser Tales mit Allalin und Alpbüchel; an das durch den wuchtig breiten Bau des Breithorns gesperrte Nikolaital.

Fast möchte ich das morgendliche Wandern, dem Ziele entgegen, den schönsten Teil einer Bergfahrt nennen: Nie wieder erstrahlt der Berg, dem wir zustreben, so schön wie im Glanze der aufgehenden Sonne, und der Zauber der Ungewissheit, dem wir uns vor Erreichung eines Zieles hingeben können, dünkt mich noch schöner als die Erreichung des Zieles selbst.

Allein und einsam, wie ich so dahinzog, konnte ich mich voll dem Genuße der Schönheit um mich hingeben. Konnte sehen, wie mählich das gespenstische Grau von den Höhen wich, wie da und dort ein Spitzlein vom Glanze der aufgehenden Sonne erhellt wurde, wie langsam aber stetig das goldne Licht über schneeige Hänge und Mulden, über verschneite Grate und überwücherte Kämme herniedersloß und dann alles strahlte, leuchtete und funkelte, wie ein von Silber und Edelsteinen erfülltes Land.

Die raufreifbedeckten Zweige an den Bäumen längs des murmelnden Baches belamen nun auch die zarten Lichtlein aufgesetzt, die sie so schön erscheinen lassen. Die grimmige Kälte wich und machte wohliger Wärme Platz. So erreichte ich den Fuß der Talschlussberge in der einsamen Lengau. Zu meiner Linken ragt felsig der Schusterkogel zum blauen Firmament empor. Gerade vor mir ruht über ein paar waagrecht abgeschlossenen Steilflusen der breite Rücken des Gamsbag, zu seiner Rechten vom ledern Spitzlein des Tristkogels bewacht. Dann aber schließen Stafffogel und der erst zu ahnende Sonnspitz die strahlende Bergrunde.

Aber steile Hänge stieg ich nun zur Eibing-Grund-Alm empor. Ober ihr thront felsig und steil der Stafffogel, den ich so gerne noch heute ersteigen wollte. Vorerst aber hatte ich mich gegen Norden zu wenden, wo ich über das Henlabjoch den Sonnspitz zu erreichen gedachte. Noch nicht lange war ich, einen Hang bei leichter Steigung querend, dahingeschritten, als ein Schneeland von einer Pracht, wie ich sie noch selten gesehen hatte, mich zu stummer Bewunderung verführte. Worte zu finden, die helle Schönheit zu schildern, die nun um und um herrschte, ist unmöglich. Ein welliger Teppich von glühendem Silber bedeckte das Land in der Runde. Seine Ränder griffen hier in wüsten Zaden hoch hinauf in die felsigen Hänge des Stafffogels, dort, vor mir, umschmeichelten sie Mulden und kleine Höder in der weiten schrägen



Weiterfögel vom Bärnfögel



Anfischhütte gegen Birnhorn



Anfischhütte gegen Anfischkogel



Reiteralm gegen Penhab und Schusterkogel

Fläche, die hindernislos zum Henlabjoch hinanzieht. Glühend und strahlend und seinem Namen volle Ehre machend ragte der Sonnspiz gegen das blaue Firmament, durch einen welligen Schneekamm mit dem leeren Spizlein des Spieckfogels verbunden.

Unberührt lag all die silberne Pracht vor mir. Eine schnurgerade Spur legte ich durch das sanft ansteigende Schneeland. Das Henlabjoch, 1865 m, — eine flache Einschaltung — wurde erreicht. Links leitete ein Wächtergrat zum Staffogel empor — rechts sonnige, von wenigen Felsen durchsetzte Hänge zum Sonnspiz. Aufjad und überflüssige Kleidungsstücke ließ ich nun zurück, denn sommerlich heiß brannte die Sonne hernieder. Unbeschwert stieg ich zum Sonnspiz, 2064 m, empor — die letzten Meter zu Fuß (11 Uhr 45 Min.). Unerhörte Schönheit war um mich. Kalkriffe, von Schnee überzudert im Norden — Schneeland mit weiten Flächen, Mulden und Hängen im Westen, Osten und Süden. Wunschlos glücklich blickte ich in die Ferne...

Gaufende Fahrt brachte mich wieder zu meinen Habseligkeiten. Rasch lud ich sie auf und weiter, weiter ging's durch staubendes Pulver, weit hinab auf dem zum Anstiege benützten Wege. Bis ich, zur Erreichung meines zweiten Zieles, dem hurtigen Lauf meiner Bretter Einhalt gebieten mußte.

Nur bei sicheren Schneebedingungen kann man den Weg begehen, den ich nun einschlug. In dem sehr steilen, felsigen Gipfelaufbau des Staffogels entspringend, ziehen Schneefelder jäh gegen Südosten und Süden. Durch sie legte ich, leicht ansteigend, eine Spur, mich immer knapp unter den Ausläufern der Felsen haltend. Heikel und anstrengend war der Weg — doch er führte mich dorthin, wo ich sein wollte: An den Fuß einer gleichmäßig geneigten Schneemuße, die fast Rinne genannt werden kann und westlich des Gipfels des Staffogels beginnend nach Südwesten gewendet ist und den besten, wenn auch nicht sichersten Anstieg auf diesen Berg darstellt. Wieder ließ ich die überflüssigen Gegenstände meiner Ausrüstung zurück. Unbarmherzig brannte die Sonne hernieder, so daß ich reichlich durchwärmt das obere Ende der Mulde erreichte. Einen recht steilen Hang querte ich dann noch gegen Osten und bald darauf hatte ich über einen Schneekamm auch den Gipfel des Staffogels, 2116 m, erreicht. Dieser einsame und recht selten bestiegene Berg zählt zu den schönsten und alpinsten in der Runde. Die Steilheit seines Aufbaues einerseits, die ziemlich große Entfernung von allen Unterkunftsmitgliedern anderseits, dürften es mit sich bringen, daß sein Haupt verhältnismäßig selten betreten wird. Ich war dessen zufrieden, denn stets macht es mir große Freude, durch unberührtes Schneeland eine Spur zu ziehen und auf einsamem Hochsitz in die sonnige Welt hinauszufräumen. Nur zu rasch verslog die kurze Rastzeit, die ich mir gönnen konnte — wollte ich doch noch vor Einbruch der Finsternis das Tal erreichen. In steiler Fahrt querte ich den Gipfelhang, durchfuhr die Mulde, die mir zum Aufstieg gedient hatte, verzichtete jedoch weiterhin auf die Querung zum Henlabjoch, sondern legte eine neue Spur in der Falllinie hinab. Wieder kam ich in recht steile Hänge. Dann aber wandte ich mich scharf nach Osten und in recht gemüßlicher, leichter Hangsahrt erreichte ich wieder die Eibing-Grundalm und bald darauf die Talsohle.

Holzschlitten, welche die mühsam gewonnenen Schätze der Berghänge talaus befördert hatten, kamen, nun geleert, von schweren, rassisten Pferden gezogen und von freundlichen Fuhrknechten betreut, zurück ins einsame Tal, um neue Ladung zu nehmen. Hell klang das Gebimmel der Schellen in der kalten und klaren Abendluft. Friedlich plätscherte das Wäglein längs des Weges, kein Windhauch rüttelte an den rauhreifbehangenen Sträuchern an seinen Ufern.

Mächtig wurde es Abend. Kläblich konnte ich noch die selte, glänzende Linde sehen, die die sinkende Sonne als letzten Gruß an den Umrissen der Berge zeichnete. Dann verschwand auch dieses letzte Zeichen eines strahlenden Sonnentages und in eisigem Grau erstarrte wieder das weite Schneeland ringsum.

### Triffkogel, 2066 m — Saalkogel, 2009 m

(W) Jedes Bergland hat sein Matterhorn. Denn in den Sägen manches kühnen Gipfels glaubt man eine gewisse Ähnlichkeit mit dem berühmtesten Berge der Welt zu erblicken und oft hört man einen Ausruf, der so ähnlich klingt wie: „Der ganze Papa!“ Eine Ehrende für Saalbachs Bergwelt wäre es, wenn sie nicht auch ihr „Haus“ — Matterhorn besitzen würde. Doch ist kein Grund vorhanden, sich zu schämen. Im hintersten Winkel des Talschlusses troht ein kühnes Horn, das auf den bürgerlichen Namen Triffkoal hört, aber dennoch im Zeitalter der Erasmittel und Grenzsperrern zum Matterhorn des Glemmtales erklärt worden ist.

Ein bitterkalter, klarer Tag sollte uns auf diesen tiefen „Berg der Berge“ führen. Die Wipptalbahn wurde durch einen von einer dampfenden Pferdetrakt gezogenen Schlitten ersetzt, der uns in größerer Menge an den Fuß des strahlenden Berges brachte. Die Gipfel glüherten bereits im Scheine der Morgensonne und nur die Talsohle war noch düster und kalt. Kein



Wunder also, daß auch die Füße eine Minustemperatur aufwiesen, die erst durch flottes Ausschreiten wieder vertrieben werden konnte. Nach nicht allzulangerm Anstiege wurde die Ederkrämeralm am Südothange des Staffkogels erreicht, bei der es Sonnenschein, Schnee und Frühstück gab. Tiefblauer Himmel wölbte sich über den schneeigen Bergen und unser noch fernes Ziel glitzerte und funkelte im silbernen Winterkleid. Entlang des Hanges vollzog sich der weitere Anstieg. Wir querten dann in ein weites Kar zwischen Saal- und Staffkogel, das völlig von glühendem Pulverschnee erfüllt war und noch keine menschliche Spur aufwies. Welch prächtiges Gehen, Steigen und Gleiten gab's da im rieselnden Schnee! Ein Land der Einsamkeit und Verlassenheit war um uns, den Ersten, die in diesem Winter seinen Bann brachen. Wieder wurde eine Umhülte, die Saalalm, erreicht, dann ein steiles Schneefeld gequert und über einen jähen Hang ein Schartel gewonnen, gerade zwischen dem kühn aufragenden Trisfkogel und dem sonnenbelegten, glühenden Saalkogel. Statt jedoch, wie es günstiger gewesen wäre, gleich in den Kessel gerade vor uns abzufahren, versuchten wir eine Querung des sehr steilen Nordwesthanges unseres Berges gegen die Scharte zwischen Trisfkogel und Gamsbag. Wir mußten jedoch diesen Versuch aufgeben und über Haracht und Brettigen Schnee in den Grund des Kessels abfahren, der mit zahlreichen Eisblöcken besät ist. Jenwärts ging es wieder recht steil empor, bis die Scharte, das „Tor“, erreicht war. Ein herrliches Sonnenland lag nun vor uns. Am Fuße des felsigen Aufbaues des nahen, breiten Gamsbagrückens gab's glühenden, unberührten Schnee, wellig und funkelnd eine weite Hochfläche, bis an den Fuß des Schusterkogels und Gaissteines sich erstreckend. Die Brettlin ließen wir nun zurück, denn der Grataufschwung zum Gipfel zeigte nur wenig Schnee, dafür aber gefrorene steile Grashänge und kürzere Felsstrecken, die gar bald auf den felsig gekrönten Gipfel des Trisfkogels, 2066 m, leiteten. Und was sein großer Bruder bei Zermatt meiner Frau und mir schuldig gebieten war, das gab uns der kleine in reichem Maße: sonnige Schau ins weite Land. Oh — nie erfüllter Sehnsuchtstraum des Menschen! Von Gipfel zu Gipfel spinnen sich schon Fäden der Erinnerung — vom Dachstein, vom Gosaufkamm in der Ferne, vom Steinerne Meer, von den Leoganger Steinbergen, von Anfogel- und Hochalmptich zum Wiesbachhorn und Venediger, von den Niederern zu den Hohen Tauern. Und bei jedem bekannten Berge, den wir sehen, tauchen frohe und ernste Bergtage in Gedanken auf. Doch zieht die Sehnsucht weiter, über all die Höhen hin, sucht neue Ziele und neues Erleben. Ewig ist der Drang nach der Höhe, kaum ist eines der gesehten Ziele erreicht, erstehen schon neue vor unseren Augen.

Zu den Brettlern zurückgekehrt, ging's nach deren Anlegung in steiler Fahrt über Haracht und windgepreßten Schnee in die Mulde zurück. Nochmals lockten mich zu einer sonnigen Gipfelsfahrt die prächtigen Schneehänge vor uns, die zum Saalkogel, 2009 m, emporleiteten, und ich leitete mir noch rasch einen Abstecher dorthin, bald ganz allein am Gipfel des Berges stehend.

Still nahm ich Abschied von einem Bergjahr. War doch der letzte Tag des Jahres gekommen, mit ihm sein letzter Berg. Leb wohl, altes, frohes Bergjahr, sei gegrüßt neues — zu neuem Erleben! Dann sank die Sonne im Westen. In laufender Fahrt ging's bergab. Eine staubende Fahne folgte meiner steilen Spur, talab, den Menschen zu. Bald hatte ich meine Gefährten eingeholt — es wurde dunkler und dunkler, und bei völliger Finsternis erreichten wir das Tal.

### Schusterkogel, 2210 m — Gamsbag, 2180 m

(W) Die Ersteigung des Gamsbags zählt wohl zu den seltensten Unternehmungen, die von Saalbach aus ausgeführt werden, trotzdem sich sein Gipfel als breiter Rücken, als eigentlicher Abschluß des Glemmtales, fast von überall dem Auge des Wanderers zeigt, obwohl am Fuße seines breiten, felsigen Gipfelaufbaues das wellige, glühende Schneeland der „Planeeben“ über steilen Flanken lodend thront. Aber weit ist der Weg zu seinen einsamen, schneerfüllten Karen, die baumlos, von groben Felsblöcken durchsetzt, gegen die gemüthlichen Hänge der nahen Saalbacher „Schmugel“ abstecken und mit ihrem ernsten Schweigen an Täler und Steilhänge der benachbarten Hochalpen gemahnen.

Kein Wunder also, daß die Ersteigung dieses einsamen Berges schon lange auf meinem alpinen Wunschzettel stand — kein Wunder auch, daß nach der Besteigung dieses Berges, von dessen einsamer Schönheit Freund Dr. Kurt Wessely und ich berichten konnten, ein reges Werben um seine Gunft begann.

Die Vorbereitungen für dieses, im Rahmen der Saalbacher Bergwelt wohl großzügigsten Unternehmens, waren die denkbar schlechtesten. Es schnitte die Nacht hindurch und auch den ganzen Vormittag recht ausgiebig und dichter Nebel in den Höhenlagen gehörte damals schon zu den Selbstverständlichkeiten. Außerdem war es auch nicht von Vorteil, daß Freund Wessely den ohnehin winterlich langen Abend des Vortages noch über Gebühr verlängert



hatte; denn nun hätte er am liebsten seine Lagerstatt mit auf den Weg genommen. Die größte „Gefahr“ jedoch bestand darin, daß eine Anzahl unserer Freunde auf den Schusterkogel gegangen war, so daß eine „Gegenunternehmung“ drohte.

Erst um 8 Uhr 50 Min., also reichlich spät, verließen wir die Akademikerhütte. Eine Stunde lang gingen wir im Glemmtal aufwärts. Dann zweigt ein Holzstiehweg nach links ansteigend ab, der in den Vogelgraben führt. Mit geschulterten Brettern stiegen wir empor. Nun, im Vogelgraben angelangt, hieß es klug handeln. Wir konnten aus vorhandenen Spuren feststellen, daß die „Menge“ dem Nordostgipfel des Schusterkogels zu Leibe gerückt war. Da zogen wir weiter talaufwärts, dem Südwestgipfel zu. Das Spüren im tiefen Neuschnee, der bei dem Schneien noch zunahm, war keine Annehmlichkeit. Dafür aber blieben wir allein und unsere Absichten verborgen. Mühselig stapften und wühlten wir bei Schneefall und Nebel zur Einsattelung zwischen Gaisstein und Schusterkogel, 2210 m, empor, dessen höheren Südwestgipfel wir von dort aus über einen mäßig geneigten, mit hart gewehemten Schnee bedeckten Kamm um 13 Uhr 5 Min. erreichten, um die gleiche Zeit, wie die anderen den Nordostgipfel.

Trotz des überaus schlechten Wetters und der späten Stunde entschlossen wir uns, zum Gamskogel weiterzugehen. Über ein abgewehrtes Kammtück stiegen wir, die Brettel tragend, ab. Dann aber bedeckten wieder ausgiebige pulverige Neuschneemengen die oft recht fähen Kammerhebungen und anstrengend war wieder das Spüren.

Nebel war um uns. Einige Male stießen wir auf eine alte, verwehte Fahrte, wohl von Jochberg herausführend. Später querten wir recht steile Südweithänge der felsigen Kammerhebungen, worauf uns mühsige Abfahrt an den Südostfuß des Gamskogelrückens brachte. Trotzdem es schon recht spät war, wollten wir noch seinen höchsten Punkt erreichen. Anstrengend ging es auf dem steilen Kamm in tiefem Pulverschnee empor. Besonders am obersten, steilsten Kammtück mußten wir tief in dem lockeren weißen Pulver wühlen, bis wir endlich zwischen ein paar Felsen hindurch zum Südgipfel, 2176 m, gelangten. Raslos gingen wir weiter. Eifriger Wind blies über den langen Kamm und dräuende Nebel wallten um uns. Da — auf einmal blieben wir staunend stehen: im Osten zeigten sich inmitten eines tiefigen leuchtenden Nebelkreises zwei ins Gigantische vergerete schattenhafte Gestalten. Solange wir uns regungslos verhielten, blieben es auch die unheimlichen Nebelschemen. Doch als wir wieder weitergingen, setzten auch die geisterhaften Gestalten Fuß vor Fuß und schienen mit uns wandern zu wollen. Das Brodengespenst gab uns das Geleite bis auf den flachen Gipfel des G a m s k o g e l s, 2180 m, der bald aufsaute und den wir um 15 Uhr 30 Min., für einen Dezembertag reichlich spät, betraten.

Un Raft war nicht zu denken. Rasch mußten wir zurück und ins Tal, sollten wir nicht in die Finsternis kommen. Da zeigte sich in der felsdurchsetzten Ostflanke eine verhältnismäßig flachere Hangstelle. Doch nur ein paar Meter kamen wir hinab. Schon löste sich ein Schneebrett und trieb uns nach verlorenen wertvollen Minuten wieder auf den Kamm zurück und zum Punkt 2176. Nun gab es schöne, feste Fahrt zu der in Rampen gestuften Hochfläche am Ostfuß unseres Berges. Vollkommen in dichten Nebel eingehüllt, erwischten wir zu unserem Weiterweg gegen Norden die höchste Rampe dieser Hochfläche, statt wie es richtig gewesen wäre, die zweite von oben, auf der auch die überaus einjam und malerisch gelegene, damals allerdings unsichtbare, Toralm ihren Winterschlaf träumt. Bald sahen wir unseren Fehler ein. Doch da fanden wir eine, wohl von einem „Verhauer“ herrührende Spur, die ohne erkennbaren Grund im weißen Hang endete. Unheimlich steil lettete sie in das T o r, die Scharte zwischen Gamskogel und Erisfogel, hinab. An dem Fuße des Erisfogels mußten wir nun, erst abfahrend, dann ansteigend auf der Nordseite vorbei. In steilen Bögen sausten wir hinab, dann stiegen wir, weniger rasch, zum S a a l j o c h, zwischen Erisfogel und Saalkogel, empor. Es war vollkommen finster geworden und undurchdringlich dichter Nebel hüllte uns ein. Aber da half meine Kenntnis des Gebietes dank meiner seinerzeitigen Erisfogelbesteigung. Es ist nicht leicht durch einen Schneeschlund richtig hinabzufinden. Doch es gelang glatt; ebenso die anschließende Querung an steilem Hange. Eine Schußfahrt ins Dunkle, folgte. Da — eine Almhütte (Saalalm) — wir waren auf dem rechten Weg. Sie und da zeigte sich uns eine undeutliche Spur. Bald ging's über einen Hang gerade hinab. Bogen reihte sich an Bogen — wenig kunstvoll geführt, nur darauf bedacht, einen Weg ins Tal zu finden. Endlich erreichten wir es im hintersten Winkel der Lengau.

Langlauf brachte uns unserer Hütte entgegen, die wir um 20 Uhr 10 Min., von den Freunden schon besorgt erwartet, erreichten.

Un Mühen reich war die Fahrt gewesen. Raittiefer Pulverschnee, wirbelnde Floden, dichter Nebel und schließlich die Nacht hatten uns nicht unbeträchtliche Hindernisse bereitet. Doch Glück und Willen hatten uns einen vollen Sieg beschert und uns in ein Land ganz eigenartiger Pracht und wundervoller Einsamkeit geführt.

Das schönste Erlebnis dieses erinnerungsreichen Tages aber bleibt unsere Begegnung mit dem Brodengespenst. Noch sehe ich in Gedanken die wallenden Nebelschwaden und mitten

darin die schreitenden, langen, flachen Gestalten. Wie aus einer anderen Welt herabgestiegen schienen sie zu sein, um nun mit uns zu wandern, bis sie wieder verblassten und in Nichts zerfloßen, um nie wieder zu erscheinen.

Vielleicht war's ein Sinnbild des Lebens ...

### Mittagskogel, 2096 m — Leitenkogel, 2044 m — Gaisstein, 2366 m

(W) Nun sollte der höchste Gipfel der Saalbacher Berge doch endlich unser werden! Mehrere Male schon war seine Erstbesteigung vorbeigelungen, da das zur Weihnachtszeit häufig herrschende schlechte Wetter uns bereits öfter zur Umkehr gezwungen hatte. Erst am Vortage war ich mit meiner Frau recht hoch hinaufgestiegen, fast bis in die Scharte zwischen Manliß- und Mittagskogel, doch unablässig war neuer Schnee vom Himmel gefallen, Sturm hatte auf den Höhen getobt und dichter Nebel jede Sicht benommen. Da waren wir wieder zu Tal gefahren. Auf baldiges Wiederkommen!

Am 7 Uhr 30 Min. morgens, also noch bei Dunkelheit, zogen wir los. Diesmal zu viert: meine Bergfreunde Dr. Kurt Wessely und Dr. Kurt Willwöfeler leisteten meiner Frau und mir Gesellschaft.

Auf bekanntem Wege ging's so wie auf den Manlißkogel durch den Schwarzacher Graben und an seinen Hängen empor bis in die Scharte am Nordwestfuß des Manlißkogels, die wir um 11 Uhr erreichten. Nun aber gab es Neuland für uns. Am Westhang dieses Berges querten wir zu dem Ramm hinüber, der über den Mittagskogel zum Gaisstein leitet. Während der Hangquerung trugen wir die Brettkeln in den Händen, weil die Flanke abgeweht und nur spärlich von einer vereisten Schneeschicht bedeckt war. Recht steil bricht die Flanke rechts in die Tiefe ab. Vor uns erhob sich als mächtiger Felsklotz die markante Gestalt des Gaissteins, der unser noch recht weit entferntes Ziel war.

Als wir den Ramm, der zu ihm führt, erreicht hatten, konnten wir wieder unsere Gleitbölzer anlegen und bergauf-bergab ging's nun dahin. Wieder machte das Wetter einen recht unsichern Eindruck, Föhnwolken zogen am Himmel auf und der blendende Sonnenschein, der anfangs das Schneeland erstrahlen ließ, verschwand und düsterer wurde die Färbung der Berge nah und fern. Dennoch konnten wir wieder die Gletscher der Hohen Tauern grüßen, bekannte und unbekannte Gipfel sichten.

Kunstvoll mußten wir nun unsere Brettkeln durch die allüberall hervortretenden Felsen hindurchführen. Wir erklimmen den unbedeutenden Gipfel des Mittagskogels, 2096 m, führen jenseits wieder ab, hatten eine größere Gegensteigung auf den 2044 m hohen Leitenkogel zu bewältigen, von dem es dafür eine längere und recht steile Abfahrt in eine Scharte gab, aus der sich mit schönem Grat unser Ziel aufbaut. Nun erst gönnten wir uns die erste, kurze Rast.

Ein prächtiger Blick auf Saalbachs Schneeland wurde uns nun zuteil. Als Fortsetzung der steil abfallenden Scharte konnten wir den schneerfüllten Vogelgraben erblicken, der links von den Felswänden des Gaissteins und dem Schneebom des Schusterkogels begrenzt wird, während zu seiner Rechten der Zug von Penhab und Schönhosferwand das enge Tal abschließt. Im Hintergrunde aber grüßten die weiten, weißen Hänge von Spieledkogel und Hochalpspitze und ganz in der Ferne lugten vorwiegend die felsigen Taden des Wilden Kaisers und der Loferer- und Leoganger Steinberge hervor, die von neuem Weiß überzudert waren.

Nach einer Weile gingen wir weiter. Die Schier ließen wir am Rastplatze zurück, da wir über den felsigen Ostgrat und nicht, wie es auch möglich ist, über den sehr steilen, nach Süden gewendeten Schneehang den Gipfel erreichen wollten. Über steilen, hart gefrorenen Schnee erreichten wir teils vereiste, teils mit Neuschnee bedeckte felsige Steilstufen, dann kam wieder Schnee, hierauf flachere Felsen, und um 13 Uhr 30 Min. setzten wir dem Gaisstein, 2366 m, unsere Schichtstel auf's Haupt.

Saalbachs Berge lagen zu unseren Füßen. Gegen Westen eröffnete sich uns nun ein prächtiger Blick in die Ferne. Weistiges Silberland bildeten die Ritzbühler Alpen, Berg reihte sich an Berg, und in der Ferne schimmerten manche Gipfel der Hohen Tauern aus dem Meere der söhnigen Wolken. Nun tut es gut, rastend zu ruhen. Doch nicht zu lange, denn die Zeit drängte zum Abstiege. Der Gang über Fels und Firn lag bald hinter uns. Doch unsere Brettkeln konnten wir noch nicht anlegen, denn wir wollten von der Scharte zwischen Gaisstein und Leitenkogel in den Vogelgraben absteigen. Der jäh dorthin abfallende Nordhang, war recht vorsichtig zu begehen. Im obersten Seil war der steile Hang stark vereist. Wetter unten fanden wir loderen Schnee, in dem wir die Schier anschnallen konnten. Steile Fahrt brachte uns in den obersten Vogelgraben. Steinblöcke von gewaltigen Ausmaßen bedecken die Hänge des einsamen Rars und der Gaisstein trotz mit seinen jäh aufragenden Felswänden, mächtig, als wäre er nur zur Umhau aus dem benachbarten Reiche der Hohen Tauern herübergewandert und sähe nun stolz über die Schneeberge ringsum mächtig hinweg. Die Fahrt war anstrengend und be-

schwerlich. Pappschnee wechselte mit Hartholz, dieser wieder mit windgepresstem Schnee. Das forderte endloses Balancieren und große Fahrkunst. Schwanken und Wanken löste schadenfrohes Gelächter, ärgerliches Fluchen — je nachdem man Zuschauer oder Ausübender der „Sternkunde“ war.

Erst nahe der Oberhausalm gelangen wieder mit Vorsicht genossene Schwünge. Im Almstall verpeisten wir die Überreste unserer Eshorräte. Dann stellten wir uns in eine hartgefrorene alte Spur und überließen uns der Tüchtigkeit unseres — „Vorfahren“. Und siehe da, er hatte seine Sache gut gemacht, so daß wir den Genuß einer Toboganjahrt von einer Länge hatten, wie sie sämtliche Prater und Oktoberwiesen der Welt zusammen nicht aufweisen können.

Dann erreichten wir einen Waldweg, auf dem Holz geschleift wurde. Zu diesem Zwecke war er zur Verminderung der Reibung mit Wasser begossen worden, das sich gemäß der auch hier geltenden Naturgesetze in Eis verwandelt hatte. Hei, wie klapperten und statterten die Brettel auf der glatten Bahn!

Völlig Nacht war es, als wir das Tal erreichten und längs des murmelnden Saalbaches talaus zogen, froh erfüllt von Glücksgefühl, ein lang ersehntes Ziel erreicht zu haben.

### Manlisfogel, 2250 m — Rabenkopf, 2077 m

(W) Das letzte Spitzlein im Bereiche der Saalbacher Berge gehört zweifellos dem Rabenkopf. Dennoch dürften ihn die wenigsten der Schifahrer, die sich nicht eingehend mit der Geographie dieses Gebietes befaßt haben, kennen. Denn neben ihm redt sich, viel mächtiger und mehr Aufmerksamkeit heischend, der höhere Manlisfogel, der auch einen kürzeren und einfacheren Anstieg besitzt. Beide Berge haben den Nachteil: Der Gipfelkamm — beim Rabenkopf kann man schon fast Grat sagen — weist die unangenehme Eigenschaft auf, meist, fast zur Gänze stark abgeweht zu sein. Beim Manlisfogel ist dies kein allzugroßes Übel. Man läßt eben die Brettel dort zurück, wo sie beginnen überflüssig zu werden und steigt über gut gestufte Felsen in fünfzehn bis dreißig Minuten zum Gipfel. Anders beim Rabenkopf, den man, um ihn in seiner eigenartigen jarten Schönheit ganz genießen zu können, unbedingt überschreiten soll und zwar so, wie es fast nie gemacht wird: Von West nach Ost. Man muß dabei zwar auf die gemütliche Abfahrt von der Oberen Stoffenalm in den Schwarzacher Graben verzichten, tauscht aber dafür den für den alpinen Fahrer viel reizvolleren Übergang vom Gipfel des Manlisfogels über Rabenkopf-Sommertor zur Lämperbichlalm ein. Lange stand diese Fahrt schon auf meinem Programme, doch immer scheiterte ihre Ausführung an der fehlenden, günstigen Schneelage auf dem Rammsfild.

Endlich kam ich doch dazu. Es hatte eine Zeitlang bei Windstille und beträchtlicher Kälte geschneit, so daß die Bergflüsse eine geschlossene Schneedecke aufzuweisen hatten. Daher machte ich mich mit Freund Dr. Kurt Willwonseder auf den Weg zu dem einsamen, kahlen Spitzlein. Zur Oberen Stoffenalm gelangten wir auf dem üblichen Wege in recht kurzer Zeit. Das Wetter war schlecht: schwere Wolken, Schneefall und Nebel. Darum wollten wir in der Almhütte einige Zeit zuwarten. Mein Freund war bald auf einer Holzprüsche, die er in dem kühlen Gemach entdeckt hatte, derart fest eingeschlafen, daß ich Mühe hatte, ihn nach etwa einer Stunde wieder zu erwecken. Kalter Egoismus trieb mich zu dieser Tat, denn als ich eine Zeitlang in der luftigen Hütte sitzend dem Wirbeln der Floden zugehört hatte, umschlich mich ein unangenehmes Frostgefühl, das ich durch den Weitermarsch zu bannen hoffte. Also mußte der Freund sein Ruhebedürfnis opfern. Bald hatten wir die Scharte am Fuße des Manlisfogel-Westsammes erreicht und wir stiegen weiter auf dem schön verschneiten Kamme hinan. Erst knapp unterhalb des Gipfels schallten wir die Brettel ab. Die Wolken zerrissen, der Schneefall hörte auf, die ziehenden Nebel wurden verweht und schön, wie ich ihn noch nie gesehen hatte, lag der Gipfelgrat vor uns. Ein leuchtender Firngrat, überdacht von einer fein geschwungenen Wächtenkrone, wurde unser Weg zum höchsten Punkt des Manlisfogels, 2250 m.

Von gleißendem Sonnenlichte übergoßen zeigte sich uns die nächste Umgebung. Die weitere Berggrunde umspielten nach wie vor wallende Nebel. Nur unser Bergeland ragte frei aus dem grauen Meer. Wir ahnten, daß das sonnige Leuchten nicht lange anhalten würde und strebten daher rasch, wieder auf Bretteln, vorwärts.

Auf einem steilen, gegen Osten abfallenden Kamme drockselten wir scharfe Schwünge in stäubendes Pulver. Immer schmaler wurde das Rammsfild, jäher schossen rechts schneeige, links felsige Flanken in die Tiefe, bis vor uns ein märchenhaft zartes Schneespitzlein tek aus dem Grate ragte. Ein ganz schmales Schneebach zog zu ihm hinter. Sein First leuchtete, sein geschwungenes, silbernes und unberührt, so schön, daß wir uns fast scheuten, seine einsame Pracht durch den plumpen Tritt unserer Schneeschuhe zu entweihen. Auf schmaler Schneide, fast zu lustig schon, um noch als Schifahre zu dienen, erreichten wir das Gipfelchen, dessen Erstbeigung unser heutiges Ziel gebildet hatte. Dünne Nebelschleier wogten schon wieder um uns und stat-

terten an den Rängen der Berge gleich Felsen zerhobener Fahnen, als wir uns auf dem *Rabentopf*, 2077 m, die Hände schüttelten.

Ein jäher Hang leitete weiter. Durch rieselnden Pulverschnee sausten wir hemmungslos dahin, in eine Wolke sprühenden Schneetreibens gehüllt. Nur zu bald hemmte eine Gegenfeigung die tolle Fahrt. Nun streckten wir uns auf einen von der Sonne durchwärmten Felsen zu wohliger Rast. Unheimlich steil erschien die Spur, die wir vom Manlißkogel herabgezogen hatten. Noch glücklicher die Schneefelder, durch die uns unser Weg geführt hatte, doch schon ballten sich die Nebel zu schweren, düsteren Massen und im Nu waren Berge und Täler, Schneefelder, Felsen und Grate im düsteren Grau verschwunden. Wieder begann ein wirres Flockenwirbeln.

Wir hatten jedoch klüglich bei der früheren Sicht eine Abfahrtsmöglichkeit erspäht und glitten nun zur Einfassung des *Sommertors*, 1962 m, hinüber, die durch ein tatsächlich vorhandenes Umtor leicht kenntlich war. Vorsicht erfordert es jedoch, von dort auf halbwegs lawinensicherem Wege zu Tal zu finden. Wir wählten den Weg so, daß wir längere Zeit mit nicht zu steiler Abfahrt am Westhang jenes Rüdens querten, der vom Sonnberg nach Nordwesten zieht. Ganz verfehlt und gefährlich wäre es, vom Sommertor direkt nach Norden oder gar nach Nordwesten abzufahren, da man dort, nach anfänglich schöner Fahrt, in sehr böse Rinnen gelangen kann. Aber auch die von uns benützte Hangfahrt muß als nicht ganz sicher bezeichnet werden. Denn einige steile Rinnen und Hangstellen müssen dabei gequert werden und außerdem ist es, insbesondere bei schlechtem Wetter, nicht leicht, die günstigsten Querungstellen durch die Rinnen zu finden. Wie überhaupt das Gelände vom Rabenkopf bis zum Hochkogel ziemliche alpine Erfahrung erfordert und nicht immer lawinensicher ist.

Trotz des herrschenden Schlechtwetters gelang es uns recht gut, durch Hänge und Rinnen hindurchzufinden und nach einiger Zeit sahen wir, nicht mehr tief unter uns, die Lämperbichl-Grundalm. Ein sehr steiler Hang noch und die Alm war erreicht. Dann sagten wir über wellige Almgründe hinab ins Tal, das wir schließlich durch Wald bald erreichten. Weglos zogen wir entlang der Schwarzen Ache, oft durch Felsblöcke und gestirzte Bäume im Gleiten unliebsam gestört, talaus, bis bei jener Brücke, am Beginn der Wegfeigung, der Weg zur Stoffenalp erreicht wurde.

### Sonnberg, 2228 m — Medalkogel, 2102 m — Hochkogel, 2255 m

(W) Ein Festtag sollte der heutige für mich werden: wollte ich doch den letzten der Saalbacher Schneeberge, die ich noch nicht erstiegen hatte, zu Leibe rücken und damit die Durchforschung dieses wundervollen Schneelandes für mich zum Abschluß bringen. Ein herrlich schöner, klarer Wintertag stand über den Bergen, die mir im Laufe der Zeit zur Winterheimat geworden waren.

Der junge, schneidige Schiführer, der das Gebiet um die Akademierhütte zu seinem winterlichen Arbeitsfeld erkoren hatte, ging mit mir zu den einsamen Höhen. Schnellen Schrittes im Schwarzacher Graben aufwärts gestiegen, konnten wir bald die Gleichhölzer gebrauchen. Als die ersten Sonnenstrahlen die Ränge der Berge erglänzen machten, waren wir schon hoch auf dem Wege, der zu den Stoffenalmen führt. Doch noch vor Erreichung der Unteren Alm heißt es den unter Schneemassen und deutlich sichtbaren Weg verlassen und in der Falllinie etwa hundert Höhenmeter abfahren, um nach Überschreitung der unter einer dicken Schneedecke gurgelnden Schwarzen Ache, am jenseitigen, westwärts gerichteten Hange wieder emporzusteigen. Durch herrlichen, gefeheten Pulverschnee legten wir eine steile Spur zur Lämperbichl-Grundalm. Beim weiteren Weg hatten wir Glück. Eine halbverwehte, nach ihrer zielsicheren Anlage wohl von einem Einheimischen herrührende Spur, die sich später wieder verlor, leitete uns wundervoll durch die durch dichten Baumwuchs und Gestrüpp, oft auch durch steile Seitenbegrenzungen recht ungangbaren Gräben und Rinnen, die bei Quering an falscher Stelle unangenehm werden können.

Eine weite Mulde, gebildet von den Nordhängen des Sonnberges und des Lämperbichlkogels, lag vor uns. Noch lagen lange, dunkle Schatten zwischen leuchtendem Weiß. Rührte die Sonne auch schon Grate und Ränge, glitt ihr Strahlenschein schon vollen Glanzes über die ihr zugewandten Hänge, das einsame Kar, das wir in zügigem Gleichschritte durchquerten, blieb noch unberührt von den wärmenden Strahlen. Fast zum Lauf wurde unser Gang im kühlen Schattenland.

Doch aus dem Dunkel tauchte auf einmal der Kopf des Gefährten in ein Meer von Licht — Morgensonne auf einsamer Höhl Nur 3 Stunden hatten wir gebraucht, um von der Akademierhütte bis auf den Scheitel des *Lämperbichlkogels*, 2038 m, zu steigen.

Symphonie des Lichtes, des Schnees, der Schönheit! Vergleichen Berge, weiß überschüttet, glänzend und blinkend, grüßen da im Süden, Hoch-Tenn, Wiesbachhorn, Rißsteinhorn, die Bratschenköpfe, das Kühne, doppelgezackte Haupt des Stodners, Granatpitzgruppe

— Benediger — Dreiherrnspitze —! Ich kann nicht all die Spitzen nennen, die sich eine Gotttheit als Altar erbaut hat, so schön und weltentrückt, daß jedes Menschenwert dagegen nur ödster Land erscheint. Es ist einer jener Augenblicke, die uns nur die Berge geben können, wo man in die Knie sinken möchte, um zu beten, wo Endlichkeit und Unendlichkeit aufhören, getrennte Begriffe so fein, wo sich alles irdische Denken auflöst in Schauen und Bewundern. Lange lagen wir auf sonnenbeschärmten Urgefesteplatten und blickten in die Ferne.

Eine halbe Wegstunde nur trennt uns vom *Sonaberg*, 2228 m. Über einen sonnenbeschienenen Kamm erreichten wir seinen Scheitel — wenige Minuten nachher den nahen, von einem Trigonometerzeichen gekrönten *Bärensteigkopf*, 2207 m. Ein sehr steiler Südhang mußte nun zur Erreichung des nächsten Gipfels gequert werden. Wäre der Schnee nicht von so vorzüglicher Beschaffenheit gewesen, hätten wir es wohl vorgezogen, den felsigen Gratweg zu gehen. So aber vertrauten wir uns dem Steilhang an und zügend durchschnitten die Schneeschuhe das stäubende, noch von keiner Spur zerföhrte Schneefeld. In wilder, hemmungsloser Fahrt kausen wir hinab, bis eine Gegensteigung auf den nicht sonderlich aus dem Kamm hervortretenden *Medafogel*, 2102 m, leitete.

Da wir bis hierher, abzüglich der Rast, erst 4 Stunden gebraucht hatten, außerdem die Guntz des Wettergottes und mein Gipfeljubiläum den Tag zu einem besonderen Stempeln, sahen wir uns wieder nach einem geeigneten Rastplatze um. Eine Stunde verträumten wir wieder bei heißem Sonnenschein.

Dann begann der Gang zum letzten Gipfel, der mir im Reiche der Saalbacher Berge noch unbekannt geblieben war. Über steile Hänge, bei drückender Sonnenhitze wurde er in 40 Minuten von Westen her erreicht. Mein Gefährte wartete, bis ich festerlich von seinem Haupte Besitz ergriffen hatte. Dann kam auch er auf den höchsten Punkt des *Hochfogels*, 2255 m, und umgeben von blauem Himmel, Sonnenschein und blühtendem Schnee schüttelten wir uns die Hände.

Nun hatten die Berge, die das Glemmtal hufeisenförmig umschließen, keine Geheimnisse mehr für mich. Mit jedem Gipfel ringsum, mit all den steilen Hängen, felsigen Graten und welligen Rämmen verband mich nun frohe Erinnerung. Erinnerung ist all das geworden, was gestern noch Wunsch — heute Erfüllung war. Fast tat es mir leid —

Doch da lockte neue Lust! Da hinab, gegen Südosten, zieht ein Hang, so steil wie ich ihn noch auf keinem Gipfel Saalbachs gefunden habe. Mein Begleiter, ein Meister der Steilhangtechnik, jagt schon hinab. Zwei Schwünge nur reißt er steil, tief zusammengekauert, nach rechts und links. Dann rast er in wüstem, atemberaubendem Schuß, in eine weit aufstäubende Wolke gehüllt, in kühner Fahrt hinab. Ich folge und in wenigen Augenblicken sind wir wieder vereint.

Der Weg durch Neuland für mich war damit zu Ende. In gemüthlicher Fahrt ging es aus dem Sattel zwischen *Hochfogel* und *Zirmfogel* vergab, worauf wir in leichtem Anstieg die Spitze des *Saalbachfogels*, 2086 m, gewannen. Der Feier des Tages zuliebe begnügten wir uns, obwohl es noch reichlich früh war, mit den erstiegenen sechs Gipfeln. Lieber wollten wir eine kleine Wettfahrt ins Thal veranstalten, bei der allerdings Sieger und Besiegter schon im voraus bestimmt waren — außer, mir wäre ein ausgiebiger, zweiseitiger Brechbruch meines Gefährten zu Hilfe gekommen! Wild tobte die Schlacht — zumindestens meinerseits. Mein Kamerad schlängelte sich stets vor mir hinab, Bogen an Bogen, riß Schwung auf Schwung in dem schweren Bruchharsch des letzten Abfahrtsstückes. Freundlich lächelnd erwartete er mich im Schwarzacher Graben.

### Östlicher Schattberg, 2097 m

(W) Hei — wie bitterkalt der Wind um die Ohren pfliff, wie er feine Schneekristalle vom Boden aufwirbelte und uns ins Gesicht peitschte! Bis an die Knie sanken die bratterbewehrten Fäße in den seit Tagen ununterbrochen gefallenen Schnee, der nun in hohen Lagen das Land ringsum bedeckte. Die Berge in dichtes Grau gehüllt, trostlos, abschreckend und düster erschien die ganze Landschaft um uns.

Wir aber zogen zu dritt aus Saalbach aus und wollten den wegen seiner Steilheit verrufenen Nordanstieg auf den *Schattberg* gehen. Ein Saalbacher Junge, der unser Vorhaben bemerkte, rief uns noch zweifelnd nach: „Da kommen Sie heute nicht hinauf!“ Uns war's ein Ansporn mehr.

Rote Wegzeichen führten uns durch die Waldzone des unteren Teiles. Ein steiler Hang wurde in der Falllinie erstiegen, dann zieht ein Waldweg nach rechts, dessen Steilheit mit der Höhe seines Schneebeleges wetteiferte. Schritt für Schritt wurde die Höhe erkämpft, bis über die Hüften sanken wir im Schnee ein und in kurzen Zeiträumen mußte in der anstrengenden Arbeit des Vorspurens gewechselt werden. Scharf links zogen wir dann die Spur über steile, tief verschneite Holzschläge hinan, dann ging es, den Zeichen nach, durch einen Hochwald, der mit der Quering eines sehr steilen, mit flaumtgem Neuschnee bedeckten Hanges verlassen wurde.

Endlich stehen wir die letzten Bäume unter uns und vor unseren Augen entrollte sich ein Bild wilder Pracht: Über felsige Hänge und Klämme peitschte ein Orkan zerrissene Nebelseen, Schneeförnchen wirbelten durch die Luft und heulend und pfeifend segte der Sturm über die Häupter der nur selten sichtbaren nahen Berggipfel. Über windgepreßten Schnee eilten wir nun, so gut es ging, dem Kamme zu und erreichten über diesen, nun gänzlich der Gewalt des eifigen Sturmes ausgesetzt, nach 3 $\frac{1}{2}$ -ständiger Aufstiegszeit den Schattberg-Ostgipfel, 2020 m.

Die wenigen Augenblicke, die wir zum Abnehmen der Felle benötigten, machten Finger und Sehnen vor Kälte erstarren. Rasch, rasch ging es daher wieder hinab, um dem vom Sturm umrauschten Kamme zu entfliehen.

Am steilen Hang des obersten Teiles der Abfahrt gegen Osten löste sich unter dem Schneeschuh des einen Freundes ein Schneebrett und glitt, unhörbar im wüsten Loben des Sturmes, zu Tal. Doch raslos eilten wir weiter, so rasch unsere Bretter nur laufen konnten, teils um dem „Malküsterl“ zu entfliehen, teils auch um unsere Glieder wieder zu erwärmen.

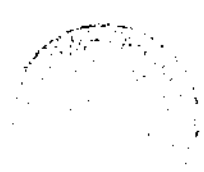
In der Dillingeralm, die wir erreichten, da wir uns infolge des unsichtigen Wetters zu weit südlich gehalten hatten, hielten wir kurze Rast, um eine Kleinigkeit zu verzehren, in erster Linie aber, um durch wilde Länze die erstarren Glieder wieder zum Leben zu erwecken.

Dann ging es durch tiefen Schnee in steiler Fahrt zu Tal. Während die als „Schattberg-Ostabsfahrt“ bezeichnete Abfahrtsrichtung vom Gipfel weg nordöstlich verläuft, fuhren wir in genau östlicher Richtung ab und erreichten so den Löhnersbachgraben etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde oberhalb seiner Mündung in das Glemmtal.

\* \* \*

Wie die Schilderungen künden, ist im Saalbacher Schirevier für alle Schiläuferwünsche Erfüllung möglich. Leichte Genußfahrten wie sportlich-schneidige Touren stehen zur Wahl. Und weil dazu schon früh und reichlich der Schnee sich dort einstellt, aber erst spät schwindet, wurden die Saalbacher Berge wohl mit Recht schon von meinem Bruder und seinen Gefährten als Schiparadies gepriesen, in welches Lob heute jeder einstimmen wird, der Saalbach und seine Berge kennen lernt.

Mögen recht viele darin selig werden. Berg- und Schi-Heil!











# NANGA PARBAT-GIPFEL UND RAKHIOT-GLETSCHER

(Ausschnitt aus der Expeditionskarte)



Maßstab 1 : 50 000



Schichtlinienabstand 50 m

Druck von Klein & Volbert, München

Photogrammetrische Aufnahme, im Auftrage des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins von R. Finsterwalder und W. Raechl †

Auswertung mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie Zuschüssen des Reichskulturministeriums und Reichsluftfahrtministeriums am Zeiss'schen Autographen des Geodätischen Instituts der Technischen Hochschule Hannover von H. Biersack und R. Finsterwalder; Felszeichnung im Auftrage des D. u. Ö. Alpenvereins von F. Ebster, Innsbruck









Trigonometrische Anzeigepunkte von Baudienst für Reich- und Vermessungsverein, Wien.  
 Darstellung stereographischer Aufnahme und Ausarbeitung von Dr. Richard Finsler unter Mitwirkung von H. Hirsack.  
 Ausgewählte von Herrn Finsler, Stereogramm des Großglockners, teilweise der geographischen Anstalt der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.  
 Reproduktion der Aufnahme Zusammen mit Aufnahme der Photographen Gen. L. E. M. München, ausgeführt von Zeitschen Stereographen  
 an der Deutschen Reichsanstalt in Stuttgart durch Regierungsbeamten W. Altwegg.  
 Wagnerschen Verlagsanstalt in Leipzig.

**Zeichenerklärung:**  
 ————— Höhenlinie  
 ————— Hauptweg  
 ————— Nebenweg  
 ————— Pfadenweg  
 ————— Kirche  
 ————— Kapelle  
 ————— Bildstock  
 ————— Wirtshaus  
 ————— Mühle  
 ————— Brücke  
 ————— Steg  
 ————— Gemeinderat  
 ————— Jägerhaus  
 ————— Wirtshaus  
 ————— Krone  
 ————— Felsen  
 ————— Wasserfall  
 ————— Quelle mit Aufsatz  
 ————— Quelle  
 ————— Steg  
 ————— Weg und Richtung  
 ————— Weg  
 ————— Wald  
 ————— Krummholz  
 ————— Die Höhe  
 ————— Höhenlinie  
 ————— Offene Stellen  
 ————— Restarbeiten



Die vorliegende österreichisch-italienische Grenze verläuft  
 von E. 1340 bis E. 1375 (E. 1375 bis E. 1395) in Höhe E. 1340 (E. 1375 bis E. 1395)  
 E. 1375 bis E. 1395 (E. 1395 bis E. 1415) in Höhe E. 1375 (E. 1395 bis E. 1415)  
 E. 1395 bis E. 1415 (E. 1415 bis E. 1435) in Höhe E. 1395 (E. 1415 bis E. 1435)  
 E. 1415 bis E. 1435 (E. 1435 bis E. 1455) in Höhe E. 1415 (E. 1435 bis E. 1455)  
 E. 1435 bis E. 1455 (E. 1455 bis E. 1475) in Höhe E. 1435 (E. 1455 bis E. 1475)  
 E. 1455 bis E. 1475 (E. 1475 bis E. 1495) in Höhe E. 1455 (E. 1475 bis E. 1495)